Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...

April 16 – June 18, 1883,
Sever Fund,

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs VIII

(April bis Juni 1883).

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften:

Kleine Revueen:

Monatlich 1 Heft. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von

Richard Fleischer.

Achter Jahrgang.
Heft 4. April 1883.

Breslau und Berlin.
Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

Inhalts-Verzeichniß.

April 1883.

Sylvanus.

Eine Novelle aus den Abruzzen.

Nach dem Italienischen des Domenico Ciampoli

von

Robert Hamerling.

I.

Während die Herden schönhaariger Ziegen und schwarzer Schafe die Kräuter auf den Gebreiten der grünen Hochebene abrupften, am Fuß grauer Felsen und zwischen den Schlehdornsträuchern, lag er bäuchlings auf dem Grat eines Bergvorsprungs, und schaute in die Tiefe der Thalniederung so aufmerksam nieder, als ob er die Spur eines Wildes verfolgte.

Die hochstehende Sonne warf ihre Strahlenpfeile; aber der Hirt mußte nichts davon spüren, daß dieselben ihm durch die Ziegenfelljacke drangen oder auf den Hut fielen: mit den haarigen Fäusten stützte er sein Kinn und schaute, schaute. Aus dem Abgrund, der von Fels zu Fels abstürzte, drangen kühle Lufthauche, mit den scharfen Gerüchen des dunkelgrünen Waldes gemischt, kam das dumpfe Gemurmel der lebendigen Wasser, welche von den Felsen entsprangen und in Kaskaden durch die felsigen Engpfade hinunterrauschten, das Glockengeläute der Kühe von den fernen Wiesengründen, und von Zeit zu Zeit der Knall von Sprengungen, dessen Widerhall sich in den Bergpässen verhundertfachte. Der Hirt merkte, daß das Thal seit einiger Zeit nicht mehr dasselbe war. Einst floß da oben der Bergstrom breit und frei dahin, von Weiden- und Pappelgebüsch und saftigem Kräuticht umschattet; mit nackten Füßen überschritt man ihn auf glatten, nebeneinander gereihten Steinen. Auf der weißen Landstraße, die neben ihm hinläuft, erschien gegen Mittag die Postkutsche, in eine Staubwolke gehüllt, und verschwand gleich wieder in den Krümmungen des gegenüberliegenden Berges. Hie und da lag eine Hütte wie verloren zwischen Kreidefelsen und Farnkraut und sandte eine anmuthige Spirale bläulichen Rauches in die Luft. Weidend schweiften Büffel- und Stutenherden umher, die Hirten und die Hirtinnen saßen unter den hundertjährigen Bucheichen, von Liebe plaudernd, oder unterhielten sich mit dem Wurfsteinspiel, oder mit der Schleuder, oder fischten mit Netzen und Angeln. Manchmal erklangen von den Bergeshalden, aus dem Schattengebüsch der Eichen ländliche Gesänge, langgedehnt, schwermüthig, weich, nur unterbrochen vom Gewieher der Füllen und vom Gebrüll der Rinder. Einen stillen, heitern Frieden sog man mit den linden Lüften in sich, und auch beim Wechsel der Jahreszeit, wenn dem laubigen Grün des Maimonds das Gewoge goldgelber Aehren folgte, den Aehren das fröhliche Getriebe in den Weingärten, der Wein-

lose Schnee, Fröste und Nordstürme, immer war der Friede heimisch gewesen auf dieser Bergeshöhe. Jetzt aber war's mit dem Frieden zu Ende. Eines Tages sah der Hirt Männer da unten Röhren aufpflanzen, das Gefild ausmessen, ihre Augen in gewisse Instrumente auf dreieckigen Gestellen versenken, gehen, kommen, sich viel zu schaffen machen. Was wollten denn diese Leute? Gehört das Thal nicht uns? Und was ist das für Rüstzeug? Die ganze Nacht dachte er an diese Männer. — „Wenn sie wiederkehren, sollen sie Schleuderwürfe zu kosten bekommen!" schloß er bei sich. Aber die Würfe blieben in der Schleuder, denn jene Männer kehrten bald darauf mit einem ganzen Heere von Werkleuten zurück, von Karstarbeitern und von Weibern, und vollführten einen Teufelsspektakel. Der Bergstrom wurde so eingeengt, daß er einem Mühlbach glich; die Bäume, die man gefällt hatte und auf dem trocknen Schlamm liegen ließ, wurden zu den Dämmen verwendet. Auf der Landstraße hielten oft Lastfuhren an, die Gäule mit Glöckchen behangen; sie brachten seltsames Werkgeräth, mit Rädern, Röhren, Stricken. Die Hütten gingen in Rauch auf, und Häuser wuchsen empor mit nie gesehenem Gebälk, mit spitzigen, glänzenden Dächern und einer Fahne auf dem Giebel. Neben dem Steinhaufen an der Furt wurden beiderseits tiefe Gräben aufgeworfen; die Herden, die Hirten und Hirtinnen zogen, verscheucht, sich auf die Höhen zurück, man sah nur mehr ein Gewimmel von Leuten in langen Beinkleidern, welche, gruppenweise, truppweise, schaarenweise geordnet, das Thal so zurichteten, daß kein Grashalm unversehrt blieb. Es war, als hätte sich ein Rudel Wölfe auf den Leib eines gefallenen Pferdes geworfen. Die Einen gruben Minen und sprengten die Felsen in tausend Splitter, Andere füllten die Gräben der Furt mit Backsteinen und richteten Brückenpfähle auf, wieder Andere füllten sumpfige Niederungen aus, noch Andere behauten Steine, das Weibervolk schleppte sich aufwärts und abwärts mit dem Material der Bauten und der Erdarbeiten, und sang dabei aus voller froher Brust.

Der Hirt vermochte seine Augen gar nicht abzuwenden von da unten. Jeder Knall einer Mine, jeder Schlag einer Spitzhaue, jeder Klang eines Ritornells war ihm, wie ein Messerstich zwischen die Rippen. All' diese Orte, nun so entstellt von jenem Volk, er kannte sie wie die Innenfläche seiner Hand, Stein für Stein, Kraut für Kraut, und es war ihm zur Qual, das Alles so verwüstet zu sehen. Auf Augenblicke wurde der Schmerz in ihm zur Wuth, er ballte die Faust, knirschte mit den Zähnen und schwang seinen Eisenstab. Aber es waren ihrer so viele! . . . Mit einer Art von Betäubung starrte er hinab. Was wollten sie denn unten? Und wer machte sie zu Herren dieser Gegend? Und warum halfen ihnen die Landleute selber? . . . Einmal richtete er sich plötzlich auf, ergriff einen Stein, legte ihn an die Schleuder, ließ diese kreisen in der Luft, und — fort flog er. Der Hirt verfolgte den Flug desselben, und nachdem er einen Arbeiter zu Boden stürzen gesehen, streckte er sich hin auf's Angesicht und stieß ein wildes Gelächter aus. Jener Arbeiter hatte die Mauersteine eines alten Häuschens einen nach dem andern fortgewälzt, die hernach, von den Arbeiterinnen zusammengeschleppt, die Gruben ausfüllen mußten; und jenes

Häuschen, es hatte einst dem Hirten gehört. So hatte er es lieb, wie man eine alte Großmutter lieb hat. Wenn er in's Thal hinunterstieg, setzte er sich gern auf einen breiten Steinblock, wo zu ihrer Zeit sein Vater und seine Mutter sich hingesetzt, um die Sterne zu betrachten und nach Zeichen schönen Wetters zu spähen. Siegreich hatte das Heidekraut das verfallene Mauerwerk überwuchert; von Moos waren die Wände wie gestickt, die Eidechsen huschten im Kräuticht des Erdgeschosses hin: aber er fühlte sich dort behaglich, wie nach einem langen Arbeitstage, ließ sich's wohl sein im Schatten einer Erle. Die Zerstörung auch dieser armseligen Mauern mitansehen zu müssen, das war zu viel für ihn, und so hatte er den Schleuderwurf gethan. . . .

„So ist's!" — sprach er zu sich — „das arme Volk verliert Alles; es stirbt, und läßt, wie das Vieh, kein Erbe hinter sich." Und er rief sich die Erzählung seines Vaters in's Gedächtniß zurück, wie er jenes Häuschen errichtet hatte! Arm war der Vater gewesen, wie ein dürrer Dornstrauch, und wie ein Dornstrauch eine Wollflocke dem vorübergehenden Schäfchen raubt, so hatte er sein Weib der Mutter geraubt, welche sie ihm versagte. Eine Zeit lang lebten sie, wie herrenlose Hunde, im Waldesdickicht, in den Höhlen des Gebirgs, von wilden Früchten sich nährend; hernach, beim Eintritt der Herbstnebel, beschlossen sie ein Häuschen zu bauen; sie sammelte die Steine, er grub Erde aus, führte die Mauern mit Schlamm, Stoppeln und Hundsgras auf. Tag und Nacht arbeiteten sie und nachdem sie auch Reisig im Holze gesammelt, errichteten sie das Dach mit dürren Aesten, Blättern, Binsen und Röhricht. Ihr erstes und einziges Bett war ein hohes Lager von dürren Blättern; die erste Thür der Hütte war ein Zaun von spitzigen Schlehdornzweigen; die ihnen so gut, wie das Gebiß eines Hundes, zum Schutze dienten. Sie aßen, was der liebe Gott wollte, und manchmal wollte der liebe Gott, daß sie gar nichts äßen. Aber sie hatten einander lieb und lebten so hin, wie die Thiere des Waldes. Wenigstens lernten sie keinen Herrn kennen. O die Herren! . . . Nach Jahresfrist wurde auf jenem armseligen trocknen Blätterdache ein Knäblein geboren, gerade zu Weihnachten. Aber in diesem Stalle fand sich kein Oechslein und kein Eselein, das Kind zu erwärmen, und es hatte nichts außer der magern Brust seiner Mutter. Dann ging der Vater aus zu jagen: lange blieb er oft aus und nie kehrte er mit leeren Händen heim. Einmal schoß er, in Ermangelung von etwas Besserem, einen Geierfalken, und als er ihn aufschnitt, fand er im Kropfe desselben ein Schlänglein, das sich noch regte. Aber von Geierfalken lebt man nicht, und so mußte er denn das harte Brod als Tagelöhner verdienen, er, der bis dahin frei gelebt hatte, wie ein Sperber. Das Knäblein, aus welchem später Masu, der Hirt wurde, — bekam wachsend mehr Blut, als Milch zu saugen, und indem er so darauf lossaugte, nahm seine Mutter ab gleich der Espe im Schatten, aber sie tröstete sich mit dem Anblick des Sohnes, der feist und stark wurde, wie sie sich einen geträumt vor der Flucht mit dem Gatten. Der Vater kehrte bisweilen des Abends finsterblickend heim, wie eine sturmschwangere Wolke, warf seinen Karst in den Winkel, und gab nicht einmal Antwort auf die Worte der Mutter.

Es war ein hochgewachsener, knochiger Bauer, ein echter Sohn der Berge, der, gewöhnt an die Felsschroffen, in der Ebene zu ersticken glaubte; aber für sein Weib wäre er mit blossen Füßen in die Hölle gegangen. Gab es keine Arbeit, und war Alles bedeckt von Schnee, dann dachte er wohl daran in die Fremde zu gehen, wie die Andern, zum „Tavoliere" oder in die pontinischen Sümpfe; aber es kam nie dazu, denn sein Weib schaute ihn an mit den glühenden Augen einer „schmerzhaften Mutter Maria." Lange, kalte, dunkle Tage waren es: Das Weib nährte ein beständiges Feuerchen für das Kind, dafür machte aber der Rauch es blind, und öffnete man, um diesen hinauszulassen, die Thür, so jagten die Stöße des Nordwinds das Schneegestöber in's Gemach. Maisbrod und Kichererbsensuppe war eine Seltenheit: für gewöhnlich lebte man von wilden Kastanien, die man im Walde auflas, oder rothen Kartoffeln, die man einkaufte mit dem Erlös eines in der Schlinge gefangenen Hasen. Hilfe war von Niemand zu erwarten; trostlos, wie die nackte Landschaft, war die Einsamkeit: in den andern Hütten ließ das Elend die Armen einfrieren oder trieb sie zum Diebstahl. Die ersten Brigantenrufe ließen sich zugleich mit dem Echo der Flintenschüsse vernehmen. — „Sie erschlagen die Herren!" hatte eines Tages der Vater bei der Rückkehr in die Hütte gesagt: „und fortan werden wir alle gleich sein; denn da unten, weit von hier, machen sie die Republik!" Dabei schärfte er die Hacke am Wetzstein, während die Mutter im Stillen weinte. Dann hatte er, die Schneide an den Schwielen seiner Hände prüfend, hinzufügt: „Tann ist im Flachland, um seine Schwester zu rächen, weißt du? die sich ertränkte, wie eine Hündin, im Sumpf von Naccio, schwanger von ihrem Herrn. Und Beppe Canu leistet ihm Gesellschaft, um nicht länger Bauer zu sein, da es besser ist als Brigant zu leben trotz Hölle und Teufel. Was bleibt uns? Die Verzweiflung. Sie rauben uns Alles: die Herden, die Ernten, die Töchter, die Weiber; und muckst du, so werfen sie dich in den Diebskotter, wie den alten Nicu; drum ist sein Sohn nun auch Brigant geworden und wird das Herz seines Herrn zu Wurstfleisch hacken!"

Den ganzen Rest des Tages blieb er stumm; am Abend verschwand er, und man sah ihn nur selten wieder, wie einen Kometen. Zuletzt kam er gar nicht mehr zurück. Vielleicht haben sie ihn erschlagen in einem Waldesdickicht, oder er ist nach Amerika gegangen. Der Knabe wurde groß, die Mutter schwindsüchtig; zuletzt machte der Bursch den Schaf- und Ziegenhirten, um seiner Mutter ein bischen Milch zu verschaffen, da ihr nichts Andres half: und er entfernte sich kaum einen Steinwurf weit von ihr, aus Furcht, sie könne ihm davonfliegen, wie eine weiße Taube, und er müsse allein in der Welt zurückbleiben, wie ein Landstreicherkind, ohne die gute Mutter, die den Vater jede Nacht auf ihren Knieen erwartete, weinend und betend, und die in ewiger Angst lebte, wie Einer, der einen Mord begangen. Aber er kam nicht, der Vater. Eines Abends, bei Sonnenuntergang, wollte sie den Grat einer Bergeshöhe besteigen, um den Blick in die Ferne schweifen zu lassen und zu sehen, ob er nicht heimkehre; man mußte sie stützen, tragen — sie war leicht, wie eine Flaumfeder. Als sie bei dem

„Diebskreuz" anlangte, unweit von der Stelle, wo gegenwärtig der Hirt sich aufhält, machte sie Halt, setzte sich und lächelte traurig, in's Thal hinunterblickend: — „Er kommt nicht," seufzte sie; hernach dem Sohn in's Auge sehend: „Lege mich hier unter das Kreuz, wenn ich sterbe," sagte sie. Der Sohn trocknete sich die Augen, aus welchen die Thränen reichlich strömten, und ging die scheckige Ziege zu melken und frische Milch zu bringen; aber die frische Milch trank das Erdreich, denn als er der Mutter sich näherte, da war sie starr, wie Eis, und sprach nicht mehr, blickte nur mit den erloschenen Augen in die weite, weite Ferne hinaus, um zu sehen, ob der Gatte nicht heimkehre. Er rief sie an und schluchzte und schlug mit der Faust gegen die Stirne, aber ringsum herrschte tiefes Schweigen, düster und schaurig. Drunten in den Dörfern hallte in langsamen Klängen das Ave Maria: in's Paradies entflohen war die Seele der Mutter mit einem dieser Glockenklänge. Er kniete neben ihr eine Zeit lang, hatte keinen Blick für die Herde, die sich um ihn her gesammelt; und als er hernach das Haupt erhob, sah er das bleiche Augesicht der Mutter von Licht umflossen: die Bergeshöhen erglänzten, wie unten der Fluß, über den sich eine silberne Brücke zu legen schien. Es war das Licht des Mondes, der im reinen, tiefen Nachthimmel schwebte. Er bettete die Mutter auf Gras und Kräuter, gab ihr unter das Haupt ein Kissen von Thymian und Rosmarin, drückte ihr die Augen zu und kreuzte ihr die Hände auf der Brust. Taumelnd, wie ein Berauschter, sprang er fort, um unter dem „Diebskreuze" das Grab für sie zu höhlen. Er lockerte Steine mit den Händen, untergrub sie mit dem Eisenstabe, und ließ sie dann zwischen den zerklüfteten Felsen hinrollen: er fand eine Art von Trost in diesem wüsten, wilden Thun. Bisweilen erhob er das Haupt, um die Todte zu betrachten: da lag sie, noch immer wie schlummernd, das Mondlicht im Angesicht. Der scharfe Ton des Eisenstabes auf dem Gestein klang in dieser schweigenden Oede, wie ein Falkenschrei, und ihn selber traf er, wie ein Faustschlag vor die Brust. So war sie also todt, die Mutter? Todt? Und was hieß das, Sterben? Er dachte, das hieße keinen Boden mehr unter den Füßen spüren und fallen, fallen, fallen in einen finstern, schwarzen, schweigenden, unendlichen Raum. Plötzlich überfiel ihn eine Angst: eine Gänsehaut überlief ihn und sein Haar sträubte sich: alle düstern Phantasiebilder der Bergbewohner wurden um ihn her lebendig im Spiele der Schatten und Lichter; mit Gespenstern bevölkerte sich der Berg, und er flüchtete sich zitternd in die Nähe der Mutter, sich bekreuzend, wie ein Kind. Aber er ermannte sich, es war ja nichts; er kehrte zum Grabe zurück und grub weiter; da stieß er auf das harte Felsgestein, das ihn glatter Marmor däuchte. Er reinigte es mit den Händen, raufte die Gräser aus, die über den Rand der Grube hingen, und machte sich daran, zwei Eichenäste, bedeckt mit Heidelbeergesträuch, in Gestalt eines Kreuzes zusammenzufügen. So erwartete er, zur Seite der Mutter sitzend, das Morgengrauen; der nächtliche Windhauch wehte ihm scharf in's Gesicht und schien gleichsam zu gefrieren im kalten Mondlicht. Er glaubte, seine Mutter könne noch leiden, zog seinen Rock aus und bedeckte sie damit. Er meinte, daß die Todten, welche bei Nacht begraben werden, das

ewige Licht nicht sehen. Als aber der Himmel sich hellgrau färbte und der Mond unterging, errichtete er in der Grube ein schönes Lager von duftigen Kräutern, und bettete die Mutter darauf, seine arme Mutter; dann kauerte er sich auf den Boden nieder, nicht wissend, was er weiter beginnen sollte. Erst die „Bastarda", die mit ihren Schafen da hinauf kam, bedeckte das Gesicht der Todten mit Blumen und mit der Schürze, und begrub sie dann, und nachdem sie das „Diebskreuz" an seinen Platz zurückgebracht, führte sie den Jungen, der mehr todt, als lebendig war, hinweg, denn seine Schafe hatten sich verlaufen, so daß es den ganzen Tag brauchte, sie wieder zusammenzubringen, und behielt ihn dann bei sich in der „schwarzen Grotte." Und der Knabe wollte von da an nicht wieder in seiner väterlichen Hütte leben, wo die Mutter nicht mehr war, wo beständig der Nordwind pfiff und die Reiser des Dachs die dürren Blätter entführte, auf welchen er geboren war. Und nun trugen jene Andern da unten die letzten Steine weg, und Masu, dem Schafhirten blieb nichts mehr, als der Himmel über ihm und die Erde unter seinen Füßen.

O wie viele Thränen vergoß Masu dort auf dem moosigen Steine, indem er an das Leid dieser Tage gedachte und sein schönes Thal immer mehr sich verändern sah! Es war ja wirklich sein, das schöne Thal, denn er war da geboren und aufgewachsen, hatte da gelitten und seine Eltern verloren, und Niemand liebte mehr, als er den unglückseligen Ort, wo jeder Stein ihm werth war, wie ein Stück Brod. Als er den letzten Stein seines Häuschens verschwinden sah, da richtete er sich, wie ein Standbild, auf über dem steilen Abhang, schleuderte jenem Volke einen Fluch zu, und verlor sich im Walde, heulend wie ein Wolf, mit lauter Stimme „Bastarda" rufend.

II.

Die Bastarda war ein starkes Mädchen, hoch gewachsen, barfuß, mit mächtigen Armen und voller Brust, mit einem Rocke, der in Fetzen hing, mit schwarzen, zerrauften und gekräuselten Haaren, welche ihr in freien Flechten auf die halbnackten, von Sonne und Frost gebräunten Schultern herabhingen. Sie war Hirtin gestohlener Schafe und lebte frei in den Wäldern, wild, wie ein zaumloses Füllen. Die Weiber der nahen Dörfer hatten von ihr reden hören, wie von einer häßlichen Hexe oder schwarzäugigen Fee und fürchteten sich vor ihr; die Holzarbeiterinnen flohen, wenn sie ihr begegneten, oder verbargen sich im Dickicht. Selbst die Männer zitterten vor ihr; denn sie hatte in ihrem Wesen und in den Augen einen gewissen bösen Zauber, um alle mit Blitzesschnelle verliebt zu machen und sie dann in die Todsünde zu verstricken. Wo sie geboren war? Woher sie gekommen? Man wußte es nicht genau; seit zehn Jahren hatte man sie die Sümpfe durchwaten, unter dem Dorngestrüpp mit allen Dorfjungen sich herumtreiben gesehen, und man nannte sie die „Bastarda", denn die Tante Rosalie, welche mit sechzig Jahren noch unverheirathet war, hatte sie mit der Milch ihrer Eselin aufgezogen. Tante Rosalia starb, da schlug die Bastarda sich in den Wald und dann — wer mehr zu sagen weiß, mag es sagen. Seltsame

Reden machten von ihr die Runde, so daß es eine Schande war, dieselben anzuhören, und daß die Hirten und Holzhauer große Lust bekamen, ihr nachzulaufen, sich auf ihrer Spur zu verlieren in den düsteren Engpässen des Waldgebirges. Der Pfarrer, der sich immer in Alles mischt, hielt sogar eine Predigt gegen sie und nannte sie mit so wunderlichen Namen, daß das Wort des Herrn weniger vermochte, als ihre Reize, und die Sache nur ärger machte. Einige versichern, der Pfarrer selbst sei gegangen, sie aufzusuchen, um sie zum Besuche der Kirche zu bewegen, sie zu bekehren, habe aber einen ungeheuren Mißerfolg davon getragen, denn von Kirchen und Heiligen wollte sie nichts wissen, setzte auch nie einen Fuß in die Flecken und in die Weiler, nicht einmal, wenn die Wölfe dahin kamen, durch den Hunger des schneeigen Winters getrieben.

Als Masu, der Hirt, von ihr in die schwarze Grotte geführt wurde, schaute er ihr in's Gesicht, und ohne sie jemals gesehen zu haben, rief er: „Du bist die Bastarda!" So gut hatte man sie geschildert. Und die Bastarda erwiderte: „Ja, ich bin die Bastarda." Und als ihn dabei eine Betäubung überkam, wie einen Berauschten, drückte sie ihn heftig an die Brust, wobei ihre Augen seltsam leuchteten, als ob sie in Einem weinte und lachte. Dann führte sie ihn an der Hand die schwarze Grotte entlang, wo man die Hand nicht vor den Augen sieht, und nach vielen Windungen und Wendungen, nach vielem Aufwärts- und Abwärtssteigen gelangten sie in ein hübsches Gemach, aus Felsgestein gebildet, ganz hell, denn das Licht drang von oben schräg herein, durch eine entfernte Felsenspalte. Es gab da drinnen Ziegenfelle, wie Teppiche auf den Boden ausgebreitet, und Schaffelle als Matraze, dazu ein Haufen Nüsse, Mandeln und andere Früchte; an den Mauern hingen Hammelsviertel, an der Julisonne gedörrt, welche nach Rosmarin und Minze dufteten. In einem andern Winkel lag ein Beil auf einem Stoß wurmstichigen Holzes. Aber der Hirt sah von alledem nichts. Das Herz war ihm bedrängt, wie einem Wolfe im Fangeisen. Sein Haupt glühte, wie ein Feuerofen. Die Augen weit geöffnet, brennend, hatte er sich auf die Ziegenfelle niedergekauert; die Bastarda hatte sich zu seinen Füßen vornüber hingestreckt und betrachtete ihn mit ihren Rabenaugen, die ihn anzogen, wie der Blick einer Schlange die Drossel. . . .

Seit jenem Tage lebten die Zwei vereint, wie ihre Herden; sie schweiften umher an den Felsenzinken, warfen mit der Schleuder, verfolgten einander durchs Dorngestrüpp. Dann aßen sie Erdbeeren und Maulbeeren auf zartem Moos im Schatten der Eichen, ließen dabei die derben, schwieligen Füße baumeln in der glashellen Fluth eines Bächleins, wo Pflanzen in Büscheln, wie wallendes Haupthaar, sich auf dem Wasser wiegten. Manchesmal verschwand die Bastarda auf kurze Zeit; Masu rief sie mit lauter Stimme: er fürchtete sich jetzt allein zu sein, unsichern Trittes ging er für sich hin, der Wald hatte ein verändertes Aussehen, er konnte ihn nicht mehr durchstreifen, ohne sich zu verirren. Auf seinen Ruf antwortete zuweilen der Ruf des Kuckucks, das Geheul des Wolfes, das Geschrei des Falken, der Triller der Nachtigall. „Sie ist's!" sagte Masu und suchte sie im Dickicht des Dorngesträuchs, unter dem Laubwerk der Steineichen, im

Nadelgehölz, hinter den Felsen, warf mit Kieseln nach allen Richtungen, sie aufzujagen.

Manchesmal gelang ihm dies, und dann gab es Sprünge und Schwünge, ein sich Losreißen und sich Verfolgen, Kämpfe und Zärtlichkeiten. Wenn er verzweifelte, sie zu finden, so legte auch er sich in den Hinterhalt, auf den Bauch gestreckt, und wartete, die Nägel in's Erdreich bohrend, den Blick gespannt, die Lippen geöffnet. Da sah er sie gemach von einem Baumwipfel heruntergleiten, aus einem Graben hervorkommen, zwischen Farrenkraut oder Ginster sich durchschlängeln, von einem Steinblock herabspringen, sich drehen und winden, nach Luft schnappen mit den breiten Nasenflügeln und zusammengepreßten Lippen. Welch' ein Fest war dann das Wiederfinden! . . .

So lebten sie von Sonne, Luft, Liebe — frei und glücklich. Von da oben bei den glänzenden Sonnenuntergängen, welche die hellsten Aussichten in die weiteste Ferne gestatteten, betrachteten sie den Rest der Welt wie einen verwirrten Traum, an den man sich beständig erinnert, und sie empfanden Angst davor. Die Bastarda konnte jedoch nicht umhin, eine große Neugier zu verrathen — schön mußte es sein, das Meer, jener blaue Streifen, der mit dem Horizont zusammenfließt, und die großen Städte, und jene Thürme, die man unendliche Meilen weit noch immer sieht. . . . „Laß uns in die weite Welt gehen!“ hatte sie eines Tages zu Masu gesagt. Dieser war über das Wort erschrocken, aber den Tag darauf hatte er mit einem großen Stück Käse von einem Drechsler eine Querpfeife eingehandelt. Mit Querpfeife und Schalmei ziehen ja so viele durch die Welt und führen ein Leben, wie Herren! Aber es war ihm nicht gelungen, das Weihnachtsliedchen spielen zu lernen und aus dem Gang in die weite Welt war nichts geworden: nur eine große Unzufriedenheit mit sich war ihm davon in der Seele zurückgeblieben. Ein anderes mal war eine Neuvermählte, ganz in Gold und Seide gehüllt, in's Thal hinabgewandert: die beiden hatten sie vom Diebskreuze aus erblickt, und lange war die Bastarda geblieben, ihr nachzusehen, auch als der kleine Brautzug schon im Abendnebel verschwunden war.

„Wie armselig ich aussehe!“ hatte sie hernach zu wiederholten Malen gedacht, mit einem Blick auf ihren Rock, der zerfetzt in Fransen niederhing, auf die halbentblößte Brust und die großen unbeschuhten Füße. Und in der Nacht hatte sie nicht eine Minute geschlafen, als ob sie auf Nesseln gelegen wäre. Masu hatte sich schlafend gestellt und sie seufzen gehört und dazu geschwiegen: war doch er daran schuld, weil es ihm nicht gelungen, für den Gang in die Welt die Querpfeife spielen zu lernen. Dann war sie vor Tagesanbruch aufgestanden, und — weg war sie. Masu fand keine Ruhe; er führte seine Thiere auf die Weide, aber nach einem Schafe, das sich von der Herde entfernte, warf er einen Stein, der es, wie todt, zu Boden streckte. Dann setzte er sich auf einen Holzblock, und blies aus Leibeskräften in die Querpfeife hinein, als ob er in dieselbe seine tiefste Seele ausschütten wollte. Er blies noch, als seinen Rücken ein Steinwurf traf, der ihm nicht sonderlich wehe that. „Das kommt aus dem Dickicht,“ sagte er, hob den Kiesel auf und lief dahin. Da stand die Bastarda vor ihm ganz

mit Blumen bekränzt: zwischen den Haaren, längs der Flechten, die Brust hinab und um die Mitte des Leibes verschlangen sich, hingen nieder und ragten empor Gänseblümchen, gefleckte Lilien, Ginster, Mohnblumen, Klatschrosen, Büschel von gelben Veilchen, von Blüthen der Waldrebe, von Wachholderbeeren, Schierlingsdolden: ein Bachanal von Farben und Düften. Masu stieß einen Schrei aus und faßte sie um die Mitte, ohne ein Wort zu sagen. Dann rief er wiederholt, noch ängstlich bewegt, sie küssend, und die Düfte in sich ziehend: „Du bist schön! o du bist schön!" Dabei zitterten ihm Glieder und Stimme. „Schöner, als die Braut gestern?" fragte sie lächelnd und preßte die Lippen zusammen. Masu wußte sich gar nicht mehr an die Braut zu erinnern. „Schöner, als die Braut, — schöner, als Alle!" rief er dann und streckte sich zu ihren Füßen hin. Das stachliche, kühle Dickicht ließ das Sonnenlicht, wie durch ein Sieb, dringen: wie goldener Staub, fiel es auf die Liebenden herein. Ringsum flüsterte der dichte Wald auf der Höhe im Windeshauch, die leichten dürren Blätter knisterten, wie seidenes Gewand; in der Ferne ließ ein Specht die Dornbüsche entlang seinen metallischen Laut vernehmen, im schattigen Grün weidete still die Herde und die Luft schien von wonnigen Aromen gesättigt.

Die Bastarda empfand nicht den Schmerz Masus, als man kam, das schöne Thal zu verwüsten. An dem Tage, als er von der Spitze des Diebskreuzes hinweg gelaufen war, nach ihr rufend, heulend, wie eine Bärin mit leeren Zitzen, saß sie eben rittlings auf dem Ast einer Eiche, welche sich zu dem Abgrund hinunterneigte, und betrachtete mit einem unbestimmten Lustgefühl das Kommen und Gehen der Arbeiter, die Reihen ländlicher Weiber mit der Last von Erde oder Kalk auf dem Kopfe, die Holzbaracken, mit den Fähnlein darauf, vernahm mit einem Freudenausruf den Knall der Minen und den fernen Liedergesang, welcher ganz anders klang, als die üblichen Ritornelle. Sie dachte daran, auch da hinabzulaufen, sich unter die Menge zu mischen, um zu sehen, was denn dies Rädergeroll bedeute, diese Röhren, aus welchen das Wasser des Flusses sprang, und was jene Herren mit den langen Beinkleidern untereinander redeten. Die Qual Masus machte sie lachen, sie wußte nicht, warum. O diese Hütte aus Stroh und Schlamm war es werth, daß man darüber sich ereiferte! Ein großer Schatz war da verloren! Masu konnte ihr nicht deutlich machen, was er im Herzen fühlte und was ihm die Kehle zusammenschnürte; es schmerzte ihn eben, wie wenn einer ihm ein Schaf geraubt oder ihm einen Messerstich versetzt hätte. Was verstand davon die Bastarda? Sie wußte ja gar nicht, wo ihr Vater und ihre Mutter waren, und die arme Tante Rosalia war nach der Eselin gestorben, bei deren Milch das Kind aufgezogen wurde. So zog er sich denn in sich selbst zurück, wie eine schlafende Schlange, und ließ nichts weiter merken. Die Bastarda schmollte gleichfalls und wie ihm zum Trotze, stieg sie den Tag darauf zum „Eichenfels" hinab, der näher dem Thale liegt, und am zweiten Tage wagte sie sich bis zu den Kastanienbäumen der Furt hinunter. Masu empfand das, wie einen Dorn im Herzen, aber er sprach kein Wort. Sie dagegen erzählte ihm von den Wundern, die sie geschaut, von der großen Brücke, die man errichtete, von den Eisenstangen,

welche in Haufen längs der Straße geschichtet lagen; sie überhäufte ihn mit Liebkosungen und wollte ihn mit sich hinunterführen, nur auf einen Augenblick, gewiß nur auf einen kleinen Augenblick. Masu war anfangs nicht zu bewegen, dann stieg er bis zum Eichenfels hinunter, nicht weiter, und es kam ihm eine tolle Lust, mit Steinwürfen nach jenen Schuften zu zielen, welche machten, daß er nicht einmal das Wasser des Flusses wieder erkannte, da es schmutzig, wie eine Schlammlache, geworden war. Die Bastarda lachte und zog ihn bei den Haaren und schleppte ihn weiter, indem sie ihn „Fanghund“ schalt und „gefleckter Sperber“ und „Luchs“, und pflanzte ihm in das Blut jenes unselige Fieber, das ihn nicht mehr verlassen sollte.

Eines Morgens, bei Sonnenaufgang, als das Paar mit Melken beschäftigt war, hörte die Bastarda Stimmen im Walde; sie lauschte mit gespanntem Ohr und machte Masu darauf aufmerksam. Es waren ihrer Viele, die da zusammen sprachen; dann vernahm man ein Klingen von Aexten, ein Knarren von Sägen einen Teufelslärm. Christus und alle Heiligen! Sie fällten die Eichen! Masu überließ sich seinem Unmuth auf dem Felsen, erbleichte, zitterte; die Bastarda sah zu; war eine Eiche gefällt, so warfen sich hundert Personen mit Beilen über sie her, hieben die Zweige ab, zersägten sie rechtwinklig, und schichteten die gerade, beinahe glatt gehauenen Hölzer über einander auf.

In einem einzigen Tage fielen unter den Händen jener Tiger ein paar Dutzend Eichen; hoch aufgethürmt lag das Holz, und die Bastarda hörte, daß man es bald in's Thal hinunterschaffen würde: Masu sammelte die Herde, zog noch höher hinauf und verharrte in Schweigen. Man hatte ihm die väterliche Hütte fortgerollt, jetzt vergriff man sich auch an dem Walde; nicht einmal die Steine hatten sie ihm gelassen, sich den Kopf damit zu zerschmettern. Und sie lachten dazu und sangen und ließen sich's wohl sein. Die Bastarda war mit Masu bergaufwärts gezogen, ihre Blicke aber schweiften immer in's Thal hinab. Masu beobachtete sie lauernd. Eines Tages sah er sie mit einem ländlichen Weibe sprechen, welches unter jenen Leuten für Taglohn arbeitete: „Wenn Du zu ihnen gehst, erschlage ich Dich!“ sagte er ihr darauf mit finsterer Miene. „Nein, nein“, antwortete die Bastarda lebhaft; „ich habe Angst vor ihnen.“ Dazu liebkoste sie ihn lange. Des Nachts, es war eine schöne, helle Sternennacht, verließ Masu die Grotte, während die Bastarda rücklings ausgestreckt schlummerte, entfachte ein großes Stück Schwamm mit dem Feuerstein — was ihm nicht leicht fiel, denn es tobte ein Wind, der Felsen entwurzeln konnte — und stieg dann abwärts. Er näherte sich dem hochgethürmten Haufen der Hölzer, ein Arbeiter, das Beil zur Seite, schlief mit der Pfeife im Munde. Masu huschte an ihm hin mit angehaltenem Athem, ergriff das Beil, kauerte sich dann einen Augenblick hinter dem Scheiterhaufen zusammen, und floh hinweg. Noch war er nicht bis zum Diebskreuze gekommen, als der Scheiterhaufen in Flammen stand. „Das wird Dich da unter der Erde freuen, Mütterchen!“ dachte er und kehrte in die Grotte heim, wo die Bastarda noch immer schlief. Er war nahe daran sie aufzuwecken und ihr seine große Freude mitzutheilen, aber er besann sich und ging wieder

fort. Der Scheiterhaufen brannte lustig, wie ein Weihnachtsfeuer; um ihn her kamen und gingen Männer und Weiber, die schwarz erschienen im hellen Lichte des Brandes, die Flammen züngelten nach der Seite hin, sprühten Funken, knisterten. Einen Moment lang fürchtete Masu, der ganze Wald könne in Flammen aufgehen; dann sah er jedoch die feurigen Zungen allmählich tiefer sinken, den Rauch spärlicher werden, und schließlich blieb da unten nichts als ein großer, glimmender Kohlenherd zurück. Am Morgen glaubte er, jene Leute würden abgezogen sein: doch nein, ihre Zahl hatte sich verdoppelt und sie verwüsteten den Wald noch weiter hinein. Eine Verzweiflung bemächtigte sich seiner und er blieb einige Tage lang hoch oben im Gebirg. Die Bastarda schwärmte indessen bei den Reisigsammlerinnen umher, sprach mit der einen und andern, nahm sogar ein schönes Stück Brod an; Brod hatte sie seit geraumer Zeit nicht gegessen. Aber beim Anblicke von Männern lachte sie laut auf und entfloh. Allgemach näherte sie sich den Sägearbeitern, welche, die Brust entblößt, kolossale Sägen hin und her zogen, und zuletzt schleppte auch sie ein großes Bündel von Zweigen herbei. Plötzlich erinnerte sie sich an Masu und es überkam sie eine große Zärtlichkeit gegen ihn; sie lief und lief und fand ihn droben, auf dem Bauche liegend, wie er seit einiger Zeit, die Arbeiten im Thale betrachtend, zu liegen pflegte. Die siebenbogige Brücke wölbte sich über den Fluß; auf der neuen Straße hatte man Eisenstreifen zu zweien gelegt, die aussahen wie die Räderspur eines Wagens; vier oder fünf große, graue Karren, gefüllt mit Steinen, Kalk und Pozzollanerde, fuhren darauf, gezogen von einem schwarzen Gefährt ohne Pferde, das Rauch ausspie, prustend und pfeifend, wie die Seele eines Verdammten. Die Bastarda verwunderte sich über Masu, dessen Augen fast aus dem Kopfe hervortraten; sie setzte sich neben ihn, wagte aber kein Wort zu sprechen. Die Sonne war untergegangen, und in den Baracken zündete man die hellen, weißen Lichter an, die Schafe blökten, ungeduldig nach der Heimkehr verlangend. Die beiden brachen auf. Beim Eintritt in die Grotte machte Masu eine rasche Bewegung mit dem Beile, die Bastarda prallte erschreckt zurück und sah ihm in die Augen; sie hatte ihn verstanden; jene häßlichen Worte: „Wenn Du mit ihnen gehst, erschlage ich Dich,“ kamen ihr wieder in den Sinn. Sie ließ ihn allein zur Ruhe gehen und setzte sich auf ein Felsstück. In der Ebene unten war alles dunkel, außer den Baracken, aus deren geöffneten Thüren eine seltsame, nie gehörte Musik heraufklang. Man tanzte. Mit Adleraugen erspähte sie einen wirbelnden Reigen von Paaren, die sich um die Mitte gefaßt hielten, und es wurde ihr schwindlig im Kopfe. Wieder trat ihr der Blitz des Beiles und der Augen Masus vor die Seele, wieder hörte sie seine Drohung, dazu die verlockenden Klänge, welche verwirrt aus der Ferne zu ihr drangen; sie fühlte eine seltsame Mischung von Furcht und Angst und Lust, sah wieder, wie im Traume, die Welt, die ihr durch den farbigen Nebel einer weiten Entfernung erschienen war. Sie schlang die gelösten Haare in einen Knoten, zog den Rand des Hemdes höher hinauf, um die Brust zu bedecken, und erhob sich. Beim Ausgang der Grotte lauschte sie mit gespanntem Ohr; kein Laut war zu vernehmen; sie blickte rings um sich, niemand war zu

sehen. Sie schüttelte das Haupt und schickte sich an, langsam gegen die dunkle Niederung hinabzugehen, während die goldenen Leuchtwürmchen zu Tausenden durch's nächtliche Dunkel schwirrten.

III.

Langsam stieg sie nieder und kehrte nicht mehr zurück. Masu fand in jener Nacht zum ersten Male sein Felsengemach frostig und vermochte kein Auge zum Schlummer zu schließen. Wo war sie nur jetzt? Hatte sie sich wirklich vor dem Beile gefürchtet? Desto besser! Die Furcht macht den Menschen klug und bewahrt vor Wölfen. Er wendete sich auf die andere Seite. Sie kehrt wohl wieder heim! Die Nacht ist nicht angenehm unter freiem Himmel. Er empfand eine Art von Behagen unter den warmen Fellen, bei dem Gedanken, daß der Wind ihr tüchtig zusetzen werde. Aber jeden Augenblick spannte er das Ohr: das einförmige, dumpfe Geträufel der Stalaktiten in der weiten Höhle, die Windstöße im Gebirge, das tausendfache, geheimnißvolle Wehen und Murmeln und Klingen und Sausen der Nacht unterschied er, zählte er, und sagte dabei: „sie ist es nicht.“ Aber sie mußte doch kommen! In der Nacht, welche dem Begräbniß seiner Mutter folgte, hatte sie versprochen, ihn nie zu verlassen, nur mit ihm allein Verkehr zu haben, und sich die Bekannten von ehedem mit Steinwürfen vom Leibe zu halten. Und wirklich war sie ihm immer treu geblieben, das gute, arme Mädchen, hatte mit ihm die Grotte und die Felle, die Milch und das getrocknete Fleisch getheilt; und nun, ei seht, ist er gar Herr da drinnen, und sie ist draußen! Hier begann die Hitze erstickend für ihn zu werden, und er stellte sich auf die Füße. Gewiß, ich hatte Unrecht, sagte er sich, sie mit dem Beile bedrohen — eine kecke Prahlerei! — und dann auf ihren Sachen schlafen, nein! das geht nicht an. Er müsse sie suchen, ihr sagen, daß sie ihre Sachen für sich behalten solle; — jeder für sich und Gott für Alle! — daß sie nur mit jenen Schuften da unten gehen solle, wenn sie das Herz dazu habe. Er werde sie gewiß nicht beweinen — er nicht. Er werde sich eine andere Höhle suchen, nachdem man ihm die Hütte dem Erdboden gleich gemacht; er werde sich durchschlagen ohne Irgendwen in der Welt, und wenn er es nicht mehr vermöge, so verstehe er sich auf's Springen, und werde den Falkenfels seiner ganzen Tiefe nach ausmessen. Sie könne dann kommen, ihn in Stücken zu sehen, wie einen Ziegenbock in der Fleischbank, und sie werde ihre Freude daran haben. — Sie werde ihre Freude daran haben, denn sie werde sich's wohl sein lassen mit jenen Langbehosten, und er werde sie nicht alle todtschlagen können; aber, Gott sei Dank, er lebe noch, und die Bastarda werde er sich nicht so nehmen lassen, wie er sein Häuschen zerstören ließ; er habe Hände und Fäuste, hart, wie Feuerstein. — Dabei stand er auf, die Arme streckend und die Fäuste ballend. Er verließ die Grotte und sah durch den fernen Bergesspalt am Himmel die „drei Stäbe“ schimmern. „Es ist Mitternacht,“ sagte er, und machte das Zeichen des Kreuzes. Er hielt sich mit den Händen an die Felsmassen und gelangte in's Freie. Im Waldesdickicht hoffte er die Bastarda zu finden, aber sie war nicht da. Ein Käuzchen flog über seinem Haupte hin, mit unheilverkündendem Gekreisch. „Requiem aeternam!“ flüsterte

Masu in der weiten düstern Stille. „Es wird die Seele der Ertränkten sein,“ fügte er schaudernd hinzu und rührte sich nicht mehr. Der Ort war unheimlich; der tiefschwarze Wald schlief, wie ein über den Berg hingestrecktes Ungethüm, hie und da ließ ein vereinzelt stehender Baum den Klageruf einer Eule vernehmen, das graue Felsgestein erglänzte fahl im Lichte der Sterne. Masu glaubte, indem er mit der kalten Luft den Duft des Wachholders einathmete, etwas wie Todtengeruch zu spüren: von ferne sah er zwei leuchtende Funken sich im Dunkel bewegen, dann zwei andere und wieder andere — er kletterte eine Eiche hinauf und blieb rittlings auf derselben sitzen. „Die Bastarda ist nicht im Walde,“ dachte er, „die Wölfe würden sie wittern und heulen: — da kommen sie — da sind sie!“ Und mit paarweise leuchtenden Funken näherte es sich der Eiche, schnüffelnd, zähneklätschend, die Rinde des Baumes zerreißend. — Masu stach nach den Thieren mit dem Eisenstabe; er wußte, sie könnten nicht zu ihm hinaufgelangen, und es machte ihm Vergnügen, von diesen hungrigen Bestien sich vergebens umkreist zu sehen. Die Bastarda mußte entweder im Thale unten sein, mit den anderen Weibern, oder auf einer Bucheiche sitzen, wie ein Häher. Plötzlich hörte man ein fernes, dumpfes Geheul, dann ein anderes, und wieder ein anderes. „Nun werden sie gehen,“ sagte Masu; „irgend ein Wolf hat Beute gefunden.“ In der That verschwanden die Funken in der Dunkelheit. Masu stieg weiter abwärts. Auf dem vom Reif benetzten Grase hinhuschend, hielt er nach wenigen Schritten an und lauschte. Es war nichts. Einmal hörte er etwas, wie ein Seufzen, vom Diebskreuze her: er lief dahin. Nichts! Ueber dem Grabe der Mutter war zartes Gras gewachsen, gestickt mit Gänseblümchen. „O Mutter, Mutter!“ rief Masu und warf sich auf die Knie, während eine große Kröte vom Boden aufschnellte und mit dumpf quatschenden Lauten hinwegsprang. Die Mutter wenigstens meinte es gut mit ihm, die Mutter; und sie hatte er verloren! und nun hatte er auch die Bastarda verloren! Er fühlte eine entsetzliche Verzagtheit in seinem Alleinsein; er konnte den Gedanken nicht ertragen: nie war er einen ganzen Tag lang allein gewesen — nun fürchtete er, allein bleiben zu müssen, wer weiß wie lange! Daß ihn die Bastarda verlassen, schnürte ihm das Herz zusammen. Mit ihr hatte er, ein harmloses Kind, sich in die Arme der Liebe, der Freude, der Lust geworfen, hatte gelernt, daß es noch eine andere, neue Welt gebe außer seiner Mutter, seiner Herde, seiner Hütte. Und er hatte sich eingebildet, daß außer ihr nun nichts weiter zu hoffen, daß nichts weiter zu fürchten wäre, als sie zu verlieren: war sie doch all' sein Gut!

Und nun verlor er sie, wie er die Mutter, wie er die Herde verloren. Dieser Gedanke traf immer und immer wieder sein glühendes Gehirn, wie der Hammer auf glühendes Eisen fällt, und ein Schwindel erfaßte ihn. Und wer nahm ihm alles? Warum war der Vater Brigant geworden und die Mutter gestorben? Wer hatte ihm sogar die Steine seiner Hütte weggenommen? Wer verlockte jenes Weib, das ihm gehörte? Die da unten im Thale, die Langbehosten — ja! mußten doch sie es sein, die Herren, welche den armen Leuten, wie der Vater sagte, die Herden und die Weiber raubten. Ein bitterer Schmerz

durchdrang ihm das Innere, wie Einem, welcher Schierling genossen. Unbeweglich verharrte er dort, auf dem Grabe der Mutter, und starrte hinein in's Waldesdunkel, das so tief war, wie die Finsterniß seiner armen Seele. Nun schien sich ihm seine Vorstellung vom Tode zu verwirklichen: in einem ungeheuren, schwarzen leeren Raume glaubte er zu schweben, ohne festen Grund unter den Füßen — zu sinken — zu sinken — zu sinken ins Bodenlose! Einen Moment schien es ihm, als hätte er die Erde berührt — er war mit dem Kopfe an das Kreuz gestoßen und schüttelte sich. Und als er sich nun erhob, da fühlte er etwas wie erneute Kraft in sich — einen Zuruf der Mutter meinte er im Innern zu vernehmen, er solle sich rächen an jenem Volke. Er blickte in das Thal hinab: es lag in Schlummer; nur aus dem Fensterchen eines hölzernen Hauses drang im Viereck geformt ein Lichtschein. In all' dem Dunkel zog jener Lichtschein ihn an: „Vielleicht ist sie da drinnen," dachte er, „die Bastarda; und ein Anderer hält sie in seine Arme gepreßt, läßt sie nicht fort, giebt ihr weißes Brot und Küsse." Er setzte seinen Weg fort, über Steine stolpernd, zerriß sein Gewand zwischen den Steineichen, beschmutzte sich in den Gräben, verwirrt, rasend, wie ein wüthiger Büffel. Das Morgengrauen fand ihn zwischen den Binsen des Flusses, er kauerte sich hinter einen Dornstrauch und wartete. „Von hier aus," dachte er, „kann ich sie sehen, wenn sie bei ihnen ist." Und er malte sich's aus, wie er mit der Schleuder nach ihr werfen, ihr den Kopf spalten würde. Aber bei den ersten Strahlen der Sonne kehrten die Arbeiter zurück — sie war nicht darunter.

Da lebte in ihm die Hoffnung wieder auf. Vielleicht ist sie in die schwarze Grotte zurückgekehrt und hat die ganze Nacht auf ihn gewartet! Eine Rührung überkam ihn, seine Kniee zitterten. Er lief, er eilte fort in Sprüngen, in großen und kleinen Sätzen. Manchmal hielt er inne, keuchend, schweißbedeckt: er ließ die Blicke den Abhang hinan schweifen — nichts als Felsen und Bäume, aber hinter ihnen, jenseits, mußte die Bastarda sein — mit beiden Herden, den armen Thieren, die er ganz vergessen hatte. Und er sah sich selber schon sich ihr in aller Stille unbemerkt nähern und ihr einen tüchtigen Schlag mitten in den Nacken versetzen, lachend, und rieb sich schon zum Voraus die Hände vor Vergnügen. Aber auf der grünen Holzplatte des Diebskreuzes war Niemand: nur eine Meise trillerte. „Sie wird in der Grotte sein," sagte er sich mit klopfendem Herzen und stieg weiter empor, die Brust geschwellt, wie einen Blasebalg, den Kopf glühend. Dann betrat er den Felsspalt und ging zitternd abwärts. Auf halbem Wege begann er nach ihr zu rufen; er hörte nur die gedehnten Klagelaute der auf einer andern Seite der Höhle eingeschlossenen Herden. „Arme Thiere!" dachte er, aber er setzte seinen Weg nach abwärts fort. Auch in der Felsenkammer fand er die Heimgekehrte nicht! — Da stürzte er auf die Felle hin, wie von einem Schlag auf die Schläfe getroffen, und lange mußte er dort gelegen haben, denn als er seine armen hungernden Thiere auf die Weide führte, stand die Sonne im Zenith: unten im Thale war die Arbeit in vollem Gange, im Walde hörte man das Knarren der Sägen, und den langen einförmigen Gesang der Arbeiterinnen.

So blieb er den ganzen Tag; wie ein Kreisel, ging ihm der Kopf im

Kreise herum und seine Farbe war fahlgrün, wie die einer Eidechse. Seine Bewegungen waren seltsam, als ob er bei jedem Schritte zu straucheln fürchtete; er streckte immer die Arme aus, als wollte er etwas umarmen, das ihm fortwährend entschlüpfte, und murmelte mit dumpfer Stimme den Namen der Bastarda. Er suchte sie mit irren, geschwollenen Augen, er glaubte sie unter den Sträuchern, hingestreckt auf Thymian, unter den Eichen, zwischen den Steinen zu erblicken: und er nannte sie mit den süßesten Worten, die er niemals sonst im Munde geführt und die ihm jetzt aus dem Herzen auf die Lippen drangen, wie ihm die Thränen um die todte Mutter aus dem Herzen in die Augen gedrungen waren. Er erwartete sie: sie war ja nicht todt, wie die Mutter. Als aber die Sonne unterging und das Glockengeläut der Dörfer in den dunklen Bergschluchten widerhallte — da schlug die Herde den Heimweg zur Höhle ein — und sie kam nicht. Sie kam auch nicht während der Nacht, welche Masu auf einem Felsblock am Eingang der Grotte zubrachte, das Beil zur Seite, und die Augen schlummerlos; sie kam nicht, als er gegen Morgen doch eingenickt war und dann die Sonne ihn aus einem gräulichen Traumgesicht weckte, das ihm die Bastarda in eine hungrige Hündin, die an seinem Herzen nagte, verwandelt zeigte.

Jetzt verlor Masu die Hoffnung ganz. „Sie kehrt nicht mehr zurück — nie mehr!“ sagte er zu sich; „da unten giebt es Brotherren, Reichthum, Ergötzlichkeiten für sie!“ — Dann baute er wieder Luftschlösser, wie er ihr nachspüren werde bis ans Ende der Welt, sie jenen Leuten mit Gewalt wieder entreißen, sie zur schwarzen Grotte zurückführen und ihr nie, nie wieder von der Seite weichen werde. Und wieder durchzuckte ihn der Gedanke, daß er sie nicht mehr finden werde, daß er sie wirklich verloren habe für immer. Er verfiel beinahe in Irrsinn, schlug sich mit der Faust vor den Kopf, jagte vor der Herde einher von Hügel zu Hügel, von Fels zu Fels, bis er entkräftet sich an eben dem Orte fand, wo man die Eichen umgehauen hatte. Hier traf er niemand mehr; „sie werden auch die Wurzeln mit fortgenommen haben,“ dachte er. Der Ort war geradezu verödet. Auf dem Boden, neben einer Hecke, fand er einen kleinen losgerissenen Kleiderlappen, welcher dem Rocke der Bastarda ähnlich war; er nahm ihn zu sich und erinnerte sich daran, wie sie sich einmal von ihm, ganz von Blumen bekränzt, im Dickicht hatte finden lassen. Diese Erinnerung machte ihm das Gefühl seiner Verlassenheit noch bitterer und entfachte in seinem Herzen eine Unzahl von Racheplänen, so daß es einem, im Brombeerstrauche aufgestörten Schlangenhaufen glich. Ein alter Bettler, welchen sein Weg durch den Wald führte, hatte ihn gefragt, ob er nicht gehen wolle, sich morgen die Dampfmaschine anzusehen, welche das erste Mal das Thal durchlaufen würde. Er antwortete, er würde dieselbe von der Bergspitze auf dem neuen Wege, die er ihm mit dem Finger wies, zu sehen bekommen. Nachdem er hernach seine Schafe und Ziegen gesammelt, hatte er, wie spielend, einige gewaltige Steinblöcke losgemacht und gegen den Rand des Abhanges hingerollt, wo er sie in einer Lage ließ, daß ein Windhauch genügt hätte, sie in's Leere hinabzustürzen. Er troff von Schweiß und athmete schwer. Aber allmählich zeigte sein Antlitz, indem er sich aufrichtete, abwechselnd bald den

Ausdruck tiefen Schmerzes und unsäglichen Behagens: er glich einem Künstler, welcher sein bewunderungswürdiges Werk betrachtet. Nachdem er die grausigen Steinblöcke übereinander aufgeschichtet, sah er lange in die Tiefe hinab. Das Thal hatte sich inzwischen verändert: die Streifen der Eisenbahn durchzogen die Mitte desselben; in weiterer Entfernung befand sich die neue Brücke. Ueber die Stelle der verwüsteten Hütte am Abhang war Gras gewachsen; die hölzernen Häuser waren beflaggt und vor denselben gab es ein Gewimmel von festlich gekleideten Leuten. Masu verweilte an seinem Platze den ganzen Abend; nach Sonnenuntergang führte er die Thiere in die Grotte zurück und ging dann neuerdings auf die Höhe hinaus. Ein Dämon schien ihm zuzuflüstern, daß die Bastarda sich's wohl sein lasse mit jenem Volke, und daß er von oben herab mit Steinen jene Baracken zertrümmern solle, während eine andere Stimme ihn noch länger zu warten ermahnte. Er wartete in der That bis zum folgenden Tage, an welchem das ganze Gebirge vom Echo verschiedener Musikbanden widerhallte; er sah das Thal von Menschen gefüllt, welche nach einem bestimmten Punkte hinblickten, wie in der Erwartung irgend einer wichtigen Sache. Und in der That kam etwas zum Vorschein: eines jener schwarzen Ungethüme, welche Rauch auswerfen und eine Anzahl menschengefüllter Wagen hinter sich herschleppen. Zuletzt zog ein graues Gefährte die besondere Aufmerksamkeit Masus auf sich: inmitten der darauf zusammengedrängten Menge sah er eine Person hoch aufgerichtet, ein Weib mit einer Fahne in der Hand, welche sie bald hob, bald senkte. Er öffnete seine Augen so weit er konnte, um besser zu sehen: es war ein Weib ohne Zweifel. Die Dampfmaschine bewegte sich vorwärts unter dem Geschrei der beiden Reihen von Leuten; und als sie in die Thalschlucht einbog, welche gerade unter seinem Felsgipfel lag, da erkannte er in dem Weibe mit der Fahne die Bastarda — ja, die Bastarda. Jetzt schüttelte ein furchtbares Zittern seine Glieder und durchlief seine Adern: Liebe, Zorn, Rache durchtobten sein Inneres, wie ein Wirbelsturm entgegengesetzter Winde, und mit gewaltigem Ruck schleuderte er, während der dampfende Zug unter ihm hinbrauste, die Steinblöcke, die Felstrümmer in den Abgrund. Dann warf er sich mit geschlossenen Augen hin auf's Angesicht.

IV.

Die Steinblöcke, die Felstrümmer hatten, von Kante zu Kante prallend und eine Lawine von anderem Gestein mit sich in's Thal hinunterreißend, die Wagen getrennt und zertrümmert, die Dampfmaschine aus dem Geleise gebracht, und die benachbarten Pfade mit Opfern überstreut. Entsetzt starrte Masu hinab. Und wo ist die Bastarda? fragte er. Lebt sie? — Und er fragte sich auch, warum er dies große Unheil angerichtet? Er fühlte sein Auge feucht werden und seine Seele bedrängt; er preßte sein schwarzgelocktes Haupt zwischen die beiden Hände, und wie eingeschrumpft, erschien seine in sich zusammengekrümmte Gestalt. Das menschlich fühlende Herz kämpfte in ihm mit der wilden Härte und gewann die Oberhand. Nun hatte jene Fieberhitze sich in kalten Schauer, der Groll in Mitleid verwandelt: gern wäre er hinabgeeilt und hätte sein Leben gegeben, um einen

von den vielen Verletzten zu retten. Er schloß die Augen und öffnete sie dann langsam wieder, wie um sich zu überzeugen, daß er zu viel gesehen, und daß Alles nur ein häßlicher Traum gewesen. Nein — es war Wirklichkeit! er hatte nur allzu recht gesehen! Man brachte die Verwundeten in die hölzernen Häuser, legte die Todten der Länge nach auf das Gras hin und bemühte sich, die umgestürzten Wagen wieder aufzurichten. Unter den Todten glaubte Masu ein Weib mit der Fahne zu sehen — das Licht seiner Augen trübte sich — Nein! Das vermeintliche Roth der Fahne war vielleicht Blut, das Grün war das des Grases, das Weiß die Farbe des Hemdes . . . „Sie ist es nicht!" sagte er sich wiederholt — und doch glaubte er im Innersten, daß es die Bastarda sei, und er wendete den Blick hinweg. Dann gab es ein Kommen und Gehen, ein Gewimmel, wie das eines aufgestörten Ameisenhaufens: es war ihm, als ob die Mehrzahl blutgierige Blicke zur Bergeshöhe emporsendete, die Fäuste drohend emporstreckte, ja, ihn bedrohte — und das gefiel ihm besser, als jene Stille, in welcher ein Jammern der Weiber, Fluchen der Männer, Röcheln der Kinder vernehmlich war. „Was nun weiter?" fragte er sich, „wohin gehen? was beginnen?" Jene Leere, die er oft um sich her gefühlt, that sich jetzt noch tiefer unter seinen Füßen auf, und sein Verbrechen schwand ihm aus den Augen, nur um ihm unaustilgbar gegenwärtig zu sein im tiefsten Innern, wie das Bild der Bastarda. Die Einsamkeit erweiterte sich allmählich um ihn bis ins Unendliche, dem größten der Wellenkreise vergleichbar, welche ein in die Fluth geworfener Stein bewirkt. Er empfand eine geheimnißvolle Angst, wie in finsteren Nächten, zitterte beim Fallen eines Blattes, erwartete eine gewaltige, unbekannte Züchtigung, ohne zu wissen, von wem und wann sie kommen würde. Auf einmal schienen ihm nun der Wald, die Felsen, sogar seine Herde, feind geworden: er mußte sich jetzt vertheidigen, sich zum Kampfe bereit halten: mißtrauisch-schielende Blicke warf er um sich, während im tiefsten Blau des Himmels die Sonne strahlte, herniederlächelnd auf das von Jammer erfüllte Thal, und der Wald seinen Odem in würzigen Düften verhauchte.

In einem Momente, als er eben so um sich blickte, wie verwildert, sinnbethört, wurde er auf dem Eichenfels den alten Bettler gewahr, dem er am Morgen begegnet war, und hinter ihm her gingen Soldaten. Sie blickten alle aufwärts, gerade nach seiner Bergeskante. Bei seinem Anblick beschleunigten sie die Schritte auf dem abschüssigen, von Dornengestrüpp bewachsenen Hange. Nun gewann seine Angst eine bestimmte Gestalt, sie funkelte in den Röhren jener Flinten, sie näherte sich in den Schritten jener Männer, sie erklang in den Flüchen derselben, er fühlte sie lebendig in sich, wie den Drang der Vertheidigung. Zwei Steine in der Hand schwingend, ging er mit raschem Schritt auf den Felsspalt der schwarzen Grotte zu. Sie kommen seinetwegen ohne Zweifel, sie werden ihn fesseln wie einen Wolf, sie werden ihn tödten wie einen wüthenden Hund, aber vorher, o vorher wird man ihn kennen lernen! Ei, seht nur die Armen! wie sie beim Aufwärtsklettern über eine Felskante fallen, rutschen, ausgleiten bei jedem Schritt; sie triefen von Schweiß und schon auf halbem Wege sind sie athemlos; bevor sie sich ans Diebskreuz anklammern können, wird er schon in der Höhle

verschwunden sein. Ein bittersüßes Gefühl war es ihm, zu sehen, wie sie unfähig waren ihn zu erreichen, und zu wissen, daß er den Kampf mit ihnen aufnehmen könne. Wie der Adler aus seinem Neste, sah er, nachdem er zum Eingang der Grotte gelangt war, vom Felsen hinunter und bemerkte, wie der Bettler die Soldaten trefflich führte, nach der schwarzen Grotte und der Herde hinweisend, welche eben dahin zurückkehrte. Hinter den Soldaten gingen viele Landleute mit Fackeln von Maisstroh und trockenem Reisholz. Ohne Zweifel wissen sie von der Grotte, und glauben, daß er da drinnen sei, und da drinnen hoffen sie ihn zu fangen. Man sieht, daß sie sich nicht auf Höhlen verstehen, diese Leute! Indessen verbarg er sich zwischen den Felsen, aber der Gedanke an das Weib mit der Fahne quälte, verfolgte ihn. Er sah sie vor sich mit dem schwarzen, krausen Haar, mit den sanften, glänzenden Augen, dem weichen, warmen Leibe, er glaubte ihr Liebesgeflüster zu hören, den Druck ihrer Umarmung zu spüren, er dachte hinabzusteigen ins Thal, sie zu suchen, sie ein letztes Mal wiederzusehen und sie, wenn auch todt, auf den Berg mit sich empor zu schleppen. Aber man müsse dazu die Nacht abwarten; bei Tage würde man ihn da unten erschlagen: jener Bettler müsse ihn angezeigt haben! Arme Bastarda! Sterbend wird sie gemerkt haben, daß er sich an ihr gerächt, weil sie ihn verlassen, daß er das ihm zugefügte Leid hundertfach zurückgezahlt, daß es besser gewesen wäre, wenn sie niemals die Bergeshöhe verlassen hätte, ja, es niemals verlassen hätte, das weite Daheim der Armen. Indessen schöpfte Masu die Gewißheit von der Annäherung der Soldaten aus dem Geknirsch des Sandes, der unter den ungleichen Schritten derselben abrollte, aus den heiseren, wirren Lauten der Stimmen, insbesondere aber aus der Heimkehr der Herde, welche erschrocken flüchtete und sich in das Dunkel der schwarzen Grotte warf. Instinktmäßig folgte er ihr. Die Soldaten werden da nicht hineingelangen, dachte er, und wenn auch: ihn zu finden, das werde ihnen schwer werden! Man müsse die helle Kammer zerstören, das Fleisch und die Felle verbergen. Da kam ihm aber der Gedanke: Und wenn die Bastarde noch lebt? Wenn sie zurückkehren wollte? Warum sollte sie da nicht all' das Ihrige wiederfinden? — Er machte sich daran, Alles in eine ziemlich seichte Vertiefung der Höhle zu werfen und die Oeffnung mit einem Steine zu schließen. Dann lauschte er mit gespanntem Ohr. Deutlich hörte er die Worte des Bettlers: „Ich selbst habe ihn da eintreten sehen: er wird uns nicht entwischen; stellt nur Wachen aus und zündet die Faschinen an!“ Ein Schauder überlief Masu; er kletterte an einer Tropfsteinsäule empor, schwang sich von hier auf einen Felsenvorsprung, und befand sich da wie in einer Emporkirche, von welcher aus man einen großen Theil der sich weit in der Länge hin erstreckenden Grotte übersah. Ich könnte sie alle tödten, dachte er bei sich mit bitterem Lächeln; aber sie sind in meinem Hause, sie können mir kein Leid thun, lassen wir sie in Frieden! Die Landleute mit den angezündeten Fackeln gingen vorwärts. Die schwarze Grotte wurde allmählich von qualmenden Lichtern erleuchtet; behutsam tastend verfolgten die Soldaten ihren Weg. Auf einmal stießen sie ein „Oh!“ der Verwunderung aus. Um sich blickend sahen sie das Dunkel wie durch einen Zauber in einen ungeheuren, wundervollen Saal ver-

wandelt, einer gothischen Kirche ähnlich, die Schiffe geschmückt mit einer großen Zahl von Säulen, zum Theil bis zur Wölbung hinanreichend, zum Theil abgebrochen oder umgestürzt. Von der Wölbung selbst hingen umgekehrte Pyramiden hinab und Bildungen, welche Blumengehängen und Büscheln oder Tauwerk ähnlich waren, oder in weißen Spiralen bis auf den Boden herunter liefen. An den Wänden erschienen tief eingegrabene Oeffnungen, ragte Gestein von ungeheuerlicher Gestalt hervor, zeichneten sich bizarre Formen ab. Im Wiederschein des Lichtes schimmerte jeder Winkel, sprühte gleichsam Funken, nahm verschiedene seltsame phantastische Gestalten an. Es gab da Altäre von Topas, saphirene Kandelaber, Flächen wie weißes Linnen, Vielecke, deren Facetten in hundert Farben spielten. Wie zu Kindern geworden, standen die Soldaten mit offenem Munde. Bei jedem Schritte änderte sich die Scene: die Säule schien ein Madonnenbild, das Blumengehäng ein Engel mit weit hinwallendem Gewande, das sich im Dunkel verlor. Aus dem Boden erhoben sich nie gesehene Thiergestalten, große Eidechsen, Bären, Elephanten, groteske Statuen, Häupter von Riesen mit herausgestreckter Zunge, Schlangen, deren Schweif sich auf dem Boden ringelte, und deren Haupt in der unabsehbaren Höhe verschwand. Im dunklen Hintergrunde öffneten sich andere Säle, andere geheimnißvolle Labyrinthe. Die Fackeln drangen weiter vor, man dachte nicht mehr an Masu; jene Zaubergebilde betäubten die Sinne der guten Leute. Weiterhin erhoben sich Arkaden, kleine Brücken, öffneten sich Fenster im maurischen Stile, liefen lange Säulenreihen hin, die Orgelpfeifen ähnelten. Weite Korridore endeten in ehrfurcht-gebietende Basiliken, deren Wölbungen von unbewegtem Gewölk bedeckt, von riesigen umgekehrten Kegeln besetzt schienen, während vom Boden sich Spitzsäulen, Glocken- und Festungsthürme, Ruinen unerkennbarer Denkmäler erhoben. Plötzlich verspürte man auch wohl, bei der Wendung um einen Felsblock, einen kalten Windstoß; bei näherer Betrachtung entdeckte man einen Abgrund, der in finstere Tiefen hinabreichte; in einiger Entfernung brauste und donnerte ein wilder, in Bogen sich ergießender Wasserfall, unter welchem man, von tausend glänzenden Tropfen umsprüht, wie unter einem Regen von Brillanten hinwegging, um neue Räumlichkeiten von wundersamer Structur zu betreten. An einer Wand glaubte man einen erdrosselten Mönch herunterhängen zu sehen, an einer anderen baute sich ein hohes Grabmal auf. Zwischendurch änderte sich die Bodenfläche, sich senkend, sich vertiefend, sich hebend, sich krümmend: die Wölbungen breiteten sich aus, zogen sich zusammen, verloren sich im Dunkel, schienen manchmal drückend über dem Haupte zu lasten: die unabsehbaren Korridore liefen zu Löchern ein, um sich dann wieder in Gänge zu öffnen, von ungeheuren Felsmassen eingefaßt, geschmückt mit Zelten, oder Zutritt gewährend zu einer Art Gebüsch von steingehauenen Pflanzen und Bäumen: Zapfen tragenden Fichten, Eichenstümpfen, Haufen von kolossalem Blumenkohl und aufrechten Kolben, Reihen verworrener Stengel und kriechender Wurzeln, Trauben von Wacholderbeeren, spitzigen Blättern von Disteln, von Akanthus, von Palmengewächsen: eine bunte, gleichsam durchsichtige Vegetation, die einen Kontrast bildete zu dem dunklen blumigen Zierrath der Wände, welcher

bei der Berührung verschwand. Wie betäubt bewegten die Leute sich vorwärts, im Banne eines Zaubertraumes, an keine Rückkehr denkend und keines Zieles ihrer Wanderung gewärtig. Von Zeit zu Zeit umschwirrten Schwärme von Fledermäusen die Fackeln, von den Wölbungen sich gleichsam loslösend, die Soldaten erschreckend und dann wieder im unendlichen Dunkel der Höhle verschwindend. Die brausenden Wasser weckten das Echo, durchdrangen die schwere, dumpfe Luft, welche mit Feuchte und mit Erdgeruch gesättigt war, ließen Tümpel zu Tage treten und machten die Höhlungen erzittern. Die Fackeln umgaben sich mit dichtem Dunst, zeichneten seltsame Gespenster von Licht und Schatten, verdüsterten sich, um dann hell wieder aufzuleuchten. Die Soldaten sahen einander ins Gesicht, wie um sich der Wirklichkeit dieses Ortes zu versichern, stießen Rufe aus und hieben Tropfgestein in Stücke. Durch die spitzbogigen Wölbungen, zwischen den von Pilastern besetzten Mauern, bei dem Geräusch seltsamer Laute, in der schaurigen Dunkelheit, nahm die Gestalt Masus für sie phantastische Verhältnisse an, von Grotte zu Grotte, von Fels zu Fels glaubten sie ihn zu erblicken in gigantischer Froschgestalt; es waren ihrer so viele, und das Unbekannte jagte ihnen größeren Schrecken ein, als der Mensch. Masu folgte ihnen, belauerte sie; auf einmal ließ er ein Felsstück herabfallen, vor welchem sie sich entsetzten, er lachte laut, und es klang wie das Hohnlachen eines Dämons. Man begann an die Rückkehr zu denken, aber der Offizier wollte davon nichts hören, man mußte ja des Unholds habhaft werden. Da stieß Masu den heulenden Laut eines Bären aus; im Augenblicke vereinigte sich die Schaar und legte die Flinten an; es fiel ein Schuß, daß man glaubte, die ganze Grotte müsse zusammenstürzen. Man fürchtete die Nähe eines wilden Thieres, schon gaben die Landleute Zeichen der Ungeduld, der Bettler selbst äußerte nun, es sei wohl unmöglich weiter vorzugehen, der Offizier sah auf seine Uhr: „Es wird Nacht!" sagte er für sich hin; aber um nicht so leichthin zu weichen, verlangte er noch eine Viertelstunde, dann würde man umkehren.

Der feuchte Boden wurde nun gar schlammig und senkte sich: die Arkaden wurden selten, in sehr weiten Entfernungen standen die Pilaster, die Luft war kalt. Unversehens strich das Licht der Fackeln über eine durchsichtige Oberfläche. „Zurück!" riefen die Landleute; „wir sind am Teufelssee!" Das war ein schwarzer See, der sich in einem finstern Hintergrunde verlor. Das regungslose Wasser schien wie todt, geschmolzenem Blei zu vergleichen. Von Zeit zu Zeit hörte man etwas, wie einen dumpfen, unterirdischen Seufzer. Ermüdet wandten sie sich zur Rückkehr; sie glitten aus, fielen, hielten nur mit Mühe sich aufrecht. Auf halbem Wege fürchteten sie im Dunkel zu bleiben; ein unbeschreiblicher Schauder überwältigte sie. Masu hätte ihre Lage zu seinem Vortheil benützen und sie vernichten können. Sie verdoppelten ihre Eile, schaarten sich um eine einzige Fackel und sparten die andern auf, wie eine unersetzliche Sache; je weiter sie kamen, desto mehr wuchs in ihnen die Ungeduld, an die freie Luft hinauszugelangen, sowie die Ueberzeugung, daß es ihnen nicht gelingen würde, des „Unholds" habhaft zu werden. Es schien, als ob all' die scharfen Spitzen, welche über ihren Häuptern hingen, ebenso viele

Lanzen wären, auf dem Punkte, sie vom Scheitel bis zur Sohle zu durchbohren, und so gingen sie gekrümmt, die Arme vorgestreckt, die Augen und Ohren gespannt. Das Wunder war zum Schrecknis geworden. Und der „Unhold", wo war er? Daß man ihn nicht fand, verdoppelte das Geheimnißvolle, Unheimliche der Lage, man dachte an irgend einen bösen Streich. Im ersten Saale angelangt, faßten sie wieder Muth; der Bettler, der sich auf ein reichliches Trinkgeld Hoffnung machte, ließ alle Fackeln anzünden, jeden Winkel durchstöbern: vergebens. Masu hatte beim Einbruch der Nacht sich aus der Grotte fortgestohlen und sagte den Wachen am Eingang, die ihn nicht kannten, er gehe andere Faschinen holen, die Soldaten seien in der Finsterniß zurückgeblieben. Dann schlug er durch das Dickicht des Waldes den Weg nach dem Thale ein. Er wollte seine Bastarda wiedersehen, wollte sie mit sich zurückbringen: in Thränen zärtlicher Rührung zerfließend, stürmte er aus Leibeskräften den mit Dornengestrüpp besetzten Abhang hinunter. Inzwischen war der Mond hinter dem gegenüberliegenden Berge aufgegangen, rein und klar am Himmel leuchtend, während das Thal im Dunkel blieb mit vereinzelten, spärlichen Lichtern. Als die Soldaten die schwarze Grotte verließen und den gestirnten Himmel wiedersahen, überließen sie sich einer närrischen Freude; die Landleute löschten die Fackeln aus, und der Bettler bemerkte gegen den Offizier, unter seiner Führung sei, wie zu erwarten, die Sache trefflich gegangen. Der Offizier sah düster drein; es wurmte ihn, mit leeren Händen heimkehren zu müssen: alle Welt wartete ja auf ihn da unten. Er gab Befehl, daß die Soldaten in den Büschen, hinter den Hecken und den Felsen sich in den Hinterhalt legen sollten. Es herrschte fast eine Tageshelle und sich gut zu verbergen war schwierig; doch legte man sich auf die Lauer, die Einen mit dem Bauch auf der Erde, die Andern zusammengekauert oder auf den Knieen. Der Wald war stumm. Fast eine Stunde verging in vergeblichem Harren; der Offizier stand unbeweglich: „Hat er sich nicht ganz aus den Bergen weggeflüchtet, so erhaschen wir ihn unfehlbar." Zuweilen erhob er das Haupt und spähte die Fußsteige entlang hinunter, ob Niemand gehe. Da hörte er vom Diebskreuze her etwas, wie das Geknister trockener Blätter. „Vielleicht der Wind!" dachte er, ließ aber seinen Blick zwischen den Eichen hinschweifen. Ein Schatten bewegte sich dort leise, kam behutsam vorwärts, kam zuletzt aus Licht hervor, hielt plötzlich inne, und lauschte gespannt. Er trug über den Schultern einen Gegenstand, dessen Enden er zwischen den Hecken nachschleifte, was ein Geräusch verursachte. Sich in Sicherheit glaubend, näherte er sich dem Diebskreuz, legte seine Bürde sacht auf den Boden und warf sich auf die Kniee. Der Offizier erkannte deutlich den Leichnam eines Weibes, und erkannte auch Masu, dessen Züge man ihm beschrieben hatte. Athemlos, sich im Schatten haltend, barfuß, von Zeit zu Zeit stillstehend, zwei Soldaten hinter sich, näherte er sich von rückwärts dem „Unhold". Er fand Masu über den Leichnam hingebeugt, beschäftigt die Haare desselben zu ordnen, die Hände desselben zu küssen, ihn mit Namen zu rufen. Er schien Alles um sich her vergessen zu haben: die Blicke starr auf das Antlitz des Weibes gerichtet, neigte er sich von Zeit zu Zeit hinab, ihr ein Wort ins Ohr zu flüstern, nach Schlägen ihres Herzens zu horchen, ihre Wange zu streicheln . . . Er schluchzte mit erstickten Seufzern.

Es war ein Jammer anzusehen.

Der Offizier ließ ihn bei den Armen ergreifen; Masu sprang vom Boden empor; dann ließ er sich binden, aber mit einer Geberde der Verachtung rief er: „Räuber ihr Alle!" Einen letzten Blick sandte er gegen das dunkle Thal hinab, nach der „schwarzen Grotte" und nach seiner armen Verblichenen: dann neigte er das Haupt und starrte zu Boden mit düsteren Augen.

Franz von Kobell.

Eine Lebensskizze nach hinterlassenen Papieren desselben.

Am 13. November 1882 haben wir den Geheimrath Franz von Kobell als einen beinahe Achtzigjährigen — er war geboren den 19. Juli 1803 — zu Grabe getragen. Der Horazische Satz: „carpe diem" war sein Wahlspruch. Aber der edle fröhliche Mann pflückte den Tag nicht für sich allein, sondern, voll der seltensten Liebenswürdigkeit theilte er mit Anderen die Errungenschaften seines Geistes, seine humoristischen Einfälle, seine gemüthvolle Lebensauffassung. Wie harmonisch stimmten alle Eigenschaften in Kobells männlichem Charakter zusammen, wie wohlthuend war bei ihm das stabile Gleichgewicht zwischen Herz und Verstand. Sein Stammbaum weist hervorragende Künstler und Beamte auf, und da die Kobell heute noch das Wappen des anno 1530 geborenen Jacobus Koebellius führen, so ist dieser wohl als der Urahn der Familie zu betrachten, um so mehr, als der berühmte Holzschneider und Buchdrucker Koebellius ein Hesse war, und die letzten Generationen der Kobell auch aus Hessen stammen. Koebellius that sich durch den mit künstlerischen Initialen geschmückten Druck hervor sowie durch seine Verse, die damals mustergiltig waren, heut kulturhistorisch interessant sind. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sind aus der Familie Kobell acht hochgeschätzte Künstler hervorgegangen, wovon drei der deutschen, fünf der holländischen Malerschule angehören.

Somit floß künstlerisches Blut in den Adern Franz Kobells, zumal seine Mutter (eine geborene von Burger) sehr hübsch zeichnete und auf Kupfer stach. Selbst seine Waidmannslust ist ein Erbtheil, denn sein Großvater mütterlicherseits, Hofkammerrath von Burger, war der Jagd mit Leib und Seele zugethan.

Nachdem Franz von Kobell das Gymnasium in München und die Universität zu Landshut absolvirt, wurde er 1823 als Adjunkt beim Konservatorium der kgl. Mineraliensammlung in München angestellt. 1826 zum Professor extraordinarius berufen, vermählte er sich in demselben Jahre mit seiner schönen, liebenswürdigen Cousine Karoline, der Tochter des bairischen Staatsrathes Aegid von Kobell, aus welcher Ehe drei Töchter hervorgingen. Nebst dem häuslichen Glücke datiren vom Jahre 1826 seine wissenschaftlichen und poetischen Erfolge, seine durch den Schwiegervater veranlaßten Beziehungen zu dem königlichen Hause. Auch den

Mäcenas seiner Jagdlust, den Generallieutenant und Fürsten Constantin v. Löwenstein, lernte er damals kennen. Der Fürst zählte zu den zahlreichen Gästen Aegid von Kobells, die im Sommer auf dessen Landsitze am Tegernsee ein reichgeistiges und epicuräisches Leben führten. Welch' bunter Wechsel für Franz Kobell von idyllischen Wasserfahrten, von Ausflügen über Berg und Thal, von Steinklopfen und Analysen, von derber Jägerei und feiner Geselligkeit! Schon die ersten Abhandlungen Kobells „über den dichten Gehlenit von Monzoni," welche in Kastners Archiv erschien, sowie jene „zur näheren Kenntniß des Granats" (i. C. V. 1825) „über den Vesuvian von Mussa und Monzoni (1826), seine Analyse des Pyrops, des Glimmers, Chlorits und Talks" wurden von der Gelehrtenwelt ehrenvoll aufgenommen. Seine im Jahre 1833 herausgegebenen „Tafeln zur Bestimmung der Mineralien mittelst chemischer Versuche" bekundeten bereits die wissenschaftliche Bedeutung Kobells. Denn er hatte nicht im alten Geleise gearbeitet, sondern voll ernsten Wahrheitsstrebens neue Gesichtspunkte aufgestellt und deren Richtigkeit durch verdienstvolle Untersuchungen bewiesen. Die Tafeln erlebten elf Auflagen, und wurden im Laufe der Zeit in acht Sprachen übersetzt: französisch, englisch (London und Newyork), italienisch, russisch, spanisch, schwedisch, holländisch, ungarisch. Diese Tafeln mögen wesentlich dazu beigetragen haben, daß der noch nicht 31jährige Kobell zum Professor ordinarius befördert wurde. (2. März 1834.) —

Die Zerwürfnisse, welche in Griechenland unter den Mitgliedern der Regentschaft ausgebrochen waren, veranlaßten die Entfernung Maurers und Abels von ihren Posten als Gesetzgeber der neuerstandenen Monarchie, und Staatsrath Aegid von Kobell wurde zum Nachfolger Maurers ausersehen. Franz von Kobell ward zum Reisebegleiter Aegids bestimmt und trat fröhlichen Muthes am 12. Juli 1834 mit seinem Schwiegervater die Reise nach der hellenischen Halbinsel an. In den knappen Aufzeichnungen seines Tagebuches bekundet er auf jeder Seite sein offenes Auge für das Wissenschaftliche, Kulturhistorische und Schöne. Folgende Auszüge mögen zur Charakterisirung dienen. „Bei Brixen beginnen die Weinberge, hier grüne Kastanien und Nußbäume. Lebendig in der Farbe stimmt die Volkstracht dazu, besonders malerisch ist die Kleidung der südlich brünetten Weiber, welche dreifarbige Röcke mit roth, schwarz und blau nach der Quere getheilten Absätzen, tragen. Den Weg von Brixen nach Botzen machten wir bei Nacht. Anfangs beschien der Mond die höchst romantische Gegend, später erleuchteten Blitze den gefährlichen Weg; links der Abgrund mit der wild brausenden Etsch, rechts himmelhohe Felswände. Auch auf der Fahrt nach Roveredo begleitete uns fortwährend die Etsch; sie durchfließt ein herrliches Thal, überall Reben und Maulbeerbäume mit Mais und Getreide wechselnd, bis an den Fuß der Berge. Zahlreiche Dörfer und Villen auf den sanften Abhängen, darüber höchst abenteuerliche Kuppen, größtentheils aus Porphyr, welcher von Ferne in blaurother Farbe glühte. Neben ungeheueren, kahlen Wänden sieht man wieder herrlich bewachsene Berge, und den Reiz der Gegend erhöhen noch die sich keck emporreckenden alten Burgen und Ruinen. — — — Am 20. Juli Nachmittags fuhren wir nach Sinigaglia, trieben uns dort auf dem Markte herum und hörten Abends die berühmte Malibran in der

Oper Sonambula, welche uns außerordentlich gefiel. Nach dem Theater nahmen wir das Souper bei dem Kommandanten General Cuvier ein und fuhren dann nach Ancona zurück. Des andern Tages schifften wir uns auf dem Dampfer Heptanisos ein, welcher im Monate einmal in Ancona landet und die übrige Zeit im jonischen Archipel herumfährt. Wir mußten zuerst in die „Sanität," wo wir unsere Pässe erhielten. Das Schiff war ein Zweimaster zu 96 Pferdekräften, 126′ lang, 15′ breit und 14′ tief, mit zwei Rädern. Wir stachen um 7 Uhr Morgens beim schönsten Wetter in die See. Nach einiger Zeit sahen wir riesige Delphine, dann Loretto in der Entfernung, noch einige Städte, und das Land war außer Sicht. Um 6 Uhr Abends erschien am Horizonte die Insel St. Andreas. Wir brachten die Nacht auf dem Verdecke zu beim hellsten Vollmond. Sieht man eine solche Last auf dem weiten Meere rastlos eine bestimmte, durch den Kompaß bezeichnete Richtung verfolgen, so muß man den menschlichen Geist bewundern, der alle Kräfte der Natur zu seinem Wohl und Vortheil zu bändigen und zu benützen weiß. — — —

Auf stattlichen Pferden mit türkischen, rothen, reich mit Gold gestickten Schabracken ritten wir in Corinth ein. Wenn man an das ehemalige luxuriöse Corinth, den Handelsplatz asiatischer und europäischer Erzeugnisse denkt und das jetzige vor Augen hat, so wird man unwillkürlich an die Erbärmlichkeit aller irdischen Größe und Herrlichkeit erinnert. Von dem alten Corinth ist nichts mehr zu sehen, als sieben Säulen eines dorischen Tempels aus Kalktuff, noch aber in großartigem Stile. Das neue Corinth ist bis auf wenige, meist erst nach dem Revolutionskriege erbaute Häuser ohne Glasfenster, eine traurige Ruine. Ueberall sieht man auf den umliegenden Feldern Menschenknochen, überall die Spuren der Verwüstung und Zerstörung. Mein Schwiegervater und ich wohnten bei den Brüdern Notaras, bewährten, tapferen Kriegern. Ich mußte immer aus einer ihrer Pfeifen rauchen, und ein eigener Diener sorgte, daß sie nicht ausging. In unserem Zimmer befand sich nichts, als ein erbärmlicher Divan und ein reich mit Gold gesticktes Handtuch. Wir wurden mit Reis und Hühnern bewirthet, worauf eine zweite Auflage von Reis selbstständig auftrat.

Des andern Tags ritten wir in Gesellschaft einiger Griechen, Engländer und Franzosen nach Nauplia. Der Zug bestand aus 25 Pferden, 4 Kameelen und aus 16—17 Treibern. Ich ritt einen feurigen Braunen, der beim leisesten Wink im Carrière dahin flog. Der Zug sah sehr malerisch aus. Der Weg führte über Berge und enge Thäler, anfangs in der Nähe eines trockenen Flußbettes, welches mit den üppigsten Oleandersträuchen in vollster Blüthe bewachsen war. Die Berge, 2000—3000 Fuß hoch, haben schöne Umrisse, selten spitze Gipfel. Die Reinheit der Luft gestattet Konturen und Schatten bis auf 12 Meilen weit und noch weiter sehr deutlich zu erkennen; in der Nähe aber gewähren viele einen unangenehmen Anblick, da sie sehr öde mit kurzem Gesträuch und Disteln bewachsen und mit kleinen oder großen Felsstücken überdeckt sind. Wir litten viel von der Hitze und dem blendenden Lichtreflexe. Nachdem wir drei Stunden geritten, machten wir in einem ziemlich geräumigen Thale, an einem sogenannten

Khan halt und nahmen ein Frühstück ein, welches wir mitgebracht hatten. Der Khan bestand aus einer elenden Hütte. Wir lagerten uns in der Nähe einer frischen Quelle unter einem großen Feigenbaum, mitten in einer Heerde von Schafen, Ziegen und Rindern, welche hier ebenfalls getränkt wurden. Die griechischen Schäfer tragen lange Bärte, Fustanellen oder auch Pumphosen und Sandalen, das Feß auf dem Kopfe, gewöhnlich mit einem weißen Tuch umwickelt, wie ein Turban, und einen hohen, oben gekrümmten Stock. — — — Das von dem stolzen Palamid überragte Nauplia hat in den Hauptstraßen mehrere hübsche, moderne Häuser, Kaffees und Bazars, in den engen schmutzigen Nebengassen findet man die elendsten Hütten, manche nur aus Schilf und Lehm erbaut. Man staunt, eine weiße Fustanelle aus einem solchen Loch hervorschlüpfen zu sehen. Vor einer derartigen Behausung leibt und lebt die Familie. Da wird auf der Erde gekocht, gegessen und gewaschen, daneben liegen die Kinder, ein Schaf und ein Hund, der Mann rauchend, die Frau schlafend. Durch besondere Urwüchsigkeit zeichnen sich die Wohnstätten der Mohrenfamilien aus, welche letzteren von Ibrahim Paschas Zug herstammen. In den Kaffeehäusern rauchen die Gäste meist aus den orientalischen Wasserpfeifen.

Am 21. August ritt ich mit dem Fürsten Dimitri und dem jungen Klenze auf den unwegsamen Steigen immer zwischen Steinen und Felsblöcken nach Port Toulon, einem kleinen Hafen mit einem schlechten Dorfe. Die Einwohner waren mit dem Trocknen der frischgefischten Seeschwämme beschäftigt. Das Meer ist hier theilweise von kleinen Felseninseln eng eingeschlossen, was der Gegend einen wilden Zauber verleiht. Hier befindet sich auch ein sogenannter Garten, d. h. ein langer, schmaler Citronenhain, der mit Reben, Feigen-, Granat- und Mandelbäumen untermischt ist. Da dieser Garten der beliebteste Vergnügungsort der Einwohner Nauplias ist, so sollte man glauben, dort einige Erfrischungsanstalten zu treffen. Davon ist aber keine Rede. Es fand sich nichts vor als ein Huhn, das wir selbst fangen, rupfen und braten mußten, und ein paar Citronen, die wir selbst pflückten. Wein hatten wir mitgebracht. Feigen und Trauben gaben ein köstliches Dessert. Ich rauchte an der Sonne frisch getrocknete Tabacksblätter, welche sehr gut schmeckten. Eine große Palikarenfamilie, die seit drei Tagen den Hain zum Aufenthalte gewählt hatte, lebte hier fast, wie eine Gesellschaft von Wilden. Mann und Frau lagen im starken Negligé unter Bäumen auf Teppichen, an den Aesten hingen ihre Kinder, daneben hatten sie ein Feuer angezündet, und eine alte Magd briet ein Huhn am hölzernen Spieße. Auf dem Heimwege strich ein Reiher an uns vorüber, den ich schoß. Er war vollkommen weiß und hatte schöne, grüne Ständer. Dann schoß ich noch mit der Pistole eine Wildtaube. — — Mit gutem Winde fuhren wir nach Aegina. Wie ein Pfeil flog unser Schiffchen durch die schäumenden Wogen. Wir sahen unterwegs zwei große Seeschildkröten und perdrix rouges, wovon ich drei schoß. Bald näherten wir uns der malerisch gestalteten, mit blühendem Gesträuch bewachsenen Insel Salamis, dann erhob sich in der Ferne die Akropolis von Athen und nach einer Fahrt von $2^1/_2$ Stunden liefen wir im Piräus ein. Wir luden unsere Bagage auf Pferde und ritten in $1^1/_2$ Stunden

nach Athen. Mit Vergnügen bemerkten wir hier eine ziemlich gute Heerstraße, fruchtbaren Getreide- und Grasboden, auch erfreuten wir uns an dem Anblicke eines schmalen, aber weithin sich erstreckenden Olivenwaldes. Athen hat ohngefähr die Größe des alten München. Wohin das Auge sich wendet, sieht man jedoch die Spuren der Zerstörung und Barbarei. Die ganze Stadt ist Ruine, und erst seit drei Jahren wachsen einzelne zerstreute Häuser aus dem Schutte hervor. In wunderlichem Gemisch erblickt man hier Ueberbleibsel großartiger römischer und altgriechischer Baudenkmale neben zerstörten Moscheen und einer Menge griechischer Kirchen und Kapellen zwischen den im Schutt liegenden Wohngebäuden. Diese Trümmer werden von engen, schmutzigen Gassen durchschnitten, welche gegenwärtig zum Theil mit Buden besetzt sind, worin verkauft und gearbeitet wird. Alles sieht ärmlich und verkommen aus, und häufig hat ein Arbeiter nichts, als eine Strohmatte zum Dache. In den Ruinen lebt der größte Theil der Einwohner. Die Wohnungen sind zusammengeflickt, wie es immer möglich, und scheinen überhaupt nicht zum Aufenthalte einer Familie bestimmt. Denn die Leute sitzen fast den ganzen Tag vor dem Hause oder in einem anstoßenden Winkel im Hofraum, mit Hühnern, einem Schwein, Pferd und Esel als Gesellschaft. Man muß des Nachts Acht haben beim Durchgehen der Straßen, nicht auf Schlafende zu treten. Es findet sich ein einziger kleiner Thurm in Athen, welchen der Schottländer Elgin bauen ließ als Entschädigung für seinen 1801 begangenen Raub an Alterthümern der Akropolis. Lord Byron schrieb die anzüglichen Worte auf den Ueberrest eines Porticus: „Quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti.“ Kein öffentlicher Platz, kein stattliches Gebäude, schlechte Brunnen, einfache, meist einstöckige Häuser, eine niedrige, häufig durchbrochene Stadtmauer, ein Bazar, in dem nur Alltagsdinge feil geboten wurden. Ueber all' die Armseligkeiten ragt majestätisch die Akropolis, die auf einem felsigen, freistehenden Berge erbaut ist. Ihre Mauern, Vorwerke und Thürme stammen aus verschiedenen Jahrhunderten, ihr merkwürdigstes Denkmal aus der klassischen Zeit ist das Parthenon. Die vom schönsten pentelischen Marmor 437 v. Chr. erbauten Propyläen enthalten noch einige prächtige dorische Säulen, die übrigen flogen bei einer Belagerung durch eine türkische Bombe in die Luft. — — —

Interessant sind die $^3/_4$ Stunden von Athen entfernten Steinbrüche des Hymettus, welche aus Serpentin, Glimmer und Thonschiefer bestehen. Man genießt hier die schönste Aussicht über die Akropolis, über die Stadt und Häfen von Athen — in der Ferne Salamis und Aegina, die Ebene von Megara, den Parnaß, Kytheron. Die wechselnden Töne des Meeres, grün, blau, schwarz, die Farbenschattirungen der Pinien, Oliven- und Feigenbäume, die Pracht von Himmel und Luft ist ein Anblick voll Glanz und Poesie. — — —

Gegen Patras zu sah ich die berühmte Platane, von welcher schon Pausanias schreibt, ein wunderschöner Baum, leicht und sehr hoch gewachsen, dessen Stamm 36′ im Umkreise mißt. Er ist jetzt hohl und die Türken haben ihn als Gefängniß benützt.

Herr Skinas wollte mich im Hause der Familie Russos einquartieren.

Beim Eintritte empfing mich eine ehrwürdige, alte Frau. Es wurden, wie gewöhnlich, eingesottene Früchte und Wasser gereicht, dann Kaffee und Pfeifen. Da ich einen Mann krank auf dem Sopha liegen sah, eine kranke Magd im anstoßenden Zimmer auf dem Bette lag, und man zum Ueberfluß gleichzeitig einen aufgebahrten Todten in ein weißes Tuch gehüllt hinaus trug, so dankte ich für die Gastfreundschaft und nahm das Anerbieten des Doktor Apostolides an, in seiner Wohnung zu übernachten. Des andern Tages mußte ich aber doch ein Diner bei Ruffos annehmen, welches ächt griechisch war: viel Geflügel und Fische süß mit Corinthen und Liebesäpfeln gekocht. Nach Tische überreichten uns die Damen kleine Sträußchen von Citronenkraut. Unter den Mägden waren Mohrinnen, welche in Patras häufig als Dienerinnen verwendet werden. Die Schminke spielt eine große Rolle bei den Damen. — — —"

Trotz aller Gastfreundschaft, trotz der vielen mannichfachen Ehren und Aufmerksamkeiten, welche Kobell als Schwiegersohn des Regentschaftsmitgliedes Aegid von Kobell widerfuhren, trotz des klassischen Zaubers, den Griechenland ausübt, empfand er das Heimweh, das ihn schon Anfangs bei der Ueberfahrt nach Corfu befallen hatte. Seinen Gefühlen giebt er einen rührenden Ausdruck in dem Gedichte:

Vom Schiffe Heptanisos.

Der letzte Strahl der Abendsonne
Beschien das weite, wüste Meer,
Ich sah vom Schiffe in die Wogen,
Wie brausend sie vorüberzogen.

Und dunkler wurden rings die Wässer,
Verglüht war schnell der Horizont,
Und langsam zog mit ihren Sternen
Die Nacht herein aus trüben Fernen.

Da schlich sich leise mir zum Herzen
Ein bang' wehmüthiges Gefühl,
Der Heimath dachte ich, der Lieben,
Die weit getrennt zurückgeblieben.

Wirst du sie auch wohl wiedersehen,
Trägt dich das Meer auch wieder heim,
Wird Keines bei der Rückkehr fehlen,
Du glücklich Alle überzählen?

Und Thränen füllten meine Augen,
Lang sinnend sah ich in die Fluth,
Bis jener Tröster aller Kranken,
Der Schlaf, umhüllte die Gedanken.

Da führte mich der Traum nach Hause
Und zeigt' mir freundlich Weib und Kind;
Ich sah sie jubelnd Alle wieder:
Der Traum — er kam vom Himmel nieder.

Dieses Heimweh beschleunigte seine Rückkehr nach München. Voll Ungeduld hielt er zehn Tage Quarantäne in Ancona, verwünschte seine ständigen Schlafkameraden, Wanzen und Stechmücken, und sehnte sich mit der ganzen Tiefe seiner Natur nach Familie und Vaterland. Rom entzückte ihn. „Was den Reichthum der Peterskirche, die Pracht der Denkmäler, Statuen, Gemälde anbelangt, so hat dies Alles meine Erwartung weit übertroffen. Dabei scheint mir im Allgemeinen nichts zum Mißverhältnisse beladen, und ich sah keine kleinlichen Zierrathen an den Altären, wie in unseren Kirchen, keine Goldmäntelchen, Fahnen, gemachte Blumen, mir erschien Alles im höchsten Grade edel, und der Reichthum und die Pracht mit Geschmack verwendet.“ Kobell wurde gnädigst vom König Ludwig I. in der Villa Malta bei Rom empfangen und mußte viel von Griechenland erzählen; wie froh war er, daß die ganze Herrlichkeit hinter ihm lag! In 36 Stunden fuhr er in dem Eilwagen nach Neapel „zahlreiche halbnackte Bettler, Blinde, Wagen, Charetten, berittene Maulthiere belebten die Straße. Einen Raufhandel zwischen Facchini sah ich durch einen Polizisten mit der Hundspeitsche barbarisch schlichten. Ich nahm Wohnung auf dem Platze St. Lucia, im Hause Combi, von wo aus man die schönste Aussicht hat auf den Hafen, den Leuchtthurm, das Castel d'oro und den Vesuv. Schon am frühen Morgen wurde ich durch Böllerschüsse geweckt. Sie verkündeten das Fest der Madonna Rosaria. Auch während der ihr zu Ehren gehaltenen Prozession knallte es fortwährend, und Abends wurde vor der Kirche dieser Madonna ein großes Feuerwerk abgebrannt.“ Mit kunstsinnigem und gelehrtem Verständnisse betrachtete er die Museen und Gallerien — untersuchte die Lava in Herculanum, trank in der Einsiedelei am Fuße des Vesuvs die Lacrimae Christi, die ihm ein Eremit kredenzte, ritt bei Mond und Fackelschein den Vesuv empor und zündete seine Pfeife an den rothglühenden Steinen an. Nachdem er mit seinem Begleiter, dem Kapitän Scott, zu den verschiedenen Kratern gestiegen, sprangen sie in großen Absätzen den Aschenkrater herunter. Sodann fuhren sie über Herculanum nach Pompeji, abermals von einem Heer Bettler begleitet.

Ihre Zeit verstrich zwischen Bewunderung der ausgegrabenen historischen Schätze und Aerger über das Gebettel der Postillone, Mautbeamten und sonstiger Einheimischer.

Nach abermaligem Aufenthalte in Rom fuhr Kobell mit einem Veturino durch die Campagna, dann mit Muße über Spoletto, Arezzo, Florenz, Bologna, über den reizenden Comosee, über die Schneeregion des hochwilden Splügen — über Chur, Bregenz, Lindau — den 7. Nov. 1834, ½10 Uhr Vormittag war er in München.

Verrauscht war der sehnsüchtige Klageton, vorüber Wehmuth und Melancholie, Kobell umarmte glücklich Frau und Kinder, bewillkommte Freunde und Bekannte und begrüßte mit der Wärme eines Mannes, dessen Seele tief in seinem Vaterlande wurzelt, die heimischen Gefilde und die Isar:

Du strömst daher mit frischem Muth*)
Und wahrest treu der Kräfte Gut,
Drum grüß ich dich vor Allen.

*) Erinnerungen in Gedichten und Liedern.

Um deine Wiege von hartem Stein
Wohl rauschen des Adlers Schwingen:
Sie schrecken die Gemsen, dich schrecken sie nicht,
Den gewählten Lauf zu vollbringen;
Du zagst nicht ob der Lawinen Gebraus,
Nicht, wenn vom stürzenden Felsenhaus
Die Trümmer sausen und klingen. — —

Und vielseitig, wie sein Geist war, gestaltete er nun wieder sein Dasein. Er warf durch seine frohe Laune den Sonnenschein in sein Familienleben, arbeitete voll Feuereifer in dem Steinreich, pflog des Waidwerks und der Geselligkeit in Alt-England und bei den „Zwanglosen." (Klubnamen seiner abendlichen Herrengesellschaften.) Noch im Jahre 1834 erschienen seine Abhandlungen über die Eisenoxydhydrate, Magnesit, über die Titaneisen, über den körnigen Porzellanspath von Passau, über den Chonikrit und Pyroskit. (Zwei neu entdeckte Mineralien.)

In demselben Jahre hatte er noch Zeit, 40 Hasen, 2 Kapitalrehböcke und einen Fuchs zu schießen, „denn einen guten Rehbock beim Treiben zu schießen, wenn er in voller Flucht vor den Hunden kommt, und namentlich gegen das Ende des Triebes, so recht im Drunter und Drüber des Jagdlärms, ist ein lustiges Ding."*) Und wie lustig und listig belebte sich Kobells Gesicht, wenn er von einer seiner Fuchsjagden erzählte. Man sah dabei ordentlich den rothhaarigen Schlingel vorsichtig daherschleichen oder aus dem Schuß springen, ehe das abbrennende Zündkraut die Pulverkammer erreichte. „Die Freude," berichtet er, „diesen lustigen Schelm zu erlegen, ist für viele Jäger noch größer als die, einen guten Bock zu fällen. Da soll man seiner Ränke wegen aufpassen, wie ein Haftenmacher, da soll man die Augen im Kopf haben, wie eine Schnepfe, um links und rechts auf sein Erscheinen zu lauern, denn er wählt gern den engsten Gang durchs Dickicht, wo man geradeaus gar nichts sehen kann, da muß man oft das Gewehr an den Backen werfen und losdrücken zugleich, sonst ist's mit dem Schießen vorbei. Vergebens liegen manche Schützen schon beim ersten Treiberruf im Feuer und zielen auf die Lücke, die er, wie sie meinen, passiren muß; entweder er passirt sie doch, und ist sie etwas eng wie gewöhnlich, so rupft ihm der Schuß meistens nur die Blume der Ruthe, oder er kommt wo anders und schlägt bei der kleinsten Wendung des Schützen um und verschwindet. Er hat ein solches Talent, sich zu schirmen, daß er beim Umschlagen selbst im lichten Holz meistens entrinnt, indem er die ihm möglicher Weise deckenden Bäume meisterhaft zu nützen versteht. Oft scheint er gar harmlos und vertraut daherzutraben, man meint, er denke an nichts, es ist noch kein Treiber laut, kein Hund los, man fährt möglichst langsam mit der Flinte auf, er merkts, und weg ist er. Bald kommt er lange vor dem Treiben, wo der Waidmann die kurze Frist der Ruhe zu einem Imbiß verwendet, bald fährt er wie ein Pfeil aus den Büschen, wenn die Treiber schon an den Schützen sind. Es hilft auch kein Anzug, der ihm den Jäger unkenntlich machen könnte; wenn er diesen einmal verdächtig angeschaut, und trüge einer selbst ein Kleid von

*) Wildanger von Franz v. Kobell, mit Bildern von Ernst Fröhlich. (1859.)

Tannenrinde oder von wahrhaftigem Buchenlaub, so nützt's nicht viel, denn man sagt, er kenne die Augen und ihren Glanz auf den ersten Blick; es haben deßhalb wohl auch Superfeine die Augen gar zugemacht, wenn sie einen Fuchs nahen gesehen, um ihn auf sichere Schußweite herzulocken, aber meistens war er verschwunden, wenn sie dann die Augen zum Schießen begierig wieder aufgemacht haben." —

Das ritterliche Waidwerk hat Kobell also stets mit Freude geübt, und indem er Wind und Wetter, Hitze und Kälte, Stock und Stein trotzte, spielte er List um List mit dem Wilde beim Finden, Fangen und Fällen. Aber Thierquälerei war ihm verhaßt.

Eine geknebelte Wildsau abzufangen, nannte er ein bedauerliches Vergnügen, und die im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert an üppigen Höfen vorkommende Unterhaltung des Fuchsprellens, an welchem sich die Kavaliere und vornehme Frauen ergötzten, tadelt Kobell in seiner charakteristischen Weise: „Wenn man die Porträts von Damen aus jener Zeit betrachtet, und wie sie so kindlichen Gemüths, eine Rose oder Lilie in der Hand haltend, dargestellt sind, und man denkt ans Fuchsprellen, so giebt's, wie man bei uns sagt, „einen Riß", der manchen schönen Wahn entzwei reißt." Im Jahre 1842 ernannte die Akademie der Wissenschaften Kobell zu ihrem ordentlichen Mitgliede, und gleichzeitig erntete er in ganz verschiedener Richtung ehrenvolle Anerkennung durch seine Erfindung der Galvanographie, welche er der gelehrten Gesellschaft in einem Vortrage am 14. März 1840 mitgetheilt hatte. Die Veranlassung dazu gaben ihm die Experimente des Professors Jacobi über die Galvanoplastik.

„Ich nenne Galvanographie die Kunst, in Tuschmanier gemalte Bilder oder Zeichnungen auf galvanischem Wege so in Kupfer vertieft zu kopiren, daß sie nun durch druckbare Platten vervielfältigt werden können."

Der berühmte Brongniart berichtete am 9. November 1840 in der Académie royale des sciences de Paris über Kobells Erfindung und schrieb ihm deßhalb: „Ihre Erfindung hat die vorzüglichsten Physiker und Chemiker der Akademie aufs Lebhafteste interessirt, hauptsächlich die Herren Bequerel, Biot, Boussingault, Arago, Dumas, Pouillet ꝛc. Schon auf den ersten Blick erkennt man, daß Ihr sinnreiches Verfahren dazu angethan ist, in den schönen Künsten bedeutende Resultate zu erzielen." Auch Berzelius schrieb ihm aus Stockholm 1843: „In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften legte ich ihre galvanographischen Abdrücke derselben vor, wobei sie allgemeine Bewunderung erregten. Es scheint, als haben Sie die Kunst des Kupferstechens ganz entbehrlich gemacht."

Eine gleich günstige Aufnahme wurde dieser Methode von vielen Gelehrten und Künstlern innerhalb und außerhalb Deutschlands zu Theil, welche aufzuzählen zu weit führen würde; dies war um so mehr der Fall, als Kobell ohne Patentnahme oder sonstigen Spekulationsvorbehalt, seine Erfindung in den Münchner gelehrten Anzeigen, dann in Erdmanns Journal für praktische Chemie veröffentlicht hat, von wo dieselbe in die Verhandlungen des Institut scientifique von

Frankreich und von Petersburg, sowie in der Bibliothèque universelle de Genève und in den Sturgeons Annals aufgenommen wurde. Im Jahre 1846 kam die zweite Auflage heraus. In München hatten die Künstler Schöninger und Freimann vollauf zu thun, den galvanographischen Bestellungen nachzukommen, und es erschienen in gedrängter Reihenfolge die hl. Katharina von Rafael, Christus am Kreuze von Tintoretto, die Madonna della sedia (als Vereinsgeschenk des würtembergischen Kunstvereins), der Fruchtkranz von Rubens, die Testamentseröffnung von Wilkie ꝛc., dann Porträts von Tizian, Rafael, vielen fürstlichen Personen und von Kobell. A. Schleich in München, Theyer und Waibele in Wien lieferten vorzügliche Blätter (Thier- und Baumgruppen). Eine sehr gelungene Pferdeskizze von der Hand des Erzherzogs Stephan ist als ein ehrenvolles Zeichen von dessen Theilnahme an dieser Kunst noch besonders zu erwähnen. So war Alles im besten Zuge und Gange, da erschien das Sonnenkind, die Photographie. Sie konterfeite so ähnlich und schnell wie ein Hexenwerk, war billiger als alle Reproduktionsmanieren mit Pinsel, Nadel, mit Apparaten von Stein, von Kupfer- und Zinkplatten — — in Kurzem hatte sie die Galvanographie verdunkelt und überflügelt.

Kobells poetische „Erinnerungen an Griechenland“, welche er nebst einigen Liedern in oberbairischer und pfälzischer Mundart im Jahre 1839 nur für den engeren Freundeskreis unter dem Titel „Triphylin“ hatte drucken lassen, übergab er vielfacher Aufforderung gemäß 1841 der Veröffentlichung. Der Verfasser widmete dieselben dem Herzoge Maximilian in Baiern.

Tiefe Empfindung, originelle Gedanken, eine feine, witzige Pointe, kennzeichnen Kobells Dichtungen. Wie charakteristisch ist z. B. das Lied „Koa Trost“, in dem ein guter Freund ein junges Mädchen über ihre plötzliche Traurigkeit ausfragt, ob etwa ihr schneeweißes Katzl fort ist, oder ob der Wind ihren Nelkenstock, der sie so gefreut hat, vom Fenster geweht, — oder hätten gar die Musikanten bei der Kirchweih' wegen des Hagelwetters nicht zum Tanz aufgespielt? — „Kein Katzl, kein Nelkenstock, kein Hagel kann dafür“, sagt sie, „mei Bua, der is mer untreu woren, mei Bua, der laßt vo' mir.“ Nun belehrt er sie, daß Einer, der die Treue bricht, keine Ehr im Leib hat, und daß nicht Schad' um ihn ist, und er sie doch nur unglücklich gemacht hätte. Sie giebt ihm wohl recht „o mei' Gott ja“, und doch, sie weiß nicht warum und wie, aber vergessen kann sie ihn nie. Und wie sie so bitterlich weint, verstummt auch der Andere, denn

„Es geit halt Sachen auf der Welt
„Da nutzt der Trost nit viel.“

Carl von Piloty hat meisterhaft das weinende Mädchen und den Alten, der sie so gutmüthig trösten wollte, in einer Zeichnung wiedergegeben.

Welch' schlagende Philosophie liegt in dem Gedichte:

I hon a amal an Krebsn g'fangt,
Der Krebs der hat mi biß'n,
I hon ma denkt, dees g'schicht da recht,
Was mueßt a Alles wiß'n.
Was geht denn di' dees Krebs'n on? —
Und hon's mei Lebta nimmer 'thon.

I hon amal a Rößl' kaft,
Dees Rößl wollt' i reit'n,
Weil aber i koa Reiter bin,
So schnellt's mi 'ro bei Zeit'n,
I denk ma, reit wer reit'n kon, —
Und hon's mei' Lebta nimmer 'thon.

I hon amal a Gschpielei g'macht,
Hon woltern viel verlor'n,
Die Andern hab'n d'rüber g'lacht,
Da hon i's glei' verschwor'n,
Und als a kluger g'scheuter Mon
Hon i's mei Lebta nimmer 'thon.

I hon amal a Diendl g'liebt,
War freili schee' zu'n Freß'n,
Die hat mi' für'n Narr'n g'habt.
I denkt ma, mueßt's vergeß'n
Und schau', i, der schier Alles kon,
Dees kon i nit, denk' allwei d'ron.

D'rum mit an Krebs'n, mit an Roß
Konst freili was probir'n,
A Gschpielei schad't dar a no' nix
Werst nit an Kopf verlier'n,
No dees! fang mit koan Diendl on,
Da Freundelein kimmst nit davon!

„Der bsunderni Geist" birgt auch besondere Einfälle. Eine Sennerin, die auf der Spitzingalpe bei Schliersee mit ihren Nachbarinen plaudert, erzählt von einem besonderen Geist, der noch umgeht und schon Manchen reich gemacht und prächtig beschenkt hat, nur müsse man mit ihm reden, wie er es gerade wolle. „A Narr", sagt die Jüngste, „die Kunst ist nicht schwer, wenn er deutsch spricht," und denkt dabei, wie sie ihn fangen wollte, wenn er erschiene. Bald darauf kömmt ein fremder Jäger mit einem Pulverhorn von Gold und Edelsteinen. „Dees Horn, gelt dees thatst mögen?", fragt er die bewundernde Dirne, und da sie ihren Wunsch eingesteht, schlägt er ein Spiel vor, bei dem sie nichts verlieren, aber viel gewinnen kann, denn sagt sie nicht nein und sagt sie nicht ja auf seine Fragen, so erhält sie das goldene Horn. Lustig geht sie den Handel ein, und es entwickelt sich nun ein Zwiegespräch, indem sie eifrigst die verpönten zwei Worte vermeidet, bis er ihr lachend erklärt, dies sei ja Alles nur Scherz, und das goldene Horn gehöre seinem Herrn. Da dieser jedoch so fromm sei, gäb' er ihr gewiß gerne das Horn, wenn sie ihm dafür eine Kleinigkeit verspreche.

„I moan, wurst no grad a Klosterfrau —"
„Na, na", sagt's Diendl, „dees waar ma z' schlau."
Da hat 's bei hem Na an Pumpser thon,
Und furt mit sein Horn war der Jagersmon.
Jetzt hat 's dees Diendel wohl sakrisch gschmerzt,
Daß 's hat so dalket sei' Glück verscherzt,
Sie moant, an andersmal waar s' wohl g'scheit
Und wur selli Sachen so leicht nit nemma,
Der Jagersmon aber is nimmer kemma." —

Aufsehen erregten seine pfälzischen Kabinetsstücke: die Gemsejagd, 'S romantische Mädche, die Wein' un' der Bacchus, die interessant' Geschicht ꝛc. Im Reimspiele spiegelt sich seine ächt ritterliche Galanterie wider:

„Von Amors Hand ein Brieflein verbrenn' ich nicht,
Das wär' nicht recht,
Seh' ich Verliebte kosen, die trenn' ich nicht,
Das wäre schlecht,
Ein Mädchen, das ich küßte, die nenn' ich nicht,
Das wär nicht recht,
Und wenn sie's gern geduldet, bekenn' ich's nicht,
Das wäre schlecht." —

Im „Hausmittel" giebt er sein Recept gegen die Melancholie: „im Winter eine gemüthliche Pfeife am brennenden Kamin, im Frühjahr eine Siesta im grünen Grase, im Sommer Wein und Lieder, im Herbste die Jagd." — — —

Rühmte man Kobells Kenntniß beider Dialekte, so erwiderte er: „da mein Vater ein geborener Mannheimer war und meine Mutter eine Münchnerin, so steckt naturgemäß etwas vom Pfälzer und vom Oberbaier in mir, und ich hatte günstige Gelegenheit, den Pegasus, wie man sagt, „in beiden Sätteln," reiten zu lernen."

Alsbald erschienen in gesonderten, vermehrten Ausgaben die oberbairischen, pfälzichen, hochdeutschen Gedichte, welchen sich 1852 drei Erzählungen in Versen: Der Hansl' vo' Finsterwald, der schwarzi Veitl, 'S Kranzner-Resei, einige Lieder und die Untersberger-Mannln anreihten. Eine Illustration zu den letzteren liefert Karl Pilotys reizendes Titelblatt.

Aus dem Cyklus der Lustspiele im Dialekte*) wurden die „oberbairischen ländlischen Scenen mit Gesang: Der Roago und der Rauba" im Münchener Hof- und Nationaltheater den 20. Juni 1847 zum erstenmale aufgeführt. In den Text sind theilweis Ignaz Lachners anmuthige Lieder, theilweis echte Volksweisen eingelegt. Auch in diesen Volksstücken, sowie in den später erschienenen: Brugger Marie, die schö' Cenzi von Mittnwald, drei Freier, (pfälzisch) verbinden sich Naturalismus, Witz und Poesie. Im Jahre 1856 erschien das geologische Gedicht „die Urzeit der Erde", in welchem der sachverständige Autor die großen Schöpfungsbilder der Inselzeit, der Bergerhebungen, der Riesenthiere, der Eiszeit, der Entstehung der jetzigen Flora und des Menschengeschlechtes, in echt poetischer Auffassung und mit einem frischen Kolorit wahr und lebendig erstehen läßt. „Den innigsten besten Dank und herzliche Bewunderung für die schönen Bilder der Urzeit", schreibt der bekannte Geologe Haidinger aus Wien, „Jäger, Dichter, Naturforscher, ein schönes Kleeblatt in Einem, das kann man sich schon gefallen lassen zu kultiviren. Giebt jedes doch seine eigenthümliche Genüsse und Erfolge für den Augenblick, und für die Zukunft, oder für beides vereint in der Folge. Die Strophe im Schlußgesange:

> Drum gieb Dich vertrauenden Herzens hin
> Und werde, was da werde,
> Mit dankender Seele pflücke den Tag
> Vom Himmel ja kommt er zur Erde,"

stimmt ganz mit der arabischen Sentenz überein, welche mir der eben erst dahingeschiedene Hammer-Pungstall nebst der deutschen Uebersetzung in mein Medaillen-Album einschrieb:

> „Denke und danke,
> Vertrauen sei Dein Gedanke." —

Allenthalben lenkte die Presse die Aufmerksamkeit auf die Erscheinung dieses kleinen meisterhaften Werkes, und mit welcher Wärme Alexander von Humboldt,

*) Oberbairische Volksstücke von Franz von Kobell mit Bildern von Ernst Fröhlich. München, Verlag von Braun und Schneider.

Kobells Arbeit aufnahm, mögen folgende Stellen aus einem seiner Briefe an den Dichter-Gelehrten beweisen. „Sie haben muth- und geistvoll in den Kreis poetischer Darstellung gezogen die „Urzeit der Erde" von der Berghebung an, durch die Reaktion des Innern auf die Erdoberfläche erzeugt, bis in die jetzige Epoche der veredelten Schöpfung, wo neue Keime sich drängen und Alles sich regt zu organischem Erstehen und Gestalten. Wenn, wie bei mir, eines Menschen ganzes Leben den materiellen Forschungen über die Vorwelt gewidmet gewesen ist, und derselbe Urmensch, selbst ohne Gabe zu poetischen Schöpfungen, doch einen tiefen allbelebenden Genuß in den Wegen des Erdbildungsprozesses findet, so ist schwer zu schildern die Freude, welche Ihr geologisches Gedicht ihm verschafft hat. Sie sind mit allen Mythen unserer Wissenschaft innigst und lobenswerth vertraut." —

Obgleich dieses Büchlein, sowie die sonstigen hochdeutschen Gedichte, durch Neuheit des Stoffs und durch deren innern Werth in hohem Grade befriedigten, so liegt doch der Schwerpunkt von Kobells Dichtung in seiner Dialektpoesie. Denn er hat nicht bloß das Verdienst, die Entwickelungsgeschichte der deutschen Sprache dadurch gefördert, das Leben und Treiben der Gebirgsbewohner, sowie der Pfälzer mit seltener Treue geschildert zu haben, sondern er hat dem Materialismus dieser Menschen einen idealen Zusatz gegeben, der bäuerlichen Originalität eine sittliche Moral aufgeprägt, das Triviale oftmals in den „Schnadahüpfln"*) durch sinnigen Humor verdrängt und verbessert, so daß er veredelnd auf das Volk zurückwirkt und zu Nutz und Frommen beeinflußt.

„Von den „Pfälzische G'schichte" in Prosa (1863), sagte ein Kritiker der „Gegenwart" „haben wir „der Kosake" als die vollendetst scheinende, „Freund Grogmann" als die liebenswürdigste, „s' Photographie-Lische" als die lustigste, hervorzuheben. Nicht versagen können wir uns aus einer der G'schichte die Ausführung eines Gedankens beispielsweise hieher zu setzen: „S geht nix über's Landlebe, des is gewiß. Wie gern hört nit e' sinniger Mensch deß stille Geplätscher vun Quell' un' Bach oder wie die Vöchl singe' un' sich rufe, wann er aach nit versteht, was se enanner sage' wolle'. Weil mer in der unverdorbene' Gottesnatur is, geht aach alles leichter un' natürlicher, un wer was uff'm Herze' hot, e' Liebesg'ständniß, e' Sorg, alles bringt er leichter fertig, un' überall athm't er Troscht un' Hoffnung. Ja recht hot er g'hot der alte Horatius, wann er die Luscht am Landlebe' gepriese' un' verherrlicht hot!" — —

Und das „Landlebe" hat Kobell selbst in vollen Zügen genossen. Sowie die Alma mater ihre Thore schloß, zog er hinaus in die Berge mit Frau, Kind und Kegel; jahrelang nach dem bereits besprochenen Egern, dann nach dem Tode seines Schwiegervaters, nach Berchtesgaden oder Partenkirchen ꝛc., aber alsbald zog es ihn wieder zur Sommerfrische nach Tegernsee. Am Tage wurde gejagt, „denn was wär' denn's Leb'n ohne Jagn." Abends erzählte er in humoristischer Weise seine Abenteuer; und ob er mit leerem Magen in einer verlassenen Senn-

*) Schnadahüpfln und G'schichtln von Franz von Kobell. München. Verlag von Braun und Schneider.

hütte auf dem Heu übernachten mußte oder ganz aufgerieben vom Klettern und Kampfe mit Wind und Wetter zurückkehrte, ob er von seinem hohen Gönner, dem Könige Maximilian II., zum Waidwerk berufen auf dem galizischen Bergpferde Radauz zur Jagd hinausritt, dann fürstlich tafelte und sich der königlichen Gastlichkeit freute, einerlei, so, wie so, war Kobell fröhlichen Sinnes.

Seine Jagderlebnisse aber weitläufig zu schildern, wie er in den großen Forsten der Ebene bei den Treibjagden des Fürsten Löwenstein oder bei den Königsjagden im wilden Wimbachthal, in der Fischunkel oder in der Eisschlucht bei Bartolomä den Hirsch erlegte oder einen Keiler im Eichstädter Parke des Herzogs von Leuchtenberg, wie er den Gemsbock schoß auf dem Vorsprunge eines Felsens, den kaum der Leib zu decken vermochte, auf die Murmelthiere visirte in dem Hochlandsgarten der „Kemattenbretter, wuchernd von Enzian, Meisterwurz und Almanharnisch", wie er beim Grauen des Tages auszog, spähend über die bethauten Wiesen gegen das Holz schritt, und dann die Freude, wenn die Sonne aufging, und der den Rehbock erlegende Schuß fiel — seine originellen Hasenjagden in Rottach, bei welchen oft in Ermangelung eines Besseren seine drei Töchter den Treiber machten, oder seine poesievollen Jagden auf das Federwild, dies zu schildern, das hieße Eulen nach Athen tragen, denn Kobell hat ja Alles selbst in der anregendsten Weise in seinem „Wildanger" (1859) und in seinen „jagdlichen Erinnerungen" wiedergegeben. — Muthig, selbst bis zur Tollkühnheit schneidig, kam er an Plätze, wo er mit seinem Herrgott allein war, wie er sich auszudrücken pflegte, und oftmals ereignete es sich auf gefährlichen Gebirgspfaden, daß selbst die heimischen Jäger nicht mehr weiter gehen wollten, dann schritt er voran, links grausiger Abgrund, rechts steiles Gewänd. Und so wenig, wie die Furcht kannte er den Schwindel; so wollte er einstmals mit einigen Hofherren und Damen in Hohenschwangau über die damals hölzerne Marienbrücke gehen, in deren Mitte eine an den Seiten mit Eisenspitzen versehene Thüre angebracht war, welche bei Treibjagden verschlossen wurde, um die Versprengung des Wildes zu verhindern. Als sie hinkamen, war das Gitter gesperrt. Die Gesellschaft betrachtete die Brücke, die sich hoch und langgestreckt über die wildtosende Polläț wölbte. „Welch' schauerliche Höhe, da heißt es umkehren" sagte die schöne Gräfin Fugger, „denn da käme kein Mensch hinüber."

„Warum nicht?" fragte Kobell, schwang sich auf das Geländer und kletterte außen um die Gitterthüre auf den jenseitigen Theil der Brücke.

Ängstlich besorgt folgten die Blicke der Anwesenden diesem Wagniß, bis er, auf dieselbe Weise, bei der Gesellschaft wieder angelangt war. —

Ohne Jagd verging außer im letzten Jahre kein Herbst bei Kobell, obgleich jene oftmals geschmälert ward durch Ausflüge zu den Naturforscherversammlungen und sonstige Reisen. Im Jahre 1847 ging er mit seinen Töchtern nach Venedig, 1850 nach Köln; wegen der Unbequemlichkeit, mit Damen zu reisen, schrieb sich Kobell humoristisch als „Franz Opfermann" in das Fremdenbuch des jeweiligen Gasthauses. Am 22. Juni 1851 reiste er mit einigen Freunden zur Industrie-Ausstellung nach London, dann nach Liverpool, Edinburg ꝛc. Im britischen Museum interessirten ihn am meisten die Topase, Vesuviane, schöne große Druse, interes-

sante Corunde, Meteorsteine, und was sonst in das Steinreich einschlug. Auch in Paris studirte er eifrigst seine Lieblinge, die Mineralien in der école des Mines, betrachtete voll Aufmerksamkeit die künstlichen Krystalle, tauschte mit Fachgenossen manch' nutzbringende Meinung aus, unterrichtete und unterhielt sich. Im Jahre 1859 begleitete er auf jenem romantischen Bergritte der bairischen Südgrenze entlang seinen königlichen Herrn Maximilian II. und im Mai 1872 ging er als Abgesandter der Münchener Akademie zu dem hundertjährigen Jubiläum der „Académie Royale de Belgique" nach Brüssel.

Und mit demselben Eifer, mit dem Kobell die Büchse führte, mit der gleichen Lust, mit der er bei Festlichkeiten den „Champus" trank, und dessen Perlen zu dichterischen Gedanken verwerthete, arbeitete er als Mineraloge. Seine Hauptthätigkeit ging darauf hin, genaue Gewichtsanalysen der Mineralien herzustellen und auf diese hin den Begriff der Arten in der Mineralogie genauer festzustellen. Ferner suchte er noch mit Anwendung der Löthrohrversuche die Mineralien einfach, schnell und sicher zu bestimmen. (Aus dieser Thätigkeit waren die Tabellen entsprungen.) Durch seine chemischen Versuche trat er in regen Verkehr mit den bedeutendsten Chemikern Wöhler, Liebig, H. Kopp, Berzelius 2c., und interessant sind wohl einige Aeußerungen des berühmten alten Schweden, die einem Schreiben an Kobell entnommen sind. „Sie werden bemerkt haben, daß die Mineralogie seit mehr, als 10 Jahren so gut wie stille steht, was Verwunderung erregen muß, wenn man sich die große Thätigkeit von 1790—1820 erinnert. Die Ursache ist aber leicht zu finden. Unsere nächsten Vorgänger und die Mehrzahl unserer Zeitgenossen wollten keineswegs zugeben, daß man Chemie anders, als sehr oberflächlich zu kennen brauchte, um ein gründlicher Mineraloge zu werden. Werner half sich ohne Chemie und ohne krystallographische Kenntnisse fort. Hauy griff die krystallographische Seite mit Glück an, hatte aber so gut, wie keine chemischen Kenntnisse, worauf er sich stützen konnte. Mohs hatte den nämlichen Pfad betreten, aber ohne das Richtige einzusehen, und hat vielmehr einen Schritt rückwärts gemacht, indem er behauptet, daß nichts in der Mineralogie der Chemie gehört. Unterdessen hat die Chemie in die Mineralogie gewaltig eingegriffen und ist mit ihr von den alten Meistern fortgelaufen, ihres Bestrebens ungeachtet sie zurückzuhalten, und nun geht die Mineralogie unbestimmt und schwankend, bis der erste beste Chemiker sie aufnimmt und die neuen, besser ihrer Natur angemessenen Formen darstellt. Dann wird aber auch ihre glänzende Epoche kommen." — Kobell hat als Mineraloge, gestützt auf gründliche chemische Kenntnisse, diese Forderung erfüllt und die Prophezeiung von Berzelius zur Wahrheit gemacht.

Und wie Kobell auch in jeder anderen Weise Einseitigkeit verschmähte, so auch in Behandlung der Mineralien; daher erregten die physikalischen und hier vor Allen die wichtigsten, nämlich die optischen Eigenschaften der Mineralien frühzeitig seine Aufmerksamkeit. Durch die Erfindung des Stauroskopes (1855) bereicherte er die Wissenschaft um eines ihrer schätzbarsten Hilfsmittel und ermöglichte wesentlich die Entwicklung der modernen Mineralogie. Voll Vergnügen erklärte er dem Wißbegierigen das Verhalten des Kreuzes im Stauroskop und

dabei erheiterte sich sein Gesicht wie bei der Erzählung einer „guten Gemsjagd.“ Das Studium dieser optischen Eigenschaften führte ihn in regen brieflichen Verkehr mit dem Pariser Mineralogen Des Closeaux.

Um die merkwürdigen Eigenschaften der Krystalle zu bestimmen, bediente er sich des sogenannten „Gamsbart — Elektroskop“ (1863), dessen Entdeckung wieder ein neuer Beweis ist für Kobells scharfsinnige Beobachtungsgabe. Da die Haare des Gemsbartes durch Reiben stark elektrisch werden, und dabei die entgegengesetzte Elektricität, wie geriebenes Glas, zeigen, so müssen sich beide Elektricitäten bei der Berührung abstoßen. Als nun Kobell auf der Jagd einen stattlichen Gemsbart als Trophäe erbeutet hatte, wollte er ihn, um ihn möglichst gut vor den weiteren Fährlichkeiten des Weges zu bewahren, in seiner leeren Schnapsflasche unterbringen. Da spreizten und stemmten sich die Haare gegen diese unfreiwillige Gefangenschaft, und ihr Widerstreben brachte Kobell auf seine Entdeckung. — Als Ergänzung seiner „Mineralogie“ (1838 5. Aufl. 1878) und seiner Löthrohrtabellen wurde seine „Anleitung zur Berechnung von Krystallformen“ (1863) als willkommene Gabe begrüßt. Die „Geschichte der Mineralogie“ (1864) giebt uns in klarer und übersichtlicher Weise Aufschluß über die Entwicklung der Wissenschaft und veranlaßte Kobell auch mehr theoretischen Fragen näher zu treten. Wurde die vorerwähnte Wirksamkeit vorzugsweise von Fachmännern gewürdigt, so suchte er doch auch die Ergebnisse seiner Forschungen einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Seine Vorlesungen über den Diamant, über das Gold, Silber, Kupfer erreichten diesen Zweck und führten der Mineralogie neue Freunde und Anhänger zu. Die überaus schwierige Aufgabe, wissenschaftlich-populäre Vorträge zu halten, löste er in glänzender Weise. Bis in die letzten Tage seines Lebens bewahrte Kobell für alle in seine Wissenschaft einschlägigen Fragen das regste Interesse, und wenn auch hin und wieder seine Ansichten von denen der jüngeren Generation abwichen und zu Erörterungen Anlaß gaben, so führte er diese doch immer rein sachlich und war den Resultaten neuer Forschung stets zugänglich. Seine Verdienste fanden in Deutschland, wie im Auslande die größte Würdigung, und man darf mit Recht Kobell als einen der bedeutendsten Mineralogen unseres Jahrhunderts bezeichnen. War er somit der Mineralogie voll ernsten Eifers zugethan, so besang er sie doch auch im munteren Liede bei Festgelagen, z. B. im „Amethyst.“*

„Der Amethystus ist ein Stein
Bekämpfend das böse Princip im Wein
Und dieses Princip ist wohl bekannt
Und wird zu deutsch der Rausch genannt.
Der Rausch ist aber nie allein,
Hat am Katzenjammer ein Brüderlein
Und wer d'ran denkt, ist bald belehrt,
Wieviel der Amethystus werth.
Nun frag' ich jede Fakultät,
Was von dem Kleinod sie versteht,
Und ruf' die Wissenschaften an
Um Auskunft über den Talisman.

Oh weh', wie wird da allen heiß,
Und keine vom Amethystus weiß;
Nur eine ist's, o preiset sie,
Die meine ist's, die Mineralogie!
„Sie kennt sein adelig Geschlecht
Und giebt die Zeichen ob er ächt;
Denn mancher Schelm mit Hinterlist
Gebährdet sich als Amethyst.
„Sie kündet wie im Felsenschacht
Er blüht mit seiner Veilchenpracht,
Durch ihre Weisheit nur allein
Gelangt man zu dem Wunderstein.
Empfehl' Euch, edle Herren, drum
Mein mineralogisches Practicum,
Denn gern zu helfen bin ich bereit,
Daß Ihr sorgenlos trinket allezeit!

Vivat et bibat Universitas!"

Wer Kobell je bei derlei Gelegenheiten sprechen gehört, auf sein heiteres beredtes Mienenspiel gemerkt, wer ihm in das schöne ausdrucksvolle Auge geblickt, das immer feuriger wurde, je mehr die Freudigkeit, die er hervorrief, um sich griff, der hat wohl den Eindruck erhalten, hier habe ein Humorist von Gottes Gnaden gesprochen, denn sprühte auch seine Ironie Funken; zündete sein Witz, so versengten sie doch nie dem Getroffenen die Flügel seiner guten Laune.

Die Meisterschaft seiner Unterhaltung hat Kobell oftmals bewährt bei den Symposien des Königs Maximilian II. und an der Tafelrunde des Königs Artus (Herzog Maximilian in Baiern.) Beim Hecht ließ er als „der lustigste unter den lustigen Cumpfanen seine Leberreime los, besang wohl auch einen leckeren Vogel, aber zumeist den Großmeister und die Ritter, die in jeder Woche einen Fehdezug oder ein Abenteuer unternehmen sollten, indem sie „ebenbürtige und ehrsame Ritter zum Scharpfrennen fordern, als da sind die Gräfenberger, Hochheimer, Nierensteiner, Rüdesheimer, auch etwelch' Franzmänner und Welsche, als da sind die Burgunder, die Herren von Guyenne, von Haut-Brion und Champagne. Sollen darbei auch Ungeheuer bekämpt werden, als da sind Aurochßen, Schildkrotten, bös' Gemuschel, auch gepürscht werden auf wilde Sauwen, Edelhirtzen und wild Gevögel mit Ger und Falk, mit Messer und Gabel &c. (1843). Unzähligemal hat er auch in „Altengland", „bei den Zwanglosen" und bei seinen Bockparthien durch Gelegenheitsgedichte und Stegreifkomödien alle Anwesenden zur vollen Lebensluft emporgehoben, im Familienkreise unvergeßlich' glückliche Stunden geschaffen. In Berg und Thal hat er bei Burschen und Dirnen vielfach durch seine Erzählungen*) erbaut, wenn er an jene im Auftrage des Königs Maximilian II. viele Exemplare von dem Buche vertheilte.

Und manchen Lorbeer hat er bei dem jährlichen Stiftungsdiner der Universität gepflückt. Denn es ist ein schöner Brauch und wohl nur den

*) Oberbairische Lieder mit ihren Singweisen für das baierische Gebirgsvolk gesammelt und herausgegeben von Fr. v. Kobell mit Bildern von A. von Ramberg (1860).

Münchener Professoren eigen, daß sie bei ihrer Stiftungsfeier einen Sängerkrieg führen. Jeder Festtheilnehmer, der Lust hat, einige Flaschen edlen Weins zu spenden, giebt ein Thema auf, und derjenige, der dasselbe poetisch am besten ausgearbeitet, erhält beim nächsten Jahrestagesdiner einen Preis. Selbstverständlich sind die Aufgaben bei so geistreichen Männern originell, und gespannt harren die Genossen der Lösung. Mit Hallo ward dann stets auf's Neue Kobell gekrönt; auch wohl ein Preisgesang auf ihn zur Konkurrenz festgesetzt. So trug der berühmte Münchener Kulturhistoriker Riehl beim Diner 26. Juni 1860 unter dem humoristischen Namen „Jean Baptist Roussillard, Schuh- und Pantoffelmacher in Pirmasenz," folgende hübsche Verse vor, an den Dichter der pfälzischen Mundart:

Sie treffe Herr Kobell in's Herz de Leit,
Un' treffe in's Herz aach de Gemse,
Un wer die zwee Künschttick kann besser wie Sie
Dem werf' ich die Kron hi — er nem se!"

Wurde Kobell so zu sagen durch die Geselligkeit elektrisirt, so konnte er andererseits in homerischer Einfachheit stillvergnügt sein. Ein vor den Spaziergängern versteckter Baumstrunk im englischen Garten, auf dem er sitzend las oder vor sich hinsann, einige Blumen, die er pflückte und, in einen Büschel gebunden, seiner Frau nach Hause trug, ein Ländler, den er auf der Zither spielte, oder das Gezwitscher seiner Kanarienvögel, der Anblick seines Zimmers, in welchem die Hirschgeweihe, Gemskrucken, ausgestopfte Nebelgeier, Photographien lieber Freunde und Carricaturen von F. Pocci ein reizendes Bild boten, wie freute ihn dies Alles! — — — — „Solch' eine bairische Ananas ist herrlich" konnte er von einem Rettig sagen, und wie gemüthvoll war er an Sommerabenden auf dem Keller, wo er mit seiner Familie und einigen Bekannten unter grünen Bäumen beim Bier saß, seine Cigarre rauchte, und die Gespräche mit seinem unerschöpflichen Humor würzte. In seinen „Erinnerungen" (1881) hat er manchen Denkstein seinem schönen geselligen Leben gesetzt. Es war sein letztes Buch. Im Jahre 1881 hat er auch seine letzte Gemse geschossen. „In dem Jahr', in dem ich kein Gems' mehr schieß', ist es vorbei mit mir" sagte er öfters halb ernst, halb scherzhaft, deshalb jubelten alljährlich die Seinigen, wenn im Herbste der erste Gemsbock geschossen war. Leider hat sich sein Ausspruch bewährt.

Nachdem er mehrere Wochen in Aibling zugebracht, kehrte er zur Hochzeit seiner Enkelin Helene Eisenhart mit Dr. Oebbeke (26. Juli 1882) nach München zurück, wobei er in alter Weise durch sein Gedicht Jung und Alt begeisterte. Anfang August besuchte er das Bad Kreuth. Vorbei war's mit der Jagd und dem Steigen, aber das Tannengrün der nahen Wälder und die Bergluft, hoffte er, werde ihn stärken. Kälte und Regen, die so viel Unglück über die Menschen brachten, vereitelten auch seine Hoffnung. Kobell blieb fast immer auf das Zimmer gebannt und kehrte matt und schwach zurück. Seine Kraft war gebrochen. Kopf und Herz blieben jedoch jugendfrisch bis an's Ende. Freute ihn die treue, aufopfernde Gesellschaft und Pflege seiner seelenguten Frau, sprach er gerne in alter Gemüthlichkeit mit seinen Geschwistern, Töchtern oder Enkeln, so wies er meist

die Besuche von Bekannten zurück. „Es ist nichts mehr mit mir," sagte er, „und nur nehmen und nichts geben, das ist nicht meine Sache." Wie er sonst jeder Gefahr muthig entgegensah, so auch dem Tode, und männlich, wie er war, klagte er nie, aber um so ergreifender war dann und wann sein Ausruf „o Gott", den ihm die Beklemmungen und Schmerzen auspreßten. Seine Krankheit hatte bald die Gestalt der „schwarzen Wolken" angenommen, durch welche man bei der Fahrt in's Jenseits durchfahren muß, wie Kobell in seiner zum Lachen und Weinen bewegenden Geschichte vom „Brandner-Kasper" voll einfacher Schönheit erzählt hat.

Am 11. November 1882 entschlief Kobell gottergeben, schmerzlich beweint und betrauert von seiner Familie und von vielen vielen Freunden. Haben Kaiser und Könige ihn während seines Lebens durch Orden und Titel geehrt, war er vor einigen Jahren (19. Oktober 1880) durch König Ludwig II. „in wohlgefälliger Anerkennung seiner ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, sowie im Lehramte" zum Geheimrath befördert worden, zeichneten ihn Akademien und Vereine durch eine Fülle von Diplomen aus, zollten ihm Presse und Publikum vielfaches Lob, so ehrte man ihn im Tode durch Thränen, Blumen, warmempfundene, beifällige Kritik. Schließen wir mit Viktor Scheffels Versen, der Kobell sein ehrenvolles Andenken im sechsten Blatt der „Waldeinsamkeit" so würdig geweiht:

Mit dem ersten Trunk des gekälteten Purpurs
Sei weihend des würdigen Freundes gedacht,
Mit dem, was als Zauber im Hochgebirg lacht.
An dieser Stelle zuerst ich empfand.
Ihn freute der Hammer als Mineralog
Die Kugelbüchse, wenn's galt dem Gejaid
Und wo er auf glücklichen Pirschgängen zog
Erschien ihm die Muse im Jagdjuppenkleid.
Uns ist Musik, so sang er, wenn's saust,
Wenn das Gestein vom Absprung der Gemsen
Rollend die Gräben hinunter braust;
Uns ist das Echo knallender Büchsen
Mehr als Trompeten und Paukengepräng';
Unsre Juwelen glänzen im Thau,
Unsere Feste im Felsengedräng.
Heil Dir, Du Mann mit dem Herzen von Gold,
Mit dem silbernen Haar und den Sehnen von Stahl,
Wildanger, fröhlicher Forscher." — L. K.

Thier und Pflanze.

Von

Julius Kollmann.

Wie ohnmächtig ist doch unsere Phantasie den Dingen selbst gegenüber, die sie im Geist nachzubilden oder die sie zu begreifen strebt. Pflanze und Thier,

der Gegensatz der beiden organischen Reiche der Natur, beschäftigt die denkende Menschheit seit Jahrtausenden, und nachdem wir ihn mühsam begriffen und festgestellt hatten, ist es kaum zu verwundern, daß unsere Vorstellung etwas schwerfällig sich verhält dem neuen Satz gegenüber, der da ausspricht „es fehle an einem solchen Unterschied." Wird es doch selbst dem weiter schauenden Blick oft schwer, immer und überall diesen neuen fundamentalen Lehrsatz naturwissenschaftlicher Erkenntniß festzuhalten. Man darf sich jedoch nicht verhehlen, daß er erst in seinen allgemeinsten Beziehungen fest umgrenzt ist. In dem einzelnen Fall ist es deshalb oft schwer, seine Gültigkeit nachzuweisen. Ja, es kann sogar kommen, daß gerade seine beständige Berücksichtigung auch Irrthümer nach sich zieht, wie die Geschichte einer Entdeckung lehrt, die weiter unten mitgetheilt werden soll. Sie ist gleichzeitig lehrreich, weil sich ein Einblick in die verborgenen Kräfte und Wechselwirkungen eröffnet, die in unendlicher Mannichfaltigkeit zwischen beiden organischen Reichen bestehen. Dabei wird auch besonders deutlich die Schwierigkeit hervortreten, welche für die Beobachtung darin liegt, die Abstufungen der Unterschieds- und Verwandtschaftsgrade zwischen pflanzlichen und thierischen Organismen einer Lösung im Einzelnen festzustellen.

Mit dem Fortschritt unserer Kenntnisse von den Lebenserscheinungen will also die frühere Methode der Unterscheidung nicht mehr ausreichen. Der herkömmliche Begriff von Pflanze und Thier bedarf einer Erweiterung, zwar nicht für das gewöhnliche Leben, wohl aber für die Wissenschaft. Wenn wir auch ebensowenig, wie der Laie in Verlegenheit gerathen, ein Wirbelthier von einem Lohpilz zu unterscheiden, so reichen wir doch mit dem althergebrachten Satz nicht mehr aus, sobald wir hinabsteigen in die Tiefen der sogenannten niederen Lebensformen, die der Beobachtung mit freiem Auge entzogen sind, für die wir des Mikroskopes bedürfen, um ihren seltsam verschlungenen Bahnen zu folgen.

Die Bewegung, jene selbständige aus dem Innern der Organisation auftauchende Fähigkeit, welche sonst in dem täglichen Leben einen guten Maßstab abgiebt für die Anwendung des Begriffes Pflanze oder Thier, ist gerade auf denjenigen Stufen der lebendigen Wesen, die hier in Betracht kommen, schon lange keine Eigenschaft mehr, die lediglich thierische Organismen schmückt. Pflanzenzellen der verschiedensten Art bewegen sich ebenso energisch, und oft fällt es selbst scharfblickender Beobachtung jahrelang schwer, die richtige Entscheidung zu treffen. Lehrreich ist nach dieser Seite hin der Streit um die Diatomen gewesen, welche die Botanik und die Zoologie, beide Wissenschaften, für sich in Anspruch nehmen. Bald neigte sich der Sieg nach der einen, bald nach der andern Seite. Heute sind sie endgiltig für Pflanzen erklärt. Die Ortsbewegung an sich ist also kein durchgreifendes Merkmal. Gerade jene Form, die wir bei der Lokomotion der niederen Thiere eine große Rolle spielen sehen, nämlich die mittels der Wimperhaare, findet sich auch bei niederen Pflanzen, z. B. an den Schwärmsporen der Algen, in ganz überraschender Weise entwickelt. Durch die außerordentliche Aehnlichkeit in der Bewegungsart und den Einrichtungen hierfür konnte man einst irregeleitet werden, die Schwärmsporenbildung als eine Entwicklung von Thieren

aus pflanzlichen Organismen zu deuten. Man glaubte dem Geheimniß der Thierschöpfung aus dem Pflanzenreich direkt nahe zu sein. Aber die Hoffnung, die Pflanze im Momente der Thierwerdung belauscht zu haben, hat sich als verfrüht herausgestellt. Es war ein verzeihlicher Irrthum, der auf einer allzu plumpen Vorstellung von jener Verwandtschaft beruhte. Die Natur hat sich noch niemals bei einer dieser Thaten belauschen lassen, sie spielen sich alle geheimnißvoll ab — im Verborgenen, oder sie haben sich einst, vor Aeonen, abgespielt, und wir erleben nur das Schauspiel ewiger Wiedergeburt des schon Vorhandenen. Wo immer bis jetzt ein einfacher Organismus gefunden wurde, der sich im Anfang als eine der gesuchten Uebergangsstufen darstellte, da zeigte die weitergehende Untersuchung stets, daß er kein centaurisches Wesen, nicht halb Thier und halb Pflanze sei, sondern stets nur eines von Beiden. Und dennoch fließen die beiden Reiche an der Berührungsgrenze unmerklich in einander, freilich nur bezüglich einzelner Lebensvorgänge.

Soeben wurde der Bewegung der einfachsten Wesen gedacht.

Es ist nun ein weiteres, werthvolles Zeichen naher innerer Verwandtschaft jener Elementartheile, in denen sich ausschließlich die Lebensvorgänge abspielen, daß Thiere, wie Pflanzen sich durch Aether in einen tiefen Schlaf versetzen lassen. Das Protoplasma zeigt in beiden Reichen dasselbe Verhalten gegen die Einwirkung dieser chemischen Substanz. Da zeigt sich ferner das Vermögen der Empfindung, ein so hoch entwickeltes Merkmal der thierischen Organismen auch den Pflanzen nicht fremd. Die Elektrizität wirkt auf sie, und die Empfindlichkeit gegen das Licht ist schon längst bekannt, und in der neuesten Zeit in der glänzenden Weise auf's Neue bestätigt worden. So fällt bei ruhiger Prüfung der niederen Organismen beider Reiche Schranke um Schranke, und der Satz ist kaum anfechtbar, daß die Abgrenzung fehlt. Es ist deshalb die bildliche Vorstellung berechtigt, welche sich die Entstehung der verschiedenen Arten in dem Thier- und Pflanzenreich in Gestalt zweier von einem Punkte aus divergirender Linien denkt. Wie jeder Punkt einer Linie von dem entsprechenden der anderen um so weiter entfernt ist, je ferner er dem gemeinsamen Ausgangspunkt, so findet man auch die Verschiedenheiten in beiden Reichen um so bedeutender, je mehr man sich von den niederen Zuständen, d. h. dem Anfangspunkt entfernt.

Die Berechtigung dieser Anschauung sollte hier besonders anerkannt und ausdrücklich betont sein. Ob nun auch Verschiedenheiten hervortreten, dort, wo man sie früher nicht vermuthete, nichts der Art ist im Stande, den neuen fundamentalen Satz zu erschüttern. Im Gegentheil, das Hervorheben von Unterschieden zwischen Pflanze und Thier reift die Frucht tieferer Erkenntniß darüber, wo die Grenze der Uebereinstimmung aufhört, und der Gegensatz beginnt. Und gerade dieser Nachweis ist eine der wichtigsten Aufgaben. Worin besteht Gleichheit, und wo, an welchem Punkt beginnt der Unterschied?

Hier die kurze Geschichte einer Entdeckung, welche bis in die jüngste Zeit hereinreicht, und welche zeigt, daß unsere Phantasie in eine falsche Bahn gerieth, als sie eine besondere Art grüner und gelber Körperchen im Leib niederer Thiere

für einen Beleg allmäliger Entwicklung deutete und dabei an den innigen Zusammenhang der beiden Reiche lebender Wesen dachte.

Man hat schon lange beobachtet, daß die grüne Farbe vieler niederer Thiere nicht von einem diffusen färbenden Stoff herrührt, der die Gewebe überall durchdringt, sondern von rundlichen Körperchen, welche deutlich umschrieben und scharf begrenzt in der Körperwand enthalten sind. Diese grüngefärbten Körner und Bläschen zeigten sich bald mit Chlorophyll nahe verwandt, wenn nicht identisch. Die Richtigkeit dieser Vermuthung wurde von einer Reihe von Forschern erkannt, und bis auf die neueste Zeit schien es begründet zu sein, daß gewisse niedere Thiere selbsterzeugtes Chlorophyll enthalten, welches sowohl morphologisch, als auch physiologisch dem Chlorophyll der Pflanzen entspricht. Um übrigens die wahre Natur der grünen Körperchen innerhalb der niederen Thiere zu ergründen, wurden große Anstrengungen gemacht, denn die Zahl der Zweifel gegen die erwähnte Deutung war nicht gering. Thiere, und bisweilen schon hoch organisirte, sollten Blattgrün, wie Pflanzen in ihrem Körper erzeugen! Es schien unglaublich. Endlich wurde allseitig festgestellt, daß der Farbstoff in der That mit dem Chlorophyll übereinstimme. Man zog daraus den Schluß, daß es niedere Thiere giebt, welche in ihrem sonst deutlich und unzweifelhaften thierischen Organismus Blattgrün zu bilden vermöchten.*) Die verschiedensten Organe ihres Körpers zeigten dabei dieselbe Fähigkeit. Alle erschienen also, wie der Körper selbst, bis zu einem ansehnlichen Theil mit Eigenschaften ausgerüstet, die wir als einen hervorragenden Charakter sonst nur bei den Pflanzen auftreten sahen.

Der Sitz der grünen Körperchen, denn darauf kam unter dieser Voraussetzung sehr viel an, war also wechselnd. Sowohl die äußere, als die innere Haut des Thieres, ja selbst das zwischenliegende Gewebe besaß die seltsame, seit geologischen Epochen wohl überlieferte Kraft. Bei Infusorien, Amoeben und Monothalamien befinden sich z. B. die grünen Körperchen in einer tieferen Lage. Bei den Spongillen ist es die Bindesubstanzschichte, in welcher die gefärbten Haufen vorkommen, die den interessanten Organismus so zierlich schmücken, daß er immer auf's Neue die Aufmerksamkeit selbst der Laien auf sich zieht. Bei unserem Süßwasserpolypen (Hydra viridis) kommen die Chlorophyllkörperchen ausschließlich in den großen Zellen des Entoderms, und zwar vorherrschend in deren basalem Theil vor.

Daß nun der grüne Farbstoff der Thiere sich nicht bloß äußerlich, nein auch dem Wesen nach ganz, wie Chlorophyll verhalte, wurde dadurch erkannt, daß an einer grasgrünen Planarie der Bretagner Küste (Convoluta Schulzii) die

*) Chlorophyllkörperchen kommen vor bei Amoeben, Monothalamien, Heliozoen, dann bei vielen Wimperinfusorien (Vorticella campanula, Epistylis plicatilis, Urastyla viridis u. s. w.); bei Coelenteraten, namentlich Spongilla fluviatilis und Hydra viridis. Sie sind nachgewiesen bei mehreren Turbellarien (Vortex viridis, V. fruncatus u. s. w.) Eine ausführlichere Zusammenstellung findet sich bei Geza Entz, „Konsortialverhältniß von Algen und Thieren". Biologisches Centralblatt. Erlangen 1882, II. Bd. No. 15.

höchst wichtige Entdeckung der Sauerstoffausscheidung im Sonnenlichte gemacht wurde. Wenn man nun noch in Betracht zieht, daß die kleinen rundlichen Körperchen, sowohl bei den meisten Pflanzen, als auch bei allen oben erwähnten Thieren, ihrer Struktur nach scheinbar gänzlich übereinstimmen, so wird es kaum mehr befremden, daß sie mit den Chlorophyllkörperchen der Pflanzen für identisch erklärt und als von den Thieren selbst erzeugt betrachtet wurden. — Die Ueberraschung steigerte sich, als sich noch weiter herausstellte, daß viele solcher Zellen eine derbe Cellulose-Membran und einen durch eine Modifikation des Chlorophylls gelbgefärbten protoplasmatigen Inhalt besitzen, in welchem häufig schon im frischen Zustande ein völlig homogener Kern sichtbar ist, und daß sie, wie Algen, von einer farblosen, gallertig gequollenen Hülle, seltner von einer derbern Membran umgeben sind, welche in einigen Fällen nach Anwendung von Jod und Schwefelsäure sich blau färbt. Von einigen dieser Zellen, namentlich auch den gelb gefärbten, welche ebenfalls das Gepräge pflanzlicher Abkunft an sich tragen, wurde beobachtet, daß sie durch Theilung sich vermehren. Die vollkommenen Untersuchungsmethoden von heute ergaben ferner, daß die Körperchen durchaus nicht gleichmäßig grün gefärbt sind, vielmehr aus einer farblosen hyalinen Protoplasmamasse bestehen, welche von dem glänzend smaragdgrünen Farbstoff bedeckt wird, welch' letzterer bald eine zusammenhängende Hüllschichte, bald einen mulden- oder sattelförmigen Körper darstellt. Es gelang dann der wichtige Nachweis, daß die Chlorophyllkörperchen der Thiere je einen, zwei oder mehrere Körner enthalten u. s. w. Als endlich sogar die Vermehrung durch Theilung genauer festgestellt war, die successive Spaltung in zwei, drei bis vier Theile, war kein Zweifel mehr erlaubt, daß die Chlorophyllkörperchen der Thiere echte Zellen sind und morphologisch mit einzelligen Algen identisch. Damit trat die ganze Erscheinung des grünen Farbstoffes in den Thieren in einen anderen Kreis der Thatsachen.

Mit dieser Beobachtung war man an einem Punkte angekommen, der mehr neue Räthsel brachte, als vorhandene löste. Was konnte es bedeuten, daß diese Pigmentflecken sich auch noch theilten? Das stand in grellem Gegensatz zu dem Verhalten des gewöhnlichen Blattgrüns, und zu allem, was man von dem Verhalten der im Thier sonst abgelagerten Pigmentschollen wußte. Da öffneten die Untersuchungen von Cienkowski eine neue Bahn für das Verständniß dieser eigenartigen grünen und gelben Farbenflecke. Er beobachtete nämlich 1869 an Radiolarien, daß die gelben Zellen (von Collozoum inerme), welche offenbar die Schwestern der grünen, und völlig gleicher Herkunft und Beschaffenheit waren, fortleben und sich vermehren, auch wenn das Radiolar abgestorben und die Centralkapsel und das umgebende Protoplasma schon völlig zerstört waren. Es entwickelt sich um die gelben Zellen eine Schleimmembran, dann wird die Zelle durch amoeboide Bewegungen frei und theilt sich. Bei ein und derselben Zelle kann sich die Neubildung der Schleimmembran mehrfach wiederholen und somit eine mehrfache Häutung der Zelle stattfinden.

Cienkowski konnte nun mit vollem Rechte behaupten, daß diese gelben

und grünen Zellen gar nicht zu den Thieren gehören, in denen sie gefunden werden, daß sie keine Bestandtheile des Radiolarienkörpers, sondern selbständige Wesen, einzellige Algen sind, welche sich in diese Thiere einnisten, um sich hier ungestört fortzupflanzen. Andere Beobachter machten gleiche Wahrnehmungen und gleiche Folgerungen, deren Richtigkeit in der allerjüngsten Zeit durch K. Brandt bestätigt wurde, welcher die gelben Zellen zwei Monate den Tod ihres Wirths überleben sah und ferner bemerkte, daß sie in den Resten der Radiolarien ganz in derselben Weise fortleben, wie in zu Grunde gegangenen Exemplaren. Um sie in dieser Hinsicht zu prüfen, zerzupft man Exemplare des Stentor polymorphus mit feinen Nadeln, bringt sie in ein Uhrgläschen mit filtrirtem Quellwasser, das zur Verhütung der Verdunstung mit einer Glasglocke bedeckt wird und schützt die Reste vor dem Eintrocknen. Die grünen Körperchen sterben durchaus nicht ab, sondern leben wochenlang munter fort und vermehren sich. Diese Erscheinungen stimmten selbstverständlich noch weniger mit der Vorstellung überein, die man sich auf Grund naturwissenschaftlicher Erkenntniß über Zellen eines Organismus machen konnte. Wir wissen zwar, daß der Thierkörper aus Zellen aufgebaut ist, und daß dieselben, auch fest eingefügt in das lebendige Triebwerk des Organismus, einen bestimmten Grad von Selbständigkeit besitzen; es ist auch bekannt, daß mit dem Tod des Thieres nicht alle gleichzeitig sterben, sondern daß einzelne bisweilen stunden-, selbst tagelang den Tod des Gesammtwesens, an das sie gebunden waren, überdauern. Allein es stand mit Allem, was wir vom Werden und Vergehen von Organismen kennen, im Widerspruch, daß untergeordnete Zellen, die mit der Erhaltung der Spezies in gar keinem Zusammenhang stehen, wochen- und monatelang fortleben, sich vermehren, kurz, sich als selbständig gewordene Theile des untergegangenen Thieres erhalten können. So wurde mehr und mehr klar, daß die Chlorophyllkörperchen nicht zu den Thieren, in welchen sie angetroffen werden, gehören.

Jetzt fehlte nur noch ein Glied, um die Kette zu schließen. Es mußte gelingen, diese nach dem Tode des Thieres freigewordenen grünen Körperchen sich in Algen, also in Pflanzen umwandeln zu sehen. Auch diese Beobachtung gelang bei Infusorien. Ja noch mehr, es ließ sich sogar ihre Theilung im Innern des Thieres verfolgen. Damit war klar erwiesen, daß diese Chlorophyllkörperchen eigentlich Algen und als solche den Thieren fremde Organismen sind, die nur zeitweise in ihnen Aufenthalt nehmen. Sie gehören also zu dem großen Haufen jener pflanzlichen Wesen, die bisweilen ein parasitisches Dasein führen, wenn man das Wort „Parasit" in dem weitesten Sinne des Wortes auffaßt. Will man genauer unterscheiden, so darf man dabei nicht an jene Schmarotzerpflanzen oder -thiere denken, welche von dem Lebenssafte ihrer Wirthe leben, dieselben ihres redlich verdienten Eigenthumes tückisch berauben, während sie selbst unfähig sind, selbständig und außerhalb ihrer Wirthe zu leben. Diese grünen Algen existiren eben doch in ihren Wirthen ganz nach Art selbständiger freilebender Pflanzen, sie verlieren niemals die Fähigkeit, sich zu vermehren, kurz sie behalten alle ihre Eigenschaften, wenn sie auch zeitweise im Innern von Thieren ihren Wohnsitz

aufschlagen. Es kommt ferner bei ihnen besonders in Betracht, daß sie nicht bloß Quartier beziehen, sondern dafür reichlich Tribut bezahlen und die Zahlung in natura und in sehr brauchbarer, ja, für den Wirth werthvoller Münze verabreichen. Die eingewanderten Algen geben, ganz ihrer Pflanzennatur entsprechend, kostbare, unentbehrliche Lebensluft — Sauerstoff an ihre Wirthe ab. Sie bieten ferner noch Nahrung. Bei den Protozoen, namentlich den Infusorien, ist es nicht schwer, zu beobachten, daß einzelne der sich rapid vermehrenden Algen in das verdauende Entoplasma gerathen, wo sie gleich einer von außen aufgenommenen Nahrung verdaut werden. Die Untersuchungen von Brandt ergeben, daß die Radiolarien, Spongillen und grünen Infusorien in filtrirtem Wasser, wo ihnen außer ihren eigenen Chlorophyllkörperchen keine sonstige Nahrung zu Gebote steht, prächtig gedeihen. Manche Infusorien werden durch diese bequeme Art der Ernährung ganz zufriedengestellt, nehmen auch kaum eine andere Nahrung von außen auf und strudeln nur Wasser in ihren Leib; zu diesen gehören Paramecium Bursaria, ferner die grünen Varietäten der Vorticella Campanula (V. chlorostigma), Vaginicola crystallina, Stichotricha secunda u. s. w. Erwägt man ferner, daß die Wirthe, wie schon die rapide Vermehrung der grünen und gelben Pflanzen vermuthen läßt, die zu dem Gedeihen nöthige Kohlensäure und stickstoffhaltigen Zersetzungsprodukte liefern werden, so erblicken wir ein friedliches Verhältniß vor uns, das nichts mit rohem Schmarotzerthum gemein hat. —

Welch' verschiedene und anziehende Seiten dieses Wechselverhältniß noch bietet, können wir hier nicht weiter verfolgen. Wie höchst überraschend und eigenartig die Natur den Tisch für die zahllosen Lebewesen deckt, das wird erst klar, wenn man die Existenzbedingungen der Thiere überhaupt ins Auge faßt*).

Wir verlassen diese Seiten eines interessanten Vorganges und kehren zu dem Ausgangspunkt zurück, nachdem der Leser das Resultat dieser Studien zu beurtheilen vermag. Als die Beobachter das Chlorophyll bei niederen Thieren anfangs im Sinne einer allmählichen Entwicklung deuteten, handelten sie von dem richtigen Gesichtspunkt aus, daß die Natur überall vom Einfachern zu dem Zusammengesetztern fortschreite, daß also diese grüne Farbe, die sich als eine dem Chlorophyll verwandte Substanz erwies, ein Beweis sei von dem innigen Zusammenhang zwischen Thier- und Pflanzenreich. Nach und nach ward es erst offenbar, daß hier nicht Uebergänge vor uns liegen, nicht uralte Verwandtschaften zwischen Thier und Pflanze, sondern fertige Organismen — vollgültige Vertreter beider Reiche, die miteinander leben können, doch nicht nothwendig miteinander leben müssen.

Der Zusammenhang der beiden Reiche lebender Wesen beruht in viel geheimer und tiefer liegenden Eigenschaften**), und die Ueberlegung hatte dennoch

*) Semper, Die natürlichen Existenzbedingungen der Thiere, Band I, Leipzig 1880.

**) Ich bemerke ausdrücklich, daß von einigen englischen Beobachtern das Vorkommen von Algen nicht für alle Fälle in derselben Weise aufgefaßt wird (Geddes, R. Lankester). Ich verweise in dieser Hinsicht auf eine erst jüngst erschienene, mit der obigen Darstellung übereinstimmende Beobachtungsweise von Hamann: „Zur Entstehung und Entwicklung der

irre geführt, als sie einst meinte, die Verwandtschaft könnte sich auf so grobe Verhältnisse erstrecken.

Die ganze Reihe der oben kurz skizzirten Studien erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen. Und wenn wir auch dadurch wieder um eine Hoffnung ärmer geworden sind, eines jener vielgesuchten centaurischen Wesen zu entdecken, welche auf der Grenzmarke zwischen Pflanzen- und Thierreich stehen sollen, so ist doch der Nachweis werthvoll von einem Neben-, Mit- und Ineinandersein und Wirken lebendiger Wesen.

Die neuere päpstliche Diplomatie.

Von

Johannes Friedrich in München.

Nicht jedes zeitgemäße Thema ist für denjenigen, der es behandeln soll, zugleich anziehend, und so verhält es sich auch mit der päpstlichen Diplomatie, wenigstens soweit es meine Person betrifft. Wer aus Beruf das Wesen der römischen Kurie, ihre Tendenzen wie ihre Mittel und Wege, um dieselben zu erreichen, zum Studium machen muß, wer etwa gar die päpstliche Diplomatie zur Zeit ihrer angestrengtesten Thätigkeit beobachten konnte, der mag angesichts solcher Behandlung des für ihn Heiligen wohl von so großem Ekel an ihr erfaßt werden, daß er lieber schweigt, als an diese Pestbeule rührt; denn auch der menschliche Geist hat nur ein bestimmtes Maß von Energie, die, wenn sie einmal ihre höchste Spannkraft erreicht hat, nothwendig in Abspannung umschlägt.

Noch mehr mag ihm aber die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit einer Aeußerung Zurückhaltung auferlegen. Man hatte sich früher gewöhnt, die römische Kurie gerade wegen der Ueberlegenheit ihrer Diplomatie zu rühmen. Das ist für den Kenner der Dinge begreiflich. Eine der päpstlichen Diplomatie ebenbürtige weltliche haben wir eben noch nicht gesehen. Ich habe eine ganze Reihe von Diplomaten kennen gelernt, welche am päpstlichen Hofe accreditirt waren, aber kaum das Abc des canonischen Rechts, geschweige die päpstliche Politik und ihre „Pfiffigkeit" kannten. Sie schienen nicht zu ahnen, „daß man," wie sich ein früherer Unterhändler an der Kurie ausdrückte, „eine neue Lehrzeit des Wortgebrauchs beginnen müsse", und „daß bei derlei kirchlichen Verhandlungen mit eben der Umsicht verfahren werden müsse, wie bei den wichtigsten Staatsverträgen mit fremden Mächten." Das dolce far niente unter römischem Himmel übt auch auf die fremden Diplomaten gar leicht seine Macht, die verbindlichen Worte und der herzliche Empfang bezaubern sie, und gerade protestantische Diplomaten sind der

grünen Zellen bei Hydra" (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie. 37. Band. 3. Heft. Leipzig 1882. S 457. Mit einer Tafel).

regelmäßigen Gefahr ausgesetzt, nach und nach dem kurialistischen Gedankenkreise, dessen Endziele sie gewöhnlich nicht kennen und man ihnen in der Regel nicht sofort, sondern erst nach langem Hin- und Herverhandeln mitzutheilen pflegt, freundlicher gesinnt zu werden.

Ich glaube nicht, daß ich mit diesen Bemerkungen, welche ohnehin auf eigenen Aeußerungen von Diplomaten und persönlichen Erfahrungen mit solchen beruhen, irgend Jemanden ein Unrecht zufüge. Die Schuld trifft ja auch in erster Linie nicht sie selbst. Der Irrthum liegt vielmehr darin, daß man sie auf einen Boden verpflanzt, den sie nicht kennen, und so in eine Situation bringt, der sie nicht gewachsen sind. Während die Kurie ihre Diplomaten für die ausschließlich päpstliche Politik von Jugend auf erzieht und schult, sie meist nur die diplomatische Laufbahn durchmachen läßt, also mit allen Feinheiten, Winkelzügen und Ränken der kirchlich diplomatischen Kunst vertraut macht, werden ihnen meist Fremdlinge in diesen Dingen gegenübergestellt, denen überdies häufig zur Aufgabe gemacht wird, so rasch wie möglich zum Ziele zu kommen, obgleich es gerade ein Grundzug der päpstlichen Diplomatie ist, keine Eile zu haben und Zeit zu gewinnen.

Daher kommt denn auch die für jeden Kenner betrübende Erscheinung, daß die weltliche Diplomatie bei der Kurie nach Zielen strebt, welche geradezu unerreichbar sind, Motive geltend macht, welche bei der Kurie gar keine Bedeutung haben, und Rücksichten fordert auf Dinge, welche Rom gar nicht berücksichtenswerth erachtet und die seiner Politik zum Theile eine andere Wendung gegeben haben. So ist es z. B., um hier nur Eins anzuführen, schon ein durchaus verhängnißvoller Irrthum, wenn man sich der Kurie gegenüber darauf beruft, daß sie es nicht mehr mit absoluten, sondern mit constitutionellen Fürsten zu thun habe; denn hier haben wir ja gerade die einzige Wendung, welche die neuere päpstliche Diplomatie gemacht. Die Kurie hat die Constitutionen verdammt; dagegen sind die constitutionellen Fürsten in ihren Augen mit Parlamenten umgeben, „deren Willen heutigen Tages die Souveräne zuletzt lediglich zu vollstrecken haben“, und dürfen dieselben, eben wegen ihrer constitutionellen Eigenschaft, „in der Hauptsache nichts anderes vertreten, als gerade die Prinzipien („der modernen Welt“), welche die Kirche . . . zu verurtheilen, und, soviel an ihr ist, zu beseitigen berufen bleibt.“ So sprach sich nach der offiziellen Geschichte des Vaticanischen Koncils die dirigirende Kommission des Koncils aus, zu der auch Antonelli und Reisach, die beiden Koryphäen der päpstlichen Politik in letzter Zeit, gehörten. Wie mag man denn da noch glauben, daß der Hinweis auf die constitutionelle Eigenschaft eines Fürsten einen Eindruck machen und zur Nachgiebigkeit stimmen kann? Im Gegentheil liegt für die Kurie heute der Schwerpunkt weit mehr in den Parlamenten, als in den Fürsten, und deshalb steigt auch in ihren Augen der Werth des Centrums um so höher, je größer sein Einfluß wird und je mehr es den preußischen Landtag und deutschen Reichstag beherrscht. Es ist darum auch gar nicht abzusehen, daß Rom, so lange es Konstitutionen giebt, kirchliche Kammerparteien je von sich stoßen und zu ihrer Auflösung beitragen sollte. Oder hat

denn der Verein der deutschen Katholiken, welcher von Anfange „unter die Leitung des heiligen Stuhles“ gestellt war, nicht als einen Hauptpunkt seines Programms ausgesprochen: „seinen Einfluß zunächst auf die Wahlen auszuüben, damit die gesetzgebende und ausübende Gewalt in die Hände solcher Männer übergehe, welche der Kirche in ihrem segensreichen Wirken nicht hemmend in den Weg treten, sondern sie vielmehr fördern und unterstützen“? Und sahen wir denn nicht Nuntien und Bischöfe, Pfarrer und Kapläne, wie nie vorher, in der letzten Zeit an den Kammerwahlen betheiligt? Ueber solche elementare Erkenntnisse sollte man nunmehr längst hinausgekommen sein.

Wir können aber auch an dem päpstlichen Schreiben vom 30. Januar 1883 und der dasselbe erläuternden Note des Kardinals Jacobini die Probe auf die Wahrheit der vorausgehenden Auseinandersetzung machen. Der Kaiser tritt da ganz in den Hintergrund. Der Papst, heißt es in letzterer, wird „den Bischöfen die geeigneten Instructionen ertheilen,“ „sobald — nachdem bei den gesetzgebenden Körperschaften Maßnahmen beantragt sind, welche ausreichen, um die freie Ausübung der kirchlichen Jurisdiction, sowie die Freiheit der Erziehung und Instruction des Klerus wirksam zu gewährleisten — diese gesetzgebenden Körperschaften ihre Zustimmung gegeben haben werden.“ Das ist doch im Geiste unserer Entwicklung nur ein eclatantes Mißtrauensvotum, das die Kurie der fürstlichen Autorität und ihren Diplomaten gegeben hat: sie sieht keine Garantie mehr in der fürstlichen Autorität, welche für sie nicht mehr existirt, sondern nur noch in den gesetzgebenden Körpern. Es ist ihr also auch keine Bürgschaft mehr, daß die Regierungen ruhig eine frühere Note Jacobini's hinnahmen und damit auch stillschweigend dem Satze ihre Zustimmung gaben: Der Papst ist „gemäß göttlichen Auftrages der oberste Leiter der Gewissen, der allgemeine Gesetzgeber in Sachen des Glaubens und der Sitten und der authentische Ausleger des natürlichen und bürgerlichen Rechtes.“ Zu anderen Zeiten würde der Kurie eine solche Entgegennahme genügt haben und hätte sie daraufhin auch die weitestgehenden Zugeständnisse an die Fürsten gemacht; heute aber, das weiß sie nur zu gut, haben auch die Parlamente noch ein Wort gegenüber einer allenfalls zu großen Nachgiebigkeit der Fürsten zu sprechen.

Der Meister der neueren päpstlichen Politik, welcher diese auf eine neue Basis gestellt, ihr seinen Geist eingehaucht und die Bahnen gewiesen, und ihre Methode ausgebildet hat, ist der Kardinal Consalvi. Und wenn Diplomaten, welche mit ihm zu verhandeln hatten, erzählen, daß er in Rom „gleich viele Neider und Feinde“ habe, „und dieselben ihn durch Verdächtigung seiner Orthodoxie bekriegen,“ weil die äußeren Verhältnisse „ihn oft in die Nothwendigkeit setzen, einzig in den Kongregationen dem strengen Kurialismus die Spitze zu bieten, um nicht Alles zu verlieren, was vornehmlich ihm gelang für Rom zu retten:“ so darf man diese Verdächtigung seiner Orthodoxie gar nicht so ernst nehmen, als es die fremden Diplomaten zu thun pflegten. Auch das gehörte zur römischen Politik, namentlich zur Consalvi'schen. Er stellte sich gern als den Nachgiebigeren hin und berief sich, wenn er nicht weiter gehen wollte, auf den nunmehr festgefaßten

Entschluß des Papstes oder sagte: „über mehrere Punkte könnte er selbst nach eigenen Ansichten nicht einstimmen, über andere gelte nicht seine Meinung, sondern die der Congregation." Er brachte es auf diese Weise dahin, daß die Diplomaten, obwohl sie wußten, Consalvi „leitet ausschließend und beinahe mit unumschränkter Gewalt die gesammten äußeren Verhältnisse und den ganzen innern Gang des Kirchenstaates," dennoch die Meinung gewannen: „Der Kardinal Staatssecretär hat für kirchliche Geschäfte bloß seine Stimme, und während er allein mit ebensoviel Anstrengung als Gewandtheit die Kurie in allen Unterhandlungen mit fremden Mächten vertreten muß, ist er genöthigt, sich gegen die Kurie selbst in Beurtheilung und Leitung der Kirchensachen mehr leidend zu verhalten, um nicht Alles auf's Spiel zu setzen." Niemand wußte aber gerade diese Auffassung der Sachlage in Rom durch die fremden Diplomaten besser zu würdigen und aus ihr höhere Vortheile zu ziehen, als Consalvi selbst. Er galt diesen Diplomaten als „ein Mann, hochausgezeichnet durch Anlagen, Welt- und Menschenkenntniß," sein liebenswürdiges und verbindliches Wesen nahm sie ein, seine Nachgiebigkeit erschien ihnen durch seine Klagen über die Hindernisse, welche ihm im Wege stehen sollten, aufrichtig, und so hatte er sie bald ganz in seiner Hand. Wenn er ihnen überdies „mit vielem Scharfsinn, auch mit Offenheit begreiflich zu machen suchte, daß alles was über das Verhältniß der Kirche zum Staat in den Koncordaten von Neapel und Baiern ausgesprochen sei, zwar die unveräußerlichen Rechte der Kirche ausspreche, zugleich aber die anmaßlichen oder wirklichen Rechte der Regierungen, welche stets die Exekutionsmittel in Händen hätten, nicht ausschließen, daß übrigens z. B. die Appellation an Rom jedes Verbots ungeachtet nicht verhindert werden könne, daß es aber ein anderes sei, nach Rom zu appelliren, und ein anderes gehört zu werden, daß, falls auch dieses geschehe, die Regierungen hernach noch die Gewalt hätten, das Urtheil in Exekution gehen zu lassen oder nicht" — wenn Consalvi so sprach, dann hatte er sofort die Diplomaten für sich, und es war unter diesen geradezu Losung geworden, welche alsbald neu ankommenden Kollegen in's Ohr geflüstert wurde: „Umgehung der Schwierigkeiten durch unbestimmte Ausdrücke, so zum Beispiel, daß die Seminarien nach kanonischen Gesetzen geleitet werden sollten, worunter dann Jeder verstehe, was ihn gut dünke." Niebuhr, der preußische, und Graf Blacas, der französische Unterhändler, waren Männer dieses Schlages. Aber auch Andere, wenn sie noch so fest anfangs sich zeigten, waren bald gefügiger. „Ich darf," schrieb einer der letzteren Art, „auch für mich lebendiges Gefühl alles dessen, was vorgeht, beanspruchen, aber um so gereizter dies Gefühl ist, um so mehr glaube ich den wahren Standpunkt der Sache ruhiger festhalten zu sollen, und wenn ich alsdann betrachte, daß es um Festsetzung katholisch-kirchlicher Verhältnisse zu thun ist, so scheint mir, die katholisch-kirchlichen Gesetze müssen dabei beachtet werden, und eine Widersetzlichkeit gegen Anrufung von kanonischen Institutionen im allgemeinen kann in dieser Hinsicht um so weniger begründet sein, als der Widerstand gegen gewisse Forderungen der Kurie eben auf kanonische Gesetze, auf Aussprüche von Konzilien gegründet ist, und anerkanntermaßen ohne

Schisma nicht weiter ausgedehnt werden kann. Eine so ganz allgemeine Berufung mit Auslassung aller näheren Bestimmungen, mit Auslassung aller Anerkennung einzelner Statuten ist also nach meiner schwachen Ansicht unverfänglich, und das nec plus ultra, wohin man gelangen könnte." Dagegen steht geschichtlich das fest, daß es gerade Consalvi war, welcher die kurialistischen Grundsätze, so scharf wie die Zelanti, in die Verhandlungen mit den Mächten heranzog und sie manchmal auch durchzusetzen vermochte, jedenfalls aber die Forderungen formulirte, an welchen noch heute die orthodoxesten Kurialisten als richtig festhalten. Daß er denselben vor der Kongregation die Spitze geboten hätte, dürfte daher wohl schwerer zu beweisen sein, als der Satz, daß es ihm zwar nicht immer gelang, sie auch bei den weltlichen Mächten zur Anerkennung zu bringen, aber durchaus nicht an dem Willen und der Ausdauer fehlte.

Ebendeswegen ist es so wichtig, die Grundsätze der Consalvi'schen Diplomatie zu kennen; man hat damit auch den Schlüssel zu den scheinbaren diplomatischen Räthseln der gegenwärtigen Politik der Kurie. Es ist mir nun möglich, aus den noch ungedruckten sorgfältigen, schon im Vorausgehenden benützten Aufzeichnungen eines Diplomaten aus dem Jahre 1818 die Grundzüge derselben zusammenzustellen.

Die Lage glich damals in vielen Punkten der gegenwärtigen. Das Kirchenwesen war infolge der napoleonischen Kriege und der Säcularisation in vielen Ländern zerschlagen und bedurfte einer Neuordnung; die Regierungen witterten überall revolutionäre Regungen und Bestrebungen, welchen namentlich auch mittels Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung entgegengewirkt werden sollte; Rom, dem Pius VII. durch seine Standhaftigkeit gegen Napoleon einen neuen Nimbus verliehen hatte, galt als eine Hauptstütze der politischen Ordnung, und wegen der Wiederherstellung des Kirchenstaates auf dem Wiener Kongreß konnte man auch auf einen gewissen Grad von Dankbarkeit der Kurie rechnen. Man redete sich endlich, wie heute, ein: „Der römische Hof hat doch wirklich für die Regulirung der Kirchensachen ein größeres Interesse," als die Regierungen, und es müsse derselbe mit beiden Händen nach den Angeboten der letzteren greifen. Es bildete sich denn auch bald eine ganze Kolonie fremder Diplomaten in Rom, welche alle gesandt waren, zu gleicher Zeit die Hülfe der Kurie anzurufen.

Auf diese machte das Vorgehen der Regierungen einen entgegengesetzten Eindruck. Consalvi „hörte sehr aufmerksam auf die angebrachten Gründe und schloß mit einigen verbindlichen Aeußerungen." Begreiflich; die Regierungen wollten in ihren Ländern den Standpunkt des alten Kirchenwesens wiederherstellen und festhalten; für die Kurie aber handelte es sich um weit mehr: sie wollte gerade die Situation der Regierungen zu ihrem eigenen Vortheile ausbeuten und zugleich dem modernen Geiste, welcher mittels der französischen Revolution zum Durchbruch gekommen war, ihrerseits eine Schranke entgegenstellen.

Es war damals eine weitverbreitete Ansicht, daß die Macht des Kaisers Napoleon hauptsächlich an der geistlichen Macht des Papstthums zerschellt sei: „qui mange de Pape, en meurt," und die Regierungen waren nicht die letzten,

einen mächtigen Bundesgenossen gegen den Korsen in Pius VII. anzuerkennen. Das hob natürlich das Bewußtsein der Kurie, und, schreibt unser Diplomat, „durch die Fügung der Ereignisse vom Rande des Abgrundes auf einmal wieder auf einen günstigen Standpunkt zurückgeführt, ersieht sie in diesem Wechsel den Triumph der katholischen Kirche und stützt sich auf den geradezu ausgesprochenen Satz, daß dieselbe älter, als alle Dynastien und alle weltlichen Systeme, und unvergänglich alle dieselben überleben werde.“ Somit hatte das System der Kurie auch die neueste Probe bestanden und konnte es sich nur darum handeln, dasselbe insbesondere gegen die modernen Ideen zur Geltung zu bringen.

Das war denn auch, wie noch heute sogar dem Wortlaute nach die Kurie sich gleich ausdrückt, die Anschauung Consalvi's. Nach ihr regulirte er seine ganze Stellung und Thätigkeit. Einmal erklärte er, „daß die Aufstellung der bischöflichen Rechte in ihrem Verhältnisse zu Kirche und Staat als eigentlich im Wesen der Katholicität liegend absolut und schlechterdings nothwendig sei, . . . daß es schlechterdings nicht möglich sei, in einem Zeitpunkt, wo so viele Eingriffe in die Rechte der Kirche geschehen, einen so wichtigen Grundsatz auch nur für's geringste schwächen zu lassen, daß darüber, sowie bei ihm selbst, auch beim hl. Vater der festeste Entschluß obwalte . . . Es könne keine Bisthumseinrichtung gestattet werden, wenn man nicht wisse, ob der Bischof in unumschränkter Leitung des Seminars, Anstellung und Entlassung der Lehrer, Disziplin, Doktrin, ferner in seinem Verhältnisse zu Geistlichen und zum Papste — dem gemeinsamen Vater aller Katholiken — seine Pflicht erfüllen könne, und das sei eine conditio sine qua non aller Unterhandlungen. Neapel hätte seit mehr als 40 Jahren seine Rechte vertheidigt, und doch eingesehen, daß dieselben durch das Verlangen der Kirche nicht gekränkt würden, aber diese Grundsätze hätten allen Unterhandlungen — mit Neapel, Baiern, Frankreich — zum Grunde gelegt werden müssen.“ Und geradeso hatte Consalvi seine Monsignori, welche die Vorverhandlungen leiteten, instruirt. „Man werde,“ sagten diese, „nicht abschließen, bis alle Rechte des Bischofs und der Geistlichkeit auf die Grundlage gebracht und bestimmt seien, wie es in den bairischen und neapolitanischen Konkordaten geschehen, und alle früheren Gesetze und Verordnungen zurückgenommen worden, die die kanonischen Rechte angreifen, und die Kirche in ihre vollen Rechte und Unabhängigkeit gesetzt sei.“

In einer Note drückt sich der Kardinal aber so aus: Fanno quindi menzione le SS. LL. delle due difficoltà incontrate nell' ultima conferenza quella cioè sull regime de' Seminari de' Chierici, e l'altra su i rapporti Diocesani del Vescovo. Prima però di replicare a quanto dicesi nella nota su questi due punti, il Sottoscritto dietro gli espressi ordine del S. Padre non può che riportarsi, anzi pienamente confermare quanto è già stato enunciato alle SS. LL. nell ultima conferenza, cioè che S. S., attesa la somma infelicità degli attuali tempi disgraziamente tanto avversi alla Chiesa, in vista delle riprovabili massime quasi generalmente adottate 'e dei gravi disordini in materie ecclesiastiche introdotti quasi generalmente, nel conchiudere trattative, e nel discendere a concessioni vuole assicurare in una maniera stabile, e conve-

niente, la perfetta libertà che compete alla Chiesa, ed ai di Lei Ministri sugli oggetti Ecclesiastici. L'abuso in questo punto, e gli arbitri contro la Chiesa, sono andati tant' oltre, che una tale cautela, la quale in altri tempi felici e propizi non sarebbe stata necessaria, la diviene ora, e se il S. Padre non la usasse, crederebbe di mancare ai suoi doveri, ciò che non farebbe per alcum umano riguardo. — Dopo ciò non recherà maraviglia alla S. Sede se il Sottoscritto, applicando un tal principio ai Seminari, insiste a ciò sia contempoaneamente regolato ciò che ha rapportato al loro regime, il quale esclusivamente da ogni altra autorità ed ispezione, appartiene al solo Vescovo nel modo prescritto dalle leggi canoniche. — Ne potrebbe il S. Padre abbandonare come se vorebbe, un tal oggetto a ciò che potesse poi combinarsi fra il Vescovo ed i governi, perchè appartiene principalmente alle cure ed ai doveri del Capo della Chiesa l'assicurarlo e perchè abbastanza l'esperienza ha fatto e fa giornalmente conoscere in quali imbarazzi ed angustie si trovino sovente nella loro posizione i Vescovi per tali oggetti. — Quanto poi concerne l'esercizio degli altri diritti della Chiesa, non limitati già ai soli oggetti spirituali ed interni, ma comprensivi di tutti gli altri oggetti Ecclesiastici, e principalmente della libertà dei rapporti del Vescovo colla sua Diocesi, e delle communicazioni fra il Vescovo non meno che i fedeli, e la S. Sede, il S. Padre per le ragioni enunciate di sopra non può dispensarsi dal l'assicurarli. Non vuole Egli dubitare che i governi nudriscano le migliori intenzioni di fomentare la più buona intelligenza fra le due Potestà, ma ciò non dispensa S. S. dal prenderne una cura tutta particolare, anzi per questo stesso insiste acciò si prestino a promettere quelle cose che sono già nella disposizione di osservare.

Unser Diplomat glaubte trotzdem Consalvi neuerdings drängen zu sollen, daß er doch Rücksicht auf die eigenthümliche Stellung seiner Regierung nehme, und meinte wirklich, derselbe „wünsche mit uns ins Reine zu kommen", aber er mußte doch alsbald einsehen lernen, „nach der unwandelbaren Politik Roms kann man von gewissen Grundsätzen nun einmal nicht mehr abweichen." Der Kardinal prägte ihm nämlich nochmals ein: „Ueber die gegenseitigen Verhältnisse verlange die Kirche nicht mehr, als ihr zustehe, und wenn man immer nur mit Mißtrauen, mit Härte und Feindseligkeit den hl. Stuhl von allen Seiten befehde, so sei es kein Wunder, wenn die Angehörigen selbst nach solchem Beispiel der Regierungen die Religion und die Kirche nicht achteten, und also der Geist der Unordnung immer mehr Fortschritte mache. Man wolle den hl. Stuhl von allen Seiten drängen, um zu erzwingen, was man fordere, in Deutschland drohe man mit einer Kirchenspaltung, man werde sie beweinen, aber unerschütterlich fest stehe der Entschluß des hl. Vaters und der Kongregation, nicht zu wanken von den Rechten der Kirche; auch diese Angriffe hindern, hier eine Ausnahme zu machen . . ."

Das baierische Religions-Edikt war dazwischen gekommen. Dies genügte, um die Kurie noch hartnäckiger zu machen. Consalvi äußerte: „es sei dieses Ereigniß eine Lehre für die Zukunft." „Der hl. Vater aber", schreibt unser Diplomat, „will seit dem baierischen Religions-Edikt von keiner Nachgiebigkeit

mehr reden hören." So kam es denn, daß der Kardinal schließlich „mit steigender Lebhaftigkeit und Affekt", obgleich „persönlich sehr verbindlich," ganz unumwunden sich dahin aussprach: „Man habe Alles zugestanden: Bildung, Begrenzung, Residenz, Namen des Bisthums, so ungern auch der Papst daran gegangen sei, ein so großes Bisthum von 339,000 Seelen zu bewilligen. Man fordere hinwieder nichts als Grundsätze; Grundsätze, auf denen die katholische Kirche beruhe; man fordere keine Gewalt, keinen Einfluß, kein Geld. Man sage immer: Gebt Cäsar, was Cäsars ist, aber man wolle Gott nicht lassen, was Gott gehöre. Der Unterricht der Lehre, mithin alles, was darauf Bezug habe, Wahl der Lehrer, der Bücher, der Disziplin des Seminars, Administration der Güter; dann Freiheit der Gewissen, mithin ungestörte Verbindung mit dem Oberhirten, und Freiheit aller kirchlichen Verfügungen gehören nicht in Cäsars, sondern in Gottes Gebiet. Man schütze kaum mögliche Mißbräuche vor, um alle diese Freiheit zu zerstören, um alle kirchliche Ordnung weltlichen Gerichten und Satzungen zu unterwerfen, sie zu verdrängen. . . . Er sei soweit gegangen, als die Grundsätze es erlauben; der Papst habe übrigens einen sehr festen Willen; die Kongregationen untersuchen und prüfen alles Wichtige; sie sowohl als der Papst halten es für Pflicht zu wachen, daß das Uebel nicht täglich tiefer einreiße; man müsse sehr behutsam werden, wenn Lehren, wie die in Frankfurt öffentlich aufgestellt werden, und welche ältere protestantische Rechtslehrer selbst verdammten; deßhalb könne man nicht stillschweigen; übrigens wolle man ja nichts aussprechen, als was anerkannten Rechtes sei."

Was also Consalvi gegenüber dem Staate als absolut nothwendige Richtschnur angegeben hat, ist noch heute bei der Kurie in Geltung. Die Jahre langen Verhandlungen der preußischen Regierung, welche Fürst Bismarck einst in Kissingen eingeleitet hat, haben schließlich doch zu keinem anderen Resultate geführt, als daß die Forderungen Consalvi's als Gegenforderungen aufgestellt wurden, wenn die Kurie die Anzeigepflicht, auf welche Minister von Goßler die Forderungen des Staates reduziren zu können glaubte, zugestehen würde. Was einst Consalvi sagte: Que voulez-vous que nous fassions; lorsque vous nous mettez l'épaule au mur, nous avons des principes professés constammement et des quels nous ne pouvons dévier si nous voulons rester catholiques; c'est impossible, c'est demander la chose impossible — das haben Leo XIII. und sein Staatssekretär auch jetzt wiederholt. Auf diesem Standpunkte werden sie um so mehr beharren, als seit Consalvi durch die Thätigkeit der ultramontanen Vereine das Schlagwort von der „Freiheit der Kirche" so zu sagen in das Blut der römisch-katholischen Welt überging, in Baden, um dieser „Freiheit" willen, unter aktiver Theilnahme Pius IX. ein Kirchenstreit geführt wurde, in Baiern unter Leitung des späteren Kardinals Reisach die Freisinger Denkschrift entstand, das österreichische Konkordat diese „Freiheit" gewährte, und Pius IX. alle ihr entgegenstehenden Lehren und Behauptungen in seinem Syllabus verdammt hat.*) Man darf sicher sein, daß diese und andere die „Freiheit der

*) Z. B. These 19: Ecclesia non est vera perfectaque societas plane libera, nec pollet suis propriis et constantibus juribus sibi a divino suo fundatore collatis' sed civilis

Kirche" nach römischer Ansicht umfassenden Sätze auch von Leo XIII., so friedfertig man ihn auch hinstellt, nicht aufgegeben werden. Das Centrum und seine Presse beweisen sich in dieser Beziehung nur als sehr gut unterrichtet. Die Kurie wird aber allerdings nicht alle diese Ansprüche — ob alle zusammen gleich gut zu begründen sind, ist hier nicht die Frage — dem Staate gegenüber geltend machen, damit er sie anerkenne, allein sie wird dieselben in irgend einem Worte oder in einer Phrase, welche den Diplomaten, weil unverständlich, gleichgültig erscheinen wird, salviren; nie aber wird sie von dem abgehen, was schon Consalvi als absolut nothwendig bezeichnet hat: freie Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion, Freiheit der Erziehung und Instruktion des Klerus. Das andere kann der Zeit überlassen werden: je korrekter der Klerus und durch ihn das Volk erzogen und unterrichtet sein werden, je leichter werden nach und nach auch die übrigen Punkte erreicht werden, wenn zumal die gesetzgebenden Körper unter römischem Einflusse stehen werden.

Leo XIII. und Kardinal Jacobini haben also, nachdem sich die preußische Regierung einmal auf Unterhandlungen mit der Kurie eingelassen, dieselbe endlich auf den Punkt geführt, an welchem sie nothwendig scheitern muß. Entweder muß sie nachgeben oder die Verhandlungen abbrechen. Das hätte sie aber um so leichter voraussehen können, als in Preußen nicht mehr der frühere Zustand gegeben ist, sondern durch die Maigesetze die Kurie geradezu provozirt ist, diesen Standpunkt einzunehmen und aufs nachdrücklichste geltend zu machen. Man braucht ihr gegenüber nur eine Frage anzurühren, so hängt sie sich ein. Lo stesso Jus cavendi che dalle SS. LL. si enuncia non fa che confermare il S. Padre nel suo proposito. Essendo infatti un principio inconcusso che l'insegnamento in materia di religione è della competenza esclusiva della Chiesa, e che i laici non vi possono avere alcun diritto, non si potrebbe ammettere in essi alcuna ispezione neppure indiretta sull' insegnamento dei Seminari,

---

potestatis est definire, quae sint Ecclesiae jura ac limites, intra quos eadem jnra exercere queat. — 21: Ecclesiastica potestas suam auctoritatem exercere non debet absque civilis gubernii venia et assensu. — 24: Ecclesia vis inferendae potestatem non habet, neque potestatem ullam temporalem directam vel indirectam. — 25. Praeter potestatem episcopatui inhaerentem, alia est attributa temporalis potestas a civili imperio vel expresse vel tacite concessa, revocanda propterea, cum libuerit, a civili imperio. — 31. Ecclesiasticum forum pro temporalibus clericorum causis sive civilibus sive criminalibus omnino de medio tollendum est, etiam inconsulta et reclamante Apostolica Sede. — 32. Absque ulla naturalis juris et aequitatis violatione potest abrogari personalis immunitas, qua clerici ab onere subeundae exercendaeque militiae eximuntur; hanc vero abrogationem postulat civilis progressus maxime in societate ad formam liberioris regiminis constituta. — 33. Non pertinet ad ecclesiasticam jurisdictionis potestatem proprio ac nativo jure dirigere theologicarum rerum doctrinam etc. — So bekommt die preußische Regierung doch noch mit dem Syllabus zu thun, während einst der Jesuit Schrader, der Papst und die modernen Ideen, S. 55, erklärte: „Denkwürdig und sehr bedeutsam ist das Verhalten einer protestantischen Großmacht im Norden gegen den Syllabus. Sie läßt durch ihr offiziöses Organ erklären, daß der Inhalt desselben gegen ihre Staatsgesetze nicht verstoße und daß daher auch kein Grund für sie vorhanden sei, denselben zu verbieten."

sulla scelta de' Professori, delle dottrine, dei libri, e su tutto ciò che ha rapporto alla educazione del Clero. — — La dichiarazione stessa dei principii manifestati dai SS. LL. obbliga il S. Padre a confermarsi nella esternata risoluzione di regolare convenientemente gli oggetti Ecclesiastici enunciati di sopra, contemporaneamente alla erezione del Vescovado di cui si tratta. Und trotzdem stellt die Regierung an Leo XIII. das Ansinnen, von Prinzipien abzugehen, von denen er doch nicht abgehen kann, wenn er römisch-katholisch bleiben will: des quels nous ne pouvons dévier si nous voulons rester catholiques; c'est impossible, c'est demander la chose impossible.

Bei diesen Grundsätzen der päpstlichen Diplomatie können daher die Verhandlungen zwischen der preußischen Regierung und der Kurie kaum mehr mit Erfolg fortgesetzt werden: sie müssen entweder mit Aufhebung der Maigesetze oder mit einem neuen Bruche mit der Kurie enden. Dagegen vermögen auch alle Gründe nichts, welche bei der Curie angebracht werden mögen.

Die Kurie legt vor Allem bei solchen Verhandlungen auf politische Gründe keinen Werth. Politische Verlegenheiten einer Regierung sind in ihren Augen vielmehr günstige Konjunkturen, ihre eigenen Interessen zu fördern. Zu Consalvi's Zeiten antwortete man daher ganz kühl auf eine „Deduktion der politischen Lage," daß, „wenn Sie politische Gründe haben, dieses zu wünschen, Rom andere Gründe gegen dieselben haben könne," und dies umsomehr, „als es in jeder einzelnen Unterhandlung (mit einer Regierung) während dieser verhängnißvollen Zeit einen bedeutenden Ring in der Kette seines Schicksals sieht." Und wenn man die Aufmerksamkeit Consalvi's auf die politische Stimmung eines Landes lenkte, „nahm er seine Gefühle und Pflichten als Katholik in Anspruch." Ob nun gerade die politische Lage Preußens auf Jacobini einen tieferen Eindruck machen wird, darüber, glaube ich, braucht man kein Wort zu verlieren. Leo XIII. hat es schon ziemlich häufig während seines kurzen Pontifikats ausgesprochen, wo die allein wahre Politik zu Hause ist, und wie sie eingerichtet sein muß, wenn sie zugleich Staats-rettend werden soll. Entfesseln der Kirche und sie mit ihrer vollen und unumschränkten Freiheit ausstatten, wie Rom sich diese denkt, bleibt auch hier der stete Refrain des alten Liedes.

Man könnte nun freilich meinen, daß man mit Erfolg auf den kirchlichen Nothstand des Landes hinweisen würde, und daß Rom gezwungen sei, angesichts dessen wenigstens nachgiebig zu werden und, um ihn zu heben, Konzessionen zu machen. Dieser Gedanke hat für solche, welche mit der römischen Diplomatie nicht vertraut sind, sogar etwas Zwingendes; aber für Rom — keineswegs. Kirchliche Nothstände gab es überall zu beseitigen, als nach dem Sturze Napoleons I. die Regierungen ihre Diplomaten nach Rom sandten; alle Welt hatte Eile, sie zu heilen, nur Rom nicht. In der Schweiz zertrümmerte die Kurie selbst durch Abtrennung des größten Theils der deutschen Schweiz vom Bisthum Konstanz den Diözesanverband, und einen andern wiederherzustellen, drängten weit mehr die Kantone als Rom; ja, dort sind seitdem (1814) Uri und Unterwalden noch in keinem eigentlichen Bisthumsverband, und der Bischof von Chur, unter

dem sie provisorisch standen, kündigte ihnen 1861 dieses Verhältniß, da nur Disziplinlosigkeit, Ungehorsam, gottesdienstliche Unordnung infolge dieses Provisoriums herrsche, und jeder Pfarrer quasi Bischof und Papst sei. Consalvi machte aber in Unterredungen auch kein Hehl daraus, daß die Kurie solche Nothstände wenig beunruhigen. „Von den Grundsätzen und Rechten der Kirche abzugehen," sagte er, „sei schlechterdings nicht möglich; es sei besser, keinen Bischof, als einen Bischof, der seine Pflichten nicht erfüllen könne." Ein anderes Mal äußerte er: „Achtzehnhundert Jahre bestehe die Kirche, sie werde fortbestehen, größer oder kleiner, aber wo sie bestehe, müsse sie als Kirche bestehen, und dafür müssen ihre Diener sorgen." Und als er das bairische Religionsedikt als „eine Lehre für die Zukunft" bezeichnete, fügte er hinzu: „man werde politisch gut Freund bleiben, kirchlich die Grundsätze festhalten, übrigens dann die Vorsehung walten lassen, und nicht konkordiren." Und ist man bisher mit Preußen anders verfahren? Schon ist ein Dezennium über den Kirchenstreit hinweggegangen, Centrum wie Regierung sind einstimmig über die Folgen des kirchlichen Nothstandes, — Rom rührt sich nicht.

Dazu kommt das Mißliche, daß die preußische Regierung nach der Auffassung der Kurie weder bei den Katholiken noch bei den P r o t e s t a n t e n einen Rückhalt hat. Consalvi betrachtete schon den Protestantismus von einem ganz eigenthümlichen Gesichtspunkte, als unser Diplomat die Sprache auf Deutschland brachte: „Man wisse wohl, was in Deutschland vorgehe, und es sei schwer davon ohne Irritation zu sprechen; schlechte Katholiken, ärgere Feinde der Religion als die Protestanten, über die man nicht zu klagen habe, und denen man selbst diesen Namen nicht mehr geben könne, haben einige Fürsten, vier oder sechs, ja sechs aufgestiftet; allein sie werden nur sich selbst beschämen und schaden: Rom werden sie weder schrecken noch beschädigen — das würden sie erfahren."*) Und diese Anschauung herrscht noch heute in Rom, wie wir aus einer in der offiziellen Geschichte des vatikanischen Konzils mitgetheilten Depesche des Münchener Nuntius Meglia (1869) erfahren. Der Protestantismus als Religion existirt nach ihm eigentlich nur noch bei den Pastoren; diese und die Regierungen, namentlich die Preußische, sind allein seine Stützen; würde man daher die Pastoren beseitigen

*) Es war ja diese Auffassung natürlich, wenn z. B. Niebuhr an Consalvi schrieb: Sans égard au schisme plus d'une fois les papes se sont prononcés dans les siècles passés pour sauver les Grecs en faisant combattre les infidèles. Serais-je visionnaire en supposant que le moment serait beau pour un pape aussi généralement vénéré que Pie VII, d'influer d'une manière grande et brillante sur les destinées de l'Europe en se faisant le mediateur pour l'expulsion des Turcs et l' établissement de nouveaux états sans agrandissement quelconque pour les états voisins? Ne pourrait-il pas resulter au bien immense d'une démarche glorieuse qui consoliderait d'une manière toute nouvelle et conforme aux circonstances de nos jours la dignité et la considération du Saint-Siége? L'empereur Alexandre en serait frappé. L'Europe sent qu'elle a besoin d'un médiateur pacifique dont la puissance ne soit pas matérielle, et une démarche faite promptement avec la sagese que Votre Eminence y mettrait, serait certainement accueillie avec respect par toutes les Cours. Crétineau-Joly, Mem. du Card. Consalvi I. 133 sq.

können, so würde auch dem Protestantismus sein Ende bereitet sein, ohne daß das Volk sich um ihn kümmerte. Ich will nicht untersuchen, ob nicht Kardinal Jacobini eine gewisse Berechtigung habe, die Anschauung seines Vorgängers Consalvi zu theilen. So viel steht fest, daß die Protestanten, ob nun die Position der Regierung überhaupt eine haltbare sei oder nicht, wenig dazu beigetragen haben, ihrer diplomatischen Aktion einen Rückhalt zu bieten. Oder drängt ein großer Theil derselben die Regierung wenigstens nicht ebensosehr als das Centrum und seine Anhänger, endlich mit der Kurie einen Vergleich abzuschließen? Nur zu gern beruft man sich aber in Rom auf Aeußerungen von Protestanten, mögen sie der Kurie selbst günstig oder doch wenigstens ihrem Gegner ungünstig sein. Ich erinnere nur daran, wie Consalvi in dem Schriftstücke, welches die Beschwerden der Kurie über Wessenberg enthielt, sich auf protestantische Zeitschriften und „die bescheidensten und vernünftigsten Protestanten Deutschlands", welche dessen Person und Betragen tadelten, berief. Mit all dem rechnet wenigstens die päpstliche Diplomatie.

Consalvi wollte in der That unseren Diplomaten unverrichteter Dinge nach Hause schicken, weil seine Regierung durchaus nicht auf die Zugestehung der von der Kurie geltend gemachten Grundsätze eingehen wollte. Ebenso steht heute, soweit die Verhandlungen bekannt geworden sind, die Sache zwischen Preußen und der Kurie. Die Verhandlungen können zwar fortgesponnen werden; aber ein Resultat können sie nicht haben, wenn nicht etwa Preußen nachgeben oder die Kurie aufhören will, römisch-katholisch zu sein. Letzteres wird aber sicherlich nicht der Fall sein. Dabei kümmert sich aber Rom auch nicht darum, daß man ihr dann die Schuld des Abbruchs der Verhandlungen und der Verlängerung des kirchlichen Nothstandes zuschieben will. Auch diese Frage wurde schon in Consalvi's Tagen zwischen ihm und den Regierungen diskutirt, ohne daß der Kardinal auch nur im geringsten in seiner Festigkeit erschüttert worden wäre. Als er sich dahin aussprach: „Es sei besser keinen Bischof, als einen Bischof, der seine Pflichten nicht erfüllen könne", setzte er hinzu: „Man begehre ja auch nichts von den Regierungen zu eigenem Vortheile; auch werde die Antwort auf die Note der Gesandtschaft, wenn man sie bekannt machen wolle, der Welt zeigen, daß Rom nichts Unzulässiges von der Regierung begehrt habe". Die unterhandelnde Regierung meinte aber trotz dieser zuversichtlichen Behauptung in ihrer Final-Erklärung „dem Eindruck der scheinbaren Nachgiebigkeit der Kurie begegnen zu sollen" und sagte: „qu'ils protestent formellement contre toute responsabilité ou imputation des suites malheureuses, qui pourraient résulter du délabrement des institutions qu'ils ont vainement cherché à rétablir." Rom ließ dies kalt. „Responsabile poi" — antwortete Consalvi in seiner Note darauf — „il S. Padre a Dio ed alla Chiesa dell' adempimento dè suoi doveri non può temere la responsabilità o l'imputazione di quelle consequenze disastrose che si volessero fare derivare dal non aver Egli sanzionato ciò che suoi doveri non gli permettono d'approvare. Dura condizione del Capo della cattolica religione e che dimostra l'infelicità de' tempi, il sentirsi sempre minacciare della respon-

sabilità dei mali che possono derivare dal non voler Egli concorrere alla soversione dei principii e delle leggi della Chiesa. Forte del testimonio della Sua coscienza, il S. Padre, nell' amarezza del suo cuore ripone la sua fiducia in quel Dio che ha cura della Sua Chiesa, e chi, o allontanerà quei mali che a tutt' altri sarebbero imputabili che alla S. S. o saprà ricovarne un bene quando li suoi giudizi imperscrutabili fosse per permetterli. — — Che se, contro l'aspettazione del S. Padre, i Governi volessero persistere nell' esigere da Lui una cosa, che i principii della religione cattolica ed i suoi doveri non gli permettono, la S. S. nel dispiacere di vedere sconcluso l'affare, avrà la soddisfazione che non si possa ciò attribuire in alcun modo a Sua colpa." Mit Recht, denn in dieser Beziehung darf Rom stets auf die Zustimmung seiner Anhänger, der „guten Katholiken", zählen. Die „schlechten" oder lauen bringt es in einem solchen Falle nicht in Anschlag, und das mit Recht, indem diese weder für die Kurie noch für die Regierung etwas bedeuten, im Gegentheil die Kurie durch lange Erfahrung von ihnen weiß, daß sie sich nie heftig gegen sie zu echauffiren pflegen. Wenn sich nun aber gar Protestanten auf die Seite der Kurie stellen, so wird eine Regierung umsonst das Odium des Abbruchs dem Papste zuzuschieben vermögen.

Einen empfindlichen Punkt wußte schließlich unser Diplomat doch zu treffen, Er argumentirte: wenn Rom auf Geltendmachung seiner Grundsätze beharre, so könne seine Regierung auch Sicherstellung ihrer Rechte verlangen; sie habe jedoch davon in Vertrauen auf den heiligen Stuhl Abstand genommen; ebendeswegen müsse sie aber die hartnäckige Forderung Roms als Mißtrauen gegen sich auffassen. „Ils veulent ne pas toucher aux droits de qui que ce soit et réserver suivant le précepte de l'Evangile à Dieu ce qui est à Dieu, à César ce qui est à César; ils veulent n'établir aucune opposition, aucun frottement, ils veulent que les liens de la confiance et l'harmonie dans les institutions conservent, ce que des ordres rigoureux, des clauses inquiètes détruiraient. Ils ont renoncé par déference à leur intention de faire de ces rapports l'objet d'une condition expresse; si telle est leur confiance dans le S. Siége, ne mériterait-elle aucun retour et serait-ce contre eux qu'on voudrait établir des précautions qui, comme il est dit, ne seraient pas nécessaires dans des temps propices à l'Eglise?" Und auch mündlich hielt er dem Kardinal diese „Ungerechtigkeit und Zweckwidrigkeit" vor: „Die Regierungen wollten ja der katholischen Kirche helfen, weil auf Religion Alles beruhe; sie wollen der Kirche nichts nehmen, sondern ihre Existenz sichern; aber sie können nicht zugeben, daß durch ausdrückliche Ausschließung aller Einsicht in die Handlungen von Menschen, von Staatsbürgern — dies seien die einzelnen Diener der Kirche — gleichsam das Mißtrauen gegen die Regierung gepflanzt, ihre Tendenz zu gefährlichen Eingriffen als Grundsatz aufgestellt werde, das könne kein rechtlicher Private, geschweige eine Regierung zugeben. . . . . Uebrigens verdienen die Regierungen auch Achtung und Zutrauen, und wenn die Kirche oder die Kurie sie stets als Widersacher betrachte und bezeichne, so werden sie es am Ende werden müssen". Diesen Vorwurf wollte die Kurie nicht auf sich

ruhen lassen. In einer Audienz sagte Consalvi auf die wiederholte Bemerkung, „man müsse uns den Glauben benehmen, als verlange man von Seite Roms die bestrittenen Sätze aus Mißtrauen gegen die Regierungen": „es sei dies kein guter Grund, denn nicht Mißtrauen, sondern Rechte und Vorschriften begründen jene Sätze, allein der heilige Vater wünsche durch Zutrauen Zutrauen zu erwecken", und in einer Note schrieb er ausdrücklich: „Molto meno sa Egli veder come l'assicurare tali cose alla Chiesa porti l'impronta della diffidenza contro le intenzioni dei Governi. . . . Una fatale esperienza ha dimostrato la necessità in cui si trova il S. Padre, d'assicurare oggetti così essenzialmente appartenenti alla costituzione della Chiesa e così strettamente connessi col bene della religione . S. S. è sensibilissima al vedere che il desiderio da Lei esternato, di regolare contemporaneamente alla sistemazione del Vescovado richiesto, anche i sopra indicati oggetti, piuttosto che ripetersi dall' obligazione impostata dai suoi doveri, si attribuisca ad un sentimento di diffidenza ingiuriosa. Questa idea è cosi aliena dal carattere del S. Padre, e talmente contraria ai sentimenti di riguardo, di stima e di fiducia, che professa ai Governi, che per togliere dall' animo delle Sig. Loro una così spiacevole impressione, non ha difficoltà di darne Loro una luminosa prova di fatto."

Der Umstand also allein, daß der Diplomat diesen Ton anschlug, bewirkte, daß er schließlich der Kurie eine Konzession abrang. Die Bitte, welche er vorzutragen hatte und welche die Neuordnung der Bisthumsverhältnisse betraf, sollte ihm bewilligt sein; die anderen Punkte aber nachträglich im Lande selbst zwischen der Regierung und dem Nuntius zum Abschlusse gebracht werden. Doch nun gerieth der Diplomat selbst in Verlegenheit und wußte nicht, was er aus diesem plötzlichen Zugeständnisse machen sollte. Schon während der Verhandlung hatte man kein Mittel gescheut, im Lande selbst bald hier, bald dort, die Geistlichkeit und das Volk zu durchkreuzenden Schritten aufzustacheln, und überall hatte der Nuntius die Hand im Spiele. Dann mußte wieder ein noch lebender Bischof angefragt werden, obwohl dieser schon vor Beginn der Negoziation der Regierung erklärt hatte, er unterwerfe sich unbedingt der Entscheidung des Papstes; denn, sagte man in Rom, „die Bischöfe seien zu ménagemens gegen die Regierungen genöthigt, und er müsse Rom selbst antworten können", wiewohl man zugestand, „daß die Einwilligung der Bischöfe nie versagt" und „die Bischöfe immer so angefragt würden, daß man noch kein Beispiel einer abschlägigen Antwort habe." Gegenprojekte kamen ebenfalls bei der Kurie ein, die sie dann begierig aufgriff und in die Verhandlungen hereinzog; auch die Presse wurde gegen die Unterhandlung in Bewegung gesetzt, und Protestanten, welche im Begriff waren, zur katholischen Kirche überzutreten, standen als Feinde der Regierung auf. Alles das wirkte natürlich auf Rom zurück: „il y a quelquefois des affections d'atmosphère qui y touchent sans qu'il soit possible de le prévoir." So schrieb denn unser Diplomat über die päpstliche Konzession: „Was nun eigentlich diese nach den früheren Erklärungen wirklich überraschende Wendung hervorgebracht habe, ob Besorgniß des üblen Eindrucks, den das Abbrechen und die allfällige

Publikation der Unterhandlung hervorgebracht hätte, und ob man dies hindern wollte; oder ob die Hoffnung bei den so leicht zu erweckenden Interessen uns durch den Nuntius später zu trennen und nach einmaliger Errichtung des Bisthums, das man nicht fahren lassen möchte, jene Gegenstände doch durchzusetzen; oder ob wirkliche Ueberlegenheit einer gemäßigtern und wohlmeinendern Stimmung über die anfängliche, durch widrige Berichte hervorgebrachte; das kann vorerst schwerlich entschieden werden." Es kam auch wirklich nichts zu Stande, und nicht einmal die Konzession wurde ausgeführt.

Man kann nicht leugnen, daß Leo XIII. ganz die nämliche Politik Preußen gegenüber verfolgt. In seinem bekannten Schreiben an Paul Melchers gestand er die Anzeige der Pfarrer bei den Oberpräsidenten zu, und die Hoffnung auf Abschluß belebte sich. Allein kurz darauf nahm er das Zugeständniß der Regierung gegenüber wieder zurück, weil die noch nicht ausgetragenen Punkte nicht in seinem Sinne bereinigt werden wollten. Doch ebenso empfindlich als einst Pius VII. zeigt er sich wieder in seinem Schreiben vom 30. Januar 1883 an den Kaiser: „Wir sprechen Ew. Majestät unsern Dank und unsere Genugthuung für diese Geneigtheit aus. Wir haben infolge desselben dem Gesandten von Schlözer durch den Kardinal Jacobini eine Note zustellen lassen, welche, wie Wir glauben, bereits zur Kenntniß Ew. Majestät Regierung gebracht worden ist. In dieser Note wollten wir die Regierung Ew. Majestät aufs neue unseres festen Willens versichern, den Wir schon zu verschiedenen Malen gezeigt, den Bischöfen zu gestatten, diejenigen Personen der Regierung zu notifiziren, welche zu Pfarrern der Parochien ernannt werden sollen. Um Uns soviel wie möglich den Ansichten und Wünschen Ew. Majestät zu nähern, haben Wir Unsere Geneigtheit zu erkennen gegeben, eine komplete Revision der in Kraft befindlichen Gesetze nicht abzuwarten, um durch die verlangte Notifikation für die jetzt vakanten Parochien Vorsorge zu treffen. Wir haben jedoch verlangt, daß man gleichzeitig mit der Modifikation derjenigen Maßregeln beginne, welche heute die Ausübung der geistlichen Macht und des geistlichen Amtes sowie den Unterricht und die Ausbildung des Klerus verhindern; denn Wir glauben, daß diese Modifikationen für das Leben der katholischen Kirche selbst unentbehrlich sind. Diese verlangt, daß die Bischöfe die Fähigkeit haben, die geweihten Diener zu unterrichten und sie unter ihrer Aufsicht auszubilden, wie es sowohl den Lehren, als dem Geiste der Kirche entspricht. . . . In gleicher Weise ist eine verständige Freiheit in der Ausübung der geistlichen Macht und des geistlichen Amtes für das Heil der Seelen unerläßliche Grundbedingung für das Leben der Kirche. . . . Sobald über diese Punkte eine Verständigung hergestellt ist, wird es bei gegenseitigem guten Willen leicht sein, sich auch über die anderen nothwendigen Bedingungen zu verständigen und einen wirklichen dauernden Frieden, das Ziel unserer gemeinschaftlichen Wünsche, zu sichern." Jacobini hat bereits, wie ihn jeder Klarsehende schon aus dem päpstlichen Schreiben errathen konnte, den Kommentar dazu gegeben und, wie Consalvi 1818, die Verwirklichung der Konzession von den Parteien abhängig gemacht.

Nach dem Minister von Goßler soll die Anzeigepflicht der Hauptpunkt

sein, um den sich der Streit dreht. Darüber sagte der „Moniteur de Rome“ jüngst: „Nicht leere Versprechungen, ernste Bürgschaften wolle die Kirche sehen. Sie wolle zwar Frieden, aber dabei nicht Gegenstand eines Betruges, noch Mitschuldiger eines Scheinmanövers werden. . . . Die Anzeigepflicht, wie die Kirche dieselbe verstehe, berühre nicht das Grundrecht der Freiheit der Kirche.“ Wie versteht denn aber die Kurie die Anzeigepflicht, welche sie zugestehen kann? Nur so, daß sie ein „Scheinmanöver“ werden soll. Es muß nämlich nach römischen Grundsätzen auch der Schein vermieden werden, als ob eine Regierung, zumal eine protestantische, irgend einen Einfluß auf die Besetzung geistlicher Aemter habe. „Der römische Hof,“ erklärte man 1818, „werde nie zugeben, daß eine unkatholische Regierung das Verfügungsrecht auch über das geringste Benefizium besitze.“ Die Ernennung durch den Bischof erscheine illusorisch, wenn es dem Staate irgendwie möglich wäre, dieselbe zu beeinflussen; dadurch würde der Staat eine höhere Autorität als der Bischof in Bezug auf die Kirchenpfründe haben. Einer weltlichen Macht könne überhaupt ein solches Recht nie zugestanden werden.“ „Non potendo,“ sagt Consalvi, „in alcuna maniere ammettersi dal S. Padre il partito proposto del Sig. Loro . . . perchè il diritto di confermare od annullare l'elezione fatta renderebbe illusorio il diritto dell' elezione, perchè la conferma suppone in chi la esercita, una autorità in un oggetto ecclesiastico, superiore a quella stessa del elettore, perchè il diritto di conferma dell' elezione, maggiore dello stesso diritto della nomina, non è della competenza della potestà secolare, nè si ha da alcun Governo, quantunque cattolico; perchè un Governo acattolico ne è tanto più incapace . . .“ Eine Art Bestätigungsrecht enthält aber ohne Zweifel die Anzeigepflicht nach der römischen Auffassung. Doch dem könnte immer noch durch ein ähnliches Verfahren wie bei den Bischofswahlen in Preußen genügt werden, so werthlos im Grunde dasselbe ist. Aber die Kurie hat dies schon im voraus unmöglich gemacht, da sie auch dieses Zugeständniß mit der Gewährung der „Freiheit der Kirche“ verknüpft hat, also gerade eine Beseitigung jener Bestimmungen fordert, weswegen dem Oberpräsidenten eine Anzeige erstattet werden soll.

Die „Freiheit der Kirche“, wie sie Rom versteht, ist also jetzt der Punkt geworden, um den sich der Streit bewegt. Gewähren Regierung und Kammern dieselbe, dann ist der Frieden hergestellt; aber dauerhaft kann er schon deswegen nicht sein, weil ein Staat die „Freiheit der Kirche“ im römischen Sinne nie auf die Länge ertragen kann. Gewähren sie dieselbe nicht, so ist der Abbruch unausweichlich.

Das wird sich aber die Regierung dann nicht länger verhehlen können, daß sie durch ihre Verhandlungen mit Rom wirklich in eine „Sackgasse“ gerathen ist, aus welcher sie nur durch ganz andere Entschlüsse herauskommen kann, als die bisherigen. Es drängt auch auf diesem Gebiete eine neue Zeit mit neuen Forderungen unwiderstehlich sich heran, denen die Regierungen früher oder später gerecht werden müssen. Diese gesetzgeberischen Akte, diese Ziehung der Grenzen kann ein Staat allerdings aus eigener Machtvollkommenheit ausführen, ohne dazu die Intervention Roms nothwendig zu haben; denn im Prinzipe stehen sie schon an

der Spitze jeder Verfassungsurkunde und geben sie dieser gerade ihren eigenartigen Charakter; sie brauchen nur konsequent und hochherzig und vertrauensvoll durchgeführt zu werden. Mag man sich aber noch so sehr dagegen sperren: diesem neuen weltgeschichtlichen Gestaltungsprinzip gehört dennoch die Zukunft. Die Kurie hat es als „Freiheit der Kirche" auf ihre Fahne geschrieben, aber sofort nach ihrer Auffassung mit allerlei Flitter umgeben; am Staate wird es sein, dasselbe nicht nur zu gewähren, sondern auch von dem falschen Flitter zu reinigen, eine Aufgabe, welche gerade hochstehende italienische und deutsche Geistliche schon 1870 dem aufstrebenden Preußen zugeschrieben haben.

Der jüngste Halb-Staat von Europa.

Von

Freiherr v. Helfert.

Die süd-östlichen Gebiete der Balkan-Halbinsel gehörten zu Römerzeiten zu den geordnetsten und kultivirtesten Landstrichen von Europa. Noch jetzt erinnern daran manche Ueberbleibsel jenes großartigen Verkehrsnetzes, wo den Reisenden wohlgepflegte Straßen ungefährdet vom atlantischen Ozean bis an die Grenzen von Armenien führten; Wasserleitungen, die, wie z. B. bei Stará Zágora (Eski-Saghra), zum Theil bis gegenwärtig im Gebrauche sind; Badanstalten, deren altrömischer Name „Balnea" sich im heutigen, bis tief nach Ungarn hineinreichenden „banja" erhalten hat; mancherlei Gewerbe, deren klassische Traditionen sich, wie bei vielen Töpferwaaren, dem heutigen Reisenden aufdrängen; vor allem aber der Name dieser Gebietstheile selbst: Rumelien, Rumuli, Land der Rumer oder Romäer. Bezeichnet doch der gemeine Grieche noch jetzt seine Mundart als romaika im Gegensatz zur ellinika als der Sprache des klassischen Hellenenthums.

Malen wir uns in der Phantasie das Bild aus, wo all' das Vorerwähnte nicht bloß Reste, Ueberbleibsel, Erinnerungszeichen, wo es volles, blühendes, schaffendes, geistsprühendes Leben war, und halten wir dagegen, mit einem gewaltigen Satze über mehr als ein Jahrtausend, jenes andere Bild, das dieselben Landstriche in den Jahren 1875 und 1876, nach den bulgarischen Aufständen und zur Zeit der Erhebung Serbiens boten, welch' fürchterliches Widerspiel!

Der Korrespondent von „Daily News" betritt das Gebiet von Batak am Fuße des Rhodope, von welchem die fürchterlichen Pomaken, muhamedanisirte Bulgaren, herabgestiegen waren und sich auf die christliche Bevölkerung gestürzt hatten. „Als wir uns der Stadt näherten," berichtete er, „sahen wir auf einem Hügel einige Hunde. Sie rannten weg und wir fanden an dieser Stelle eine Menge zerstreut herumliegender Schädel und einen Haufen gräßlich anzuschauender

Skelette in Kleidern. Ich zählte vom Sattel 100 reingenagte und geleckte Schädel, alle von Frauen und Kindern. Wir betraten die Stadt. Zu beiden Seiten waren Schädel und Skelette unter den Ruinen verscharrt oder lagen bloß umher; von manchem der ersteren hing langes braunes Haar herab. Wir näherten uns der Kirche, dort waren diese Ueberreste häufiger, die Ausdünstung war fürchterlich"... Das war ein Beispiel von hunderten! Denn die Massentödtungen verbreiteten sich über das ganze Bulgarenland, und wohin nicht die Pomaken kamen, da erschienen die Baschibozuks und die Tscherkessen. Zu den Einwohnern eines Ortes, denen er die Waffen abforderte, sagte Achmed Aga: „Wenn ich Euch das geringste Leid anthue, will ich Schweinefleisch essen und Eure Gugla (Mütze) aufsetzen!" Der Waffen waren drei Wagenladungen voll, und erst nachdem diese nach dem Quartier des Anführers der Baschibozuks gebracht waren, ging es ans Plündern und Morden. Seinen Quartierherrn, den Ortsvorsteher, ließ Achmed zuerst packen, an einen Bratspieß stecken, daß ihm der Pfahl beim Halse herauskam, und so lebendig rösten. Wie es mit Mädchen und Frauen herging, läßt sich anständigerweise nicht hersetzen. In Otlukli sollen dreitausend Menschen ums Leben gekommen sein; man erzählt von Kindern, die auf Bajonnete gespießt und so durch die Straßen getragen wurden. Im Mai dieses entsetzlichen Jahres sah man von Philippopel aus Abend für Abend den Himmel von brennenden Dörfern geröthet, während die türkischen Stadtbewohner, bis an die Zähne bewaffnet, durch die Straßen schritten und ihren christlichen Mitbürgern das gleiche Loos vorherverkündeten, von den Brandstätten selbst aber die Plünderer in die Stadt kamen und ihren Raub offen zum Verkauf ausboten.

Dann erfolgte der russische Krieg, der den Fanatismus der Türken, die Noth und den Jammer der Rajah auf den Gipfelpunkt brachte. Am Härtesten mitgenommen, mitunter geradezu vernichtet, wurden die dem Schauplatze der Kämpfe nächstgelegenen Ortschaften. Schipka, eine der wohlhabendsten Gemeinden, wurde dem Boden gleichgemacht; Stara Zagora, Karlovo, Kalofer gingen in Trümmer: sie würden von Gräuelthaten berichten gleich jenen von Batak ein Jahr früher. Philippopel füllte sich mit neuen Flüchtlingen, die in der Hauptstadt mehr Schutz zu finden meinten, als im offenen Lande. Da sah man Frauen der besten Familien in Fetzen mit ihren bloßfüßigen Kindern um ein Stück Brod betteln. Die Stadt hatte türkische Besatzung, von der besonders die verrufenen Irregulären (Baschibozuks) mit den zitternden Einwohnern ihre grausamen Scherze trieben, nachts an die Hausthüren schlugen, mit Trommelschlag durch die Straßen lärmten u. dergl. Die Bürger, die sich nicht auf die Gasse trauten, litten bitteren Hunger, wärmten Eis und Schnee zum Trunk. Die Post hatte ihre Fahrten eingestellt, niemand wußte, wie es im Felde stand, man hatte täglich den Tod vor Augen. Als die Russen über den Balkan zogen, traf die Reihe von Furcht und Schrecken die Türken. In langen Zügen, tausenden von Wagen, flüchteten muhamedanische Familien nach Konstantinopel. Wo die Russen auf eine solche Karawane stießen, zwangen sie sie zur Umkehr, wobei es mehr als einmal zu gräulichen Schlächtereien kam. Und wie viele gingen unterwegs zu Grunde, durch Hunger und Noth,

durch Krankheit und Frost! Die Straße von Philippopel nach Adrianopel entlang sah man Männer, Weiber, Kinder erfroren, in den verschiedensten Lagen, wie sie der Tod ereilt hatte, verlassene Wagen und Karren, deren Eigenthümer zu Grunde gegangen oder geflüchtet waren. Wohl nur der geringere Theil erreichte das Ziel seiner Flucht und erfüllte die Quartiere von Stambul mit seinem Elend und Jammer. Am 16. Januar 1878 standen die Russen vor Philippopel. Suleiman Pascha wollte vor seinem Abzug die Stadt in Asche legen, die fremden Konsuln legten sich ins Mittel, und schneller, als man erwartet, war Oberst Buragov da, von den geängsteten Bewohner als Befreier begrüßt. Nur an der Brücke, welche die abziehenden Türken in Flammen setzten, geriethen einige benachbarte Häuser in Brand.

Die Opfer an Menschenleben, welche die gräulichen Massacres die Bulgaren nur südlich vom Balkan kosteten, wurden auf 15,000 berechnet, ebensoviel mochten im Kampfe gefallen sein; zählt man dazu die Tausende und aber Tausende von Russen und Türken, welche der Krieg und Krankheiten dahinrafften, während zahllose Familien mit Kind und Kegel ihren Herd verlassen hatten, um in den Bergen und Wäldern mindestens das nackte Leben zu retten, so wird das Gleichniß von der Kirchhofsruhe am Ende einer mehr als dreijährigen Schreckenszeit nicht als Hyperbel gelten. „Solitudinem faciunt, pacem appellant.“ Dieses Wort des Tacitus, versichert ein europäischer Reisender, trat ihm auf seiner Wanderung wiederholt vor den Sinn.

* * *

Am 19. Februar alten, 3. März neuen Styls 1878 kam der Friede von San Stefano zu Stande. Die Nationalen träumten von einem geeinigten Neu-Bulgarien, dessen Grenzen sie nicht weit genug hinausrücken konnten. In Philippopel nahm Fürst Dondukov Korsakov mit seinen Kanzleien Platz, von denen die erste Organisation entworfen, die ersten Gesetze ausgearbeitet, die Grundzüge des öffentlichen Unterrichtswesens gezeichnet wurden. Mit dem Juli trat die erste Zeitung des befreiten Bulgarien „Marica“ ins Leben, noch heute das angesehenste Blatt der Provinz. Aus den Freischaaren, die im letzten Kriege entstanden waren, wurde die erste bulgarische Streitmacht geschaffen, welche durch ihre rasche Einübung auf den Gefilden vor der Stadt die Verwunderung der Russen erregte.

Allein die Berliner Diplomaten hatten ein anderes beschlossen. Nur der nördlich vom Balkan gelegene Landstrich sollte ein freies Fürstenthum werden, jener südwärts vom Balkan, nach Westen vom Rhodope-Gebirge, im Osten vom Schwarzen Meere begrenzt und gegen Mittag bis an das Villajet Adrianopel (Edirne) reichend, sollte als autonomes Gebiet unter türkischer Oberherrschaft verbleiben, der Sultan den General-Gouverneur ernennen, das Besatzungsrecht in den Grenz-Festungen des Gebietes gegen den Balkan und gegen das Meer ausüben; nur müssen es reguläre Truppen, dürfen weder Baschibozuks noch Tscherkessen sein, und auch jene dürfen bei ihrem Durchmarsch durch das offene Land kein Quartier nehmen. Andererseits ist der General-Gouverneur in außerordent-

lichen Fällen, worüber die Mächte zu entscheiden haben, befugt, türkische Truppen ins Land zu rufen. Gegen Ende Juli 1878 verließ Fürst Dondukov Korsakov seinen bisherigen Posten, den General Stolypin als General-Kommissär für Ost-Rumelien einnahm. So hieß in amtlicher Sprache von nun an die neue Provinz; die Rumelioten selbst sagen autonómja-ta, das Autonomie-Gebiet, im Gegensatz zu dem Fürstenthum Knjážestvo-to.

Die Enttäuschung der Bulgaren über die Zweitheilung ihres Gebietes, das sie als eines geträumt, war begreiflich genug. Die Rückkehr unter die Gewalt der Pforte nach diesen Massentödtungen, diesen Plünderungen, Einäscherungen, Verwüstungen stellte sich ihnen als Schreckbild vor Augen. Mit den türkischen Besatzungen in den festen Plätzen sahen sie all' das Unheil, all' die Unbilden und Gräuel wiederkehren, die seit Jahrhunderten die türkischen Heereszüge, das Walten der türkischen Soldateska begleiteten. Die verheißene Autonomie, zwar von den Mächten verbürgt, aber in die Hände des Sultans gelegt, erinnerte sie an all' die auf dem Papiere sich so schön und wohlmeinend ausnehmenden Reformen, mit denen in den Jahrzehnten vor dem letzten Kriege die Pforte wiederholt Europa, ihre unterworfenen Rajah und sich selbst getäuscht hatte. Aber ebenso unzufrieden waren die Muhamedaner im Lande, waren die zahlreichen Flüchtlinge, die, sich bewußt all' der Rachegefühle, die sie durch ihr früheres Hausen in Bulgarien entzündet hatten, in deren Mitte zurückkehren sollten, waren zumeist die Pomaken im Rhodope, vermehrt und verstärkt durch zahlreiche Heimathslose der benachbarten Landstriche, sowie durch Ausreißer von den türkischen Truppenkörpern, so daß man ihre Gesammtzahl auf 30,000 Bewaffnete rechnete. Sie brachen aus ihren Bergen hervor und warfen sich auf die russische Vorpostenlinie von Dimotika bis Adrianopel und Mustafa-Pascha-Köprüsü, wo es blutige Zusammenstöße gab, so daß die Russen allen Ernstes für ihre Stellung längs der Marica fürchteten. Noch gefährlicher drohte die Sache hier zu werden, als sich ein britischer Abenteurer Saint-Clair an die Spitze der Aufständischen stellte und dadurch Einheit in die Wirrniß zu bringen schien.

Unter solch' ungünstigen Auspicien begann das Jahr 1879. Die Ost-Rumelioten entsandten den Arzt Jankulov und den Ivan Eustratev Geschov, einen Eingebornen mit westeuropäischer Sprachkenntniß und Bildung, an die bulgarische Constituante in Trnovo, von wo sie die Reise an die Höfe der europäischen Großmächte antreten und die eindringlichsten Vorstellungen gegen die Zerreißung des bulgarischen Gebietes, gegen die Wiederkehr der türkischen Großherrlichkeit im Süden vom Balkan, gegen das türkische Besatzungsrecht in den Grenzfestungen erheben sollten. Im Lande selbst bildeten sich zwei Parteien: die Heißsporne unter dem aus Philippopel gebürtigen, aber in russischen Diensten stehenden Obristen Kerjakov, der als Kommandant der neu geschaffenen Landes-Miliz Widerstand bis zum Aeußersten, falls türkische Truppen einrücken wollten, als Parole ausgab, und die Gemäßigten, an deren Spitze der noch junge bulgarische Exarch Josif aus Kalofer gebürtig (sein weltlicher Name war Lazar Jovtschev) stand, und welche die Berliner Abmachungen mit gewissen Vorbehalten anzunehmen riethen. In der

That blieb diese entschlossene Haltung im Lande nicht ohne Einfluß auf die weiteren Maßnahmen der Großmächte, die fürs Erste auf der Ausübung des türkischen Besatzungsrechtes nicht bestanden, und sich fürs Zweite die Auswahl einer vollkommen geeigneten Persönlichkeit für die Leitung der autonomen Provinz ernstlich angelegen sein ließen. Die Aufregung im Lande währte indessen fort. Im März begann die internationale Kommission ihre Thätigkeit, die von allem Anfang großem Mißtrauen, ja Widerwillen der Bevölkerung begegnete. Als der neu ernannte General-Direktor der ost-rumelischen Finanzen, A. Schmidt, zuletzt Direktor der otomanischen Bank in Constantinopel, erschien, kam es in Jamboli und Sliven, wo er sich zuerst zeigte, zu bedenklichen Auftritten. Das ganze Land schien zu neuem Kampfe zu rüsten. Die „Marica" predigte allgemeine Bewaffnung und es bildeten sich allerorts „gymnastische Genossenschaften", die sich mit vollem Eifer übten und rüsteten. Da kam, vom Kaiser Alexander gesandt, General Obrutschev, der im Gebiete herumreiste, sich mit Personen von Ansehen und Gewicht besprach, in Kirchen und andern öffentlichen Orten größere Versammlungen abhielt. Geduld und Fügsamkeit war das Thema seiner Standreden, seiner eindringlichen Mahnungen, denen allerdings nichts so sehr zu statten kam, als die Versicherung, welche die Bulgaren aus seinem Munde zum erstenmal empfingen: daß die türkischen Besatzungen nicht kommen würden.

Am 14. April a., 26. n. St. 1879 hatte die internationale Kommission in Philippopel ihre Arbeit beendet. Es war ein umfassender Apparat von 495 Paragraphen mit 13 ausführlichen Beilagen, dessen Hauptverdienst dem Franzosen de Ring und dem Oesterreicher Kallay zufiel. Ein vorzüglicher Bedacht war dabei auf die Einrichtung der politischen Verwaltung, dann aber auf die Wahrung der Gleichberechtigung der drei Haupt-Elemente der Bevölkerung des Landes genommen. Geradezu den Nagel auf den Kopf getroffen hatte man mit der Auswahl des General-Gouverneurs (glavnijat upravitel), der die Leitung der autonomen Provinz übernehmen sollte. Die Persönlichkeit Aleko Paschas, von Haus aus Alexander Vogoridi, eignete sich schon darum, wie keine zweite, für diesen Posten, weil er gewissermaßen Bulgare, Türke und Grieche in einer Person ist. Sein Vater Stefanaki, aus Kotel, türk. Kazan, nördlich von Sliven stammend, Enkel des berühmten bulgarischen Märtyrers und Helden Sofronij, Bischofs von Vraca, war in türkische Dienste getreten und hatte, ein besonderer Günstling des Sultans Mahmud II. und in nahen Beziehungen zu den ersten Fanarioten-Häusern von Stambul, fürstlichen Rang erworben. Aleko selbst hatte in Berlin studirt, im Dienste der Pforte hohe diplomatische Posten, zuletzt in Wien versehen. Er ist ein bereits bejahrter Herr, lebt mit seiner Frau, die ihm keine Kinder geschenkt, im alten Konak des früheren Paschas von Philippopel und liebt nichts von jenem Aufsehen und Gepränge, das mit einer so hohen und einflußreichen Stellung verbunden zu sein pflegt.

Seinem Erscheinen auf bulgarischem Boden ging, und zwar mit großer und aufgeregter Erwartung, der Zweifel voraus, ob er, als Unterthan und Gewaltträger der Pforte, im Turban oder Fes erscheinen werde; als er sich am 18.

Mai a., 30. n. St. 1879 an der Grenz-Station Harmanli mit dem bulgarischen schwarzen Kalpak zeigte, da standen ihm alle Herzen und alle Häuser offen, seine Fahrt durchs Land, sein Einzug in die Hauptstadt glich einem Triumphzug. Sein erster Gang war in die Kirche. Der Exarch begrüßte ihn bulgarisch, der Upravitel, der die Sprache seiner Voreltern nie gelernt hat, antwortete griechisch; der Ferman des Sultans wurde türkisch und bulgarisch verlesen und sodann die Volkshymne „Sumi Marica“ angestimmt; die türkische Fahne aber wurde nicht entfaltet und es geschah dies bis auf den heutigen Tag nicht. Am folgenden Tag verließ General Stolypin, unter feierlichem und dankbarem Geleite, Stadt und Land. Kurze Zeit darauf begannen die russischen Truppen das Vilajet Edirne zu räumen, hunderte bulgarischer Familien schlossen sich ihnen an und gründeten sich in Ost-Rumelien, viele in den Küstenstrichen des Fürstenthums, bleibende Wohnsitze.

Das autonome Ost-Rumelien war nun sich selbst überlassen, und es fand sich bald genug in seine neue Lage hinein. Die gymnastischen Genossenschaften verloren ihren Nimbus, bis zuletzt die Pforte auf deren vollständiger Auflösung bestand. Die Bestimmungen des organischen Statuts traten ins Leben. An der Spitze der Verwaltung stehen sechs Direktoren: Gavril Krstjovitsch für das Innere, zugleich General-Sekretär und Stellvertreter des General-Gouverneurs; der Franzose Vitalis, später der Preuße Wilhelm Strecker (Raschid Pascha) für das Militärwesen; Dr. Stranski für die Finanzen; Todor Iskrov-Kerjakov für die Justiz; der Schriftsteller Joakim Grujev für den Unterricht; Jiri Vlkovitsch für öffentliche Arbeiten mit Handel Post- und Telegraphenwesen und Landes-Cultur. Jede dieser Direktionen ist in der Hauptstadt in einem eigenen Gebäude gut und anständig untergebracht. Die Eintheilung des Landes ist ganz nach französischem Muster: sechs Departements (Philippopel, Tatar-Bazardzik, Stará Zágora, Chaskjoj, Sliven, Burgas) mit 28 Kantonen (okolije); in der Hauptstadt des Departements tritt zweimal im Jahre ein General-Rath zusammen. Die Gerichtspflege beginnt mit den Gemeinde-Aeltesten (kmety) als Friedensrichtern; in jedem Kanton fungirt ein von der Regierung ernannter Richter mit zwei gewählten Beisitzern; in jedem Departement ein Civil- und ein Straf-Senat; in der Hauptstadt der Appelhof. Als Jankulov und Geschov im Sommer 1879 von ihrer Mission, deren Hauptzweck, Vereinigung des ganzen bulgarischen Gebietes, sie nicht erreicht hatten, in ihre Heimat zurückkamen, fanden sie die Autonomie in vollem Gange und alles in leidlichem Aussehen.

* * *

Im Herbst 1880 hat der verdiente Geschichtsschreiber von Bulgarien, Dr. Jos. Konstantin Jiretschek, eine Reise aus dem Fürstenthum in das autonome Gebiet unternommen und auf einer mehrwöchentlichen Fahrt alle wichtigeren Punkte des letzteren besucht. Sohn des k. k. Ministers a. D. Joseph, Enkel Safariks, eine Zeit Leiter der Unterrichtsangelegenheiten im Fürstenthum, auf welche er auch in seiner jetzigen Stellung nicht ohne Einfluß geblieben, ist dieser noch junge Mann um so mehr berufen, an die ost-rumelischen Zustände den richtigen Maßstab zu

legen, als er den beständigen Vergleich mit jenen im Fürstenthum, die er durch und durch kennt, anzustellen vermag.*) Da ist es nun von Bedeutung, daß er den erstern, so beengt und beschränkt hier die Verhältnisse im Gegensatz zu der freien Gestaltung im Fürstenthum sind, in mehr als einem Stücke den Vorzug vor letztern giebt.

Das zeigt sich schon bei den beiden Hauptstädten. Sophia trägt den vorwiegenden Charakter eines Emporkömmlings, es ist zu seinem Range erst durch den jüngsten Umschwung gelangt, seine Bevölkerung zeigt die verschiedensten Elemente im Prozesse noch nicht vollendeter Amalgamirung. Philippopel (türk. Filibé, bulg. Plovdiv) dagegen, auch in der Bevölkerungszahl bedeutender, hat ein gediegenes Gemeinwesen, da es von altersher bedeutsamer Mittelpunkt eines größeren Landstriches gewesen; seine Gesellschaft, deren Kern ein erbgesessenes Patrizierthum bildet, hat das Gepräge der Stabilität, einer bewußten und feineren Herkömmlichkeit im Tone, in der Sitte, in den Manieren. Das bulgarische Element und so auch dessen Sprache herrschen vor, doch wird in allen bessern Familien auch griechisch gesprochen; das türkische, obwohl an Kopfzahl dem griechischen überlegen — 10,909 Bulgaren, 5558 Türken, 4781 Griechen; dann 1134 Juden (spanischer Herkunft) und 806 Armenier — tritt überall mehr zurück, wie denn überhaupt die ehemals gebietende Klasse zwar nach außen an allen Vortheilen streng gewahrter Gleichberechtigung theilnimmt, aber thatsächlich und praktisch von den mit Macht aufstrebenden Klassen der früher gedrückten Rajah überflügelt wird. Denn mit jenem Stempel langerworbenen Vorzugs und Ansehens ist Philippopel doch auch wieder eine neue Stadt, die sich rasch die Vortheile westeuropäischen Comforts eigen zu machen wußte. Verschwunden ist der patriarchalische Schmutz der früheren türkischen Wirthschaft. Nichts mehr von den öden Mauern, welche das nach der Gasse zu abgeschlossene Haremthum bergen, die Häuser bilden lange Fronten mit lichten Fenstern nach unserer Art. Die Nähe der Stadt kündet eine Reihe von Villen nach „Frankenart" an, ein freundlicher Willkomm für den Reisenden, den von dem Bahnhofe gute Miethwagen oder Fiacres mit dem Fes auf dem Haupte, in das Hôtel Bulgaria führen, im Vergleich zu den ehemaligen Haus ein Palast zu nennen. Unter den Stadtvierteln nimmt besonders das katholische mit seinen durch Alleen gezierten Straßen für sich ein, unter den Gebäuden ragen die schöne Kirche und das Wohnhaus des greisen Bischofs Reynaud hervor. Eine Knaben- und eine Mädchenschule werden auch von nicht-katholischen Kindern besucht, vorzüglich wegen des Unterrichtes im Französischen; denn der Bulgare versäumt gewiß keine Gelegenheit, sich mit westeuropäischer Bildung und Sitte bekannt zu machen.

Sonst im Lande zeigen sich, wie es ja nach der kurzen Spanne Zeit seit den letzten Gräueln nicht anders möglich, zwar manche Spuren der Verwüstung, ganze Stadttheile liegen noch in Trümmern, die Stelle ehemals blühender Dörfer bezeichnen Schutthaufen. Aber doch ist schon vieles geschehen, was neuen Auf-

*) J. K. Jiretschek hat die Ergebnisse seiner Reise in einem eingehenden Aufsatze in der Prager „Osveta", 1882 Heft 5—11 unter dem Titel „Z vychodni Rumelie" niedergelegt.

schwung bekundet. So ist das völlig zerstörte Schipka von neuem bevölkert, zählt 288 Häuser mit 1374 Einwohnern, freilich weit unter der Hälfte des früheren Standes. Südlich davon Dervent, im Kriege vollständig zerstört, zählte gegen Ende 1880 wieder 249 Nummern mit 996 Einwohnern. In Orten solcher Art hat die Bevölkerung vollständig gewechselt; wo früher der Türke nicht bloß die Oberhand hatte, sondern auch an Zahl vorherrschte, bildet jetzt der Bulgare den Kern der Bevölkerung, in manchen Städten fast ohne türkische Beimischung. Das Volk zeigt wohl hin und wieder den Ausdruck früherer Knechtschaft und Leiden; aber es rafft sich zusehends empor, und das elastische Naturell, die angeborne Gesangsfreudigkeit dieses unverwüstlichen Menschenschlages brechen überall durch. Nahm es doch den deutschen Reisenden Gerlach 1578, also in einer Zeit rücksichtsloser Türkenmacht, angenehm Wunder, wie „die bulgarischen Hirten zwischen beiden Gebirgen lustig und chorweise einander gegenüber gesungen haben, und ehe eine Parthey aufgehört, hat die andere angefangen." Wie die Dörfer, so weit sie vom Kriege verschont geblieben oder wiederhergestellt worden, ein gewinnendes Aussehen haben, so zeichnen den Bulgaren dieses Landstriches angenehme Gesichtszüge und ein schnellkräftiger Körperbau aus, und der sinnvolle Gruß: „Dobra srésta" (Gute Begegnung) klingt freundlich und gutmüthig. Die Tracht des Frauenvolkes ist nicht ohne Reiz: farbige Tücher um den Kopf, rückwärts zusammengebunden, das Gewand mit engen, fein ausgenähten Aermeln, bunte teppichartige Schürze, farbige Strümpfe. Die Türkinnen der Gegend halten zwar noch immer an der Sitte fest, sich beim Herannahen eines Fremden eiligst das Antlitz zu verhüllen; dabei schauen sie aber nicht weniger neugierig auf und nach, wie der Gjaur aussieht, als die Bulgarinnen mit ihren offenen Gesichtern. Eigenthümlich ist das Reiten der Weiber, nicht nach der einen Seite wie bei uns, sondern gleich den Männern.

Einen überraschenden Eindruck hat auf unsern Ankömmling aus dem Fürstenthum die ost-rumelische Provinzial-Vertretung (oblastno sebranie) gemacht. Sie besteht nach dem organischen Statut aus 36 gewählten und 10 vom General-Gouverneur ernannten Mitgliedern mit zweijähriger Ablösung zur Hälfte, dann 10 Viril-Stimmen, darunter 7 die Vertreter der verschiedenen Confessionen. Unter den Gewählten sind 32 Bulgaren, 2 Türken, 2 Griechen; unter den 56 Vertretern überhaupt 40 Bulgaren, 6 Türken, 5 Griechen, 2 Armenier, 2 Juden, 1 Franzose (der katholische Bischof). Ein ständiger Landesausschuß (postojanny Komitét), aus zehn auf ein Jahr gewählten besoldeten Mitgliedern bestehend, mit täglichen Sitzungen, bildet den Beirath des General-Gouverneurs und die Kontroll-Behörde der Verwaltung. Vernehmen wir nun, wie besonnen und zweckentsprechend sich die Bürger des jungen Halbstaates mit dieser Institution zurecht gefunden haben: „Beim ersten Eintritt in die Versammlung war ich überrascht, als ich nicht bloß Sitze, sondern vor jedem ein Pult zum Lesen und Schreiben gewahrte, was wir in Sophia noch nicht haben. In der That schlagen die rumelischen Abgeordneten während ihrer Berathungen oft genug in verschiedenen anderssprachigen juristischen und nationalökonomischen Werken nach. Während im Fürstenthum in allen bis-

herigen Versammlungen das bäuerliche Element vorwaltete, findet sich hier nicht ein einziger Bauer, sondern nur Beamte, Kaufleute, Lehrer, Geistliche, Aerzte, wodurch allerdings die Verhandlungen einen ganz andern Charakter gewinnen." Dabei entwickelt sich, wie unser Gewährsmann weiter berichtet, die Landesverwaltung im Ganzen sehr gut. Den Schlüssel zu dieser Sachlage findet er darin, ein Verdienst der internationalen Kommission, daß in ihrem umfangreichen Elaborat alles und jedes aufs Kleinste vorgezeichnet und jede Abweichung untersagt ist. Dazu treten zwei andere Beschränkungen, die sich in ihrer Wirkung sehr wohlthätig erweisen. Einerseits ist jede politische Erörterung ausgeschlossen: die Provinzial-Vertretung hat sich ausschließend mit Gegenständen der Gesetzgebung und Verwaltung zu befassen. Anderseits sind die Beamten theils vom Sultan, theils vom General-Gouverneur ernannt, beziehen feste Gehalte, nach zehn Dienstjahren Pensionen, und dürfen nur wegen Vergehens auf Grund richterlichen Erkenntnisses entfernt werden, wodurch allen parlamentarischen Nebengelüsten, diesem gefährlichsten Hemmschuh sachgemäßer Berathung, die Thüre verschlossen ist. Endlich ist es die mehrfältige Kontrolle, welcher der ost-rumelische Halbstaat unterworfen ist und den Vertretern desselben die sorgfältigste Umsicht auferlegt, nach keiner Seite anzustoßen und dadurch ihrem Gemeinwesen unliebsame Einmischungen von außen her zuzuführen. „Da ist die hohe Pforte mit ihrem eingewurzelten Mißtrauen; da sind die Consuln der Großmächte, die mit Spürnasen der geringsten Verletzung des organischen Statuts nachgehen; da sind endlich die drei Nationen mit ihren Ansprüchen und ihrer gegenseitigen Eifersucht." *)

Zur gedeihlichen Entfaltung der ost-rumelischen Zustände trägt die geographische Lage und die günstige Beschaffenheit des Gebietes nicht wenig bei. Südlich vom Balkan gelegen, nach Osten gegen das Meer offen, mit einem gesegneten Boden und mit vortheilhaften Verkehrsmitteln ausgestattet, eine übersichtliche Bodengestaltung ohne dazwischenliegende hohe Gebirge und von einem begabten kernigen Volksstamm bewohnt, geht die Provinz, wenn nicht alle Anzeichen trügen, der gedeihlichsten Zukunft entgegen. „Der milde Himmel," sagt Jiretschek, „die nahe Berührung mit der übrigen Welt und die reiche Natur wirken auf die Anlagen und das Temperament der Bewohner, die sich schon in der türkischen Zeit in allem vorgeschrittener zeigten als ihre Stammverwandten nordwärts des Balkan. Die Rumelioten sind Leute von gesundem Verstand und ruhigem Urtheil, die sich nicht so leicht von Phantastereien hinreißen lassen."

Die jüngsten amtlichen Ziffern führen auf einem Gebiete von 35,901 Quadrat-Kilometer eine Einwohnerzahl von 825,951 auf, die sich nach Volksstämmen folgendermaßen vertheilt: 573,560 Bulgaren, also ungefähr zwei Drittel; 174,700 Türken (davon 16,267 Pomaken), 42,659 Griechen, 19,549 Zigeuner, 4177 Juden, 1306 Armenier. In diesem Verhältnisse zu einander stehen ungefähr auch die verschiedenen Religionen, mit Ausnahme der Katholiken, die unter den

*) Osveta 1882 I. S. 581 f.

Bulgaren zu suchen sind, und die an Zahl nicht sehr bedeutenden, dafür geistig rührigen Protestanten. Die Zählung ist jedoch sehr übereilt vorgenommen worden und sicher weit unter dem wahren Stande geblieben. Jiretschek, der das Land nach den verschiedensten Richtungen durchstreift und nach dem Augenschein überall so belebt und bevölkert gefunden hat, wie das Fürstenthum, das, allerdings fast doppelt so groß, nahe an 2,000,000 Seelen zählt, meint, man dürfe für Ost-Rumelien gewiß nicht unter 1,000,000 veranschlagen.

Für den öffentlichen Unterricht ist seit der kurzen Zeit der autonomen Verwaltung viel geschehen. Wenn dem Reisenden in einer minder bedeutenden Ortschaft ein neueres stattliches Gebäude auffällt, das keinem Wohnhause gleichsieht, so sei er versichert, daß es die Schule ist. Bei 562 der in der Provinz benützten Schulhäuser rühren noch aus der Zeit vor dem Kriege her; dazu sind seit 1879 413 neue gekommen, 184 waren gegen Ende 1880 im Bau begriffen, 437 provisorisch untergebracht, also alles in allem die ganz respektable Ziffer von 1596; in den letzten zwei Jahren haben sich ohne Zweifel die Verhältnisse noch günstiger gestaltet. Unter jenen Schulen waren 13 jüdische, 11 katholische, 9 protestantische, 4 armenische. Schulbesuchende Kinder zählte man 80,591, wovon 23,789 Mädchen. Das Verhältniß der schulbesuchenden zu den schulpflichtigen Kindern ist das günstigste bei den Juden und bei den Türken; bei letztern sind mitunter sogar der ersteren mehr als der letzteren, weil ihre Schulen fast ausschließlich Abrichtungsanstalten für Gebete und Koransprüche sind, woran auch Kinder, die kaum reden können, theilzunehmen pflegen. Städtische Schulen von drei bis vier Klassen waren Ende 1880 17 bulgarische (darunter 8 für Mädchen) und 4 griechische. Buchdruckereien giebt es eine in der Hauptstadt, eine andere in Sliven. Von Schulbüchern werden in Ost-Rumelien bei der Hälfte der Bevölkerungszahl mehr gedruckt, als im Fürstenthum, wie auch der Mittelpunkt des bulgarischen Buchhandels nicht Sophia, sondern Philippopel, namentlich den Firmen Danov und Mantschov angehört.

Die autonome Provinz hat vor dem Fürstenthum auch die Verkehrswege voraus. Wer das frühere türkische Unwesen in Erinnerung hat, wird die gut gehaltenen ostrumelischen Straßen doppelt zu schätzen wissen; unser Gewährsmann versichert, sie ständen an Solidität hinter den besten deutschen und italienischen Verkehrswegen dieser Gattung kaum zurück*). Sie haben Meilensteine nach Kilometern und führen streckenweise zwischen Baumreihen. Die Arbeit wird bezahlt, denn Robot (angarija) giebt es seit dem Schwinden der Türkenherrschaft im Lande nicht mehr, und es ist eine Freude, das Landvolk der Umgegend, Männer wie Weiber, beim Straßenbau zu sehen; es sind muntere Gesichter und intelligentes Wesen bei der Sache. Die Eisenbahn von Stambul bis Sophia war bekanntlich noch unter türkischem Regime nicht bloß tracirt, sondern im Bau und streckenweise vollendet. Im serbischen Kriege 1876 wurden die Anfänge, besonders in der nördlichen Strecke, gräulich zerstört; noch gegenwärtig sieht man lange Erdaufwürfe,

*) Osveta I. S. 402.

Anfänge zu Viaducten, Halden verrosteter Schienen; die dazu herbeigeführten Steine liegen gleich den umhergeworfenen Grabsteinen eines Kirchhofes durcheinander. In Ost-Rumelien ist heute die Strecke von Adrianopel über Tatar-Bazardžik hinaus und die Abzweigung über Jeni-Saghra nach Jamboli in Betrieb. Zwei oder dreimal der Woche geht ein gemischter Zug von Tatar-Bazardžik nach Philippopel und eben so zurück, noch immer ein freudiges Erstaunen für den gemeinen Rumelioten, der sich aus dem französischen „vapeur“ sein „dampur“ gebildet hat. Im Projekt, theilweise tracirt, sind die Linien von Svistov an der Donau über den Balkan nach Neu-Zágor. Dann jene von Burgas am Schwarzen Meere über Jamboli, Sliven, Kazanlyk — lauter gewerkthätige Orte — nach Sophia.

Der Post- und Telegraphen-Dienst wird in der ganzen Provinz gut besorgt; der Hauptort jedes Cantons, und wenn es ein Dorf mit wenig Häusern wäre, hat seine ärarische Telegraphen-Station.

* * *

Dem Vertretungskörper der autonomen Provinz ist, wie ich früher berichtet, die Diskussion von Fragen der Politik verwehrt. Da den freundlichen Leser der „Revue“ und den Schreiber dieser Zeilen jene Schranke nicht trifft, so sei es zum Schlusse gestattet, einen Ausblick in die Zukunft dieses eigenthümlichen Staatsgebietes zu wagen.

Es ist in jeder Hinsicht etwas Unfertiges. Schon was das Territorium betrifft; denn die Grenzfrage harrt nach einer Richtung hin noch ihrer endgiltigen Lösung. Achtzehn Dörfer im Rhodope mit muselmännischer Bevölkerung gehören laut des Berliner Vertrages zu Ost-Rumelien; thatsächlich liegen sie zur Stunde abgesondert und abseits, weil sich die ungebändigten Pomaken, die in den Jahren 1875 und 1876 unter ihren christlichen Stammesgenossen so fürchterlich gehaust, gegen die staatliche Vereinigung mit denselben sträuben. Sie bilden jetzt einen schwer zugänglichen Gürtel zwischen der autonomen Provinz und dem Vilajet Edirne, der, überwiegend von Raubgesindel bewohnt, beiden Theilen eine Last ist und Schaden bringt.

Auch die Bevölkerungszustände von Ost-Rumelien sind unfertig. Am meisten hat der Türke verloren, eigentlich alles: denn was ist Gleichberechtigung gegen die frühere Alleinherrschaft! Jene wird strengstens eingehalten, aber auch nicht eine Linie darüber gewährt. Da erschienen sie nach hergestelltem Frieden, um aus Stambul in ihr früheres Heim zurückzukehren, an der Grenze, den Säbel an der Seite, Pistolen und andere Mordwerkzeuge im Gürtel, wie sie das früher gewohnt waren, und machten große Augen, als ihnen geboten wurde, vor dem Eintritt in die automome Provinz ihr mobiles Arsenal abzulegen. Die Illusion war vorbei, der Traum ehemaliger Macht und Größe mußte der Prosa der Wirklichkeit weichen, aus den früheren Herren sind einfache Mitbürger geworden. Es ist begreiflich, daß die Muhamedaner an den Bestand der Autonomie nicht recht glauben, daß sie die Wiederkehr der uneingeschränkten Macht ihres Großherrn hoffen;

gleichwohl haben sie sich mit den Verhältnissen, wie sie zur Stunde sind, so ziemlich zurecht gefunden und mehr in Blick und Haltung, als in ihrem Benehmen bricht zuweilen der alte Uebermuth und Trotz hervor.

Am unzufriedensten sind die Griechen, die, kaum mehr als den zwanzigsten Theil der Bevölkerung bildend, die Gleichberechtigung als eine Wohlthat erkennen sollten. Aber der Grieche hat sich von jeher nicht bloß der übrigen Rajah, sondern auch dem herrschenden Moslim gegenüber etwas Höheres gedünkt und durch den großen Einfluß seines Fanar in thatsächlicher Mitherrschaft auf der Halbinsel befunden. Dazu der panhellenische Traum, der seit dem Aufblühen und Erstarken der neuen National-Staaten, den rumelischen Halbstaat inbegriffen, für weitaus den größten Theil der Balkan-Halbinsel arg gestört ist! Sie geben es trotzdem in Ost-Rumelien nicht auf, sich größer zu machen als sie sind; ihr „Φιλιππουπολις“ wirft bei jeder Gelegenheit mit 100,000 „Hellenen im anatolischen Rumelien“ herum, obwohl thatsächlich nur etwas über 40,000 vorhanden sind. Auch glaubt heute an diese Großthuereien niemand mehr, vielleicht sie selber nicht.

Was nun die Bulgaren selbst betrifft, die eigentlichen Rumelioten, so stünde es, ihre Reden zu hören, mit ihnen zum Erbarmen. Das türkische Besatzungsrecht in den Grenz-Vesten, so klagen sie, und das Recht des Generals-Gouverneurs türkische Truppen ins Land zu rufen, das sei das Damokles-Schwert, das beständig über ihrem Haupte schwebe. Doch die Rumelioten sind pfiffige Leute. Es ist ihnen nicht rechter Ernst mit ihrem Kummer; sie sagen, wie der Bauer in „Wallensteins Lager“ zu seinem Buben: „Mußt Dich nur recht erbärmlich stellen“, nur um damit einen größern Vortheil zu erringen. Die Rumelioten wissen recht gut, daß die europäischen Mächte die Ausführung des Artikels XV. des Berliner Vertrages suspendirt haben, und daß dieselben noch weniger eine Anwendung des Artikels XVI gestattet werden, wenn nicht der dringendste Anlaß dazu vorhanden wäre; ein Anlaß, welchen zu geben sich sowohl die rumelische Regierung, als die Provinzial-Vertretung auf das Sorgfältigste hüten. Ebenso wissen sie, und sagen es sich untereinander hundertmal am Tage, daß die Zukunft ihres Landes niemandem gehört, als ihnen. Der Türke war seit langem ein kranker Mann, und ist jetzt ein verlorener, ein aufgegebener. Nie hat er sich in das west-europäische Leben, in moderne Kultur und Sitte hineinfinden können. Seit ihm der Scepter genommen, ist er der liebe Niemand. Anderseits ist der Grieche mit all' seinen Prätensionen und Abspirationen schon an Zahl zu gering, um unter einem so aufgeweckten und strebsamen Volke, wie den Rumelioten, jene Rolle weiter zu spielen, deren er sich, mit den Privilegien des konstantinopolitanischen Fanar im Hintergrunde, unter dem apathischen Türkenthum zu bemächtigen gewußt.

So braucht man denn kein gottbegnadeter Seher zu sein, um sich zu sagen, daß über kurz oder lang der Balkan aufhören wird, die Grenze zwischen dem Fürstenthum und der autonomen Provinz zu bilden; daß beide in gleich unaufhaltsamer Weise mit einander verschmelzen werden, wie dies seinerzeit mit der Moldau und Walachei geschehen ist. Die Frage kann, außer dem Wann, nur die

sein, ob sich eintretenden Falles die Provinz an das Fürstenthum anschließen wird, oder nicht umgekehrt dieses an jene. Den Vortheil der geographischen Lage, die Gunst der natürlichen Verhältnisse hat ohne Frage der südliche Theil vor dem nördlichen um eben so viel voraus, als die Vorzüge des alt-angesehenen Philippopel vor der neuen metropolen Schöpfung Sophia unbestreitbar sind.

Ueber die Wahl des ersten Meridians.

Von

Th. Albrecht.

Die Lage eines Punktes auf der Erdoberfläche wird durch 2 Koordinaten bestimmt: die geographische Breite, d. i. der Abstand des Ortes vom Erdäquator, und die geographische Länge oder der Abstand des Ortsmeridians von dem als Ausgangspunkt für die Zählungen der geographischen Länge adoptirten ersten Meridian. Während in Bezug auf erstgenannte Größe der Erdäquator die Nulllinie bildet, von welcher aus die geographischen Breiten nach Norden und nach Süden hin gezählt werden, fehlt es hinsichtlich der letztgenannten Größe vollständig an einem natürlichen Ausgangspunkte, weil kein Meridian vor dem andern in irgend welcher Weise ausgezeichnet ist. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß in Bezug auf die Wahl des ersten Meridians innerhalb der einzelnen Staaten die nationalen Interessen entscheidend waren und beispielsweise in England die geographische Länge auf den durch die Greenwicher Sternwarte gehenden Meridian, in Frankreich auf den Meridian durch die Sternwarte in Paris, in Deutschland auf den Meridian durch die Insel Ferro als dem westlichst gelegenen Punkte der alten Welt, in den Vereinigten Staaten auf den Meridian durch die Sternwarte in Washington u. s. w. bezogen wird. Diese Verschiedenheit des Ausgangspunktes bietet den Anlaß zu mannichfachen Uebelständen, welche schon in früheren Jahrhunderten zu Versuchen führten, eine Einigung in dieser Frage zu erzielen. So wurde bereits im Jahre 1630 auf Veranlassung des Kardinals Richelieu ein Kongreß von Geographen, Astronomen und Mathematikern nach Paris einberufen, der sich für den Meridian durch die Westspitze der Insel Ferro aussprach, für welchen indeß später auf den Vorschlag von Delisle der Meridian substituirt wurde, der genau 20° westlich vom Meridian durch die Sternwarte in Paris gelegen ist. Während aber in den früheren Jahrhunderten, des geringen Verkehrs der Nationen unter einander wegen, diese Uebelstände weniger intensiv empfunden wurden, sind dieselben gegenwärtig infolge des mächtigen Verkehrsaufschwunges, welcher durch die Entwickelung des Eisenbahnwesens und des Dampfschiffverkehres herbeigeführt ist, in wesentlich erhöhtem Maße fühlbar geworden. Infolge dessen ist neuerdings das Bedürfniß immer dringlicher aufgetreten, diese Verschiedenartigkeit zu beseitigen und eine einheitliche Regelung dieser Frage anzubahnen. Neben dem

allgemein wissenschaftlichen Interesse, welches gegenwärtig für die Lösung dieser Frage besteht, sind es besonders die Interessen der geographischen Wissenschaften, der Navigation und des maritimen Handels, sowie der Telegraphie und des Eisenbahnwesens, welche ein internationales Uebereinkommen in Betreff der Wahl eines Ausgangs-Meridians als sehr wünschenswerth erscheinen lassen.

Die Frage der Wahl eines ersten Meridians ist aber auch noch von einem zweiten Gesichtspunkte aus für die Gegenwart von hervorragender Bedeutung, nämlich für die Einführung einer internationalen Zeit, insofern für letztere die Ortszeit des ersten Meridians die natürlichste Grundlage abgeben würde. Während man sich in früheren Jahren ausschließlich der lokalen Zeit bediente, ist gegenwärtig hinsichtlich dieses Punktes ein wesentlicher Umschwung insofern zu konstatiren, als neben der lokalen Zeit in verschiedenen Ländern bereits nationale Zeiten eingeführt sind. So wird beispielsweise im Eisenbahnverkehr und zum Theil auch schon im bürgerlichen Leben in Frankreich nach Pariser Zeit, in Groß-Britannien nach Greenwicher Zeit, in Italien nach Römischer Zeit, in der Schweiz nach Berner Zeit, in Oesterreich nach Prager Zeit, in Ungarn und Galizien nach Budapester Zeit, in Polen nach Warschauer Zeit, in Rußland nach Petersburger bezw. Moskauer Zeit, in Dänemark nach Kopenhagener Zeit, in den Niederlanden nach Amsterdamer Zeit, in Belgien nach Brüsseler Zeit, in Schweden und Norwegen nach den Zeiten der mittleren Meridiane dieser Länder gerechnet. In Deutschland ist diese Neuerung nur innerhalb der süddeutschen Staaten eingeführt, in welchen der Eisenbahnverkehr resp. nach Münchener, Stuttgarter, Karlsruher und Ludwigshafener Zeit geregelt ist. So bequem diese Einführung auch für den Eisenbahn- und Telegraphenverkehr erscheinen mag, so hat eine Ausdehnung derselben auf das gesammte bürgerliche Leben doch mannichfache Uebelstände im Gefolge, die um so fühlbarer werden, je größer die räumliche Ausdehnung der Länder, insbesondere ihre Erstreckung in der Richtung von Ost nach West ist. Diese Uebelstände erweisen sich bei großer Ausdehnung des Landes als so erheblich, daß Rußland selbst in seinem europäischen Theile davon abgesehen hat, eine einheitliche russische Zeit einzuführen, vielmehr eine Trennung in Moskauer, Petersburger und Warschauer Zeit für nöthig gehalten hat. Diesem Uebelstande wäre ein für alle Mal abgeholfen, wenn neben der lokalen Zeit eine internationale Zeit eingeführt würde. Erstere würde dann den Interessen des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens dienen, es würde somit hinsichtlich dieser der Zustand wieder hergestellt werden, welcher vor der Einführung nationaler Zeiten bestand; letztere in allen den Zweigen in Anwendung kommen, in denen sich gegenwärtig oder zukünftig die Einführung einer einheitlichen Zeit als nothwendig oder wünschenswerth erweist. In letzterer Hinsicht würde bereits gegenwärtig die internationale Zeit in dem Telegraphenwesen, sowie auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten Verwendung finden, innerhalb deren eine Ausführung synchronistischer d. i. gleichzeitiger Beobachtungen erforderlich ist.

Wenn hiernach von mehreren Gesichtspunkten aus ein internationales Ueber-

kommen in Betreff der Wahl eines ersten Meridians von hohem Werthe erscheint, so sind doch die Schwierigkeiten nicht zu verkennen, welche internationalen Vereinbarungen im Allgemeinen im Wege stehen. Gilt es doch bei dergleichen nicht allein widerstrebende Interessen in Einklang zu bringen, sondern auch die nationalen Anschauungen gegenüber den kosmopolitischen Bedürfnissen in den Hintergrund zu drängen. Während aber Bestrebungen dieser Art in den früheren Zeiten auf unüberwindliche Hindernisse stießen, ist in diesem Punkte innerhalb der letzten Dezennien ein Umschwung der Anschauungen eingetreten, der bereits zu manchem gedeihlichen Resultate geführt hat. So gelang es im Anfange der 60er Jahre den rastlosen Bemühungen des derzeitigen Präsidenten des preußischen geodätischen Institutes: Herrn Generallieutenant Dr. Baeyer, das internationale Unternehmen der europäischen Gradmessung ins Leben zu rufen, welchem gegenwärtig alle Staaten Europas mit alleiniger Ausnahme Englands und der Türkei beigetreten sind. Ferner wurde innerhalb des letzten Dezenniums das internationale Bureau für Maße und Gewichte zu Paris begründet, und hierdurch der Anlaß gegeben, an Stelle der früheren Mannichfaltigkeit auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens einheitliche Normen einzuführen. Nicht minder sind auf dem Gebiete des Postwesens und der Telegraphie im Laufe der letzten Jahre die weitgehendsten internationalen Vereinbarungen herbeigeführt worden.

In Anbetracht dieser Erfolge der letzten Jahrzehnte wird man die Schwierigkeiten, welche einer internationalen Einigung in Betreff der Wahl eines ersten Meridians im Wege stehen, in heutiger Zeit nicht mehr als unüberwindlich betrachten können, um so mehr, da der Entscheidung dieser Frage bereits in umfassender Weise vorgearbeitet ist. Das Bedürfniß der einheitlichen Annahme eines Ausgangs-Meridians ist insbesondere für die Schiffahrt infolge des stetig wachsenden Verkehrs ein so dringendes geworden, daß schon gegenwärtig seitens einzelner Staaten damit begonnen worden ist, die nationalen Anschauungen auf diesem Gebiete zu Gunsten einer einheitlichen Lösung dieser Frage aufzuopfern. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß bei dem Mangel wissenschaftlicher Argumente praktische Beweggründe für die Wahl des ersten Meridians entscheidend sein müssen, hat man in Anbetracht der Thatsache, daß England hinsichtlich des Umfanges seines maritimen Handels an der Spitze der seefahrenden Nationen steht, damit begonnen, an Stelle nationaler Ausgangspunkte für die Zählung der geographischen Länge den von England angenommenen Meridian durch die Sternwarte in Greenwich zu adoptiren. Dies ist unter anderen seitens der Marine Deutschlands, Oesterreichs, Italiens, Dänemarks, Schwedens und Norwegens geschehen, insofern diese Staaten neuerdings auf ihren Seekarten sich ausschließlich des Greenwicher Meridians bedienen. Aber selbst über die Grenzen Europas hinaus hat sich der Greenwicher Meridian bereits Geltung verschafft. So hat der von dem Naval Observatory in Washington herausgegebene „American Ephemeris and Nautical Almanac," welcher der Marine der Vereinigten Staaten als Führer auf der See dient, dem Greenwicher Meridian bereits in umfassendster Weise Rechnung ge-

tragen und selbst den Seekarten Japans ist dieser Meridian zu Grunde gelegt worden.

Bei dieser Sachlage der Frage des ersten Meridians ist es erklärlich, daß gerade gegenwärtig von verschiedenen Seiten darauf hingearbeitet wird, eine Entscheidung in dieser Frage anzubahnen und thunlichst zu der einheitlichen Annahme eines Ausgangs-Meridians zu gelangen. Bereits auf den geographischen Kongressen in Antwerpen im Jahre 1871, in Paris in den Jahren 1875 und 1878, sowie in Brüssel im Jahre 1879 ist diese Frage in Anregung gebracht worden; einen besonders kräftigen Impuls aber erhielten diese Bestrebungen durch einen Beschluß, welcher im September 1881 seitens der Sektion für mathematische, geodätische und topographische Geographie auf dem dritten internationalen geographischen Kongreß in Venedig gefaßt wurde. Derselbe lautet:

„Die erste Sektion giebt dem Wunsche Ausdruck, daß die Staaten in Jahresfrist eine internationale Kommission ernennen möchten, um sich über die Frage des ersten Meridians zu verständigen und zwar nicht allein in Betreff der Festsetzung eines Ausgangswerthes für die Zählung der geographischen Länge, sondern auch in Bezug auf eine einheitliche Regelung der Zeit und des Datums. Diese Kommission würde aus Geodäten, Geographen, Vertretern des Handelsstandes, des Unterrichts u. s. w. zu bilden sein. Jeder Staat würde 3 Mitglieder ernennen. Der Präsident der italienischen geographischen Gesellschaft wird ersucht, die erforderlichen Schritte zur Realisirung dieses Wunsches bei der italienischen Regierung und den ausländischen geographischen Gesellschaften einzuleiten."

In Verfolg dieses Beschlusses erließ der Präsident der italienischen geographischen Gesellschaft: Sgr. Dalla Vedova ein Cirkularschreiben an die ausländischen geographischen Gesellschaften, dem sich ein weiteres Cirkularschreiben seitens des Präsidenten des Kongresses, des Fürsten von Teano, Namens der italienischen Regierung anschloß, in welchem letztere die auswärtigen Regierungen ersucht, ihrerseits zur Erfüllung der vom Kongreß ausgesprochenen Wünsche nach Kräften beizutragen.

Eine besonders günstige Aufnahme fanden diese Maßnahmen bei dem Senate der freien Stadt Hamburg, welcher sich seinerseits unter warmer Befürwortung der auf einheitliche Regelung dieser Frage gerichteten Bestrebungen mit dem Ersuchen an die permanente Kommission der europäischen Gradmessung wandte, diese Frage in den Kreis ihrer Berathungen zu ziehen und eine eventuelle Beschlußfassung in derselben herbeizuführen.

Noch von einer anderen Seite her fand die Anregung, hinsichtlich dieser Frage ein internationales Uebereinkommen herbeizuführen, kräftige Unterstützung, nämlich seitens der Regierung der Vereinigten Staaten, insofern diese vor Kurzem Anfragen an die auswärtigen Regierungen richtete, ob dieselbrn geneigt wären, eventuell einen Kongreß in Washington zu beschicken, dem die Frage eines einheitlichen Anfangs-Meridians zur Berathung und Beschlußfassung unterbreitet werden solle.

In diesem Stadium der Entwickelung befindet sich die Frage gegenwärtig. Noch sind nach keiner Seite hin definitive Dispositionen getroffen, indeß werden sich die permanente Kommission und die Bevollmächtigten der europäischen Gradmessung der Verpflichtung kaum entziehen können, über diese Frage in weitere Verhandlungen einzutreten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird dies bei Gelegenheit der VII. Allgemeinen Konferenz der europäischen Gradmessung geschehen, welche voraussichtlich im Oktober d. J. in Rom abgehalten werden wird. Wenngleich eine Beschlußfassung in dieser Angelegenheit nur seitens eines speziell zu diesem Zwecke einberufenen Kongresses erwartet werden darf, auf welchem neben den Vertretern der Wissenschaft in erster Linie auch Delegirte der Marinebehörden und der Ministerien für Schifffahrt hinzugezogen werden müßten, so würde eine wissenschaftliche Vorberathung dieser Frage bei Gelegenheit der Konferenz in Rom ohne Zweifel von günstigem Einfluß auf die endgültige Lösung derselben sein.

Hoffentlich werden diese neuerdings unternommenen Bestrebungen, eine internationale Vereinbarung in Betreff der Wahl eines ersten Meridians herbeizuführen, Dank dem Interesse, welches denselben von allen Seiten her entgegengebracht wird, von günstigem Erfolge begleitet sein.

Elektrische Beleuchtung.

Von

J. Ludewig.

Die Frage der elektrischen Beleuchtung, welche erst seit einigen Jahren, und namentlich seit der internationalen Ausstellung in Paris ein allgemeines Interesse gewonnen hat, ist trotzdem keineswegs erst neueren Ursprungs; sie hat vielmehr eine ziemlich lange Vergangenheit hinter sich, lang wenigstens im Vergleich zu der dem Individuum zugemessenen Zeit, wenn auch nur kurz im Hinblick auf die für die Entwicklung des Menschengeschlechtes verlaufenen Zeiten. Der erste galvanische Lichtbogen wurde im Jahre 1808 durch Humphry Davy erzeugt, nachdem es ihm durch Unterstützung einiger eifriger Freunde der Wissenschaft gelungen war, eine galvanische Zink-Kupferbatterie von 2000 Zellen zu beschaffen und aufzustellen. Der von ihm zwischen den Spitzen zweier Stifte von gewöhnlicher Holzkohle auf diese Weise erzeugte galvanische Flammenbogen ist dieselbe Erscheinung, welche für das heutige galvanische Bogenlicht erzeugt wird. Gleichwohl blieb die Wiederholung des Experimentes noch lange auf die physikalischen Laboratorien beschränkt, ohne sich irgendwie in das praktische Leben hinaus zu wagen, indem zwei Ursachen hindernd entgegen standen. Einmal werden nämlich die Kohlenstifte unter der Einwirkung des galvanischen Stromes im

Bogenlichte allmählich verzehrt und zwar nicht gleichmäßig, sondern am positiven Pole etwa doppelt so stark, als am negativen; es ändert sich hierdurch die Entfernung zwischen den Spitzen, und da dieser Abstand gewisse Grenzen nicht überschreiten darf, um die Entstehung und Erhaltung des Lichtbogens überhaupt möglich zu machen, so bedarf es irgend einer Vorrichtung zur Regulirung dieser Entfernung. Die Erfindung einer solchen Vorrichtung hat aber lange Zeit auf sich warten lassen, so daß die Herstellung eines konstanten elektrischen Lichtes schon aus diesem Grunde unmöglich blieb. Zum andern aber war auch die auf die Anwendung galvanischer Batterien beschränkte Erzeugung des erforderlichen starken galvanischen Stromes viel zu umständlich und kostspielig, um selbst, nachdem die Konstruktion einigermaßen befriedigender Regulirvorrichtungen gelungen war, den Eintritt des elektrischen Lichtes in das praktische Leben fördern zu können. Unter diesem Mangel blieb auch die Verbesserung der Regulirvorrichtungen unverhältnißmäßig lange im Rückstande und ist thatsächlich zu praktischer Verwerthbarkeit erst gediehen, nachdem es gelungen war, die erforderlichen starken elektrischen Ströme in billigerer Weise zu erzeugen, als durch die zwar nicht sowohl in der Anschaffung, als in der Unterhaltung kostspieligen galvanischen Batterieen. Hierdurch erst war die Möglichkeit geboten, das elektrische Licht aus dem physikalischen Laboratorium in das praktische Leben übergehen zu lassen, und von diesem Zeitpunkt an ist auch eine förmliche Ueberschwemmung von Projekten zur Regulirung des elektrischen Bogenlichtes und zu anderweiten, die Gleichmäßigkeit der elektrischen Lichtwirkung bezweckenden Einrichtungen eingetreten.

Es ist höchst interessant, ähnliche Prozesse in ihren steten Wiederholungen zu beobachten und zu sehen, wie die Ausführung von Versuchen und wissenschaftlichen Untersuchungen häufig durch den Kostenpunkt erschwert und gänzlich verhindert wird, während die in gleicher Richtung entstehenden Kosten hundert und tausendfältig kaum in's Gewicht fallen, sobald der den Experimenten entfließende Nutzeffekt zur praktischen Verwerthung gelangt. Beispielsweise konnte Davy seine erste galvanische Batterie von 2000 Elementen nur mit Hülfe der Liberalität verschiedener Gönner herstellen; heute sind in der deutschen Reichstelegraphenverwaltung allein über 125000 Elemente im Gebrauch; die deutschen Eisenbahnen haben vielleicht eben so viele; einzelne Telegraphenstationen mit Tausenden von Elementen sind gar keine Seltenheit, und auf dem Erdenrund sind täglich gewiß mehrere Millionen von galvanischen Elementen in unausgesetzter Wirksamkeit.

Die Entwicklung des elektrischen Lichtes hängt aber nicht mit der Entwicklung und Vermehrung der galvanischen Batterieen zusammen, welche billig genug sind, um der telegraphischen Korrespondenz zu dienen, aber viel zu kostspielig, um die Konkurrenz mit andern, dem bisherigen Bedürfniß genügenden Lichtquellen, wie dem Gaslicht, dem Petroleum-, Oel- und Kerzenlicht aufnehmen zu können. Die Einleitung dieser Konkurrenz wurde erst möglich, nachdem es gelungen war, die Erzeugung des elektrischen Stromes auf einfache Bewegung

und die Wirksamkeit eines beliebigen Motors, Dampfmaschine, Gas- oder Wassermotor zurückzuführen. Die Möglichkeit dieser Kraftwandlung und Uebertragung erwächst aus der von dem englischen Physiker Faraday entdeckten Induktionswirkung des galvanischen Stromes, welche darin besteht, daß in jedem in sich geschlossenen metallischen Stromkreis eine Aenderung des elektrischen Zustandes eintritt und je nachdem ein momentaner oder ein zu- und abnehmender, unter geeigneten Umständen in einen kontinuirlichen zu verwandelnder galvanischer Strom entsteht, wenn in einem benachbarten Stromkreise ein Strom erzeugt wird oder verschwindet, ebensowie auch, wenn der erstgenannte, der sekundäre Stromkreis, räumlich in ein anderes Verhältniß zu dem letztgenannten, dem primären Stromkreis oder auch nur zu den Polen eines Magneten oder Elektromagneten versetzt wird. Die durch abwechselnde Stromerzeugung in einem benachbarten Stromkreis bewirkte Induktion wird Volta-Induktion, die andere auf der Ortsveränderung von Magneten beruhende Wirkung Magnetinduktion genannt. Letztere wird in den elektrischen Kraftmaschinen verwerthet und erreicht die größten Wirkungen, wenn der Stromkreis nicht aus einfachen Drähten, sondern aus Spiralen mit mehrfachen Umwindungen besteht und diese Induktionsspiralen einen Eisenkern umschließen, welcher mit seiner Umhüllung an der durch Rotation erzeugten Ortsveränderung in Bezug auf den Magneten theilnimmt. Konstruktionen von Maschinen, in welchen die Induktionswirkung durch Einführung von Magnetstäben in den von den Spiralen umschlossenen Hohlraum, bezw. Entfernen derselben aus dem letztern hervorgerufen wird, existiren auch, aber nur zu andern Zwecken. Bei den andern magnetelektrischen Apparaten und Maschinen handelt es sich immer um zwei Haupttheile, den festen inducirenden und den drehbaren inducirten Theil. Jener bildet die Schenkel, dieser den Anker der Maschine. Bei den frühern magnetelektrischen Maschinen hatte der Anker die Form von Hufeisen oder auch von Prismen mit doppelt Tförmigem Querschnitt; bei jenen waren die Enden mit isolirten Drähten umwunden, bei diesen waren die Umwindungen parallel den beiden Querbalken und zwischen denselben gelagert, und es entstanden in den Umwindungen den Gesetzen der Induktionserscheinungen gemäß bei jeder Umdrehung zwei einander entgegengesetzte Ströme. Diese Wechselströme lassen sich zwar unschwer durch entsprechende Schleifkontakte und Umschalter in den mit der Induktionsrolle verbundenen weitern Stromkreis durch Umkehrung eines Stromimpulses während jeder Umdrehung mit gleicher Polarität fortleiten und verwenden, der Anker selbst aber bleibt der Wirkung der Wechselströme unterworfen. Unter diesen Wechselströmen erleidet nun auch der Eisenkern des Ankers einen ununterbrochnen Wechsel seiner Polarität, welche namentlich bei starken Strömen die Erhitzung dieses Kernes in solchem Grade im Gefolge hat, daß die Umspinnung der isolirenden Drähte, sowie andere durch Erhitzung zerstörbare Maschinentheile unter derselben leiden und unbrauchbar werden können. Es erübrigte Anfangs nur, den Anker bei längerem Gebrauch durch einen ununterbrochenen Wasserstrom zu kühlen, was unbequem war und überdies einen erheblichen Arbeitsverlust bedeutete, weil ein Theil der

geleisteten Arbeit in nicht nur nicht wirkende, sondern sogar schädliche und zu vernichtende Wärme umgesetzt wurde.

Diesem Uebelstande begegnete der von Pacinotti 1863 angegebene magnetelektrische Stromgeber, der sog. Pacinotti'sche Ring, welcher aus einem seiner ganzen Länge nach mit einer Drahtspirale umwundenen und zwischen den ausgehöhlten Polen eines permanenten Magneten rotirenden Eisenring bestand. Bei der Umdrehung zwischen den Polen des permanenten Magneten bilden sich in diesem Eisenring Magnetpole, welche den entgegengesetzten Polen des erstern gegenüberstehen und ihre Lage auch bei der Rotirung beibehalten. Da hierbei keine Aenderung in der Polarität des Ankers eintritt, so fällt auch die schädliche Erhitzung desselben fort. Die äußern Theile der um den Eisenring gelegten Drahtwindungen durchlaufen hierbei unausgesetzt die beiden feststehenden magnetischen Felder zwischen den Magnetpolen und dem Eisenring, und es müssen daher in dem geschlossenen Umwindungsdraht entgegengesetzt gerichtete elektromotorische Kräfte auftreten, welche sich gegenseitig vernichtend keinen Strom erzeugen. Werden aber auf der Ringoberfläche gleichmäßig vertheilte Gruppen der Umwindungen mit konzentrisch um die Rotationsachse des Ringes gelagerten Metallstücken leitend verbunden, und läßt man diese unter zwei feststehenden, in gleichem Abstande von den Magnetpolen einander gegenüberstehenden Schleiffedern fortgehen, dann vereinigen sich die beiden entgegengesetzten Ströme der Drahtwindungen zu einem kontinuirlichen Strome, welcher in einen die beiden Schleiffedern verbindenden Stromleiter abgeleitet und in diesem zweckmäßig verwerthet werden kann.

Statt der zu den Schenkeln verwendeten permanenten Stahlmagneten kann man auch dauernd magnetisirte Elektromagnete verwenden. Bei den neuern dynamoelektrischen Maschinen werden aber nach dem von Siemens angegebenen Prinzip die Umwindungen dieser die Schenkel der Maschine bildenden Elektromagnete nicht mehr mit einer besonderen galvanischen Kette verbunden, sondern einfach in den Stromlauf der inducirten Spirale des Ankers eingeschaltet. Wird die Maschine dann durch eine äußere Kraft zweckentsprechend in Rotation versetzt, so entstehen zunächst in der Ankerspirale schwache Induktionsströme, welche sich auch auf die Schenkelspirale erstrecken und die Magnetisirung der Schenkel herbeiführen, unter deren Einwirkung sich die Induktionsströme kräftigen, mithin auch eine kräftigere Magnetisirung der Schenkel bewirken und so fort bis zu einem gewissen Maximaleffekt, bei welchem schließlich die Stärke des erzeugten Stromes sich lediglich als eine Funktion der Drehungsgeschwindigkeit ergiebt.

Nach diesem Princip sind bereits sehr viele dynamo-elektrische Maschinen in die Gewerbetechnik eingeführt, welche auf den verschiedensten Gebieten und unter diesen auch zur Erzeugung des elektrischen Lichtes Verwendung finden. Je nach der Anordnung des Induktors liefern sie gleichgerichtete oder Wechselströme; bei letztern sind besondere Vorrichtungen erforderlich, durch welche den inducirenden Elektromagneten nicht Wechselströme, sondern gleichgerichtete Ströme zugeführt werden, um immer die gleiche Polarität in denselben zu erregen. Diese dynamo-

elektrischen Maschinen bilden auch die Grundlage für die elektrische Kraftübertragung auf weite Entfernungen, welche heute mit im Vordergrunde der Bewegung auf technischem Gebiete steht.

Schaltet man unter Herstellung entsprechender Zuleitungen innerhalb gewisser Grenzen auf beliebige Entfernung in den Stromkreis der dynamo-elektrischen Maschinen eine andre magnet-elektrische Maschine ein, so wird diese Endmaschine unter der Einwirkung des von der primären Maschine, dem Generator, ausgehenden elektrischen Stromes ebenfalls in Thätigkeit, in Rotation versetzt, und es kann diese entfernt von dem Orte der Krafterzeugung erzielte Bewegung zu den mannigfaltigsten mechanischen Zwecken oder auch zur Lichterzeugung am entfernten Orte verwerthet werden. Hierbei macht sich allerdings der Uebelstand geltend, daß die Endmaschine in ihrer Bewegung auch wieder eine Quelle der Stromerzeugung wird, und zwar in umgekehrtem Sinne, wie der Generator, so daß der durch die sekundäre Maschine erzeugte Gegenstrom den von der primären Maschine ausgehenden Strom schwächt. Hätte die sekundäre Maschine weder innere, noch äußere Arbeit zu verrichten, so würde sich mit zunehmender Geschwindigkeit ihre Stromgebung bis zu dem Grade steigern, daß schließlich der primäre Strom ganz aufgehoben würde, und beide Systeme zum Stillstand kämen. Dieser Zustand völligen Gleichgewichts wird nun zwar schon wegen der in der sekundären Maschine zu überwindenden Reibung niemals völlig erreicht werden, und noch weniger, wenn ihr eine ihre Umdrehungsgeschwindigkeit und zugleich mit dieser die von ihr ausgehende Stromgebung vermindernde Arbeitsleistung aufgebürdet wird; immerhin aber liegt hier ein Moment vor, welches den Nutzeffekt am entfernten Orte wesentlich geringer gestalten wird, als die Arbeitsleistung, welche der zur Inbetriebsetzung der primären Maschine benutzte Motor direkt liefert. Nichts destoweniger ist das Princip beispielsweise bei dem Betriebe der elektrischen Eisenbahnen schon mehrfach nutzbringend verwerthet worden, und man spricht ihm für die Zukunft noch eine hohe Bedeutung zu, indem man hofft, daß die an vielen Orten der Erde wirksame lebendige Kraft, welche am Orte ihrer Gegenwart ungenutzt bleibt, an entfernten Orten eine nutzbare Verwendung wird finden können. In diesem Sinne haben Enthusiasten schon davon gesprochen, daß die Wasserkraft der Niagarafälle die Beleuchtung von Newyork übernehmen sollte, was theoretisch gar nicht unmöglich ist, wenn sie zur Bewegung so mächtiger Motoren verwendet wird, um primäre Dynamomaschinen am Orte in Bewegung zu setzen, welche unter Herstellung genügender Zuleitungen den zum Betriebe der sekundären Maschinen in Newyork erforderlichen Strom liefern. Ja noch mehr, Ebbe und Fluth, in welchen allerdings eine in ihrer Unerschöpflichkeit und Mächtigkeit gar nicht zu schätzende Kraftquelle bisher noch völlig brach liegt, auch diese sollen in ähnlicher Weise künftig noch verwerthet werden und dereinst einmal, wenn die Steinkohlen vielleicht erschöpft sind oder doch auf die Neige zu gehen drohen, nicht nur die Maschinen in den Fabrikstädten betreiben, sondern auch die jetzt gebräuchlichen Heiz- und Erleuchtungsmethoden der Binnenlandbewohner ersetzen und die Beförderung der erzeugten Güter, sowie den ganzen Reiseverkehr

auf elektrischen Eisenbahnen vermitteln. Daß Ebbe und Fluth zeitweise in entgegengesetzter Richtung thätig sind, kann als Hinderniß nicht angesehen werden, weil es nur einfacher und bekannter Vorrichtungen bedarf, um die ursprüngliche Kraft immer in gleicher Richtung auf die Maschinen wirken zu lassen. Bedenklicher schon ist es, daß die einfachen Bewegungsmaschinen einen unausgesetzten, kontinuirlichen Betrieb kaum verbürgen könnten, weil sie beispielsweise bei Stürmen unfehlbar versagen und vielleicht längere Zeit ungangbar werden würden. Allein auch dies kann als absolutes Hinderniß kaum angesehen werden, weil es bei der Masse der vorhandenen Kraft sehr wohl denkbar ist, einen überschüssigen Theil derselben in ruhiger Zeit auf irgend eine Art, wie durch Aufwinden kolossaler Gewichte auf große Höhen, durch Komprimiren von Wasser oder Luft u. s. w. aufzuspeichern, um ihn demnächst, solange die direkte Kraftquelle unbezähmbar wird, zeitweise zum Betriebe der erforderlichen Maschinen wieder zu verwerthen.

Man hat diese Kraftauffspeicherung, um lebende Kraft an entfernten Orte, wo sie vermißt wird, in zweckmäßiger Weise, namentlich zur Erzeugung des elektrischen Lichtes, nutzbar zu machen, auch noch auf einem andern Wege zu erzielen versucht, durch Herstellung der s. g. Akkumulatoren, welche kaum etwas anderes sind, als die seit langem bekannten sekundären oder Polarisationsbatterieen. Der galvanische Strom wird bekanntlich durch zweckmäßige Gegenüberstellung von Platten aus verschiedenen Stoffen (Metalle, Kohle) in den galvanischen Batterieen erzeugt; in diesen galvanischen Batterieen vollzieht sich eine Zersetzung der zur Füllung benutzten Flüssigkeit, bei welcher es, will man eine konstante Wirkung haben, darauf ankommt, die Entstehung von Gasen bei der Zersetzung und ihre Ablagerung an den Platten zu verhindern. Meistens wird die Ablagerung des Wasserstoffgases an der negativen Polplatte unbequem, indem solches diese mit einer Schicht umhüllt, welche sich elektropositiver verhält, als die in der Regel aus Zink bestehende positive Polplatte, wodurch die Stromwirkung u. A. nicht nur geschwächt, sondern sogar völlig umgekehrt werden kann. Die der erwähnten Erscheinung zu Grunde liegenden Umstände lassen sich aber auch in der Weise verwerthen, daß man durch zwei in passender Flüssigkeit einander gegenüberstehende Metallplatten von demselben Material, z. B. Platin, einen galvanischen Strom leitet, unter dessen Einwirkung die Flüssigkeit zersetzt und eine Gasablagerung an den beiden Platten erzielt wird. Nach dem Aufhören des äußern galvanischen Stromes wirken nun die beiden gasumhüllten und dadurch in verschieden elektrischen Zustand versetzten Platten von demselben Material elektromotorisch auf einander und können nun ihrerseits zur Erzeugung eines galvanischen Stromes verwendet werden, bis die Rückbildung der Gase die elektromotorische Kraft verschwinden läßt.

Nachdem man nun in den dynamo-elektrischen Maschinen eine elektromotorische Kraft von großer Mächtigkeit gewonnen hatte, wurde der Versuch gemacht, diese vielleicht in umgekehrter Weise, wie bei den Gasbatterien, dahin zu verwenden, daß sie je zwei in passender Flüssigkeit einander gegenüberstehende (zu-

sammen aufgerollte, aber von einander isolirte) große Bleiplatten durch Zersetzung der Flüssigkeit bezw. Oxydirung der einen Bleiplatte in verschiedenen elektrischen Zustand versetzt, so daß nach dem Aufhören des Erregungsstromes ein kräftiges galvanisches Element übrig bleibt, in welchem sich Blei und eine gewisse Oxydationsstufe von Blei wirksam gegenüberstehen.

Eine aus solchen Elementen gebildete galvanische Batterie, welche man mit dem Namen Akkumulator belegt hat, sollte nun anderwärts galvanische Ströme zum Betreiben von Maschinen, zur Erzeugung elektrischen Lichtes u. s. w. liefern und sich hierbei beiderseits zu neutralem metallischem Blei zurückbilden, welches nach vollbrachter Arbeitsleistung zu abermaliger elektromotorischer Präparirung mittels einer Dynamomaschine geeignet wäre. In der That hat man auf diese Weise auch schon sehr energische galvanische Batterieen hergestellt und entsprechende Effekte erzielt; allein eine größere Tragweite hat diese an sich und wissenschaftlich allerdings höchst interessante Verwerthung des galvanischen Stromes zur Kraftaufspeicherung bis jetzt noch nicht erreicht, einerseits weil der Transport der ungemein schweren Akkumulatoren zu unbequem und kostspielig ist, andrerseits weil die Rückbildung des Bleies sich doch nicht in der Weise vollzieht, daß eine oftmalige Verwendung als Akkumulatorplatte ohne Weiteres zuläßig wäre; es entsteht demnach neben der ursprünglichen Kraftleistung noch ein Materialverbrauch, welcher das Verfahren als wirthschaftlich nicht sehr vortheilhaft erscheinen läßt. Es wird daher immer nur auf einem sehr beschränkten Gebiete Anwendung finden können, wenn ihm in der Zukunft nicht noch wesentliche Vervollkommnung zur Seite stehen wird. Der Versuch, die galvanische Zubereitung der Bleiplatten durch einen mechanisch aufgebrachten Ueberzug von Mennige zu ersetzen, ist zwar nicht mißglückt, allein die erforderliche Vervollkommnung ist auch auf diesem Wege noch nicht erzielt worden.

Die von den dynamoelektrischen Maschinen erhoffte Kraftaufspeicherung und Kraftübertragung in beliebiger Menge auf weite Entfernungen ist vorläufig noch als Zukunftsmusik zu betrachten; was aber diese Maschinen schon wirklich Greifbares und Thatsächliches geliefert haben, das ist die Möglichkeit der Darstellung des elektrischen Lichtes mit einem in den Grenzen der Erschwinglichkeit verbleibenden Aufwand. Setzt man hierbei eine Dampfmaschine als Motor voraus, dann erhält man im Verfolg der einzelnen Vorgänge ein höchst wunderbares Bild von der Umsetzung der Kraft. Brennstoff erregt Wärme, diese verwandelt das Wasser in Dampf, welcher die Bewegung erzeugt; nachdem diese sich in Elektricität umgesetzt hat, wird im elektrischen Lichte wieder Wärme und Licht erzeugt oder bei Einschaltung einer sekundären Maschine die Elektricität wieder in Bewegung mit anderweiter Elektricitätserregung u. s. w. umgesetzt.

Es ist schon weiter oben darauf hingewiesen worden, daß außer der Krafterzeugung, wenigstens, was das Bogenlicht betrifft, noch die Regulirung des Abstandes der Kohlenspitzen bei der allmählichen Verzehrung derselben erforderlich war, ehe von der praktischen Lebensfähigkeit des elektrischen Lichtes geredet werden konnte und daß

erst mehrere Jahrzehnte nach der Entdeckung des Voltabogens einigermaßen entsprechende und leistungsfähige Konstruktionen bekannt wurden. Der älteste hier zu erwähnende Vorschlag rührt von dem Physiker Leon Foucault her, welcher 1844 auch zuerst bei den Kohlenstiften die weiche, zerreibliche und sich schnell verzehrende Holzkohle durch die harte, kompakte, widerstandsfähigere Kohle ersetzte, welche sich bei der Leuchtgasfabrikation in Gasretorten bildet. Die Foucoult'schen elektrischen Lampen, ebenso wie die von Serrin u. s. w., beruhen auf der Einschaltung eines Elektromagneten in den Stromkreis des elektrischen Lichtes, dessen Anker angezogen ist, so lange die Stromquelle hinreichenden Strom bei der Unterhaltung des elektrischen Bogens liefert. Nimmt die Entfernung zwischen den beiden Kohlenspitzen durch Abbrand bis zu einem gewissen Grade zu, dann erhöht sich der Widerstand in dem Stromkreise sehr erheblich, die Stromstärke nimmt wesentlich ab, und der Anker des Elektromagneten wird durch eine Abreißfeder eher zum Abfallen gebracht, als der Lichtbogen zum Verlöschen kommen würde. In dieser Ankerbewegung bietet sich nun ein Mittel, die Kohlenspitzen direkt oder durch Auslösung eines Uhrwerks einander wieder zu nähern. Dies vollbracht, gewinnt der Strom wieder hinlänglich an Intensität, um den Elektromagneten zum Anziehen des Ankers zu bringen und den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen. Beide Kohlenspitzen verbrauchen sich nicht in gleichem Verhältniß, die positive Spitze verzehrt sich doppelt so rasch, als die negative, und man hat deshalb Gangwerke erfunden, bei welchen beide Kohlenspitzen entsprechende Wege zurücklegen, und andere bei welchen nur die eine Kohlenspitze der andern feststehenden nachfolgt. Bei letztern bleibt natürlich der leuchtende Punkt nicht räumlich constant, und diese allmähliche Verschiebung der Lichtquelle ist unter Umständen unbequem und nicht erwünscht.

Vor der ersten Erscheinung des elektrischen Bogens müssen die beiden Kohlenstifte einander direkt berühren; andernfalls würde der galvanische Strom durch den zwischen beiden Stiften obwaltenden, nicht leitenden Zwischenraum in der Entstehung gehindert werden; war der Kontakt aber einmal hergestellt, dann können die Kohlen durch einen kurzen Luftraum getrennt werden, ohne daß das beginnende Licht verlöscht. Je stärker die Stromquelle, um so weiter wird sich der Lichtbogen erstrecken können, und die Lichterscheinung kann sich in vollem Glanze überhaupt nur entwickeln, wenn die Kohlenstifte sich nicht mehr unmittelbar berühren. Die erregende elektromotorische Kraft erzeugt nämlich beim Durchgang durch einen geschlossenen Leiter nicht einzig und allein elektrische Effekte; neben der elektrischen Thätigkeit geht in dem Leiter immer auch noch eine gewisse Wärmeentwicklung vor sich, und diese Wärmeerzeugung wird um so größer, je mehr der Leitungswiderstand wächst oder das Leitungsvermögen abnimmt. Da nun der Leitungswiderstand in demselben Verhältniß wächst, in welchem der Querschnitt des Leiters abnimmt, so gerathen dünne Drähte leicht in's Glühen, und Platin, welches etwa 5 bis 7 mal geringeres Leitungsvermögen, als Kupfer besitzt, geräth in Drahtform bei gleichem Querschnitt leichter in's Glühen, als Kupfer. Kohle bietet dem Durchgang des elektrischen Stromes einen noch bei Weitem größern

Widerstand dar, und können daher die Kohlenstifte in der elektrischen Lampe schon eine beträchtliche Stärke haben, ohne daß dadurch ihr Erglühen an dem Kontaktpunkt beim Eintritt des genügenden Stromes verhindert wird. Durch den in Folge des Abbrands allmählich sich einstellenden und sich erweiternden Zwischenraume zwischen den Kohlenstiften erhöht sich der Widerstand im Leitungskreise beträchtlich, und unter dieser Erhöhung des Widerstandes geht das Rothglühen im Anfang der Berührung schnell zu völliger Inkandescenz oder Weißgluth über.

Dies Alles war schon vor der Erfindung der dynamo-elektrischen Maschinen bekannt; nach deren Erfindung kamen jedoch die Regulirvorrichtungen zunächst gar nicht zur Geltung; denn nachdem in diesen Maschinen eine ausgiebigere Elektricitätsquelle gefunden war, wurde die Möglichkeit, das elektrische Licht bei unverändertem Abstand der Kohlenstifte wirklich in die Praxis einzuführen, unter Benutzung von Wechselströmen anfänglich auf einem ganz andern Wege erzielt und in größerem Maßstabe zuerst während der großen internationalen Ausstellung 1878 in Paris bei der Beleuchtung der Avenue de l'Opéra zur Ausführung gebracht. Es waren hier von Jablochkoff Kohlenkerzen verwendet, welche parallel aufgestellt und durch eine schmelzbare Masse von einander isolirt in den Lampen befestigt waren. Vor der Inbetriebsetzung sind die Enden der Kohlenspitzen durch ein kleines Stückchen leicht schmelzbaren Metalls leitend mit einander verbunden, welches beim Eintritt des Stromes wegschmilzt , worauf dann der Lichtbogen erscheint. Mit dem Abbrand der Kohlenkerzen, welche, da jede bei den Wechselströmen abwechselnd in die Funktion der positiven und negativen Elektrode eintritt, ganz gleichmäßig verzehrt werden, schmilzt gleichzeitig die aus Sand und Glaspulver bestehende isolirende Umhüllung, so daß immer die Kohle, gewissermaßen der Docht der Kerze, freibleibt. Bei Anwendung gleichgerichteter Ströme hat man den Kerzen auch verschiedene Dicke gegeben, um eine gleichmäßige Verbrennung zu erzielen. Trotz des glänzenden Erfolges konnte sich das elektrische Licht mit der Jablochkoff'schen Kerze jedoch noch nicht einbürgern und verbreiten, weil immer eine große Anzahl von Lampen in denselben Stromkreis eingeschaltet werden muß, welche alle auf einmal versagen, wenn irgendwo eine Unterbrechung eintritt. Und obschon selbstthätige, sehr sinnreiche Vorrichtungen erdacht wurden, um in derselben Lampe nach dem Abbrand des einen Kerzenpaares ein andres einzuschalten, so kann ein derartiger widerwärtiger Zufall dennoch sehr leicht an den Kerzen eintreten; unbequem war es auch, daß diese bei jeder Unterbrechung wieder leitend mit einander verbunden werden müssen, um die erste Stromerregung von Neuem zu ermöglichen, und daß sie nicht automatisch in die für das erste Erglühen erforderliche Lage versetzt werden können.

Die weitere Verbreitung des elektrischen Lichtes datirt erst von der Konstruktion von Lampen, welche dem Strome außer dem Wege durch die Kohlen noch einen zweiten Weg bieten, der immer dann wirksam wird und die Kohlen wieder in das richtige Verhältniß zurückführt, wenn sie sich weiter von einander entfernen, als es die günstigste Bogenlichtentwicklung zuläßt. Für derartige

Lampen existiren sehr viele Vorschläge, und es kommen noch immer neue hinzu. Im Allgemeinen beruhen sie darauf, daß dem Strom beim Eintritt in die Lampe ein doppelter Weg geboten wird, der eine durch die senkrecht übereinander befindlichen Kohlenspitzen, welcher, wenn diese einander berühren, nur einen geringen Leitungswiderstand enthält, der andere durch ein Elektromagnetsystem mit sehr großem Leitungswiderstande. Der erste Stromweg enthält zum Theil gar kein Elektromagnetsystem, zum Theil ein solches mit geringem Widerstande. Der Strom verzweigt sich nun, wenn sich ihm zwei Wege darbieten, im umgekehrten Verhältnisse der in denselben vorhandenen Leitungswiderstände. Tritt demnach der Strom in eine solche Lampe ein, in welcher sich die Kohlenstifte berühren, dann geht er nahezu in voller Stärke durch diese, und der Elektromagnet mit starkem Widerstand kommt nicht in Wirksamkeit; nimmt aber der Abstand der Kohlenspitzen von einander durch Abbrand zu, dann erhöht sich der Leitungswiderstand auf diesem Wege allmählich so, daß nunmehr ein großer Theil des Stromes auf dem andern Wege die Elektromagnetumwindungen mit großem Widerstande durchfließt und an einer gewissen Grenze den vorliegenden Eisenanker anzieht. Diese Bewegung wird ähnlich, wie früher, dazu benutzt, um die Hemmung eines Mechanismus zu lösen, durch welchen die Kohlenspitzen einander wieder genähert werden, sei es, daß ein Uhrwerk die eine sinken läßt und gleichzeitig die andere hebt, sei es, daß nur der obere Kohlenstift gesenkt wird. Hierdurch vermindert sich wieder der Widerstand in dem eigentlichen Lichtkreise, der Nebenelektromagnet tritt außer Wirksamkeit und durch Abfallen seines Ankers tritt wieder die Hemmung und der frühere Zustand ein. Im ersten Falle behält der Lichtbogen hierbei dieselbe Stelle in der Lampe, im andern Falle sinkt er allmählich mit dem Abbrand der untern Kohle; in beiden Fällen aber ist das Licht nicht ganz kontinuirlich gleichmäßig, es entsteht vielmehr bei jedem Spiel des Mechanismus ein gewisses, dem Flackern eines Lichtes vergleichbares Aufflammen, was der ganzen Einrichtung nicht zum Vortheil gereicht und nur bei sehr sorgsamer Abwägung der beiden Stromwege zu einander vermindert, niemals aber ganz beseitigt werden kann, weil sich die Ab- und Zunahme des Widerstandes und mit diesem der Stromstärke in dem jedesmaligen Stromkreise nicht vermeiden läßt, und weil letztere einen entsprechenden Wechsel in dem Glühzustande des Lichtbogens bedingt.

Dieses Verhalten des elektrischen Lichtes im Volta-Bogen, sowie der Umstand, daß hierbei zwar eine große Lichtstärke, diese aber nur an einem Punkte erzeugt wird und sich deshalb in den meisten Fällen nicht so vortheilhaft verwerthen läßt, als dieselbe Lichtmenge, in eine größere Anzahl von einander getrennter Lichtquellen zerlegt, führte in den letzten Jahren zur Aufnahme der elektrischen Glühlichter. Bei diesen werden an verschiedenen Punkten eines im Ganzen sehr gut leitenden Stromkreises von entsprechend starkem Querschnitt des leitenden Materials Glieder eingeschaltet, welche, sei es vermöge des weniger gut leitenden Materials, sei es wegen des geringern Querschnitts, weniger gut leiten und daher beim Durchgang des Stromes je nach dessen Intensität in Roth- oder Weißgluth versetzt werden. Die Sache ist den ermittelten physikalischen Gesetzen zufolge

ungemein einfach, für die praktische Verwerthung war sie aber trotzdem ungemein schwierig, weil die in Glühhitze versetzten Stoffe in der Luft sehr schnell verbrennen. Um der hierdurch entstehenden Unterbrechung des Stromkreises vorzubeugen, haben Reynier in Paris, Werdermann in London und Marcus in Wien die Einrichtung getroffen, daß kleine Kohlenstiftchen zwischen irgend einer Führung durch Kontregewichte oder Federn mit ihrer Spitze gegen den Boden oder den Rand einer größeren Kohlenscheibe gedrückt werden, welche in Rotation versetzt wird und deshalb den Kohlenstiften stets andre Berührungspunkte bietet, während diese durch den Strom an ihrer Spitze in den Glüh- und Leuchtzustand versetzt werden. So interessant diese Vorschläge auch sind, so haben sie doch bis jetzt wenigstens keine Anwendung in größerem Umfange gefunden, weil ziemlich gleichzeitig mit ihrem Auftreten ein wirksameres Verfahren ausgebildet wurde, nämlich die Versetzung der zum Glühen zu bringenden Stoffe in einen luftleeren Raum. Dieses Prinzip war zwar schon vor etwa zehn Jahren von Ladyguine bei einer Magazinbeleuchtung in St. Petersburg angewendet worden, hatte damals jedoch nur geringen Erfolg, wahrscheinlich weil die Luftleere in den Glaskolben, in welche die zum Glühen bestimmten Kohlenstäbchen eingeschlossen wurden, nicht vollständig genug war, um das Verstäuben derselben zu verhindern. Dem Amerikaner Edison ist es zuerst gelungen, die Glaskolben in einem solchen Grade luftleer zu machen, daß die in denselben enthaltenen Glühstoffe sich für eine längere Zeit wirksam erhalten.

Nachdem die Möglichkeit der Ausführung nach diesem Prinzip erst einmal erprobt war, traten sehr bald eine Menge von Vorschlägen und Patenten auf, welche sich auf mehr oder minder wesentliche Modifikationen stützen in Bezug auf die Stoffe, aus denen die Kohlenstäbchen hergestellt werden, oder deren Form und die Art der übrigen Montirung. Edison, Marcus, Swan, Lane, Fox u. A. haben alle besondere Arten solcher Glühlampen angegeben.

Daß das elektrische Licht eine bedeutende Zukunft haben wird, und daß hierbei die Glühlampen zu der Verbreitung wesentlich beitragen werden, läßt sich nach dem Stande der heutigen Entwicklung schon jetzt mit voller Bestimmtheit annehmen. Ein Hauptvorzug desselben liegt darin, daß es in geschlossenen Räumen die Luft gar nicht verschlechtert und die Temperatur nicht wesentlich erhöht. Der elektrische Bogen sowohl, als die Glühstellen in den Glühlichtern entwickeln zwar auch eine sehr bedeutende Hitze, diese ist aber auf einen so geringen Raum beschränkt, daß sie zur Erwärmung eines größern Lokales nur sehr wenig beiträgt; höher noch anzuschlagen ist es, daß das elektrische Licht durch Verbrennungsprodukte in Glühlampen absolut nicht, in offenen Bogenlichtlampen jedenfalls nicht in merkbarer Weise zur Verschlechterung der Luft beiträgt, während bekanntlich bei Gasbeleuchtung und selbst bei andern Beleuchtungsmethoden in Lokalen, in welchen sich eine größere Anzahl von Menschen aufhält, gerade hierdurch oft nahezu unerträgliche und gesundheitsgefährliche Zustände herbeigeführt werden. Absolut feuersicher kann man dagegen auch die elektrische Beleuchtung nicht nennen; nament-

lich werden offne Bogenlichter der Explosions- und Feuersgefahr in Fabrikräumen, in welchen entzündliche oder explosive Stoffe in Gestalt von Staub oder Gasen verbreitet sind, ebensowenig vorbeugen, als andre offne Lichter; an sich werden Glühlichter hier eine absolute Sicherheit bieten, so lange die Glasglocke unbeschädigt bleibt; allein überall kann die Unterbrechung der Leitung an irgend einer Stelle Gefahr erzeugen, weil der zu jeder elektrischen Beleuchtung nothwendige, mächtige galvanische Strom an jeder Unterbrechungsstelle Funken überspringen lassen wird, durch welche in der Nähe befindliche brennbare Stoffe unfehlbar würden entzündet werden. Eine weitere Gefahr liegt auch darin, daß bei unzweckmäßiger Herstellung, da man ohne Benutzung einer Erdleitung Hin- und Rückleitungen anzuwenden pflegt, Funken sogar zwischen benachbarten Leitungsdrähten überschlagen können. Man hat deshalb auf eine sehr vorsorgliche Installirung, womöglich auf eine fortlaufende, gute Isolirung der Leitungsdrähte, und wo man doch sogenannte blanke Drähte unter Anwendung von Isolatoren an den Stützpunkten verwenden will, auf die Innehaltung eines genügenden Abstandes zwischen den einzelnen Leitungen zu sehen. Selbstverständlich muß auch durch Verwendung von Drähten mit genügendem Querschnitt und Leitungsvermögen dem Erglühen des Leiters an einer nicht vorgesehenen Stelle vorgebeugt werden. Die Sicherheit hierfür wird jedoch in der Regel schon dadurch erzielt, daß die entsprechende Leitungsfähigkeit für die Funktionirung des Systems überhaupt eine unerläßliche Vorbedingung ist. Jedenfalls aber müssen die Zuleitungen auch so angebracht sein, daß sie der zufälligen Berührung von Menschen entzogen sind; die in Wirksamkeit tretenden Ströme haben eine solche Gewalt, daß sie augenblicklich den Tod herbeiführen können, wie dies schon mehrfach thatsächlich der Fall war, u. A. bei dem Ingenieur selbst, welcher die von ihm bei der vorjährigen Ausstellung in Mailand installirte elektrische Beleuchtung bei einem augenblicklichen Versagen ohne die nöthige Vorsicht untersuchte, und bei zwei Franzosen, welche gelegentlich des vorjährigen Nationalfestes in Paris beim Uebersteigen der Mauer eines elektrisch erleuchteten Konzertgartens unvermuthet zwischen die Leitungsdrähte gerathen waren.

Hinsichtlich der Feuergefährlichkeit besitzt die elektrische Beleuchtung aber vor allen andern Beleuchtungssystemen den einen unbedingten und allein sehr hoch anzuschlagenden Vortheil, daß bei ihr mit dem Anzünden der einzelnen Lichter auch jede sogenannte Anzündungsgefahr fortfällt; die Beleuchtung tritt in Wirksamkeit, sobald der Strom die Leitung durchfließt, und dies erfolgt bei der Ingangsetzung der an einem beliebigen Orte aufgestellten Maschine oder bei der Einstellung des Umschalters ohne das Erforderniß einer anderweitigen Entzündungsvorrichtung.

Gegenüber diesen Vortheilen haften der elektrischen Beleuchtung jedoch auch noch manche Mängel an, und ist es namentlich für die ausgiebige Benutzung des Bogenlichts, im gewissen Umfang auch des Glühlichts hinderlich, daß bei einer gewissen Kraft nur wenige Lichter erzeugt werden können, welche an sich zwar so stark leuchten, daß sie zwar das Helligkeitsbedürfniß in der Nähe des Lichtortes

selbst meistens wesentlich übersteigen, für die Erleuchtung verschiedener Arbeitsstellen jedoch minder vortheilhaft wirken, als eine größere Anzahl von Lichtquellen geringerer Stärke. Da die Lichtwirkung bekanntlich im Verhältniß des Quadrates der Entfernung abnimmt, so werden vereinzelte starke Lichtquellen in großen Räumen zur Erleuchtung entfernter Arbeitsplätze vielfach schon nicht mehr ausreichen, wo eine größere Zahl schwächerer Lichtquellen, deren Gesammtleuchtvermögen dasjenige der einen starken Lichtquelle selbst nicht erreicht, die Beleuchtung noch hinreichend bewirkt. Soll der gleiche Effekt durch eine geringere Anzahl starker Lichter erzielt werden, dann ist an vielen Zwischenstellen eine Lichtwirkung erforderlich, welche über das eigentliche Lichtbedürfniß hinausgeht. Beispielsweise liefert die augenblicklich in der Leipzigerstraße in Berlin versuchsweise eingerichtete Straßenbeleuchtung eine Helligkeit, welche von dem nächtlichen Straßenverkehr keineswegs erfordert wird. Die durch Gas beleuchteten Nachbarstraßen machen daneben den Eindruck völliger Finsterniß, obschon bekanntlich die Berliner Gasbeleuchtung bisher für den nächtlichen Verkehr schon als eine recht opulente und ausreichende angesehen werden konnte. Wollte man aber elektrische Lampen nur in solcher Anzahl aufstellen, daß ihre Leuchtkraft die Summe derjenigen der früher im Gebrauch befindlichen, vertheilten Gaslampen nicht überstiege, dann würde neben einzelnen glänzend erleuchteten Punkten zum größten Theile eine sehr unerwünschte Dunkelheit herrschen.

Von entscheidendem Einfluß für die weitere Ausbildung des elektrischen Lichtes wird vorzugsweise der Kostenpunkt sein. Unzweifelhaft erfordert der Verbrauch der eigentlichen Leuchtkörper (Kohlenstifte und evakuirte Lampen) bei dem elektrischen Licht einen ungleich geringern Aufwand, als bei jeder anderen Beleuchtungsart, aber jenes erfordert neben den Kohlenstiften auch noch den Aufwand für die Erzeugung der Kraft, und jede Bogenlampe bedarf zu ihrer Unterhaltung etwa 0,8 bis 1,0 Pferdekraft, jedes Glühlicht etwa den neunten oder zehnten Theil einer Pferdekraft. Ein Bogenlicht hat die Stärke von 3—400 Normalkerzen; da dasselbe jedoch ungedämpft für das Auge völlig unerträglich ist, wie das direkte Sonnenlicht, so muß es durch dämpfende, mattgeschliffene Gläser u. s. w. eingeschlossen werden, durch welche der Lichteffekt um 20 bis 25% vermindert wird. Eine Glühlampe liefert das Licht von 15 bis 20 Normalkerzen, sie erfordert daher einen größeren Kraftaufwand, wie die gleiche Lichtmenge im Bogenlicht, bedingt aber kaum einen weiteren Verlust durch Dämpfungen. Neben diesen laufenden Kosten aber ist auch noch der Aufwand für die erste Einrichtung und Erhaltung der ganzen Anlage in Betracht zu ziehen, und wenn auch die Unterhaltungskosten für die Maschinen und Leitungen bei sorgfältiger Behandlung sich nicht allzuhoch belaufen, so wird der erste Aufwand doch denjenigen für eine gleich umfangreiche Gaseinrichtung um mehr, als das Doppelte übersteigen und dementsprechende Verzinsung in Anspruch nehmen. Der Vergleich zwischen den Kosten für die Gasbeleuchtung und denjenigen für elektrisches Bogen- oder Glühlicht ist bis jetzt noch keineswegs zu abschließenden Resultaten gelangt; sollte es gelingen,

künftig bis jetzt unbenutzte oder auch nur zeitweise brach liegende bewegende Kräfte und motorische Maschinen, letztere allenfalls durch Einschiebung vervollkommneter und dauerhafter Akkumulatoren, auf billige Weise zur Erzeugung des elektrischen Lichtes heranzuziehen, dann wird diesem die Zukunft unzweifelhaft allein gehören, bis es vielleicht durch eine noch direktere Nutzbarmachung der Sonnenkraft abermals überflügelt werden wird. Bei gleichem Kostenaufwand wird eine hellere elektrische Beleuchtung gewiß jede andere Erleuchtungsart verdrängen; stellt sie sich kostspieliger, dann wird sie auf die Fälle beschränkt bleiben, in welchen die hellere Beleuchtung einem wirklichen Bedürfniß entspricht, oder wo die Umstände nicht dagegen sind, sich einen Luxusaufwand zu gestatten.

Immerhin wird das elektrische Licht selbst mit dem Charakter des Luxus und der Liebhaberei seinen Weg machen; allein immer und gerade in diesen Fällen wird bei eintretender Entscheidung nicht nur die Intensität des Lichtes, sondern auch dessen Ton und künstlerische Wirkung von wesentlichem Einfluß sein. Hier kann man dem Bogenlicht, außer seiner Helligkeit, eine besondere Schönheit nicht zuerkennen, da es in seiner brutalen, bläulichweißen Helligkeit einerseits hellem Mondenschein ähnlich, gespenstische, leichenhafte Eindrücke hervorbringt, andererseits aber auch jede Illusion zerstört. Von einem elektrisch erleuchteten Maskenball wird berichtet, daß das Bogenlicht, obschon es sogar durch Gasschleier gedämpft war, sich mit Nichten als ein großer Gewinn für das Fest ergeben habe. Die Damen, deren Farben nicht ganz naturecht waren, sollen unter der grellen Beleuchtung außerordentlich gelitten haben und alle Schäden und Mängel der Toiletten in unangenehmer Deutlichkeit erschienen sein. Manches Kostüm, welches sich in minder grellem Gaslicht noch ganz erträglich und von guter Wirkung erwiesen haben würde, nahm sich unter den elektrischen Lampen fadenscheinig genug aus, um alle zum Gelingen eines solchen Festes nicht zu entbehrende Täuschung und Einbildung unmöglich zu machen. Für Ballsäle, Kunstkabinette, auch für Theater wird das Bogenlicht wohl kaum allgemein befriedigen. Hier besitzt das Glühlicht, trotzdem es bei gleicher Kraft weniger Helligkeit liefert, den Vortheil, daß ihm durch Veränderung in dem Gange der Maschine sowohl, als durch Einschaltung von künstlichen Widerständen in den Stromkreis in ziemlich weiten Grenzen variirende Intensität und Farbe vom Weiß durch Orange bis zu entschiedenem Roth verliehen werden kann und daß selbst das hellste Glühlicht noch eine wärmeren Ton bewahrt, unter welchem die Farbenwirkung nicht leidet. Dasselbe ist daher auch schon vielfach zur Bühnenbeleuchtung eingeführt worden, und über die Erfolge sind seither nur rühmende Berichte bekannt geworden. Aus dem vergangenen Jahre verdienen Beachtung die großen Einrichtungen des Savoytheaters in London, des Variététheaters in Paris, des Brünner Theaters und des Nationaltheaters in München. Für die Beleuchtung von Theatern, welche ja auch nur der Befriedigung eines Luxusbedürfnisses dienen, scheint die elektrische Beleuchtung schon jetzt festen Fuß gefaßt zu haben, und da hier die große Feuergefährlichkeit der Gasbeleuchtung an sich und beim Anzünden von großer Be-

deutung ist, so wird das elektrische Licht das Gaslicht auf diesem Gebiete wohl zuerst in größerem Umfange verdrängen.

Die deutschen Universitäten.

Von

E. Laspeyres.

I. Theil. Die Studenten.

III. Abschnitt. Die Neigung der Deutschen zum Studium, getrennt nach Staaten und Fächern.

Wenn wir schon in den beiden ersten Abschnitten zu unserm Bedauern uns bescheiden mußten, zu einer genauen Universitätsstatistik, die wir zu geben noch nicht im Stande waren, anzuregen, so gilt dies, in Ermangelung genügenden Materiales, noch weit mehr von diesem III. Abschnitt, dennoch wollten wir, da wir die statistischen Untersuchungen einmal angefangen hatten, auf Publikation derselben nicht verzichten, um den Weg für eine bessere zukünftige Statistik zu weisen. Grade die in diesem Abschnitt zu behandelnden Fragen sind nicht nur theoretisch, sondern in hohem Grade praktisch von Bedeutung in wirthschaftlicher Hinsicht. Mit Recht sieht die Kritik, welche der vernünftige Sozialismus an der s. g. „ungeregelten", „sich selbst überlassenen" privatkapitalistischen Wirthschaftsform übt, zwei Hauptübelstände in der heutigen Wirthschaft, einmal, daß vielfach produzirt wird ohne Kenntniß des künftigen Bedarfs, nur in Erwartung, daß die Produkte Nachfrage hervorrufen werden, und zweitens, daß jeder Produzent produzirt ohne Kenntniß, wie viel alle Konkurrenten an denselben Produkten für die erst hervorzurufende Nachfrage produziren.

Darauf fußen dann die zwei Forderungen des Sozialismus, Vorausanmeldung des Bedarfs und Vergebung des zu produzirenden Quantums von derjenigen Centralstelle aus, welcher der Bedarf zuvor angemeldet ist. Aber die Herstellung nicht nur der Produkte, sondern auch der Produktionsanlagen erfolgt auf dieselbe ungeregelte Weise und bewirkt bald eine Ueberproduktion an Produktionsanlagen, bald eine Unterproduktion. Ganz ähnlich verhält es sich für die s. g. persönlichen Dienstleistungen mit der Herstellung der Produktionsanlagen, d. h. der enormen Kapitalverwendungen, welche die Bildung eines zukünftigen Richters, Advokaten, Verwaltungsbeamten, Lehrers, Predigers, Arztes erfordert, ebenfalls in der Erwartung, daß nach ihren Diensten Nachfrage sich einstellen wird. So wechseln auch hier Zeiten der Ueberproduktion mit solchen der Unterproduktion von Studirten. Tritt dann ein auffallender Ueberfluß von Studirten in einer Branche auf, dann sinkt, wenn auch nicht der Jahresgehalt, so doch der

Gehalt des ganzen Lebens dadurch, daß die Anstellung erst viel später eintritt, die erste konsumtive Lebensperiode auf Kosten der produktiven verlängert wird, dann wird weiter offiziell oder offiziös (wie in diesem Winter in Preußen und Hessen für Juristen) vom Studium der übersetzten Fächer abgerathen. Leider ist dann schon immer zuviel Kapital in eine bestimmte Art von Produktionsanlagen, hier Spezialbildung, gesteckt worden.

Hier hätten nun ausnahmsweise die Einzelstaaten oder das Reich in hohem Maße es in der Hand, der Ueberproduktion schon vorzubeugen, indem sie, gestützt auf genaue Kenntniß Derer, die durchschnittlich im Jahr zur Anstellung gelangen können und Derer, welche in diesem Fach schon studiren, mit Berücksichtigung der durchschnittlichen Studienzeit, schon ehe Ueberproduktion eingetreten ist, durch Warnungen die künftige, wenn nicht ganz verhindern, so doch wesentlich beschränken können. Alle solche Warnungen werden freilich Diejenigen von einem bestimmten Studium nicht abhalten, welche dasselbe aus wirklichem inneren Drange ergreifen, wohl aber die Vielen, die ohne bestimmte Berufsneigung studiren wollen und jeweilig, bewußt oder unbewußt, den aussichtsvolleren Studien sich zuwenden. Diese, welche überhaupt nur studiren wollen, mehr oder minder einerlei was, kann der Staat bei einer genauen Berufsstatistik viel besser in die trockenen Kanäle leiten und aus den übervollen fern halten, da er hier die Produktionsanlagen, in statu nascenti, in der Berufswahl beim Abgang vom Gymnasium in der Berufserlernung auf Universität und beim Befähigungsnachweis im ersten Staatsexamen immer übersehen, also den Gang des Studiums immer mit dem Gange des zu erwartenden Bedarfs vergleichen kann. Alle diese Statistiken sind verhältnißmäßig leicht zu beschaffen.

Wir wollen im Folgenden zeigen, daß uns unsere Personalbestände der Universitäten höchst merkwürdige Aufschlüsse darüber geben, in welch' verschiedenem Grade die Bevölkerung der verschiedenen deutschen Staaten oder deren Provinzen zum Studium überhaupt neigt, und wie Diejenigen, welche überhaupt studiren, von Staat zu Staat und von Zeit zu Zeit verschieden die einzelnen Studienzweige aufsuchen. Wir möchten hierdurch die Lust erwecken, offiziell nach einem gemeinsamen Plane bis möglichst weit zurück eine Statistik des Studiums nach Staaten und Disziplinen bearbeiten zu lassen, denn leider erlaubte uns weder unser Material noch unsere Zeit mehr, als ein Sommer- und Wintersemester der letzten Zeit, nämlich 1881 und 1881 auf 1882 und ein Sommer- und Wintersemester 9 Jahre zurück 1872 und 1872 auf 1873 für diese Frage zu bearbeiten

Schon für die namhaft gemachten vier Semester war die Mühe dadurch groß, daß durchaus nicht alle Universitäten genügend detaillirte „Tabellen“ über die Heimat der Studierenden aus ihren „Personallisten“ der Studirenden berechnen, wir also die Personallisten nach Studium und Heimath getrennt in Tabellen verwandeln mußten. Diese Verwandlung der Listen in Tabellen durch die sog. Ausstrichelung gab leider nicht überall ganz korrekte Resultate, da zuweilen die Summen der Nationalitätstabellen für alle Fakultäten zusammen wegen Druck- und Rechenfehlern in den „Personalbeständen“ nicht immer ganz genau mit den von uns

ausgestrichelten Summanden der einzelnen Fakultäten stimmten, doch drehen sich die Differenzen immer nur um ganz wenige Studenten und sind irrelevant. Um uns zu überzeugen, wie weit die Daten aus den nur je zwei Semestern mit einem Durchschnitt aus mehr Semestern übereinstimmen, wie weit also auch schon diese unvollkommene Statistik ein genügendes Bild gewährt, haben wir einen Staat, Hessen-Darmstadt, auf alle 27 Semester von 1869 bis 1882/3 untersucht, und gefunden, daß die je zwei Semester genügen. In den beiden Semestern 1881 und 1881/2 studirten 624 und 665 Hessen, d. h. im Jahresdurchschnitt 645. Nimmt man statt dieses Durchschnittes von 2 Semestern den von 6, d. h. 1880 und 1880/1 unmittelbar davor, sowie 1882 und 1882/3 unmittelbar darnach noch hinzu, dann ist der Durchschnitt 636, also nur noch nicht $1^1/_2$ Prozent Differenz. Ebenso sind im Einzelnen statt 85 Theologen in 2 Semestern 84 in 6 Semestern, statt 129 Juristen 127, statt 148 Medizinern 147, statt 308 Philosophen 302. Aehnlich sind die 2 Semester 1872 und 1872/3 genügende Repräsentanten der 6 Semester mit 2 Semestern 1873 und 1873/4 später und nach Auslassung der abnormen Kriegssemester 1870/1 und 1871, in denen viele Studenten, weil unter den Fahnen, nicht in den Personalbeständen standen, mit 2 Semestern 1870 und 1871/2, denn statt der 401 Studenten der 2 Semester erhalten wir 399 Studenten der 6 Semester, d. h. nur 5 Promille Differenz, und auch im Einzelnen statt 36 Theologen 35, statt 107 Juristen 106, statt 102 Medizinern 98, statt 171 Philosophen 174. Wenn hiernach schon in dem kleinen Hessen die Jahresschwankungen im Zugang vom Gymnasium zur Universität und von der Universität in's Examen so wenig ausmachen, wie viel weniger dann in den so viel größeren Zahlen der größeren Staaten.

Ein schlimmerer Uebelstand ist der, daß die deutschen Staaten, nach denen die Heimathstabellen der Studenten gemacht werden, zu verschiedener Größe sind, um genau mit einander verglichen werden zu können. Darum haben wir, soweit es anging, das große Preußen in seine 11, resp. seit Scheidung der Provinz Preußen, in 12 Provinzen zerlegt, wobei Berlin in Brandenburg verblieb, Hohenzollern zur Rheinprovinz geschlagen wurde. Für die in preußischen Provinzen studirenden Preußen war die Trennung nach Provinzen korrekt durchzuführen, für die Preußen, welche außerhalb Preußens studiren, wissen wir aber nur, wie viel Preußen überhaupt Theologie, Jura, Medizin und Philosophie studirten, aber nicht wie viel davon aus jeder Provinz waren. Wir mußten uns dadurch helfen, daß wir annahmen, auf jede Provinz fielen von den außerhalb studirenden, sagen wir Juristen, ein ebenso großer Prozentsatz wie von den auf preußischen Hochschulen studirenden. Wenn also im Sommer 1881 von den 2174 Juristen aus Preußen, welche auf preußischen Universitäten studirten, auf die Provinzen Preußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Sachsen, Hannover, Schleswig-Holstein, Hessen-Nassau, Westphalen, Rheinprovinz je 361, 161, 154, 329, 281, 183, 116, 47, 94, 163, 285 fallen, so vertheilen wir die 1027 Juristen, die außerhalb Preußen Jura studirten, nach gleichen Verhältnissen auf die 11 Provinzen mit je 170, 76, 73, 155, 133, 87, 55, 22, 45, 77, 134. Das wird natürlich nicht genau zutreffen,

aber wir fanden keinen anderen Ausweg. Wem der Ausweg nicht genügt, der betrachte die Neigung zum Studium nach preußischen Provinzen mit großer Skepsis und halte sich an das gesammte Preußen oder für die einzelnen Provinzen nur an das Studium innerhalb Preußens.

Für Bayern mit seinen drei und Baden mit seinen zwei Universitäten konnten wir leider die Trennung nach Provinzen nicht durchführen und mußten diese Staaten als Einheiten behandeln. Auch hier hätte eine künftige Statistik die Scheidung vorzunehmen.

Verhehlen wollen wir uns ferner auch nicht, daß ganz genau vergleichbar die verschiedenen Universitäten in Bezug auf die Heimath der Studirenden nicht immer sind, denn ganz genau wird nicht allemal, entweder nur nach Geburtsort oder nur nach Wohnort bis zum Beziehen der Universität gefragt, sondern bald so, bald so. Aber auch mit all' diesen Fehlern bleibt das Resultat immer noch wichtig genug durch die Menge der Beobachtungen, in denen Spielraum genug dafür ist, daß die Fehler nach der einen Seite sich durch Fehler nach der andern Seite ausgleichen.

Um nun Staat und Staat, resp. Provinz und Provinz mit einander in der Neigung zum Studium, und um die Zunahme des Studiums vom Anfang der Siebziger Jahre bis zum Anfang der Achtziger richtig vergleichen zu können, mußten wir für 1872 und 1872/3 die Studenten nicht in ihrer absoluten Zahl, sondern in ihrer relativen Zahl, d. h. auf je eine Million Einwohner nach der Bevölkerung vom Jahr 1871 und für 1881 und 1881/2 nach der Bevölkerung vom Jahr 1880 berechnet, benutzen.

Wir geben im Folgenden wieder völlig unabhängig vom Text zuerst die absoluten Zahlen jedes Staates und der preußischen Provinzen.

1) Die Neigung zum Studium überhaupt.

Tabelle XVIII.

Es studirten überhaupt

Aus	1872	1872/3	1881	1881/2
Provinz Preußen	1063	1094	1880	1893
„ Pommern	453	465	899	923
„ Posen	481	469	821	820
„ Schlesien	1241	1345	2012	1993
„ Brandenburg	949	1019	1727	1851
„ Sachsen	852	865	1354	1395
„ Hannover	717	698	1053	1125
„ Schleswig-Holstein	218	203	385	394
„ Hessen-Nassau	405	380	663	644
„ Westfalen	726	709	976	883
„ Rheinland	1162	1193	1423	1310
Staat Preußen	8267	8440	13193	13231

Staat Preußen	8267	8440	13191	13231
Bayern	1838	1792	2105	2264
Sachsen (Königreich)	992	972	1532	1450
Würtemberg	646	647	956	1071
Baden	391	443	524	611
Hessen	336	354	589	631
Mecklenburg	314	322	444	451
Reichslande	84	123	192	226
Thüringen	375	356	578	559
Länder ohne Universitäten	692	705	1073	1108
Uebriges Deutschland	5668	5714	7993	8371
Ganz Deutschland	13935	14154	21186	21602

Tabelle XIX.

Es studirten evangelische Theologie

Aus	1872	1872/3	1881	1881/2
Provinz Preußen	126	107	158	175
„ Pommern	95	97	142	161
„ Posen	13	16	42	51
„ Schlesien	91	85	142	131
„ Brandenburg	174	177	190	210
„ Sachsen	212	200	284	300
„ Hannover	113	111	150	159
„ Schleswig-Holstein	66	65	64	66
„ Hessen-Nassau	62	60	101	101
„ Westphalen	43	42	93	96
„ Rheinland	81	69	110	104
Staat Preußen	1076	1029	1476	1554
Bayern	126	120	151	170
Sachsen (Königreich)	139	132	247	212
Würtemberg	124	133	217	234
Baden	37	35	44	50
Hessen	20	17	50	58
Mecklenburg	72	68	75	75
Reichslande	50	44	30	33
Thüringen	84	77	95	90
Länder ohne Universitäten	97	88	168	182
Uebriges Deutschland	749	714	1077	1104
Ganz Deutschland	1825	1743	2553	2658

Tabelle XX.

Es studirten katholische Theologie

aus	1872	1872/3	1881	1881/2
Provinz Preußen	7	5	23	27
„ Pommern	—	—	4	2
„ Posen	6	—	19	18
„ Schlesien	127	138	93	102
„ Brandenburg	1	—	4	3
„ Sachsen	4	3	9	14
„ Hannover	16	11	7	14
„ Schleswig-Holstein	—	—	—	—
„ Hessen-Nassau	—	1	16	10
„ Westphalen	95	107	84	65
„ Rheinland	213	216	79	67
Staat Preußen	469	481	338	322
Bayern	149	130	129	145
Sachsen (Königreich)	1	1	—	—
Würtemberg	73	79	147	149
Baden	74	82	42	46
Hessen	—	—	—	2
Mecklenburg	—	—	—	1
Reichslande	—	—	—	1
Thüringen	—	—	3	3
Länder ohne Universitäten	19	20	9	11
Uebriges Deutschland	316	312	330	358
Ganz Deutschland	785	793	668	680

Tabelle XXI.

Es studirten Jurisprudenz

aus	1872	1872/3	1881	1881/2
Provinz Preußen	358	397	531	490
„ Pommern	89	100	237	239
„ Posen	137	153	227	213
„ Schlesien	330	386	484	474
„ Brandenburg	244	304	414	437
„ Sachsen	184	187	270	262
„ Hannover	144	133	171	196
„ Schleswig-Holstein	31	34	69	80
„ Hessen-Nassau	35	31	139	117
„ Westphalen	146	154	240	214
„ Rheinland	214	235	419	391
Staat Preußen	1912	2114	3201	3113

Staat Preußen	1912	2114	3201	3113
Bayern	460	415	754	769
Sachsen (Königreich)	362	345	312	290
Würtemberg	165	154	294	333
Baden	106	120	171	190
Hessen	91	94	121	125
Mecklenburg	102	105	107	106
Reichlande	7	10	48	61
Thüringen	86	77	121	111
Länder ohne Universitäten	170	178	261	258
Uebriges Deutschland	1549	1498	2189	2243
Ganz Deutschland	3461	3612	5390	5356

Tabelle XXII.

Es studirten Medizin

aus	1872	1872/3	1881	1881/2
Provinz Preußen	289	300	434	444
" Pommern	109	108	210	216
" Posen	181	173	264	270
" Schlesien	289	286	518	490
" Brandenburg	201	200	303	328
" Sachsen	149	138	189	197
" Hannover	145	137	199	198
" Schleswig-Holstein	66	64	111	112
" Hessen-Nassau	129	112	89	99
" Westphalen	227	211	183	177
" Rheinland	338	324	284	267
Staat Preußen	2123	2053	2784	2798
Bayern	519	553	453	540
Sachsen (Königreich)	171	172	255	267
Würtemberg	96	75	154	178
Baden	79	98	123	139
Hessen	85	89	134	147
Mecklenburg	70	69	62	71
Reichslande	7	30	40	45
Thüringen	62	59	80	86
Länder ohne Universitäten	161	158	202	221
Uebriges Deutschland	1250	1303	1503	1694
Ganz Deutschland	3373	3356	4287	4492

Tabelle XXIII.

Es studirten Philosophie

aus	1872	1872/3	1881	1881/2
Provinz Preußen	307	305	745	763
„ Pommern	161	164	311	310
„ Posen	149	135	285	283
„ Schlesien	405	445	791	813
„ Brandenburg	339	350	802	858
„ Sachsen	308	338	580	598
„ Hannover	294	304	506	543
„ Schleswig-Holstein	55	41	140	139
„ Hessen-Nassau	171	171	308	307
„ Westphalen	205	183	381	338
„ Rheinland	293	327	545	492
Staat Preußen	2687	2763	5394	5444
Bayern	584	574	619	640
Sachsen (Königreich)	319	322	718	681
Würtemberg	188	206	144	177
Baden	95	108	144	186
Hessen	140	154	284	299
Mecklenburg	70	80	200	198
Reichslande	20	39	74	86
Thüringen	143	143	279	269
Länder ohne Universitäten	245	261	433	436
Uebriges Deutschland	1804	1887	2895	2972
Ganz Deutschland	4491	4650	8289	8416

Die vorstehenden Studenten auf die Bevölkerung reduzirt, ergiebt nun Folgendes.

Bei einer Bevölkerung Deutschlands im Jahre 1880 von 45,133,000 Köpfen studirten im Sommer 1881 21,186 und im Winter 1881 auf 1882 21,602 junge Leute.

Auf je 1,000,000 Einwohner kamen darnach im Sommer 1881 468 Studenten, im Winter 1881 auf 1882 479, im Jahresdurchschnitt 474.

Zunächst fragt es sich, ob dieser Durchschnitt von 468 und 479 in allen Staaten der gleiche ist. Vergleichen wir zuerst nur Preußen mit dem übrigen Deutschland, dann kommen in Preußen 483 (485) auf 1,000,000 Menschen, im übrigen Deutschland 445 (466). Hier und im Folgenden sind die Zahlen in der Klammer immer das Wintersemester, die außer der Klammer das Sommersemester.

Die größere Zunahme vom Sommer zum Winter außerhalb Preußens beruht wohl darauf, daß hier die Schulen mehr, als in Preußen zum Herbst ihre Schüler entlassen. Zunächst fällt auf, daß in Preußen das Studium verbreiteter ist, als im übrigen Deutschland, in Preußen 38 (19) per Million Einwohner oder 8,5 (4,1) Procent mehr, im Durchschnitt also 6,3 % mehr. Schon dieser nicht unbedeutende Unterschied von Preußen und dem übrigen Deutschland macht neugierig zu forschen, welche Staaten Deutschlands ein so geringes Studium aufweisen, daß Preußen ein so starkes Uebergewicht hat. Es ist Elsaß-Lothringen, welches auf die Million Köpfe nur 122 (144) Studenten stellt. Rechnet man die Reichslande, welche gegen das Studium im deutschen Sinne sich noch ablehnend verhalten, welche also noch nicht universitätsnormal geworden sind, ab, so kommen auf je eine Million 476 (497), denn auf 16,387,000 Einwohner studirten im nicht preußischen Deutschland ohne Reichslande 7801 (8145) Studenten, im Sommer etwas weniger als in Preußen im Winter etwas mehr, in beiden Semestern zusammen ist zwischen Preußen mit 484 und den anderen Ländern mit 486 kaum ein Unterschied. Wenn Preußen noch etwas niedriger steht, so liegt dies zum Theil darin, daß dasselbe gleichfalls eine Provinz enthält, welche, weil früher politisch zum Auslande gehörig, Schleswig-Holstein nämlich, auch noch nicht ganz normal im Studium ist, denn es hat nur 342 (350) Studenten auf die Million Einwohner. Ohne dieses gewissermaßen vom Ausland annektirte Land fallen in Preußen auf die Million Einwohner 489 (491) Studenten, im Durchschnitt 490 gegen 486 im übrigen Deutschland. Also zwischen dem preußischen und dem übrigen Deutschland kein Unterschied.

War diese Gleichheit in Deutschland früher, d. h. 1872 und 1872 auf 1873, auch schon? Nein, früher überwog im Studium das übrige Deutschland, denn in Preußen studirten 336 (342) gegen 345 (348) im übrigen Reiche. Ziehen wir gar von Preußen wieder Schleswig-Holstein, und vom andern Reich wieder die Reichslande ab, dann kommen auf Preußen nur 340 (346) gegen 376 (376) im übrigen Deutschland. Damals war das andere Deutschland um 36 (28) Studenten auf die Million voraus, diese Differenz hat Preußen aber völlig eingeholt, beide Theile Deutschlands sind im Studium gewachsen, Preußen aber mehr.

Aber auch abgesehen von den zwei noch nicht normalen Gebietstheilen Deutschlands sind die kleineren Theile Deutschlands und Preußens sehr verschieden. Die Differenzen innerhalb Preußen nach Provinzen sind, abgesehen von Schleswig-Holstein, im Sommer Minimum 344 in der Rheinprovinz, Maxima 583 in Pommern und 585 in Sachsen, im Wintersemester Minimum im Rheinland gar 317, Maxima in Pommern 600, in Sachsen 603. Sachsen war um circa 70 (89) Procent größer im Studium als die Rheinlande, allerdings immer unter der Annahme, daß aus jeder Provinz annähernd im Verhältniß eben so viel auf nichtpreußischen Universitäten studiren, als auf preußischen, was nicht überall zutreffen wird. Sehr zu wünschen wäre also, daß einmal auf allen nicht preußischen

Universitäten eine Statistik aller Preußen nach Provinzen aufgebracht würde, wie sie für die Preußen auf den preußischen Universitäten und einigen anderen existirt. Daß diese lokalen Unterschiede, wie sie bei unserer Annahme sich ergeben, aber sehr wohl möglich sind, dafür ist ein Anhalt, daß im übrigen Deutschland, von welchem wir genau wissen, wie viel aus jedem kleinen Staat studiren, ebenso große Unterschiede vorkommen, daß die preußischen Differenzen also nicht auf falscher Annahme beruhen müssen. Am Wenigsten wird im übrigen Deutschland studirt in Baden mit 334 (389), am Meisten mit 669 (645) in Thüringen (d. h. Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, welche Jena unterhalten) und in Mecklenburg 655 (665). Baden rangirt darnach wie Rheinland, Thüringen wie Sachsen, und Pommern wie Mecklenburg. Die Aehnlichkeit von Thüringen mit der Provinz Sachsen, die des Rheinstaates Baden mit der Rheinprovinz, die von Mecklenburg mit Pommern ist auffallend und schwerlich zufällig.

Sollen diese großen Differenzen nicht nur augenblickliche, mehr zufällige Erscheinungen sein, sondern sollen sie dauernde innere Gründe haben, dann müßte früher 1872 und 1872 auf 1873 die Sache ähnlich gestanden haben. Untersuchen wir darum dieselben Provinzen und Staaten neun Jahre weiter zurück. In der Rheinprovinz studirten damals 318 (327), in Sachsen 405 (411), also Sachsen um 27 (26) Procent mehr. In Baden studirten 267 (303), in Thüringen 474 (450), also Thüringen um 77 (48) Procent mehr. Ebenso stand Mecklenburg mit 479 (492) um 79 (63) Procent über Baden mit seinen 267 (303) Studirenden auf die Million. Zum Theil liegt also wohl ein innerer Grund vor. Allerdings sind vielfach die provinziellen und staatlichen Unterschiede nur vorübergehende, z. B. auf Ueberfüllung in fast allen Studienzweigen und Anderem beruhend, so ist Pommern, welches Anfang der Achtziger Jahre sehr stark im Studium war, fast so stark wie Sachsen, mit 583 (600) Studenten, neun Jahre früher schwach, sogar unterdurchschnittlich, mit 303 (325).

Aehnlich ist 1881 und 1881 auf 1882 das Großherzogthum Hessen im Studium sehr stark mit 629 (675) Studenten per Million, dagegen früher nicht so stark, allerdings aber noch immer stark über dem Durchschnitt mit 390 (415) Studenten.

Um die andauernden Gründe für geringere oder größere Studienneigung zu finden, wären längere Zeiten und aus verschiedenen Zeiten nicht einzelne Jahre, sondern möglichst viele Jahre zu vergleichen. Aber auch ohne diese ausführlichere Statistik können wir vielleicht an unsern zwei Zeitpunkten der Frage nach dauernden Gründen etwas näher kommen, wenn wir die Studien nach Fakultäten zerlegen. Zuvor aber geben wir, auf gleiche Bevölkerung reduzirt, zunächst die deutschen Länder und preußischen Provinzen für den spätern und den frühern Zeitabschnitt.

Tabelle XXIV.

Auf je eine Million Einwohner studirten

aus	1872	1872/3	1881	1881/2	1872 1872/3	1881 1881/2
Provinz Sachsen	405	411	585	603	408	594
„ Pommern	316	325	583	600	320	591
„ Preußen	348	349	563	567	348	565
„ Brandenburg	331	355	508	546	343	528
„ Hannover	366	356	497	530	361	513
„ Schlesien	334	362	502	497	348	500
„ Posen	303	286	482	482	294	482
„ Westphalen	410	400	478	433	405	455
„ Hessen-Nassau	289	271	427	414	280	420
„ Schleswig-Holst.	219	204	342	350	211	346
„ Rheinland	318	327	344	317	323	330
Staat Preußen	336	342	483	485	339	484
Mecklenburg	479	492	655	665	485	660
Thüringen	474	450	669	645	462	657
Hessen	390	415	629	675	402	652
Würtemberg	356	355	485	544	355	524
Ohne Universitäten	370	377	508	525	373	516
Sachsen (Königreich)	388	380	515	488	384	501
Bayern	377	368	398	429	372	414
Baden	267	303	334	389	285	361
Reichslande	51	79	122	144	66	133
Deutschland außer Preußen	345	348	445	466	346	455
Deutschland	340	344	468	479	342	474

Beim Eingehen auf die einzelnen Fakultäten nehmen wir zuerst die beiden Fakultäten, deren Studenten fast ausnahmslos auf eine feste Anstellung im öffentlichen Dienst ausgehen, die juristische und die beiden theologischen.

In Juristen ist Preußen schwächer, als das andere Deutschland, denn es studiren auf jede Million Preußen 117 (114) Juristen, auf jede Million sonstiger Deutscher 122 (125), durchschnittlich in Deutschland 7 Procent mehr. Wenn dies nicht eine zufällige Schwankung soll sein können, müßte es auch zu anderer Zeit sich ebenso verhalten. Im Anfang der Siebziger Jahre war nun in der That der Unterschied auch vorhanden, damals kamen auf eine Million Preußen 78 (86) Juristen, im andern Deutschland 94 und 91, also durchschnittlich 13 Procent mehr. Beide Zeiten stimmen überein, indeß bleibt doch eine genauere Feststellung durch längere Zeiträume und durch mehr Beobachtungsjahre zu wünschen. An sich ist es ja sehr erklärlich, daß der eine große Staat Preußen relativ nicht so vieler Richter, Advokaten und Verwaltungsbeamten bedarf, wie die vielen kleinen Staaten.

Innerhalb Preußens ist, selbst abgesehen von Schleswig-Holstein, welches früher nicht gewohnt war, seine Söhne für den dänisch-schleswig-holsteinischen Dienst heranzuziehen, und auch jetzt noch nicht auf der Höhe der alten Provinzen steht, die Neigung zur Jurisprudenz sehr verschieden groß. Am Tiefsten im Studium der Jurisprudenz stehen, außer Schleswig-Holstein mit 61 (71), noch Hessen-Nassau mit 89 (75) und Hannover mit 81 (92). Also alle drei neuen Provinzen stehen in der Neigung für den juristischen Staatsdienst unten an. Die Abneigung, in preußischen Dienst zu treten, in den Kreisen, aus denen die Juristen sich rekrutiren, scheint in den neuen Provinzen noch immer recht groß zu sein. Aber grade hier kann für Hessen-Nassau die Anzahl der studirenden Juristen größer sein, als unsere geschätzte Vertheilung auf die Provinzen auf Nassau kommen läßt, denn aus alter Tradition studiren vielleicht noch wie früher, da Nassau keine eigene Universität hatte, viele Nassauer in Gießen und Heidelberg Jurisprudenz.

Das stärkste Kontingent an Juristen stellt unbestritten die Provinz Preußen und die Provinz Pommern, Preußen 159 (147), Pommern 152 (155). Preußen und Pommern stehen durchschnittlich um 82 % höher, als Hessen-Nassau und Hannover. Die Differenz ist genau so groß, wie im Studium überhaupt zwischen Rheinland einerseits und Sachsen-Pommern anderseits. Daß die ackerbautreibenden Provinzen, denen auch die Ackerbauprovinz Posen nahe steht, so viele Söhne für den Staatsdienst stellen, erklärt sich wohl aus dem Großgrundbesitz. Für die nachgeborenen Söhne gilt der Staatsdienst in Civil und Militair als die vorzugsweise standesgemäße Versorgung, und wir zweifeln nicht daran, daß eine Statistik der Kadetten, Avantageure u. s. w. für diese Provinzen dasselbe Resultat ergeben dürfte. Auch diese Statistik wäre wünschenswerth. Auf der andern Seite dürfte auffallen, daß Brandenburg, doch auch zum Theil Ackerbaustaat mit Großgrundbesitz, nur wenig über den Durchschnitt ganz Preußens hervorragt, um so mehr als doch die vielen in Berlin ansässigen Beamtenfamilien in ihren Söhnen viele Aspiranten für den Justizdienst stellen werden. Auch hier wird unsere Analogieberechnung nicht ganz Stich halten, indem die auswärts studirenden Berliner Juristen zahlreicher sein mögen, als unsere Annahme ergiebt. Man denke z. B. an Heidelberg, wo im Sommer 1881 allein 24 Berliner Kinder Jurisprudenz studirten.

Differirte, so fragen wir weiter, Hannover und Hessen-Nassau einerseits, Preußen und Pommern andererseits auch Anfang der Siebziger ähnlich, wie jetzt? Der Durchschnitt Preußens war damals 78 (86) auf die Million. Hessen-Nassau mit 25 (22) stand sehr tief, aber Hannover mit 73 (68) nicht viel unter dem Durchschnitt. Diese Zahlen sprechen dafür, daß in Nassau kurz nach der Annexion der normale Zug Derer, die nun einmal Preußen geworden waren, auf die preußischen Universitäten noch nicht sich eingestellt haben konnte, sondern noch mehr auf die früheren Universitäten ging, als jetzt. Die Zahlen aus Hannover entsprechen der Annahme einer Renitenz gegen den preußischen Staat, ja dieselbe scheint sich seit der Begeisterung nach dem Kriege von 1870, welche den Partikularismus vorübergehend abschwächte, noch verstärkt zu haben, denn in ganz Preußen steigerte sich das Studium der Jurisprudenz pro Million Einwohner um 42 Pro-

zent, in Hannover nur um 22. Das starke Studium der Jurisprudenz aus der Provinz Preußen existirte auch Anfang der Siebziger Jahre mit 114 (126) Studenten per Million, hingegen war damals Pommern auffallend schwach mit 62 (70) Studenten. Trug etwa damals wegen der günstigen Aussichten, welche der Krieg durch Hinwegraffen vieler Offiziere geschaffen hatte, die Neigung der nachgeborenen Söhne zum Kriegsdienst den Sieg über den Civildienst davon? Wiederum ein Beispiel, wie viele wirthschaftliche und psychologische Fragen diese „trockene Statistik" anregt! Oder waren im Kriege selbst schon Viele frühzeitig durch den Kriegsdienst dem Civildienst für später entzogen?

Auch das Gebahren der Rheinprovinz ist interessant, weil in den beiden Zeitpunkten Anfang der Siebziger und Anfang der Achtziger Jahre der Unterschied hier ein gewaltiger ist. Jetzt steht das Studium der Jurisprudenz in den Rheinlanden mit 101 (95) nicht viel hinter dem Durchschnitt des ganzen Staates von 117 (114) zurück, wohl aber in der Blüthezeit des Schwindels von 1872/73, als in Preußen überhaupt 78 (86) Jura studirten, aus den Rheinlanden nur 59 (64), glaubte man damals den sicheren Staatsdienst nicht nöthig zu haben? Erzog man damals seine Söhne zur Industrie? Nahm damals das neue Aachener Polytechnikum den alten Universitäten viel jungen Nachwuchs?

Auf die anderen Provinzen können wir hier nicht näher eingehen. Jedermann findet dieselben aber unten in der Taballe XXV.

Was das übrige Deutschland angeht, so stehen obenan Würtemberg mit 149 (169) und Mecklenburg mit 158 (157) Juristen per Million. Für Mecklenburg geben die Nachgeborenen wohl ebenso den Ausschlag, wie in den preußischen Provinzen mit Großgrundbesitz, nur scheint hier der Offiziermangel nicht in gleicher Weise, wie in dem Soldatenstaat Preußen nach dem französischen Kriege, dem juristischen Studium Abbruch gethan zu haben, denn im Anfang der Siebziger Jahre ist das juristische Studium in Mecklenburg ebenso stark gewesen, wie jetzt.

In Würtemberg dagegen ist das starke Stadium der Rechte nur in der Neuzeit bemerkbar. Besonders schwach ist das Rechtsstudium, abgesehen von den Reichslanden, in Sachsen und in Baden, aber von konstanten Ursachen ist hier bei Sachsen nichts zu finden. Das Studium war Anfang der Siebziger Jahre umgekehrt sehr stark, so stark, daß das geringe Studium jetzt Reaktion gegen das früher zu starke Studium sein kann. In Baden hingegen ist in beiden Zeitpunkten das juristische Studium wenig begehrt gewesen.

Für die übrigen Länder, welche von der goldenen Mitte wenig oder gar nicht abweichen, verweisen wir auf die folgende Tabelle.

Tabelle XXV.

Es studirten auf je eine Million Einwohner Jurisprudenz.

aus	1872	1872/3	1881	1881/2	1872 1872/3	1881 1881/2
Provinz Pommern	62	70	152	155	66	153
„ Preußen	114	126	159	147	120	153
„ Posen	86	97	132	125	91	128

aus	1872	1872/3	1881	1881/2	1872 1872/3	1881 1881/2
Provinz Brandenburg	85	106	122	129	95	126
" Schlesien	89	105	120	125	97	122
" Sachsen	87	89	117	113	88	114
" Westphalen	82	87	118	105	84	111
" Rheinland	59	64	101	95	61	98
" Hannover	73	68	81	92	70	86
" Hessen-Nassau	25	22	89	75	23	82
" Schlesw.-Holstein	31	34	61	71	32	66
Staat Preußen	78	86	117	114	82	115
Würtemberg	91	85	149	169	87	159
Mecklenburg	156	160	158	157	158	158
Bayern	95	85	142	145	90	143
Thüringen	108	97	140	128	102	134
Hessen	105	110	129	133	107	131
Ohne Universitäten	91	95	124	122	93	123
Baden	72	82	109	121	77	115
Sachsen	141	135	105	98	138	101
Reichslande	4	7	31	39	6	35
Uebriges Deutschland	94	91	122	125	92	122
Ganz Deutschland	84	88	119	119	86	119

Die Theologen, welche gleichfalls auf öffentliche Anstellung ausgehen, vertheilen sich, was die katholischen Theologen angeht, viel ungleicher auf die Bevölkerung, aus dem sehr einfachen Grunde, weil in verschiedenen Staaten, ein verschieden großer Theil der katholischen Geistlichkeit nicht auf den Universitäten seine Bildung empfängt.

Wir lassen die katholischen Theologen darum hier ganz außer Acht, die absoluten Zahlen der auf Universitäten Studirenden finden sich ja oben in Tabelle XX. Wir halten uns nur an die evangelischen Theologen, berechnen dieselben aber auf die evangelische Bevölkerung allein, um von Staat zu Staat vergleichbare Daten zu haben. Nach solcher Berechnung kommen auf jede Million Evangelische 90 (94) Studirende der Theologie und zwar in Preußen 84 (89), im andern Deutschland 101 (104). Preußen steht im theologischen Studium unstreitig hinter dem anderen Deutschland zurück. Hier brauchen wir auch ausnahmsweise nicht Schleswig-Holstein und die Reichslande auszuscheiden, denn Schleswig-Holstein ist kaum geringer im theologischen Studium, als Brandenburg, und die Reichslande gar sind in diesem Studium sogar völlig normal, durchschnittlich 103 gegen 102 im ganzen nicht preußischen Deutschland.

In Preußen stehen die Sachsen unbestritten oben an mit 132 (139) pro Million, im übrigen Deutschland die Schwaben mit gar 159 (172). Bei Beiden ist der Einfluß der berühmten Theologen-Universitäten Halle und Tübingen, wohl unterstützt durch die Vorbereitungsanstalten der Franke'schen Stiftung, Maulbronn und Blaubeuern, unverkennbar. Das starke Studium der Provinz Sachsen greift in das benachbarte Königreich Sachsen nicht über, denn das Königreich Sachsen steht auf der tiefsten Stufe des nicht preußischen Deutschlands mit nur 86 (73) auf die Million.

Daß in der Provinz Sachsen, wie in Würtemberg, die eben angeführte Ursache, die berühmten Fakultäten, eine konstante ist, wird auch wieder dadurch bewiesen, daß im frühern Zeitpunkt diese beiden Gegenden auch zu denen gehörten, welche für die Pfarreien das Hauptkontingent stellten, ebenso ist das Königreich Sachsen auch früher besonders schwach in der Theologie vertreten gewesen.

Auf die beiden stärksten Theologie-Gegenden Preußens und des übrigen Reichs folgen wieder die zwei Pommern aus Preußen und Mecklenburg aus Nichtpreußen, welche wir auch sonst vielfach verwandt finden, in Mecklenburg scheint aber irgend ein noch konstanterer Grund vorzuliegen, als in Pommern.

In Preußen zeichnet sich durch geringe Vorliebe für Theologie neben Schleswig-Holstein, in der dieselbe zum Theil auch noch eine blose scheinbare sein kann, vor Allem Brandenburg aus und im übrigen Deutschland noch das Großherzogthum Hessen, und zwar Beide zu Anfang der Achtziger, wie schon zu Anfang der Siebziger Jahre. Als weitere Eigenthümlichkeiten bemerken wir noch, daß die Rheinprovinz und Westphalen verhältnißmäßig sehr vieler Studirender der evangelischen Theologie sich erfreuen, vermuthlich daher, weil diese überwiegend katholischen Gegenden viele kleine evangelische Gemeinden haben und darum vieler Geistlichen bedürfen. Aus diesem Grunde müßten dann freilich auch Schlesien und Posen sehr hoch stehen, was sie aber nicht thun; oder leben die in diesen zum großen Theil Ackerbautreibenden Provinzen die Evangelischen zu zerstreut und sind sie dabei zu arm, um genügend Geistliche anstellen zu können? Aus dem übrigen Deutschland hat das überwiegend katholische Bayern auch verhältnißmäßig starkes Studium der Theologie und stimmt dieses mit der Rheinprovinz, dagegen hat Baden, das unter den gleichen Verhältnissen steht, verhältnißmäßig wenig Theologen. Erhält dieses Land etwa viel Theologen aus Würtemberg, welches hierin entschieden Ueberproduktion hat? Endlich ist Elsaß-Lothringen, das im Anfang der Siebziger Jahre auffallend stark war, bis zu Anfang der Achtziger Jahre stark zurückgegangen. Hierfür dürfte die Erklärung darin zu suchen sein, daß damals aus der alten Universität Straßburg noch viele auf die neue überkommen waren, welche aus Frankreich dort studirten und für das übrige Frankreich sich bestimmt hatten und daß diese mit der Zeit wegfielen. Wie Vieles spiegelt sich doch in solch trockenen Tabellen wieder, wenn man nur die Mühe sich giebt, in diesen Spiegel zu schauen. Für Weiteres sei wieder auf die folgende Tabelle verwiesen.

Tabelle XXVI.

Es studirten evangelische Theologie auf je eine Million Einwohner evangelischer Konfession

aus	1872	1872/3	1881	1881/2	1872 und 1872/3	1881 und 1881/2
Provinz Sachsen	109	102	132	139	105	135
" Pommern	68	69	95	107	68	101
" Westphalen	52	51	98	101	51	99
" Rheinland	85	73	102	96	79	99
" Hessen-Nassau	63	61	93	93	62	93
" Posen	26	32	79	96	39	87
" Hannover	66	65	82	82	65	82
" Schlesien	53	49	76	70	51	73
" Preußen	57	47	67	74	52	70
" Brandenburg	65	66	60	66	65	63
" Schlesw.-Holstein	67	66	58	59	66	58
Staat Preußen	68	65	84	89	66	86
Würtemberg	99	105	159	172	102	165
Mecklenburg	111	105	112	112	108	112
Thüringen	109	100	112	106	104	109
Bayern	93	88	102	115	90	108
Reichslande	166	146	98	108	156	103
Ohne Universitäten	54	49	88	96	51	92
Baden	73	69	81	91	71	86
Hessen	35	30	79	93	32	86
Sachsen	56	58	86	73	57	79
Uebriges Deutschland	77	74	101	104	75	102
Ganz Deutschland	71	68	90	94	69	92

Im Gegensatz zu den Juristen und Theologen, welche mit Ausnahme der Advokaten fast Alle auf eine feste Anstellung ausgehen, stehen die Mediziner, welche nur in Ausnahmsfällen ganz oder theilweise auf Anstellung spekuliren. Bei diesen werden also politische Momente bei Ergreifung des Berufes kaum in's Gewicht fallen, eben so wenig die Frage nach der Ehre gebenden Beamtenstellung. Liebe zum Beruf und Aussicht auf materielles Fortkommen werden neben der Tradition aus dem Elternhause zu dem ärztlichen Beruf treiben. Aus diesen Gründen sollte man meinen, könnten die lokalen Unterschiede in dem Ergreifen dieses Berufes nicht so sehr groß sein, aber nach Ausweis unserer Statistik ist dies doch der Fall, die lokalen Unterschiede sind reichlich so groß, wie bei den Juristen.

In Deutschland kommen auf jede Million Einwohner 95 (98) Studirende

der Medizin, und zwar in Preußen 102 (102) und im andern Deutschland 84 (94). Rechnen wir auch hier die Elsaß-Lothringer, welche sogar im medizinischen Studium, wenigstens auf deutschen Universitäten, weit zurück stehen, ab, so hebt sich für das außerpreußische Deutschland die Zahl auf 89 (100) per Million. Bei Preußen brauchen wir hier nicht Schleswig-Holstein als abnorm abzuziehen, denn in diesem Studium, das mit der gezwungenen Zugehörigkeit zu Dänemark Nichts zu thun hat, ist diese Provinz ganz normal mit 99 (99) auf die Million. Also auch in der Medizin unterscheidet sich Preußen kaum von dem übrigen alten Deutschland.

Sehr auffallend sind dagegen innerhalb Preußens die Extreme. In Posen kommen auf die Million 155 (158) Studirende der Medizin, in Hessen-Nassau nur 57 (64). Posen steht durchschnittlich um 158 Prozent höher in diesem Studienzweig. Hinter Posen stehen Pommern und die Provinz Preußen mit 135 (140) und 130 (133) sehr weit zurück. Das starke Studium der Medizin in Posen ist auch keine vorübergehende Erscheinung, denn im Anfang der Siebziger Jahre stand es auch, wenn nicht an erster, so doch an zweiter Stelle mit 114 (109), nur Westphalen war damals, aber nicht dauernd, stärker in der Medizin. In Posen dürfte vielleicht durch das jüdische Element das medizinische Studium so beliebt sein, da in den Fächern der philosophischen Fakultät dem Juden die Anstellung erschwert sein wird, wie die geringe Stellung Posens in der philosophischen Fakultät dieses zeigt.

Auf der andern Seite dürfte Hessen-Nassau in Wahrheit etwas höher stehen, da diese früher in Bezug auf Nassau universitätslose Provinz vielleicht aus alter Gewohnheit noch mehr Mediziner an die von früher hergebrachten Universitäten Gießen, Heidelberg, Würzburg senden mag, als aus unserer Vertheilung der preußischen nicht in Preußen studirenden Mediziner sich ergiebt.

Neben Posen sind, wie erwähnt, stark im Studium der Medizin wieder Pommern und Preußen. Auf der andern Seite steht die Rheinprovinz im medizinischen Studium wieder tief, fast so tief wie Hessen-Nassau, vielleicht auch nicht ganz richtig, denn aus Rheinland könnten wegen der Nähe Würzburgs mehr Mediziner außerhalb Preußens studiren, als die Schätzung nach Analogie des Studiums der Provinzialen in Preußen für die außerhalb Preußens studirenden Rheinländer ergiebt. In der That sind in Würzburg, welches für die außerhalb Preußens studirenden Preußen sehr entscheidend ist, von allen Peußen zwischen $^1/_4$ und $^1/_3$ Rheinländer. Die Medizin studirenden Rheinländer scheinen darnach einer Erhöhung über unsere Schätzung zu bedürfen.

Innerhalb der außerpreußischen Staaten ist der Unterschied nicht so groß, wie innerhalb der preußischen Monarchie, wenn man die Reichslande, wie billig, außer Acht läßt. Das Minimum mit 78 (88) Studenten fällt auf Baden, wieder, wie oben, mit Rheinland in Bezug auf alles Studium und in Bezug auf das juristische Studium sehr ähnlich; in Baden scheint Dies nicht zufällig, denn mehrere Jahre zurück war das Studium der Medizin noch viel schwächer mit 54 (67) Studenten. Hoch im Studium steht dagegen

das Großherzogthum Hessen mit 143 (157) Studenten, durchschnittlich um 81 Prozent höher, als Baden. Auch hier ist die Erscheinung dauernd, denn einen der ersten Plätze hatte Hessen auch schon vor 9 Jahren mit 98 (104) Studenten, es wurde damals nur von Mecklenburg und Sachsen um ein paar Studenten übertroffen. Für die anderen weniger auffallenden Staaten sei auf die nachfolgende Tabelle verwiesen.

Tabelle XXVII.

Es studirten Medizin auf je eine Million Einwohner

aus	1872	1872/3	1881	1881/2	1872 und 1872/3	1881 und 1881/2
Posen	114	109	155	158	111	156
Pommern	76	75	135	140	75	137
Preußen	92	96	130	133	94	131
Schlesien	80	80	128	122	80	125
Schleswig-Holstein	66	64	99	99	65	99
Hannover	71	70	94	93	70	93
Brandenburg	70	70	89	97	70	93
Westphalen	128	119	90	87	123	88
Sachsen	71	66	82	85	68	84
Rheinland	93	89	69	65	91	67
Hessen-Nassau	92	80	57	64	86	60
Preußischer Staat	86	83	102	102	84	102
Hessen	98	104	143	157	101	150
Ohne Universitäten	86	84	95	105	85	100
Mecklenburg	107	106	90	105	106	97
Thüringen	78	75	93	98	76	95
Bayern	106	113	86	102	109	94
Sachsen	67	67	86	91	67	88
Würtemberg	53	41	78	90	47	84
Baden	54	67	78	88	60	83
Reichslande	4	19	25	29	6	27
Deutschland sonst	76	79	84	94	77	89
Ganz Deutschland	84	82	95	98	83	96

In der philosophischen Fakultät dürfte es am schwierigsten sein, aus Betrachtung der Zahlen auf die Gründe für Gestaltung des Studiums zu schließen, einmal weil die in derselben studirende Jugend zum Theil auf öffentliche Anstellungen als Lehrer aller Art rechnet, zum Theil aber auch (wir erinnern neben den Privatlehrern im weitern Sinne an die Chemiker, Pharmaceuten) Privatanstellung sucht oder studirt um eigene Unternehmungen le iten zu lernen (wir erinnern an Landwirthe und etwa auch Chemiker). Außerdem gleichen örtliche Verschiedenheiten im Ergreifen der humanistischen Fächer in der philosophischen Fakultät mit vielleicht entgegengesetzten Verschiedenheiten der realen Fächer sich mehr aus. Eine durch alle Universitäten durchgehende Scheidung der philosophischen Fakultät in eine historisch-philologische und eine naturwissenschaftlich-mathematische würde zwischen diesen beiden Abtheilungen vielleicht große Unterschiede aufdecken.

In der philosophischen Fakultät überwiegt Preußen unbestritten, denn in Preußen studiren auf die Million 196 (200), im andern Deutschland nur 161 (166) und selbst nach Abzug der abnormen Reichslande nur 172 (176). Im Durchschnitt beider Semester sind die 198 in Preußen um 15 Prozent mehr als die 174 im andern Reiche, eine so große Differenz zwischen diesen beiden Theilen von Deutschland ist in keiner andern Fakultät zu bemerken. Nach Abzug von Schleswig-Holstein, das wegen des Staatscharakters im Studium in Preußen die unterste Stufe einnimmt, ändert sich das Mißverhältniß noch mehr, denn ohne Schleswig-Holstein ergeben sich für Preußen sogar 200 (203) per Million, also gegen das andere Deutschland ohne die Reichslande 16 Prozent mehr. Die weiter oben laut Tabelle XXIV für das gesammte Studium charakteristischen Unterschiede, — für Preußen starkes Studium in Provinz Sachsen, für das andere Deutschland starkes Studium im benachbarten Thüringen, dagegen schwaches Studium in der preußischen Rheinprovinz und in der, wenn man so sagen soll, deutschen Rheinprovinz Baden — rühren zum starken Theile aus der philosophischen Fakultät, denn in Preußen steht obenan die Provinz Sachsen mit 251 (258) Studenten, untenan ohne Schleswig-Holstein die Rheinlande mit nur 132 (119). Das Maximum ist 103 Prozent höher als das Minimum. Im andern Deutschland steht obenan Thüringen mit 322 (311), untenan ohne die Reichslande Würtemberg mit 73 (90) und dann Baden mit 92 (118). Das Maximum ist 290 Prozent höher, als das Minimum, und Thüringen über Baden noch um 201 Prozent.

Die Gegend Sachsen-Thüringen steht in einem sehr scharfen Gegensatz zum Rheinischen Südwesten Deutschlands, Rheinprovinz, Baden, Würtemberg. Die genannten Extreme sind etwa mit Ausnahme von Würtemberg entschieden dauernde, denn 9 Jahre früher stand auch Sachsen und Thüringen mit durchschnittlich 154 und 181 Studenten um 81 und 161 Prozent über Rheinland und Baden mit durchschnittlich 85 und 69 Studenten.

Neben der Provinz Sachsen sind es besonders die ackerbautreibenden Provinzen Preußens, nämlich Hannover, Brandenburg, Preußen, Pommern, welche in der Philosophie hoch stehen. Dieser Umstand, verbunden mit dem starken

Vorwiegen des philosophischen Studiums in der Provinz Sachsen, führen schon darauf, daß ein Theil dieser Erscheinung auf das blühende Studium der Landwirthschaft in der philosophischen Fakultät der Universität Halle zurückzuführen ist. Doch wir müssen auch hier es uns versagen, auf solche Einzelheiten weiter einzugehen, die Tabelle hat die obigen Andeutungen zu ergänzen.

Tabelle XXVIII.

Es studirten Philosophie auf je eine Million Einwohner

aus	1872	1872/3	1881	1881/2	1872 und 1872/3	1881 und 1881/2
Provinz Sachsen	146	162	251	258	154	254
" Hannover	150	155	239	256	152	247
" Brandenburg	118	122	237	253	120	245
" Preußen	98	97	223	228	97	230
" Pommern	112	114	201	201	113	201
" Schlesien	109	120	196	203	114	199
" Hessen-Nassau	122	122	198	197	122	197
" Westphalen	116	103	186	166	109	176
" Posen	94	85	167	166	89	166
" Rheinland	80	90	132	119	85	125
" Schlesw.-Holstein	55	41	124	123	48	123
Ganz Preußen	109	112	196	200	110	198
Thüringen	181	181	322	311	181	316
Hessen	162	181	303	320	171	316
Mecklenburg	107	122	295	292	114	293
Sachsen	125	126	241	229	125	235
Ohne Universitäten	131	140	205	207	135	206
Bayern	120	118	117	121	119	119
Baden	65	74	92	118	69	105
Würtemberg	103	113	73	90	108	81
Reichslande	13	25	47	55	19	51
Uebriges Deutschland	110	115	161	166	112	163
Ganz Deutschland	109	113	183	186	111	184

Vorstehende Bemerkungen werden wohl gezeigt haben, wie wünschenswerth es ist, daß bald einmal durch eine längere Reihe von Jahren eine Statistik auf-

gemacht und dann auf dem Laufenden erhalten werde über die jeweilig aus den deutschen Staaten und bei größeren Staaten aus ihren Provinzen studirende Jugend, getrennt nach den verschiedenen Studienzweigen. Wo möglich wären dann auch für jeden Staat die außerhalb Deutschlands (z. B. namentlich aus Bayern, etwa in Oesterreich) studirenden Deutschen genauer zu ermitteln. Daran hätte sich eine stets parate Statistik der zur Universität abgehenden Abiturienten nach Staatsangehörigkeit und Wahl des Studiums zu reihen, endlich eine Statistik der Berufsklassen, welche einer Universitätsbildung bedürfen, und namentlich eine Statistik aller jedes Semester oder jedes Jahr nach Abgang von der Universität einer Staatsprüfung sich unterziehenden, sowie aller eine feste öffentliche Anstellung erlangenden Deutschen. *Eine vergleichende Beobachtung des jeweiligen Standes und Ganges der genannten leicht zu ermittelnden Erscheinungen würde zu theoretisch und praktisch bedeutsamer Belehrung führen.*

Berichte aus allen Wissenschaften.

Nationalökonomie.

Alte und neue Mäßigkeits-Bestrebungen.

Den Aelteren des heute lebenden Geschlechts liegt in den Ohren noch der Nachklang einer Mäßigkeits-Agitation, welche von Hunderten wohldenkender Männer mit ernster Hingebung betrieben worden und doch, so manches einzelne Schicksal sie damals erhellt haben mag, im Ganzen ohne bleibende Frucht für unser Volk vorübergerauscht ist. Wie die Kartoffel, aus der der Branntwein heute am massenhaftesten und wohlfeilsten erzeugt wird, war sie eine Frucht Amerikas. Alle germanischen Länder Europas nahmen die Agitation von dorther an und betrieben sie seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre gleichzeitig. Aber während sie in den übrigen haftete und nachhaltig, eingreifend wirkte, ging sie bei uns in den Strudeln des Jahres 1848 sogut, wie gänzlich, wieder unter. Jetzt bestehen nur noch vereinzelte Enthaltsamkeitsvereine im östlichen alten Preußen mit sehr begrenzter Wirksamkeit. Weshalb das?

Die damalige Bewegung war nicht eine Pflanze,

die im groben
Volksboden sich genährt, —
Nein, eine die nach oben
All' ihre Wurzeln kehrt.

In Preußen hatte der König selbst und unmittelbar sie ins Leben gerufen. Friedrich Wilhelm der Dritte ist, rühmlich genug für sein Andenken, der erste Mäßigkeits-Beförderer seines Landes im großen Stil gewesen. Ergriffen von den

Verheerungen der Trunksucht sogar im Beamtenstande, zog er durch seinen Gesandten in Washington Nachrichten über die amerikanische Bewegung ein, verbreitete die ihm überreichte Geschichte derselben von Robert Baird in 30 000 Abzügen, und befahl den Polizeibehörden, überall nach Möglichkeit Mäßigkeits-Vereine zu stiften. Anders konnten diese damals vielleicht überhaupt kaum entstehen; aber es war, wenn sie der Autorität der Obrigkeit ihr Dasein verdankten, auch kein Wunder, daß sie, als diese eine ernstliche Erschütterung erfuhr, in der Wurzel abstarben. Der Frühling und Sommer von 1848, in welchem sich die Bande des alten patriarchalischen Gehorsams lösten, ist den meisten verhängnisvoll geworden.

Indessen lag in der Entstehungsweise nicht der einzige Grund. Hätten sie zu einer festen nationalen Organisation auf dem Boden einer gewissen Neutralität durchdringen können, wie z. B. der Gustav-Adolf-Verein, so würden sie den Sturm wohl überstanden haben. Aber wenn auch einige Male Vertreter aller deutschen Mäßigkeits-Vereine zusammentraten — 1843 in Hamburg, 1845 in Berlin, 1847 in Braunschweig —, so kamen sie doch nicht über solche lockere Föderation, der politischen des Bundestags vergleichbar, hinaus. Deshalb fand der eine Verein nicht den Halt am anderen, dessen er bedürfen mochte, oder an einer wohlverbundenen, geschlossenen Gesammtheit, sondern jeder stand für sich dem Hohne oder der Gleichgiltigkeit einer stumpfen Umgebung preisgegeben. Auch war damals noch, nicht allein in Deutschland sondern z. B. ganz ebenso in Irland, dem Arbeitsfelde des berühmten Father Mathew, Wirksamkeit und Erfolg auf einzelne nicht nur sterbliche, auch fehlbare und oft recht einseitige Persönlichkeiten gestellt. Am wenigsten gilt dies noch von Hannover, wo die Sache in Deutschland damals wohl die gesundesten Fortschritte machte, und wo dem protestantischen (rationalistisch gefärbten) Pastor Böttcher und dem Caplan Seling der Bürgermeister von Osnabrück, spätere Minister Stüve und der Amtsassessor Wyneken zur Seite kämpften. Aber der Baron v. Seld in Preußen reiste, redete und verfuhr völlig auf seine eigene Faust, — ein Absolutist in der Politik noch lange nach dem Erlaß der Verfassung, ein Absolutist auch als herumziehender und bald hierhin bald dorthin greifender Kreuzfahrer wider den Branntwein. Der mehr conservative als liberale hannoversche Staatsmann Stüve galt ihm schon in dem Maße für anstößig, daß er ihn nur nothgedrungen theils aus Höflichkeit, theils der gemeinsamen Mäßigkeits-Beförderung halber aufsuchte, als er einmal in den fünfziger Jahren nach Osnabrück kam. Bei näherer Bekanntschaft konnte er nicht umhin ihn hochzuschätzen. Aber „bei aller Freude darüber" drängte sich ihm doch immer wieder, bekennt er, die Frage auf: „Warum muß der mein Gegner sein?" Mit solcher Befangenheit in Standes-, Landes- und Partei-Anschauungen läßt sich einer allgemeinen Plage, wie dem Alkohol-Trinken, gegenüber nicht viel ausrichten.

Der ganze damals übliche Betrieb, wie man ihn aus Seld's „Sechzig Jahren" (1865) näher kennen lernt, verlor sich zu sehr in zusammenhang- und folgelosen Einzelwirkungen. Da die meisten wirkenden Kräfte Geistliche waren, so nahm die Mäßigkeits-Predigt auch unwillkürlich einen theologischen Ton an. Die Trinker erschienen lediglich oder vorzugsweise als Sünder, die es zu bekehren

gelte. Waren sie glücklich zur Reue und Buße gebracht, so sollten sie dem Branntwein ähnlich entsagen, wie man in früheren Zeiten „dem Teufel und allen seinen Werken“ entsagte. Aber auch im voraus, ehe sich irgend ein Hang zum Schnapstrinken entwickelt hatte, legte man den Leuten das Gelübde der Enthaltsamkeit auf, und sah die eigentliche Wirkung der Vorträge in der Zahl derer, die dies Gelöbnis auf sich nahmen. Pater Mathew soll binnen fünf Jahren 5,640,000 Iren der Enthaltsamkeit gewonnen haben. Soviel Vereinsmitglieder, soviel Enthaltsamkeitsgelübde rechnete man auch in Deutschland, wo die Zahl der Familienhäupter im Jahre 1847 auf nahe an eine halbe Million gestiegen war. In dem Rausche über diese Erstlinge der wirksamen öffentlichen Rede übersah man ganz die Gefahr der Rückfälle, die nicht bloß die nächsten Früchte der Einschwörung vernichteten, nämlich die Mäßigkeit im Alkohol-Trinken und was daraus folgt, sondern dem ganzen Charakter und Selbstvertrauen des in Trunksucht zurückfallenden Menschen einen verhängnisvollen Stoß versetzen mußten. Den Gipfel dieser Verirrung bezeichneten die sogenannten Hoffnungsscharen, bands of hope in England, d. h. unmündige Kinder, welche gelobten sich des Branntweins zu entschlagen. Man hat dieses vermeinte Mittel, einem Übel für die Zukunft an der Wurzel beizukommen, neuerdings bei den Thierschutz-Bestrebungen verwendet, aber da ist es, wenn auch ebenso schlecht angebracht, noch verhältnißmäßig harmlos gegen die Zumuthung an Knaben und Mädchen im versuchungsfreien Alter, auf das Nichtbestehen späterer schwerer Versuchungen zugleich die weitere Strafe der Wortbrüchigkeit zu setzen.

Hier muß überhaupt unterschieden werden zwischen dem Vorsatz völliger Enthaltsamkeit als einem individuellen Mittel, zur Mäßigkeit im Gebrauch berauschender Getränke zu gelangen, und dem allgemeinen Ziele für das Volk als Ganzes. Für den Einzelnen kann es sehr richtig sein, sich den Branntwein oder selbst Bier und Wein dazu gänzlich zu versagen. Auch das maßlose Rauchen gewöhnen sich Viele ja nur auf diesem Wege ab. Aber der Weg ist nicht das Ziel. Die Meisten sind glücklicherweise schon in hinlänglicher Sicherheit, um des heroischen Sprunges über absolute Entsagung hinweg nicht zu bedürfen. Für die Nation im allgemeinen genügt es, wenn Maßhalten erreicht wird; an der Ausschließung alles Schnapsgenusses hat sie kein unmittelbares Interesse.

Schon die ersten deutschen Mäßigkeits-Apostel waren nach zehnjähriger Arbeit zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie mit ihrer Einzelbekehrung ins Faß der Danaiden schöpften. Auf ihrer dritten nationalen Versammlung, in Braunschweig 1847, herrschte dieser Eindruck vor. Als dann die Vereine zeitweilig fast alle eingegangen waren und nach der Wendung von 1850 wiederbelebt werden sollten, wurde nach Gewalthandlungen des Staats verlangt. Er sollte, wie damals eben in dem nordamerikanischen Einzelstaat Maine zuerst geschehen war, den Verkauf geistiger Getränke ganz unterdrücken. Aus dem einen Extrem sprang man ins andere. Die Staatsgewalt war hierauf in keiner Weise vorbereitet, und so wurde der Kampf allgemach ganz aufgegeben.

Seit jener Zeit sind beinahe drei Jahrzehnte hingegangen. In diesen hat

Deutschland seine politische Gestalt von Grund auf verändert. Es hat gleichzeitig seinen Boden mit Eisenbahnnetzen in dichten Maschen überspannt, und eine vielverzweigte machtvolle Presse ins Leben gerufen. Das sind Voraussetzungen für eine neue Mäßigkeits-Agitation, welche es ebenso leicht, als nothwendig machen, die Einseitigkeiten der alten zu vermeiden. Die wachsende Beschwichtigung der Leidenschaften in der eigentlich politischen Sphäre, die Milderung der religiösen und socialen Gegensätze macht für sie soweit, wie nöthig, das Feld frei.

Es kommt ihr überdies nicht wenig zu statten, daß mittlerweile in den übrigen Ländern, wo die Bewegung ungestört durch staatliche Umwälzungen und Kriege weitergehen konnte, mehrere beachtenswerthe Mittel und Verfahrungsweisen gegen maßloses Trinken zum Vorschein gekommen sind. Die schwedischen und norwegischen Städte haben auf Grund einer Landesgesetzgebung, welche den Communen ein ziemlich unbeschränktes Verfügungsrecht über Schenken und Schnapsläden gewährt, diese in die Hand gemeinnütziger Actiengesellschaften gebracht, welche aus dem Gewerbe allen rücksichtslosen Eigennutz entfernen, und damit einen unaufhörlich thätigen eifrigen Antrieb zur Völlerei. In Holland ist durch ein voriges Jahr in Kraft getretenes Gesetz die Zahl der Schenken im Verhältnis zur Bevölkerung auf feste Höchstbeträge gesetzt, die je nach der Größe der Gemeinden zwischen 250 und 500 Einwohnern mindestens auf je eine Schenke sich abstufen. Hier, wie dort, werden davon die befriedigendsten Wirkungen bezeugt. Ein knappes Jahr hat hingereicht, in Holland zehn- bis zwölftausend Schenken verschwinden zu lassen; und Gothenburg, als Matrosenstadt einst die „betrunkenste“ eines der „betrunkensten“ Länder der Welt, von dem jenes Verfahren seinen Ausgang nahm, ist darin heute nicht viel schlimmer, als die vornehme Reichshauptstadt Stockholm, während die Zahl der vertrunkenen Liter Branntwein auf den Kopf in ganz Schweden sich im letzten Menschenalter von 40 auf 12 vermindert hat. Einen großartigen Aufschwung haben andererseits seit sieben oder acht Jahren in England die Thee- und Kaffee-Schenken genommen, die den Branntwein-Schenken in der Fabrikstadt Bradford z. B. und den Docks von Liverpool bereits eine überlegene Concurrenz machen.

Das sind Vorbilder, die wir uns durchaus näher ansehen müssen, um ihre Anwendbarkeit auf Deutschland zu ermessen. Wir haben uns nicht gesträubt, den Engländern die Eisenbahn und den Amerikanern den Fernsprechdraht, ja selbst den Dänen eine neue Butterbereitung abzumerken: warum sollten wir in sozialen Reformen spröder sein? An sich sind sie gewiß, weil es sich da um das Wohl der Aermsten und der Elendesten handelt, noch dringender. Unübertragbar im Voraus kann auch nur der sie finden, dem die wesentliche Gleichheit der Kulturzustände im nordwestlichen Europa niemals aufgegangen ist, oder der mit altjüdischer Einbildung und Anmaßung die Deutschen für das auserwählte Volk Gottes hält, bestimmt Allen alles zu lehren und selbst von Keinem als sich selbst zu lernen. Was uns plötzlich so hoch erhoben hat: die gewaltige Konzentration der Kräfte auf eine unaufschiebbare große politische Aufgabe, — das gerade ist ja die Ursache, weshalb wir auf dem nur im Frieden bestellbaren Felde ruhiger gesellschaftlicher

Verbesserung zeitweise ein wenig hinter den Nachbarn zurückgeblieben sind. Wir werden sie desto rascher einholen, je empfänglicher wir uns alle ihre Fortschritte zunutze machen.

Für diese Prüfungs-Arbeit, wenn sie bald und recht gethan werden soll, bedarf es der Zusammenfassung von Kräften und Mitteln. Auf periodische Kongresse und Konferenzen, d. h. auf die Mußestunden anderweit beschäftigter Leute darf die Aufgabe allein nicht angewiesen werden. Man muß ihr befähigte und verantwortliche Arbeiter sichern. Diesen wird es dann auch zufallen, die ausführbar befundenen fremden Muster oder eigenen inländischen Gedanken, sei es im ganzen Umkreis der Nation eindringlich zu verbreiten, sei es an die gesetzgebenden und regierenden Gewalten zu bringen. Nebenher wird die Arbeit der Aufklärung über die schädlichen Folgen maßlosen Branntweintrinkens und die verhängnißvolle Natur des Alkohols als Stärkungs- und Genuß-Mittel gehen müssen, von der es abhängt, mit welcher Entschiedenheit die öffentliche Meinung praktische Beschränkungen unterstützt. Auf diesem weiten Gebiet werden alle Erfahrungen und alle Gaben und auch alle Betrachtungsweisen zu ihrer Geltung gelangen. Die Aerzte können da mit den Geistlichen wetteifern, wer von seinem Ausgangspunkt her der Unmäßigkeit die meisten Opfer zu entreißen vermag. Die alte Methode, Enthaltsamkeits-Gelübde abzunehmen, mag fortgesetzt werden, wo sich noch Redner und empfängliche Seelen für sie finden. Die neuen mächtigen Mittel der Presse und des Vereinslebens müssen aufgeboten werden in allen den Organisationen, von deren Mittelpunkten aus gleichzeitig viele Verbreitungs-Gelegenheiten auf einmal in Gang zu setzen sind. Die Urheber der neuen Bewegung rechnen auf eine lebhafte, allgemeine und anhaltende Diskussion der Sache. Gelingt es ihnen, diese hervorzurufen, so zweifeln sie nicht an baldigem Vorwärtskommen und schließlicher Erreichung ihres Mäßigkeit heißenden Zieles.

A. Lammers.

Geschichte.

Zur Geschichte der Ermordung Kaiser Pauls I. von Rußland.

Selten ist von einem politischen Mord, dem ein mächtiger Monarch zum Opfer fiel, nach vollbrachter That von den Mördern mit so frivoler Offenheit gesprochen worden, wie von der blutigen Scene in der Nacht vom 23. zum 24. März 1801, in welcher Kaiser Paul I. seinen gewaltsamen Tod fand. Und doch fließen die Quellen für das Ereigniß, welches die Konstellation der politischen Verhältnisse der europäischen Staaten zu einander vollkommen veränderte, so außerordentlich spärlich, daß es der Historiker mit Dank anerkennen wird, wenn ihm zur Beleuchtung desselben neues Material aus Archiven zugeführt wird. Der Bericht, auf dem die Darstellung der Ermordung Pauls bei Thiers in seiner „Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs" basirt, und welchen dieser französische Historiker als den einzig vollständigen bezeichnet, den die Nachwelt jemals

erhalten würde, ist auch die Grundlage für die späteren Geschichtsschreiber dieser Epoche geblieben, er beruhte auf Erzählungen, wie sie 1801 in diplomatischen Kreisen zirkulirten. Wichtige Aufklärungen über die Katastrophe in St. Petersburg brachten später v. Helldorf in seinem Buche „Aus dem Leben des K. R. Generals der Infanterie, Eugen von Würtemberg, aus dessen eigenhändigen Aufzeichnungen," (Berlin 1861 und 1862) und Bernhardi zusammenfassend in einem längeren Aufsatze der Sybel'schen Zeitschrift, deren Quellen nachzuweisen dem Verfasser, wie er selbst sagt, unthunlich schien. Aus allen diesen Darstellungen geht die Mitwissenschaft des späteren Kaiser Alexander um das Komplott als unbestreitbare Gewißheit hervor; alle haben aber auch das Gemeinsame, darin eine Vertheidigung desselben zu geben, daß Vater und Sohn auf möglichst gespanntem Fuße lebten, und die Erhebung des Letzteren gegen den Ersteren ein Akt der Nothwehr gewesen sei, der Paul bewahren sollte, gegen seinen Sohn ein Peter der Große zu werden. Dem kritischen Auge wird es nicht entgehen, daß diese vorhandenen Berichte vom russischen Hof oder von der Rücksicht auf denselben wesentlich beeinflußt erscheinen. Männer, wie Bennigsen und Eugen von Würtemberg, die in so engem Abhängigkeitsverhältniß zum Kaiser Alexander standen, mußten nothwendig bei ihren Mittheilungen über das Ereigniß so viel als möglich an die Rechtfertigung ihres Monarchen denken.

Eine etwas freiere Stellung nimmt zu dieser Frage ein Bericht ein, welcher im Staatsarchiv zu Marburg ruht und von dem kurhessischen Botschafter am preußischen Hof zu Berlin, Faudel, an Landgraf Wilhelm von Hessen am 2. Juni 1801 eingesandt worden ist, mit der bestimmten Versicherung, daß es eine ganz zuverlässige Nachricht und von sicherster (russischer) Hand ihm zugekommen sei. Die Nachricht vom Tode Pauls I. hatte Faudel bereits am 4. April morgens 9 Uhr nach Kassel gemeldet, zehn Tage später theilt er es dem Landgrafen als ein verbürgtes Gerücht, das ihm von dem in Berlin angekommenen russischen Kammerherrn bestätigt worden sei, mit, daß der Kaiser ermordet worden, und erst zwei Monate nachher ist er im Stande, seinem Herrn einen Bericht von den Vorgängen in Petersburg zu liefern, für dessen Angaben er volle Garantie übernehmen zu können meint. Derselbe beginnt mit einer Schilderung des allgemeinen Mißvergnügens und Verdrusses, wie sie in den letzten Zeiten der Regierung Pauls in der Hauptstadt geherrscht hätten; namentlich seien es die äußerst verkehrten politischen Maaßnahmen des Kaisers gegen England gewesen, durch welche ihm die letzten Reste der Sympathien des russischen Volkes entzogen worden seien. Die Erzählung, wie sich darauf das Komplott gebildet habe, wie der Günstling Pauls, Graf Pahlen, den er stets mit Wohlthaten überhäuft, „um nicht zu fallen" zu den Verschworenen getreten und der Großfürst Alexander eingeweiht worden sei, stimmt so ziemlich mit den bekannten Darstellungen überein. Die Ausführung des Planes war für die Nacht zum 26. März festgesetzt. „Am Morgen des 23. März standen die Verschworenen mit dem Großfürsten Alexander zusammen, als Paul den (Platon) Subov heranrief und ihm ganz trocken sagte: „Was hast Du mit dem Großfürsten Alexander immer so viel zu plaudern, es wäre besser, die Parade zu

betrachten!" Zu Alexander aber kehrte er sich ganz freundlich und sagte laut: „Traue den Subovs nicht!" klopfte dem Alexander auf die Schulter und embrassirte ihn; dieser küßte ihm die Hand, beide wurde ganz weichmüthig bis auf Thränen, die 7 Verschworenen standen aber ganz nahe dabei. Paul sagte dann noch zu Alexander: „Morgen will ich Dir etwas Neues erzählen, worüber Du Dich gewiß wundern wirst!" Hierbei können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken; in allen Darstellungen wird von einem Geheimniß gesprochen, über welches Paul in seinen letzten Tagen brütete, und Bernhardi glaubt es darin entdeckt zu haben, daß der Kaiser die Großfürsten und die Kaiserin gefangen setzen und Eugen von Würtemberg habe adoptiren wollen. Aber wie stimmt dies zu der obigen Stelle unseres Berichtes? Wenn die Sache wirklich so lag, wie Bernhardi sie andeutet, so handelte allerdings Alexander in der Nothwehr, aber wir meinen, diesem sogenannten „Geheimniß" Pauls wird eine Tragweite untergelegt, die es gar nicht hatte, und diese Ansicht wird selbst dann nicht erschüttert, wenn Eugen von Würtemberg dasselbe selbst so deutet, wie er es in seinen Aufzeichnungen thut. Nachmittags ließ Kaiser Paul, wie Faudels Bericht weiter erzählt, Pahlen kommen und befahl, zwei Regimenter in der Nacht bereit zu stellen; dabei fixirte er ihn scharf und fragte, wie es mit der Ermordung seines Vaters zugegangen sei. Pahlen entschuldigte sich mit seiner Unkenntniß und ging. Paul aber ließ am Nachmittage nachfragen, ob der an Pahlen gegebene Befehl ausgeführt sei, und als er die Bestätigung dafür erfuhr, sagte er: „Pahlen ist mir doch getreu, und ein sehr akurater General!"

„Nun kann man sich vorstellen, wie den Herren allen dabei zu Muthe war; sie kamen bei Pahlen verkleidet zusammen, und es wurde dort beschlossen, gegen Mitternacht die Sache auszuführen, denn sie waren der Meinung, sie wären verrathen. Das Alexander-Regiment hatte die Wache, außer dieser Hauptwache aber mußte man noch drei Piquets passiren, was ohne Pahlen nicht möglich war, weil sogar die Großfürsten nicht durchgelassen werden sollten, nur Pahlen allein; der Befehl ging dahin, seine Person zu aller Zeit und Stunde durchzulassen. Diesen Befehl hatten auch die Kammerdiener. Sehr viele, so die Wache hatten, waren schon gestimmt; durch die Hauptwache ging es gut, bei dem 2. Piquet war ein Russe, der Pahlen durchließ, aber die andern nicht; dadurch wurde Lärm, Pahlen aber kehrte sich um und sagte: „Ich arretire diese hier im Namen des Kaisers!" Nun kamen sie an das dritte Piquet von 50 Mann Grenadiren, als man Pahlens gewahr wurde, ward er ohne Widerstand durchgelassen, und diese fünfzig Mann waren schon bestimmt, Pahlen zu eskortiren. Nun mußte man noch durch drei verschlossene Thüren; ganz leise wurde angeklopft, und auf Antwort Pahlens sogleich geöffnet, bei der zweiten wurde Paul schon wach, rief laut: „Laßt Keinen herein!" Man sagte, es sei ein Kourier aus Paris da; da sprang er aus dem Bette und hatte seine Kleider schon an, als sie hereinprallten. Er erschrak, und rief: „Wache, greif' zum Degen!" Pahlen und Platon Subov zeigten, daß sie vom Senat und von der ganzen Nation abgeschickt seien, er solle die Renunziation unterschreiben; als Paul sie durchgelesen, hieb er mit dem Degen

nach Subov, ein anderer russischer General parirte den Hieb; derselbe hatte einen Degen, aber nicht blank, und schlug Paul damit den Arm unterwärts vom Ellenbogen morsch entzwei, daß ihm der blanke Degen aus der Hand fiel und er erbärmlich schrie: „O, Pahlen, ist das mein Dank, rette mich vor den Mördern!“ Palhen und der älteste Subov Platon konnten das nicht mit ansehen, ihnen wurde bange vor dem Geschrei, weil alle Lakaien schon liefen und schrieen: „Der Kaiser, der Kaiser wird umgebracht!“ Der andere Subov aber, der lange Nikolai, nahm eine marmorne Papierkeule vom Tisch und schlug Paul auf Kopf und Schlaf, daß er niederfiel, dann bekam er noch einen Stich, da aber noch Zeichen von Leben in ihm waren, wurde er mit der Schärpe erdrosselt. Die 50 Grenadiere nahmen Posto, und Pahlen befahl, weder die Kaiserin noch sonst einen Menschen hereinzulassen; die Leiche ward in's Bett gelegt. . . .

„Als es Tag wurde,“ schließt der Bericht, „erfuhr man, daß der Kaiser vom Schlage gerührt sei, weil er sich alterirt und geärgert hätte, und dabei blieb es. Kurz darnach, als er zwei Tage auf dem Paradebette gelegen, wo es dunkel, und zwei Reihen Grenadire von beiden Seiten standen, damit keiner sich nähern durfte, die Hand zu küssen, wie es in Rußland gebräuchlich ist, wurde er ohne großen Pomp begraben. Auf dem Kopfe hatte er keine Krone, weil er sehr verwundet war, sondern einen erschrecklich großen Hut, der ihm das halbe Gesicht bedeckte.“

Soweit des Residenten Faudel Bericht über das abscheuliche Attentat, das, wie Prinz Eugen von Würtemberg sagt, gar keine mildernde Beurtheilung zuläßt. Die Schwächen, die derselbe zeigt, sind durch den ungewandten deutschen Uebersetzer verschuldet, der historische Werth desselben liegt in der vollkommenen Tendenzlosigkeit, die sich aller Orten deutlich genug ausspricht. Auffallend ist es, daß auch dieser Bericht, wie alle übrigen gleichzeitigen Nachrichten, des Prinzen Eugen mit keiner Silbe erwähnen, was doch wohl geschehen sein würde, wenn derselbe eine so bedeutende Rolle vor der Katastrophe bei Kaiser Paul gespielt, und wenn man wirklich in den höchsten Kreisen an eine Adoption und Ernennung des Prinzen zum russischen Thronfolger geglaubt hätte, wie man nach den Darstellungen Eugens von Würtemberg und Bernhardis annehmen muß.

Dr. Irmer.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Der Entwurf des Russischen Strafgesetzbuchs (Allgemeiner Theil).

Als erfreuliches Zeichen für das Wachsthum internationaler Beziehungen rechtlicher Art darf es angesehen werden, daß gegen Ende des vorigen Jahres einer vergleichungsweise großen Anzahl westeuropäischer Juristen der allgemeine Theil eines Entwurfes zu einem Strafgesetzbuch für Rußland (mit Ausschluß des Großfürstenthums Finland) in deutscher oder französischer Uebersetzung nicht nur zugänglich gemacht, sondern zum Zwecke freimüthiger Beurtheilung aus St. Peters-

burg übersendet wurde. Die uns vorliegende, von Dr. X. Gretner besorgte Uebersetzung des Gesetzentwurfs ist von einem ausführlichen Motivenberichte begleitet und im Jahre 1882 in der Druckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gedruckt worden. Unzweifelhaft werden zahlreiche Sachverständige in den westeuropäischen Staaten und vornehmlich auch in Deutschland, dem ihnen kundgegebenen Wunsche entsprechend, zur Feder greifen und die ihnen vorgelegte Gesetzgebungsarbeit vom juristisch-technischen Standpunkt aus prüfen. Vorbehaltlich mancher Ausstellungen und sicherlich wohlgemeinter Verbesserungsvorschläge, erwarten wir in der Hauptsache ein günstiges Gesammturtheil über die Arbeiten der am 3. Mai 1881 erwählten Redaktionskommission, die unter dem Vorsitz des Senators Frisch durch Herrn Taganzef den allgemeinen Theil ausarbeiten ließ und alsdann einer Prüfung unterzog, deren Gründlichkeit durch die gegebenen Erläuterungen beglaubigt wird. Nicht nur Herr Taganzef selbst, der auch an deutschen Universitäten, gleich andern Mitgliedern der Redaktionskommission studirte, auch die ihm beigegebenen Kollegen Nekljudof, Rosin und Foinitzky genießen in Rußland eines angesehenen Namens, so daß man von vornherein der Wissenschaft und der Theorie in der Zusammensetzung der Kommission den ihnen gebührenden Werth in zweckmäßiger Vereinigung mit der Praxis zu sichern bemüht gewesen ist.

Im Hinblick auf die von ihr selbst erbetene Kritik der Sachverständigen ist die Kommission darauf bedacht gewesen, ein Werk herzustellen, welches sich, soweit als möglich, den Anforderungen der europäischen Wissenschaft gewachsen zeigen sollte. Bevor sie ihre Arbeiten begann, hatte man sich nach den werthvollsten Materialien und Vorbildern der neuesten ausländischen Strafgesetzgebung umgesehen. Von dem französischen (1810), belgischen (1867), deutschen (1871), ungarischen (1878) und niederländischen Strafgesetzbüchern waren von Amtswegen Uebersetzungen in's Russische veranstaltet und gedruckt worden. Im Vergleich zu diesen — mit Ausnahme des französischen code pénal — modern zu nennenden Strafgesetzgebungswerken stand als reformbedürftiger Patient das russische Strafgesetzbuch vom Jahre 1845 in derjenigen Gestalt, die ihm eine durch die neue Russische Strafprozeßgesetzgebung bedingt gewesene Reform vom Jahre 1866 verliehen hatte. Außer den Strafgesetzgebungsakten der neuesten Zeit ist auch die deutsche und französische Kriminalrechtsliteratur berücksichtigt worden.

Nicht in altrussischer Nationaltracht, auf deren Restauration man bei uns in manchen Kreisen mit einiger Verwunderung blickt, sondern in durchaus moderner Einkleidung begegnet uns dieser neueste Russische Entwurf, den man als Sprößling der vorschreitenden Rechtskultur zu begrüßen hat. Die Erläuterungen zu seinen Sätzen, in klarer und freimüthiger Kritik des bis jetzt bestehenden Strafrechts vorgetragen, hätten ebensowohl aus der Feder eines belgischen oder deutschen Juristen hervorgegangen sein können, als aus derjenigen eines Russischen Professors, der völlig frei war von dem Vorurtheile, als könne heut zu Tage die Gesetzgebung großer Staaten von den Hülfsmitteln der europäischen Gesammtwissenschaft absehen.

Diese Verhältnisse sind es denn auch, die dem neuesten Entwurfe eine über seine nächste juristische Aufgabe weit hinausgehende Bedeutung verleihen.

Gerade die Strafgesetzgebung vermag weniger, als andere Kodifikationen, sich dem Einfluß bestimmter politischer, kirchlicher, gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Umgebungen zu entziehen. Man hat nicht nur in Frankreich sondern auch in Deutschland seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts diese Erfahrung oft genug zu machen gehabt. Eben deswegen wäre es für uns in Deutschland keineswegs überraschend gewesen, wenn man die Spuren des russischen Nihilismus und seiner Verschwörungspraxis in den Grundsätzen der Petersburger Gesetzgebungskommission wieder gefunden hätte. Gerade das Gegentheil ist aber der Fall. Von jenem legislativen Terrorismus, der die geängstigte Gesellschaft durch rettende Strafgesetzparagraphen zu beruhigen trachtet, wird man nichts gewahr. Vielmehr muß man anerkennen, daß die Petersburger Redaktoren vollkommen unberührt geblieben sind von dem fast in ganz Europa gelegentlich wieder belebten Wahne, als könne von der Rückkehr zu den Abschreckungsmitteln vergangener Zeiten irgend welches Heil erwartet werden. Andererseits hat man sich von jener weichlichen Sentimentalität fern zu halten gewußt, die einer vergangenen Epoche angehört, indem man die praktisch erreichbaren Ziele maßvoller Reform mit klarem Bewußtsein in's Auge faßte.

Die Kommission verurtheilt in kurzer und schneidender Sprache die Vermögenskonfiskation, die aus der Reihe der zulässigen Strafmittel entfernt werden soll. Nicht minder zum Erstaunen solcher, die gehofft hatten, die Prügelstrafe als exportfähigen Artikel der Russischen Jurisprudenz betrachten zu dürfen, auch die Fortdauer der körperlichen Züchtigung.

Die Motive (S. 87) sagen darüber: „Die Ruthenstrafe zum Ersatz leichterer Korrektionsstrafen verhängt, entspricht ihren Zwecken in keiner Weise, denn da sie der Grausamkeit der völlig aufgehobenen Spießruthen- und Peitschenstrafe entbehrt, ist sie für die Mehrzahl unseres von Jugend an an eine grobe Behandlung von allen Seiten gewöhnten Volkes sehr wenig fühlbar und erregt nicht nur, allgemein gesprochen, unter den Schuldigen keine Furcht, sondern wird im Gegentheil sehr häufig der Freiheitstrafe, der Zahlung von Geldstrafen oder der Verwendung zu öffentlichen Arbeiten vorgezogen. — Zudem müssen die Körperstrafen als positiv schädlich bezeichnet werden, da sie die Milderung der Sitten, die Entwicklung des Ehrgefühls und des Bewußtseins der sittlichen Pflicht im Volke hemmen, während doch letztere der Gesellschaft einen sicherern Schutz gegen Verbrechen gewährt, als die volle Strenge der Strafverfolgung."

Die Kommission steht sogar nicht an, sich als grundsätzliche Gegnerin der Todesstrafe zu bekennen und die Erwartung auszusprechen, daß deren Abschaffung schließlich unvermeidlich sein werde, zumal man auch hier auf eine Abschreckung nicht zählen dürfe. Abgesehen von Militärverbrechen kennt die gegenwärtige russische Gesetzgebung die Todesstrafe nur für gewisse Uebertretungen der Quarantainevorschriften, für Hochverrath und Attentate gegen den Kaiser und die kaiser-

liche Familie. In Zukunft sollen nur die schwersten hochverrätherischen Angriffe auf das Staatsoberhaupt der unter Ausschluß der Oeffentlichkeit durch den Strang zu vollziehenden Todesstrafe unterliegen. Die Kommission deutet aber selbst hier an, daß nach den bereits vorliegenden Erfahrungen von dem Bestande der Todesstrafe Sicherung für das Leben des Kaisers schwerlich zu hoffen sei und verzeichnet in dem Entwurfe sogar den Grundsatz, daß wegen politischer Verbrechen Auslieferung nicht gewährt werden dürfe. Somit verbleibt es bei der seit der Kaiserin Katharina II. in Rußland bestehenden Praxis, wonach die Todesstrafe für den Mord gemeiner Art abgeschafft ist. Wir erfahren, daß in dem Zeitraume von 1866—1881 im Ganzen 46 Personen zum Tode verurtheilt und 28 hingerichtet worden sind. Von diesen Urtheilen sind 21 durch die Russischen Militärgerichte gefällt worden. Innerhalb des elfjährigen Zeitraums von 1866—1877 wurde kein einziges Todesurtheil verhängt. Das Höchstmaß der schwersten Freiheitsstrafe (Katorga, Zwangsarbeit) ist auf fünfzehn Jahre, wie in Deutschland, herabgesetzt.

Selbstverständlich gehört zu einer guten Strafrechtspflege nicht nur ein humanes und wohl redigirtes Strafgesetzbuch, sondern auch eine Reihe wohlgeordneter Vollzugsanstalten und ein tüchtiger Richterstand. Aber es ist zweifellos, daß die endgültige Annahme der von der Kommission ausgesprochenen Grundsätze durch die Russische Regierung einen Meilenstein in dem Entwickelungsgange der Strafrechtsgeschichte bezeichnen würde. v. Holtzendorff.

Botanik.

Mitwirkung der Insekten bei der Fortpflanzung der Pilze.

Es ist nahezu ein Jahrhundert her, daß ein genialer deutscher Naturforscher, Ch. Conrad Sprengel, ein höchst merkwürdiges, nach damaliger Auffassung sehr fremdartiges Buch herausgab, welches den Titel führte: „Das entschleierte Geheimniß der Natur." Mitten im Sturm und Drang der Linné'schen Periode, welche das Hauptziel der Botanik in der Beschreibung und Klassification der Pflanzenarten suchte, deckte Sprengel durch seine Beobachtungen und scharfsinnige Deutung die Beziehung der Pflanzen- zur Insektenwelt auf, indem er den Nachweis führte, daß die Insekten, indem sie mit ihren Organen in den Blüthen herumwühlen, nicht nur sich selbst Nahrung verschaffen, sondern bei der Befruchtung der Blüthen mitthätig sind. Dies wurde breit, aber klar in dem genannten Werke erzählt.

Das Buch übte keine sonderliche Wirkung aus, bald lag es vergraben in den Bibliotheken, bis Darwin in seinem klassischen Werke über die Befruchtung der Orchideen es der unverdienten Vergessenheit entriß, wobei er mit folgenden Worten den Autor in Erinnerung brachte: „Dieses Schriftstellers eigenthümliches Werk mit seinem eigenthümlichen Titel wurde ganz geringschätzig beurtheilt. Der Verfasser war ohne Zweifel ein Enthusiast und hat wohl auch einige

seiner Ideen zu einer außerordentlichen Länge ausgesponnen. Doch habe ich mich durch eigene Beobachtungen davon überzeugt, daß es einen großen Schatz von Wahrheit birgt. Und schon vor Vielen sprach Robert Brown, vor dessen Urtheil sich alle Botaniker beugen, nur mit hoher Achtung davon, und bemerkt, daß nur Diejenigen darüber lächeln können, welche nicht viel von der Sache verstehen."

Heute ist Sprengel rehabilitirt. Die Studien über die Beziehung des Insektenbesuches zur Form und Befruchtungsweise der von fliegenden und kriechenden Thierchen aufgesuchten Blüthen gehören zu den erfolgreichsten des botanisch-biologischen Gebietes und haben, Dank der scharfsinnigen Untersuchungen von Darwin, Delpino, Kerner, H. Müller u. a. Resultate zu Tage gefördert, welche wegen des lebhaften Interesses, das sie jedem für Naturbetrachtung Empfänglichen einflößen, weit über den Kreis der Fachmänner hinaus bekannt geworden sind.

Bisher wurden fast immer nur Blüthenpflanzen in den Kreis der Beobachtung gezogen; und nur flüchtig gedachte man der blüthenlosen Gewächse, der Farne, Moose, Pilze u. s. w. in Bezug auf die Wirkung des Insektenbesuches. Nur zu schnell war man mit der Meinung bei der Hand, daß für diese niedere Pflanzen der Insektenbesuch ganz gleichgültig sei.

Prof. Rathay hat nun bei einigen Pilzen auf das Unzweideutigste den Nachweis erbracht, daß zu deren Verbreitung Insekten wesentlich beitragen. Er knüpfte an eine ältere verbürgte Beobachtung an. Der Mutterkornpilz entwickelt auf den jungen Fruchtknoten der Getreidearten und auch anderer Gräser anfänglich ein zartes Fadengeflecht — den früher als Sphacelia beschriebenen Pilz — welches zahlreiche Sporen (Conidien) abschnürt, aus denen auf anderen Fruchtknoten das gleiche Pilzgeflecht entsteht, das in seiner Weiterentwickelung zunächst das bekannte Mutterkorn erzeugt, aus welchem aber später unter den Bedingungen der Keimung der fruktifizirende Pilz, Claviceps purpurea, hervorgeht. Das genannte Fadengeflecht scheidet nun eine klebrige, süßlich schmeckende, stark und eigenthümlich riechende Flüssigkeit aus, welche Insekten anlockt, die mit den Sporen des Pilzes beladen auf anderen Getreideblüthen landen und so zur Verbreitung des Mutterkornpilzes wesentlich beitragen.

Vor einigen Monaten hat Herr Rathay eine umfassende Untersuchung über den Besuch der Insekten auf von Rostpilzen befallenen Pflanzentheilen veröffentlicht, in welcher die bereits bekannten, wahrscheinlich in einer Beziehung zur Fortpflanzung stehenden Spermogonien dieser Pilze von einer neuen Seite her beleuchtet werden. Diese kleinen Gebilde erzeugen, wie bekannt, außerordentlich kleine, in Größe und Form beinahe an Bakterien erinnernde Zellchen, die Spermatien, welche nach der Vermuthung der meisten Mykologen männliche Befruchtungszellen sein dürften. Herr Rathay findet nun in den Spermogonien der Rostpilze alle jene Lockmittel wieder, durch welche die Blüthen das Insektenvolk an sich ziehen: süßen Saft — es wurde in demselben durch chemische Mittel Zucker nachgewiesen — lebhafte Färbung und bei manchen Arten auch Geruch. Die an-

gelockten Insekten naschen den Nektar und verschleppen die Spermatien. Was mit diesen geschieht, ist freilich so lange noch zweifelhaft, bis deren physiologische Bedeutung aufgedeckt ist. Immerhin ist durch die sorgfältigen Beobachtungen des Herrn Rathay die Mitwirkung der Insekten bei der Fortpflanzung der Rostpilze wahrscheinlich geworden.

Vor wenigen Wochen hat der genannte eifrige Forscher der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Arbeit übergeben, in welcher auf das Unzweifelhafteste die Mitwirkung von Insekten bei der Fortpflanzung gewisser Pilze konstatirt wurde.

Die Beobachtungen beziehen sich auf den Geiß- oder Eichelpilz, auch Stinkkorn genannt, (Phallus impudicus), welcher auf sandigem und lehmigem Waldboden vorkommt, ferner auf einige, thierische Exkremente bewohnende Koprinus-Arten. Der erstgenannte Pilz ist durch seinen aasartigen, sich weit verbreitenden Geruch berüchtigt. Die Färbung dieses ziemlich großen — bis 17 cm hohen — Pilzes, der intensive eigenthümliche Geruch, ferner die süße Schleimmasse, zu welcher sein Fruchtkörper zerfließt, locken Aasfliegen an, welche mit dem Zucker der Schleimmasse die in dieser reichlich suspendirten Fortpflanzungszellen, die Sporen, ausziehen. Was mit den durch die Exkremente wieder ausgeschiedenen Sporen geschieht, ist von Herrn Rathay nicht festgestellt worden. Da aber, wie die Untersuchungen Brefelds lehrten, die Fortpflanzungszellen vieler Pilze u. a. die Hefe ungefährdet den Darm der Thiere passiren, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Aasfliegen durch ihre Exkremente die genannten Pilze verbreiten. Thatsache ist aber, daß die sporenreiche Schleimmasse, zu welcher die Fruchtträger sowohl der Phallus- als Koprinus-Arten zerfließt, reichlich an den Beinen und am Körper der Aasfliegen hängen bleiben und auf diese Weise wird zweifellos eine reichliche Verschleppung der Fortpflanzungszellen möglich gemacht. Herr Prof. Rathay schreibt mir über den wahrscheinlichen Modus der Verbreitung der Phallus-Sporen durch Fliegen folgendes: „Ich bemerke, daß die Insekten, von denen der Phallus impudicus besucht wird, dessen Sporen thatsächlich mit ihren Beinen verschleppen. Ich überzeugte mich hiervon öfter, indem ich Fliegen einfing, welche eben von der Glebaflüssigkeit des Phallus naschten. Faßte ich solche Fliegen an ihren Flügeln und hielt ich sie über eine Glasplatte, so erzeugten sie auf dieser mit ihren zappelnden Beinen nasse Spuren, in denen ich unter Mikroskop zahlreiche Phallus-Sporen fand." Herr Prof. Rathay theilte mir in seinem Schreiben auch die interessante Thatsache mit, daß ein ungenannter amerikanischer Botaniker bezüglich der Verbreitung der Phalloideen-Sporen zu gleichen Resultaten gekommen ist, selbstverständlich ganz unabhängig von ihm. In einem mit W. R. G. unterzeichneten und im Bullet. of the Torrey botanical club, vol. VII veröffentlichten Aufsatz, welcher den Titel führt „Correlation between the odor of the Phalloid etc." heißt es: „Aus dem Umstande, daß die Fliegen nicht nur die Verbreiter der Phalloideensporen, sondern auch die steten Begleiter des Menschen sind, erklärt sich auch die gut beobachtete Thatsache,

daß die gewöhnlichen Stinkkornarten (Phallus impudicus, indusiatus etc.) am häufigsten in der Nähe menschlicher Wohnungen vorkommen."

Offenbar stehen wir in Betreff unserer Kenntnisse über die Beziehung der Insektenwelt zur Vermehrung der Pilze erst am Anfange: Hoffentlich werden Herrn Rathays schöne Untersuchungen die Anregung geben, diesen in biologischer Beziehung höchst interessanten und wichtigen Gegenstand weiter zu verfolgen.

J. Wiesner.

Kleine Revuen.

Politische Revue.*)

Summa sequar fastigia rerum.

Die frohe Hoffnung, welche wir an den Beschluß der Steuerkommission vom 2. Februar knüpften (s. d. vor. Heft S. 417), hat sich vollkommen erfüllt. Das preußische Abgeordnetenhaus hat das Gesetz über den Steuererlaß am 21. und 22. Februar in erster und zweiter, am 3. März in dritter Lesung angenommen. Endlich einmal eine befriedigende und erfreuliche Leistung auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung! Fünfundsiebzig Procent der bisher Klassensteuerpflichtigen, fast die ganze Arbeiterbevölkerung, sind jetzt von der staatlichen Personalsteuer befreit, fünfundachtzig Procent aller Exekutionen fallen damit fort. Für die steuerpflichtig Bleibenden ist an Stelle willkürlicher Steuererlässe eine planmäßig abgestufte Erleichterung getreten, so weit eine solche nothwendig und ausführbar erschien. Auch über das weiterhin zu Erstrebende ist eine Einigung erzielt, der Steuerreform sind feste Bahnen vorgezeichnet und, was nicht am wenigsten werthvoll ist: Regierung und Parteien haben sich im Dienste des Landes einmal einträchtig die Hände zu reichen vermocht. Die beiden der künftigen Steuergesetzgebung gewisse Normen gebenden Resolutionen, welche zur Annahme gelangten, müssen wir hier übergehen, doch wollen wir erwähnen, daß die beiden Redner der Secession, indem sie gegen die Anträge der Kommission kämpften, nicht nur die vorliegenden Resolutionen, sondern in Wahrheit die Resolution an sich verdammten, und daß der Professor Wagner sich aus dem Socialpolitischen ins Socialistische verirrte. Nur das Gerede, welches Stöcker dann zum Besten gab, vermochte der verblassenden Perle der Konservativen als Folie noch einen gewissen Schimmer zu verleihen.

In dem zweiten Theile der Sitzung vom 22. Februar begann die Reihe der Kulturkampfdebatten. Schorlemer-Alst antwortend, welcher den status quo ante verlangt hatte, wies der Kultusminister darauf hin, daß das Centrum auf dem düsseldorfer Programme Windthorsts stehe, dessen Spitze die Forderung der Auslieferung der Schule sei. Die Gegner wollten den Frieden nicht. Die Anwendung des Gesetzes vom 31. Mai 1882 sei durch Schuld der Breslauer Kirchenbehörde, durch die Anregung des Mischehenstreites und der Staatspfarrerfrage unmöglich gemacht worden. Die Debatte ward am 23. und 24. Februar fortgesetzt, am 28. wieder aufgenommen und am 2. März weitergesponnen. Die Haltung des Kultusministers nahm in erfreulicher Weise an Entschiedenheit zu.

*) Abgeschlossen am 14. März.

Inzwischen hatte die N. A. Ztg. am 23. Februar die Note Jacobinis vom 19. Januar veröffentlicht. Die Friedensaussichten stellen sich nach dem Wortlaute des Jacobini'schen Schreibens weniger günstig, als man nach dem des päpstlichen Breve's angenommen hatte. Mit etwas gewundenen, aber doch nicht zweideutigen Worten wird gesagt, daß die Bischöfe erst dann zur Anzeige der neuen Titulare der erledigten Pfarrstellen angewiesen werden sollen, wenn die kirchenpolitischen Gesetze, welche, angeblich oder wirklich, die kirchliche Jurisdiktion, sowie die Freiheit der Erziehung und Instruktion des Klerus beeinträchtigen, auf verfassungsmäßigem Wege beseitigt sein werden.*) Die Kölnische Zeitung hat darauf aufmerksam gemacht, daß — nach dem Wortlaute der Jacobinischen Note nur die Pfarrer erster und zweiter Klasse nicht aber die dritter Klasse, die desservants des französischen Konkordats, d. h., mindestens, wenn man die Zustände am Rhein als die allgemeinen ansehen kann, ein Zehntel aller Geistlichen — angezeigt zu werden brauchte, was ein wahrer Spott auf die Anzeigepflicht sein würde. Aber selbst wenn die Kurie in diesem Punkte Bürgschaften gäbe, so wäre die Zumuthung, welche hier dem Staate gestellt wird, eine wenig würdige. „Ich soll euch trauen, Ihr nicht mir?" kann er mit Wallenstein ausrufen. Die päpstliche Kurie fand es im Frühling 1880 anmaßlich, wenn der Staat den Anspruch erhöbe, pari passu mit der Kirche zu gehen. (Köln. Ztg. vom 9. Juni 1880.) Rom scheint noch jetzt derselben Ansicht zu sein. Das ist kein „gleicher Schritt", was der Kardinal-Staatssekretär anbietet. Es ist kein Wunder, daß nach der Veröffentlichung der beiden Aeußerungen der Kurie Zeitungsstimmen, welche aus parlamentarischen Kreisen ertönten, sich für eine selbständige staatliche Revision der Maigesetze aussprachen, wie Forckenbeck eine solche schon in seiner Wahlrede in Oels (December 1881) verlangt hatte. Es ist unzweifelhaft eine liberale Forderung, daß, soweit das Recht des Staates, das Kulturinteresse und die von ihm geforderte sittliche Freiheit des Individuums dies gestattet, „das Bedürfniß, seine religiöse Ueberzeugung auch äußerlich zu bethätigen", geachtet werde. Auf der anderen Seite versteht man es freilich auch, wenn die Staatsregierung noch zaudert, den ihr empfohlenen Weg zu betreten.

Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die moderne Kultur auch in einer gewissen protestantischen Partei unversöhnliche Gegner hat. In zwei Kulturkampfdebatten hat der Hofprediger Stöcker uns das in Erinnerung gebracht. Die Denunciation der Dubois-Reymond'schen Festrede und speciell des in dieser Darwin gewidmeten Nachrufes zog ihrem Urheber mehr als Eine verdiente Demüthigung zu. Rudolf Virchow wies ihm die Verworrenheit und Unwissenheit nach, mit welcher er die mechanische Methode der Naturwissenschaft mit sachlichem Materialismus verwechselt habe, die Ultramontanen kompromittirten ihn durch ihre Beistimmung, und der Kultusminister deckte in echt preußischem Geiste die freie Wissenschaft mit breitem und leuchtendem Schilde, von dem die Geschosse des stöcker'schen Flitzbogens abprallten.

Kulturfragen von einiger Bedeutung waren es auch, welche in den Debatten über die angebliche Ueberbürdung der Schüler höherer Lehranstalten und über die Be-

*) Die betreffenden Worte lauten: „Der heilige Vater hat dem Kardinalstaatssekretär befohlen, zu erklären, daß den Bischöfen die geeigneten Instruktionen ertheilt werden sollen, der Regierung die für alle jetzt erledigten Pfarreien bestimmten Titulare, welche in dieselben mit kanonischer Institution eingesetzt werden müßten, anzuzeigen, sobald den gesetzgebenden Körperschaften Maßregeln vorgeschlagen worden sind, welche ausreichen, die freie Ausübung der kirchlichen Jurisdiktion, sowie die Freiheit der Erziehung und des Unterrichts des Klerus wirksam zu gewährleisten, und diese gesetzgebenden Körperschaften ihre Zustimmung kundgegeben haben werden."

rechtigungen der Realschulabiturienten erörtert wurden. Was die erstere Frage betrifft, so wäre es allerdings eine nationale Gefahr, wenn die Ueberbildung allgemein, oder auch nur in größerem Umfange vorhanden wäre. Daß dem aber so sei, leugnet die Unterrichtsverwaltung, welche dieser Sache seit vielen Jahren die größte Aufmerksamkeit zugewendet hat und bei weitem die kompetenteste Instanz ist. Der rheinischen Agitation mit ihren ungeheuerlichen Uebertreibungen, ja mit dem hie und da hervorbrechenden Hasse gegen klassische Bildung setzt der Kultusminister mit seinen bewährten Räthen kühle Sachlichkeit und ungetrübte Unbefangenheit entgegen. Zum Glück wächst in allen Parteien die Zahl derjenigen, welche laut und entschieden Zeugniß gegen die unerwiesenen Hartwich'schen Behauptungen ablegen, ein erfreuliches Gegengewicht gegen die in unsern Tagen leider weitverbreitete schulfeindliche Gesinnung, welche sich an manchen Orten noch ganz anders, als in Ueberbürdungsdeklamationen Luft macht. Eine andere von der Tagesströmung getragene Bestrebung, die der Gleichstellung von Realschule erster Ordnung und Gymnasium, fand in der von Löwe-Bochum beantragten Resolution einen maßvollen Ausdruck. Dieselbe forderte die preußische Regierung auf, im Bundesrath bei der Feststellung der Prüfungsordnung für Mediciner dahin zu wirken, daß die Frage der Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin bis zur vollständigen Durchführung der Unterrichts- und Prüfungsordnung für die Realgymnasien offen gehalten werde. Der Unterrichtsminister hob, ohne zu der Aufforderung sachlich Stellung zu nehmen, die beiden Seiten der Frage, die des materiellen Interesses der Eltern und Kommunen und die des ideellen Interesses des ärztlichen Standes gleichmäßig hervor, in einer so unbefangenen und wohlwollenden Weise, daß der Abgeordnete Löwe seinen Antrag zurückzog. Es scheint allerdings, daß jetzt, wo der veränderte Lehrplan des Realgymnasiums die Ansprüche im Lateinischen nicht unwesentlich gesteigert hat, eine Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medicin das wenigste ist, was für die geforderte Mehrleistung geboten werden kann. Man kann immerhin mit Windthorst die Gymnasialvorbildung höher stellen, ohne deshalb dieser Forderung ablehnend gegenüber zu stehen. Nicht einmal von der völligen Gleichstellung beider Anstalten würden wir ein Sinken unseres Bildungsniveaus befürchten, da die Vorbereitung für das Studium der Jurisprudenz, der alten Sprachen, der Philosophie und der Theologie, abgesehen von seltenen Ausnahmefällen, thatsächlich immer die Domäne des Gymnasiums bleiben wird.

Unter den Debatten, welche sich mit dem Handels- und Verkehrsleben beschäftigten, dürfte die Eisenbahndebatte die wichtigste gewesen sein. Das große Geschick, mit welchem der Minister Maibach die Verstaatlichung der Bahnen durchgeführt, wurde auch von Windthorst anerkannt, ebenso wurde das eifrige Streben des Ministers, den Interessen des Publikums zu dienen, von keiner Seite bestritten. Ob sich die mancherlei Härten gegen einzelne Beamte und ganze Beamtenkategorien, mit welchen der Beginn der Staatsverwaltung verbunden gewesen ist, nicht hätten vermeiden lassen, bleibt eine noch unbeantwortete Frage. Was das endgültige financielle Ergebniß der Verstaatlichung betrifft, so nahm der Nationalökonom Wagner in einem höchst voreiligen Panegyrikus das als feststehend an, was erst nach einer Reihe von Jahren, von guten und von weniger guten, als festgestellt wird gelten dürfen. Vor allem aber benutzte er die Gelegenheit, um dem Staatsbetriebe eine Lobrede zu halten, aus welcher sich der Wunsch, denselben weiter auszudehnen, heraushören ließ, der zuletzt in Bezug auf das Kreditwesen sogar einen bestimmten Ausdruck fand. Auch diesmal war es Windthorst, welcher Wagner entgegentrat. Er warf ihm vor allem den unverantwortlichen Rath vor, welchen er dem Minister ertheilt habe, Privatbahnen durch Konkurrenzlinien lahm zu legen, „um

das Monopol der Privatkapitalisten zu durchbrechen", ein Verfahren, welches unter Umständen einer Vermögenskonfiskation gleichkommen würde. Man kann sich mit vielem, was Windthorst gesagt hat, einverstanden erklären, ohne deshalb mit ihm die großen Vortheile des Staatsbetriebes der Eisenbahnen zu verkennen. Eine Partei dürfte übrigens, trotz der zweideutigen Haltung konservativer Parteiführer und Parteiorgane, für Wagners Standpunkt nicht verantwortlich sein. Nicht nur die freikonservative „Post", sondern auch die wesentlich konservativen „Politischen Gesellschaftsblätter" geben ihn in dem Hauptpunkte preis.*) Die letzteren tadeln die Betonung des großen Gewinnes, welchen die Verstaatlichung der Eisenbahnen angeblich dem Staate verschaffe, und sprechen den Satz aus: „Der Beruf des Staates ist nicht ein industrieller, sondern ein ethischer, und wenn er auf gewerblichem Gebiete seine materielle Uebermacht geltend machen wollte, wo immer er einen Vortheil absähe, so würde er bald alle Privatthätigkeit lahm legen und dadurch immer weitergetrieben werden, bis er endlich bei dem vollständigen Sozialismus angekommen wäre."

Am 8. März wurde der Etat in dritter Lesung angenommen.

Um dieselbe Zeit rief der Rücktritt des Kriegsministers von Kameke das Andenken der heftigen Militärdebatten zurück, in welchen dieser ausgezeichnete Vertreter des Heerwesens seine Ruhe und Sachlichkeit unerschütterlich zu bewahren gewußt hatte. Die vielfach ausgesprochene Behauptung, daß der beliebte Minister habe gehen müssen, weil er den Wünschen des Reichstages zu weit entgegengekommen sei, hat keine große Wahrscheinlichkeit für sich; das ist aber sehr wohl möglich, daß von Kamekes Nachfolger die Ansprüche der obersten Heeresleitung mit größerer Schärfe zur Geltung zu bringen suchen wird. Es ist dies der auch als Militärschriftsteller rühmlich bekannte General Bronsart von Schellendorf. Eine innere Angelegenheit, welche sich mit den äußeren berührt, ist die der Ausweisung dänischer Optanten. Die Landräthe der fünf nordschleswig'schen Kreise haben vor etwa 6 Wochen eine Verfügung erlassen, nach welcher die Söhne von dänischen Optanten, welche sich dauernd in Schleswig aufhalten, sich, wenn sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht haben, für die dänische oder für die deutsche Staatsbürgerschaft entscheiden müssen. Im ersteren Falle müssen sie am ersten April auswandern. Da unter 250,000 Bewohnern von Nordschleswig sich 25,000 dänische Staatsangehörige befinden, so springt die politische Berechtigung dieser Maßregel in die Augen und es ward dem Minister des Innern leicht, sie in der Sitzung vom 7. März der Beschwerde des Abgeordneten Lassen gegenüber zu rechtfertigen. Die Maßregel wird sich übrigens auf nicht mehr als 400 bis 500 Personen erstrecken.

Die Londoner Donaukonferenz hat ihr Werk zum Abschlusse gebracht; am 10. März hat die Unterzeichnung der Protokolle stattgefunden. Wir wissen diesen Augenblick nichts, als was der Telegraph gemeldet hat. Die Befugnisse der internationalen Donaukommission sind auf 21 Jahre verlängert worden. Die Jurisdiktion derselben erstreckt sich bis Braila. Der Lauf der Donau von da bis zum Eisernen Thor ist einer gemischten Kommission unterstellt, welche aus Vertretern Oesterreichs, Rumäniens, Serbiens und Bulgariens und abwechselnd je einem Vertreter der europäischen Kommission besteht. Soweit entsprechen die Bestimmungen dem Vorschlage Barrere. Um Serbien zu befriedigen und Rumänien zu versöhnen, ist beiden Staaten das Recht eingeräumt worden, für die Theile der Donau, an welchen sie Uferrechte haben, Unterinspektoren zu ernennen. Von der Kiliamündung schweigt das Telegramm.

---

*) Märzheft, Seite 641 und 647 f.

Die Donaukonferenz führt uns zu Oesterreich-Ungarn. In Oesterreich geht die Reaktion vorwärts, zum Theil in kleinen Schritten, aber stätig. In der Mitte vorigen Monats nahm das Herrenhaus die Gewerbegesetznovelle an, welche für eine, gar nicht einmal bestimmte, Anzahl von Gewerben einen Befähigungsnachweis, der aber nur durch Nachweis der regelmäßig durchgemachten Lehr- und Gesellenzeit geführt wird, und eine Art von Innungszwang einführt. Leider hat in beiden Häusern ein Theil der Liberalen aus ängstlicher Besorgniß um die Stimmen oder doch um die Stimmung der Fünfguldenmänner an diesem Eingriff in die Gewerbefreiheit Theil genommen. In den folgenden Tagen ward um die Schule gekämpft. Die rühmliche Gesetzgebung von 1868 hatte die achtjährige Schulpflicht eingeführt und die Schule der unmittelbaren Einwirkung der Kirche entzogen: sie hatte mit dem Princip des Konfessionalismus gebrochen. Die von der Regierung eingebrachte Schulgesetznovelle ist eine Abschlagszahlung an die Klerikalen. Die Koncession besteht vor allem in zwei Punkten: Paragraph 21 bestimmt, daß die einzelnen Gemeinden befugt sein sollen, Erleichterungen der Schulpflicht eintreten zu lassen, welche thatsächlich einer Herabsetzung von 8 auf 6 Jahre gleichkommen; Paragraph 48 ordnet an, daß der Leiter einer Volksschule derjenigen Konfession angehören muß, welcher die Mehrzahl der Schüler angehört. Der erste Paragraph wird die Wirkung haben, daß in den meisten Kronländern vor allem die Bauerngemeinden, theils aus Geiz, theils unter pfäffischen Einflüssen die Schulzeit herabsetzen, und daß dadurch die allgemeine Volksbildung, welche den Klerikalen ein Greuel ist, in eine absteigende Bewegung geräth. Die zweite Bestimmung soll zahlreiche evangelische Schulvorstände beseitigen. Diesen Paragraphen haben die polnischen Gesetzgeber für die andern Länder Oesterreichs geben helfen, aber nicht für sich. Wenn er auch in Galizien gälte, so würde die Leitung eines großen Theils der Schulen dieses Landes in die Hände Griechischkatholischer übergehen, d. h. in die Hände von Ruthenen, und das paßt den Polen nicht, deren Freiheit zum Theil darin besteht, daß sie mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung ihre kleinrussischen Mitbürger in jeder Weise vergewaltigen. Ihre ungeheuerliche Forderung drang mit Einer Stimme Majorität durch, und die Regierung ließ die Ungeheuerlichkeit ruhig hingehen. Der Unterrichtsminister Conrad von Eybesfeld, welcher gegen die klerikale Schule ist, suchte die Bedeutung des Paragraphen 48 in jeder Weise herabzusetzen; es gelang ihm das aber nicht, angesichts der Haltung des Kardinals Schwarzenberg, der Grafen Thun und Belcredi, welche in der Novelle den ersten Schritt auf dem Wege sahen, welcher zur Auslieferung der Schule an die Kirche führen müßte. So spielte der Minister eine recht klägliche Rolle. — Die Budgetdebatte, welche am letzten Februar begann, gab dem bekannten Philosophen Carneri Gelegenheit, der siegenden Reaktion Hohn zu sprechen,

„Mit Worten freilich blos," sagt Platen, „doch sei's mit harten."

Es war leider nur zu richtig, wenn er ausrief: „Se. Excellenz hat überhaupt nur eines im Auge: Die Versöhnung der Völker Oesterreichs! Und diese Versöhnung soll dadurch erreicht werden, daß man den friedfertigsten Stamm mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zurückdrängt und erbittert, dagegen die slavischen Stämme durch eine grenzenlose Nachgiebigkeit in allem, was nationale Leidenschaft entflammt, zum Hasse gegen den einen Stamm heranzieht." — Die Antworten Hausners und des Finanzministers Dunajewski, zweier Polen, konnten den Eindruck jener Zornesworte nicht tilgen. Es klang aus ihnen jenes höhnische:

„Ich kann ja den Verlierer schelten lassen."

In einer spätern Sitzung suchte Coronini Oel auf die brandenden Wogen zu gießen, ein vergebliches Bemühen. So traurig aber die Lage der Deutschen in Oester-

reich auch ist, es giebt Deutsche, deren Thun darauf hinauskommt, sie noch zu verschlechtern. Ritter von Schönerer mit den Studenten des deutschen Vereins that auf dem berüchtigten Wagnerkommers alles mögliche, um das österreichische Reichsgefühl zu verletzen und bot durch die Deutung, welche er dem, zwei breslauer Antisemiten überreichten Blumenbouquet zu geben schien, den Feinden der österreichisch Deutschen eine unschätzbare Gelegenheit, dieselben als Leute zu verdächtigen, welche nach dem stammverwandten Auslande schielten. Man würde ja in Oesterreich Herrn von Schönerer mit eben demselben Humor betrachten, wie Deutschland seinen berühmtesten Hofprediger, wenn die Thorheit des Mannes nur nicht so gemeinschädlich wäre.

In Ungarn nehmen gegenwärtig die parlamentarischen Verhandlungen über das Mittelschulgesetz das Interesse aller Nationalitäten in Anspruch, ein Gesetz, welches seit zwölf Jahren mehrfach eingebracht, umgearbeitet und wieder zurückgezogen ist. Das Princip, welches sich in ihm ausspricht, kann man, wenn man es abstrakt betrachtet, nur billigen; anders aber steht es mit der Art, wie dies Princip durchgeführt wird, und mit den Tendenzen, welche in dem Gesetze sich nicht aussprechen, aber doch verrathen. Es wird gefordert, daß das Magyarische an jeder Mittelschule obligatorischer Lehrgegenstand sei, — wie in Deutschland, schalten wir ein, auch in polnischen, französischen und dänischen Bevölkerungskreisen das Deutsche — und daß sich die Staatsaufsicht auf alle Schulen erstrecke, was in Deutschland längst durchgeführt ist. Gegen beides ist an sich nichts einzuwenden, aber auf welchem Rechtsboden steht der Gesetzgeber, und wie werden jene Forderungen im Einzelnen ausgeführt? Das Gesetz ignorirt, wie unter andern Professor R. Heinze in Heidelberg nachgewiesen hat, die vertrags- und verfassungsmäßigen Rechte der sächsischen Nation und speziell die der evangelischen Kirche Augsburger Bekenntnisses, es verletzt ferner das Sprachengesetz von 1868. Und was die Folgerungen, die aus jenen Principien gezogen werden, und die thatsächliche Bedeutung betrifft, die sie unter den gegebenen Verhältnissen haben werden, so mag folgendes genügen. Schon das ist thatsächlich eine große Härte, daß die Lehramtskandidaten ihre Prüfung in magyarischer Sprache ablegen sollen. Die künftigen evangelischen Lehrer studiren größtentheils auf deutschen Universitäten, eine Gewohnheit, deren Aufgeben eine bedeutende Einbuße an Wissen und Wissenschaftlichkeit zur Folge haben würde, und müßten vielleicht ein Jahr darauf verwenden, um sich zur magyarischen Wiedergabe des Gelernten zu befähigen. Die dem Unterrichtsminister ertheilte Dispensationsbefugniß will nicht viel sagen. Die angeordnete Nachprüfung schon im Amte befindlicher Lehrer ist eine entschiedene Unbilligkeit. Das Allerschlimmste ist aber die schrankenlose Befugniß, welche dem Regierungskommissar ertheilt wird. Nicht nur die Festsetzung des Lehr- und Stundenplanes und die Einführung der Lehrbücher, sondern auch die Versetzung der Schüler und hundert andere Dinge kann er von seiner Entscheidung abhängig machen. Die ganze Organisation, das ganze Leben der Mittelschulen wird in die Hand magyarischer Beamter gegeben sein, und sie werden wissen, daß dies nicht am wenigsten zu dem Zwecke geschehen ist, daß die Schulen magyarisirt werden. Diesen Zweck werden die meisten mit allen jenen Mitteln der Chicane und Vexation, auf welche das Gesetz selbst sie hinweist, auf das energischeste fanstreben. Das Gesetz hat für alle Konfessionen und für alle Nationalitäten, außer der magyarischen, etwas Bedrohliches. Aber gerade dieser Umstand vermehrte die Chancen der sächsischen Sache. Wenn die Sachsen sich mit den andern bedrohten Kreisen verbanden, so konnten sie vielleicht das Gesetz zum Falle bringen, oder, wenn das nicht ging, es viribus unitis so verbessern, daß nur das Gute oder doch Erträglichen ihm erhalten blieb. Dieser Weg wurde auch beschritten und, nach einem Pester Bericht der Köln. Ztg. vom 16.

Februar, mit einigem Erfolg. Da traten an demselben Tage in Berlin Reichstagsabgeordnete der Mittelparteien, darunter ausgezeichnete Gelehrte und Politiker, mit den Mitgliedern des deutschen Schulvereines und des Vereines für Handelsgeographie zusammen und erhoben einen feierlichen Protest gegen das Mittelschulgesetz, eine drohende Verwarnung an die ungarische Nation, mit der Bestimmung, daß dieses Schriftstück, von den hervorragendsten Mitgliedern der Schulvereine Deutschlands unterzeichnet, auf dem Tisch des ungarischen Reichstages niedergelegt werden sollte. Das war ein politischer Mißgriff, welcher von seiner Schädlichkeit nichts durch die edle Gesinnung verliert, aus welcher er hervorgegangen ist. Wir wollen die Schwäche der Position der Protestirenden aus Patriotismus verschweigen, wenn dieselbe auch im ungarischen Reichstage keineswegs übersehen worden ist; wir wollen nur auf den weiteren Lauf der Ereignisse hinweisen, in welchem der ursächliche Zusammenhang kaum zu verkennen ist. Die Sachsen scheinen den Weg der Unterhandlungen aufgegeben zu haben, welcher allein noch Aussichten bot. Sie protestirten in scharfer Weise, und einer ihrer Vertreter, Wolf, drohte geradezu mit Deutschland, dessen Stimmung zu ignoriren gefährlich sei. Dadurch erreichte er soviel, daß die Unabhängigkeitspartei, welche bis dahin dem Gesetz die schärfste Opposition gemacht hatte, von der Abstimmung fern zu bleiben beschloß. Nun wird es wahrscheinlich heißen:

Ajar fiel durch Ajar' Kraft.
Ach, der Zorn verderbt die Besten!

In Rußland haben die Nihilisten gezeigt, daß sie noch leben, freilich bis jetzt nur dadurch, daß eine Anzahl hervorragender Verschwörer und Verschwörerinnen der Polizei in die Hände gefallen ist, andere sich den Tod gegeben haben, weil sie ihnen ertheilte Mordaufträge nicht ausführen konnten oder wollten. Gegen Ende dieses Monates kommt in Petersburg ein großer Nihilistenproceß zur Verhandlung. Unter den Angeklagten befindet sich eine ganze Anzahl Offiziere. Am 11. März starb Fürst Gortschakoff zu Baden-Baden, vierundachtzigjährig. Als er unser Feind wurde, verlor er alsbald die Macht uns zu schaden. Denn, seit dem Abschlusse des deutsch-österreichischen Bündnisses als politischer Mann gelähmt, seit er vor zwei Jahren nach schwerer Erkrankung das Staatsruder aus den Händen gab, todt, war er begraben, seit er am 3. März 1882 seinen Abschied erhalten. Die Presse wiederholt jetzt seinen Nekrolog.

Rumäniens ungebärdiges Verhalten, die Folge der durch die Ausschließung von der Zahl der stimmberechtigten Mitglieder der londoner Konferenz hervorgerufenen Mißstimmung, dauert noch fort. Es läßt die Donaufreihäfen als solche eingehen und trifft Anstalten, seine Grenzen zu befestigen. Dennoch ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß es sich mit Oesterreich verständigen werde.

Aus der Türkei ist nichts Neues zu berichten; denn daß Anläufe zu allen möglichen Reformen genommen werden, um schließlich an der orientalischen vis inertiae zu erlahmen, ist nichts neues. Eben so wenig ist das die Anarchie, welche in Nordalbanien herrscht.

Griechenland hat jüngst in Komunduros, dem tapfern und klugen Mainotten, der parlamentarische Schlachten nicht weniger freudig schlug, als er einst gegen die Türken gefochten hatte, einen bedeutenden Staatsmann verloren.

Italien plant ein großartiges Kulturwerk: Die Urbarmachung und Bewohnbarmachung der Campagna di Roma. Der Gesetzentwurf ist durchaus umsichtig abgefaßt und verbürgt, wenn er thatkräftig durchgeführt wird, einen glänzenden Erfolg. Hoffentlich bereitet man auch für Unteritalien, wo die Latifundienwirthschaft vielfach

meilenweit das Land zur ungesunden Wüste macht, ähnliche Maßregeln vor. Der Streitfall mit der tripolitanischen Behörde ist beigelegt. Wie er Vorgänger gehabt hat, so wird er auch Nachfolger haben, denn der italienische Konsul scheint ein besonderes Geschick zu besitzen, Zwischenfälle hervorzurufen. Wenn einmal ein solcher dazu führen sollte, daß Italien Tripolis und Benghasi besetzte und endlich auch das Binnenland nach englischem Vorbild in Verwaltung nähme, so wäre das für die Eingeborenen ein Glück und für den europäischen Handel ein Vortheil. Ob es für Italien selbst ein gutes Geschäft sein würde, das müßte seine Regierung sorgfältig erwägen. Einstweilen protestirt ein Theil der Presse gegen den Gedanken der Erwerbung von Tripolitanien, doch sind schwerlich alle Protestirenden unbedingte Gegner derselben.

Spanien, und zwar diesmal Südspanien, ist der Schauplatz einer anarchistischen Bewegung schlimmster Art. Die Gesellschaft der „schwarzen Hand", von der mehrere hundert Mitglieder in Xeres und Arcos, in Granada und Malaga verhaftet wurden, soll mehrere Provinzen mit dem Netz ihrer eigenthumsfeindlichen und umstürzlerischen Agitation umspannt haben und mehr als hunderttausend Angehörige zählen. Es ist unheimlich, wie das sozialistische Geschwür bald hier, bald dort am Leib Europas aufbricht. Da helfen weder Palliative noch scharfe Mittel: einzig in einer vernünftigen socialpolitischen Diät liegt die Möglichkeit der Heilung.

In Frankreich ist es gekommen, wie wir vermuthet hatten. (Märzheft S. 421.) Die Ablehnung des Barbey'schen Antrages durch den Senat hat keinen akuten Konflikt hervorgerufen*), sondern das Ministerium Ferry, welches sich am 21. Februar den Kammern vorstellte, hat unter Anwendung, — unter Mißbrauch, kann man auch sagen — des Gesetzes vom 19. Mai 1834 die vier Offiziere aus dem Hause Orleans, welche der Armee angehörten, aus derselben thatsächlich entfernt. Am 24. Februar ward sein Vorgehen vom Abgeordnetenhause durch Annahme der Margain'schen Tagesordnung, welche mit 395 gegen 103 Stimmen erfolgte, gebilligt. Im Senate geschah dies mit 159 gegen 110 durch Annahme der einfachen Tagesordnung. Das Kabinet, welches so die Feuerprobe bestanden, setzt sich überwiegend aus hervorragenden Kräften zusammen. Jules Ferry, welcher sich als Kultusminister schon früher bewährt hat, hat neben dem Vorsitze sich eben dies Ressort vorbehalten. Der ausgezeichnete Finanzmann Tirard und der vorzügliche Leiter des Postwesens, Cochery, sind aus dem Ministerium Duclerc-Fallieres in das Ferry'sche ebenso übergegangen, wie Duclerc sie aus dem Kabinet Freycinet übernommen hatte. Der unrühmlich bekannte Kriegsminister Thibaudin besitzt immerhin Energie und ist als Besen zur Auskehrung nicht republikanischer Elemente der Armee sehr brauchbar. Die beiden bedeutendsten Minister nach Ferry sind der ehemalige Ministerkollege Gambettas, Waldeck-Rousseau, welcher des Innern waltet, und der gewesene Botschafter in London, Challemel-Lacour, ein gewandter, unterrichteter und schneidiger Diplomat, für den Posten des Auswärtigen wie geschaffen. Daß in Frankreich wieder regiert wird, merkten alsbald die Kammern, vor welche das Ministerium mit einer bündigen Erklärung getreten war; es merkten es auch die Präfekten, deren vierzig Waldeck-Rousseau aus der Hauptstadt so zu sagen auswies, damit sie sich unverzüglich ihrem Dienste widmeten. Eine entscheidende Probe der Tragfähigkeit der Majorität, auf welcher das Ministerium ruht, bot die Frage der Verfassungsrevision. Wenn diese jetzt vorgenommen wäre, so hätte sie, wenn nicht zur Beseitigung des Senates, so doch zu einem Konflikt mit demselben geführt. Deshalb trat Ferry für die Vertagung der Angelegenheit ein,

*) „Ein Konflikt" ist, wie der Zusammenhang zeigt, ein Druckfehler.

und nachdem eine Mehrheit von 390 Stimmen der Regierung das Vertrauen des Abgeordnetenhauses ausgesprochen hatte, erlangte es gegen die Verfassungsrevision noch immer eine solche von 307 Stimmen. Die Minderheiten betrugen 139 und 205 Stimmen. Um sich das Vertrauen der arbeitsamen und friedlichen Bevölkerung zu sichern, hatte Ferry nur noch zu zeigen, daß er auch der Frechheit der Rothen gegenüber auf dem Platze sei. Er zeigte dies am 9. Februar, wo die von Luise Michel und ihren Freunden geplante großartige Arbeiterdemonstration an der ruhigen Festigkeit der Polizei kläglich scheiterte und die Anstifter und Leiter zum Theil verhaftet wurden. Jetzt steht das Ministerium so fest, wie ein Ministerium in der noch werdenden Republik überhaupt stehen kann. — Mit der Vergewaltigung Madagaskars wird jetzt Ernst gemacht. Gladstone schweigt. Er kennt ja das Wort des römischen Satirikers: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

In Belgien geht die liberale Partei zum Angriffe gegen den aufsässigen und wider die Staatsgesetze rebellirenden Klerus über. Das Ministerium verbindet Energie mit Mäßigung. Es will die Gehälter der Bischöfe für jetzt nicht herab setzen, hat aber den auswärtigen Geistlichen den Gehalt entzogen und sie ausgewiesen.

In England regt noch immer jene scheußliche Verschwörung der „Unbesieglichen" die Gemüther auf. Der eigentliche Prozeß hat noch nicht begonnen. Die Beschuldigung, daß die Landliga das Geld zu den blutigen Zwecken der Verschwörung hergegeben habe, ist noch nicht widerlegt. Parnell hat sich durch seine Parlamentsrede vom 23. Februar, in welcher er nur Beschuldigungen für die Regierung, aber kein Wort der Verurtheilung für die Mörder hatte, aufs schwerste kompromittirt. Am 21. Februar nahm das Unterhaus die Eidbill an, welche es den Mitgliedern beider Häuser gestattet, an Stelle des parlamentarischen Eides die Worte zu setzen: „Ich erkläre und versichere feierlich, aufrichtig und wahrhaft." Damit ist der Bradlaughskandal abgethan und zwar im Sinne Gladstones.

Am 6. März sprach der erfrischt aus Cannes zurückgekehrte Gladstone im Unterhause. Er erklärte, England sei nach Aegypten gegangen, um dort die Ordnung herzustellen, die Institutionen des Landes zu verbessern, die Erfüllung der internationalen Verpflichtungen nach Möglichkeit zu sichern und den Suezkanal offen zu halten. Ehe diese Zwecke verwirklicht sind — das sprach er zwar nicht aus, ließ es aber zwischen den Worten heraushören — wird England Aegypten nicht räumen.

In Britisch Indien herrscht eine ungeheuere Aufregung, weil die Regierung durch die „Ilbertsche Bill" die eingeborenen Richter auch in Strafprocessen den europäischen gleichstellen und ihnen mithin auch die europäischen Angeklagten unterstellen will. Wahrscheinlich wird der Vicekönig noch im letzten Augenblicke dies, bei aller Intelligenz der Hindus doch gewagte Experiment für jetzt aufgeben.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Tarifbill am 4. März vom Präsidenten Arthur unterzeichnet worden. Die Freihändler sehen in ihr nur den Anfang der Niederlegung der hohen Schutzzollmauer, welche die große transatlantische Republik bisher umgab: vielleicht mit Recht.

Literarische Revue.

Neue Lyrik.

Wenn man aus äußeren Anzeichen schließen darf, ist das Interesse für die Lyrik, dessen Schwinden seit Anfang der fünfziger Jahre von allen Literatur- und Kulturhistorikern behauptet wurde und seine Erklärung darin finden sollte, daß unser deutsches Volk, dem minneseligen, in Gefühlsergüssen schwelgenden Jünglingsalter und damit Geibel'scher Goldschnittlyrik entwachsen, sich nunmehr in ernstem Mannessinne den praktischen Aufgaben der Realpolitik und des Erwerbslebens fast ausschließlich widme, neuerdings in raschem Steigen begriffen. Wir haben an diese Abwendung von der Poesie, speziell von der Lyrik nie recht glauben mögen, die Thatsache zahlreicher Auflagen ungezählter Anthologieen, der in Deutschland früher kaum erhörte Erfolg der Poesie beschaulicher Lebensweisheit und fröhlichen Genießens, wie sie Bodenstedt und Scheffel vertraten, die unverminderte Theilnahme der Nation für ihre alten Lieblinge, Heine, Freiligrath u. s. w. sprachen ja beredt genug dagegen. Und wenn wir es heute mit Freuden begrüßen, daß uns die letzten Monate gerade auf dem Gebiete der Lyrik eine stattliche Zahl hervorragender Leistungen altbekannter und neuerer Autoren gebracht haben, so wird man uns deßhalb hoffentlich nicht unterschieben, daß wir in mangelhaftem Nationalgefühl der Abwendung der Nation von einem gesunden, positiven Realismus nach dem Nebelheim verschwommener Empfindelei zujubeln. Wir wollen es darauf hin um so mehr wagen, als wir es fast durchweg mit Leistungen zu thun haben, die sich weit über das Durchschnittsmaß erheben und zum Theil schon der Bedeutung ihrer Verfasser wegen auf besondere Beachtung Anspruch haben.

Von den letzteren nennen wir zunächst den in den letzten Jahren zu weitester Anerkennung gelangten Schweizer Dichter **Konrad Ferdinand Meyer**, den Verfasser von „Juergen Jenatsch", „König und Heiliger", „Huttens letzte Tage", „Engelberg", und einer Reihe kleinerer Novellen. (Gedichte. Leipzig. H. Haessel. 1882.) Er gehört zu den Poeten, denen gegenüber sich die Kritik mit dem ebenso vieldeutigen, wie in seiner Allgemeinheit nichtssagenden Epitheton „eigenartig" abzufinden pflegt. Suchen wir dieser nicht wegzuleugnenden Eigenart auf den Grund zu gehen, so finden wir eine außergewöhnliche Plastik in der Darstellung, die mit wenigen fast nur andeutenden Strichen das im Geiste des Dichters empfangene und ausgestaltete Bild vor das Auge des Lesers rückt, und mit den geringsten äußeren Mitteln, ohne Wortschwall, ohne Farbenprunk, ohne ausgeführte Detailmalerei, ohne Tropen, Vergleiche und Metaphern, auch in unserer Seele die Stimmung erweckt und nachzittern läßt, welche die Seele des Dichters beherrscht. So hat seine ganze Dichtungsweise etwas Aphoristisches; er begnügt sich gleichsam, einen Akkord anzuschlagen und überläßt es uns, den dichterischen Gedanken auszudenken, die dichterische Empfindung nach allen Seiten in uns ausklingen zu lassen. Er hat darin eine unleugbare Verwandtschaft mit Martin Greiff, nur daß die Fähigkeit uns in den Kreis seiner jeweiligen Stimmung zu bannen, die Energie, mit der er uns zwingt, das von ihm gerade nur skizzirte Gemälde auszuführen, bei ihm noch stärker entwickelt sein dürfte, als bei jenem. Als besonders charakteristisch für die Art seines Schaffens wollen wir hier das kleine Gedicht „Nachtgeräusche" hersetzen:

> Melde mir die Nachtgeräusche, Muse,
> Die ans Ohr des Schlummerlosen fluthen!
> Erst das traute Wachtgebell der Hunde,

Dann der abgezählte Schlag der Stunde,
Dann ein Fischer-Zwiegespräch am Ufer,
Dann? Nichts weiter, als der ungewisse
Geisterlaut der ungebrochnen Stille,
Wie das Athmen eines jungen Busens,
Wie das Murmeln eines tiefen Brunnens,
Wie das Schlagen eines dumpfen Ruders,
Dann des Schlummers leise, leise Tritte. — —

von dem man zugeben wird, daß es mit den schlichtesten Mitteln ein wunderbar anschauliches Bild hervorzaubert und zugleich die tiefste, beziehungsreichste poetische Stimmung erweckt. Leugnen läßt sich nun freilich nicht, daß diese mehr andeutende als ausführende Manier unter Umständen der Wirkung seiner Dichtungen gefährlich werden kann; namentlich gilt das von den romanzenartigen Gedichten des letzten Theiles, welche die wünschenswerthe Anschaulichkeit des öfteren vermissen lassen, so „die Rose von Newport", „das Weib des Admirals", „Jung Tyrel", „La Blanche Nef" und Andere. Dagegen finden sich auch unter diesen wieder Muster ihrer Gattung, wie „der Mönch von Bonifazio", „Miltons Rache", „das Auge des Blinden." „Die Füße im Feuer", so entsetzlich im Stoff und so grausenhaft unheimlich in der Schilderung, wie nur etwa Freiligraths „Shahingirai," beweist zwar die Virtuosität des Dichters, der die dämonischen, wie die lichteren Eigenschaften der Menschenseele gleich vertraut sind, aber wir hätten es doch gern aus der Sammlung entfernt gesehen — „Caesar Borgias Ohnmacht", ein Monolog von erschütternder Großartigkeit und außergewöhnlicher Prägnanz im Ausdrucke der Empfindungen, hätte genügt, ihn auch in dieser Beziehung als Meister zu charakterisiren, wie er sich durch das Gedicht „Alte Schweizer", das in ergötzlichster Weise an einem Vorkommnisse neuesten Datums den alten Spruch „Kein Geld, kein Schweizer" illustrirt, als liebenswürdiger Gastgeber auf dem Gebiete des Humors einführt. Wie trefflich es ferner der Dichter versteht, einem philosophischen Gedanken einen, in solchen Fällen sehr präzisen Ausdruck zu geben, lese man in den schönen Gedichten „Ein Mövenflug", „der todte Achill" u. A. nach. Unsere Leser sehen, welch verschiedenartige Töne Meyer auf seiner Lyra anzuschlagen weiß; um ihm nach allen Seiten gerecht zu werden, müßten wir den uns zugewiesenen Raum weit überschreiten. Nur noch ein Wort über die äußere Form. Meyer nimmt es mit derselben keineswegs leicht und handhabt die schwierigsten Metren ebenso mit künstlerischem Takte, wie mit glücklicher Leichtigkeit. Nur wissen wir nicht, welche Grille ihn verführt, gewisse störende Provinzialismen festzuhalten; Wendungen, wie: „Mich denkt es eines alten Traumes", oder: „Ich mach' im Felde die Dämmerrunde, umkreist, umbollen von meinem Hunde", sind auch bei den weitgehendsten Zugeständnissen an poetische Lizenzen nicht gestattet. Auch fehlt es nicht durchaus an Trivialitäten, die unter Umständen die Wirkung eines ganzen Gedichtes vernichten können; so der an die Dichtungsart der Kinderfibeln erinnernde Schluß von „das Gemälde":

Er flüchtet über den Balkon,
Als wandelt' er auf Gluthen —
Und wendet sich zum Guten.

Doch das sind verhältnißmäßig geringe Ausstellungen, Auswüchse, die sich bei einer neuen Auflage mühelos beseitigen lassen und die einstweilen Niemand in dem Genusse der schönen Sammlung stören mögen.

Ferner liegt vor uns: „Agnes, Lieder und Gedankengedichte von Moriz Carrière", (Leipzig, Brockhaus). Die Gedichte sind dem Andenken der vor zwanzig Jahren

verstorbenen, dem Verfasser im Denken und Empfinden auf's innigste verbundenen Gattin desselben gewidmet, und wir können zur Empfehlung dieser Lese vom Aehrenfelde eines außergewöhnlich reichen geistigen und seelischen Lebens nichts besseres hinzufügen, als die einleitenden Worte des der „Deutschen Revue" ja seit Anbeginn nahestehenden Autors —: „Die Gedichte richten sich an Gleichgesinnte; sie wenden sich an solche, die mir persönliche Theilnahme zollen, ohne von Angesicht zu Angesicht bekannt zu sein. Ich habe als Schriftsteller, wie als akademischer Lehrer stets mich ganz gegeben, ich habe mit den Kräften des Gemüths und Geistes zugleich gearbeitet und neben Verkennung und Enttäuschung die Freude gehabt, zu vernehmen, daß in meinen wissenschaftlichen Büchern nicht todte Lettern, sondern ein lebendiger Mensch den Lesern entgegentrete. Solchen Lesern und Hörern glaubte ich diese Herzensergießungen nicht vorenthalten zu sollen. Sie werden finden, daß ich Vieles dichterisch angeschaut, bevor ich es philosophisch dargelegt. Sie erfahren nun, wem ich die schönheitsfreudige Stimmung in meinem Kunstbuch, in meiner Aesthetik verdanke". Es ist unvergleichlich schön und rührend, wie hier die Pietät des Gatten die größere Hälfte seines Ruhmeskranzes auf das Grab einer Frühverklärten niederlegt. Doch ohne diese Beziehungnahme auf sein persönliches Leben, auf seine Wirksamkeit als Philosoph, beanspruchen die Gedichte Carrières selbstständige, poetische Bedeutung, nicht nur die Liebeslieder, Gedankendichtungen und Zeitstimmen, sondern auch die Gedichte an Persönlichkeiten und die Geschichtsbilder, unter denen sich namentlich die schon früher bekannt gewordene „Letzte Nacht der Girondisten", durch Reichthum an Gedanken, Schärfe der historischen Auffassung und Charakteristik, Klarheit des Ausdrucks und Schönheit der Form auszeichnet. Die Gedichte werden über den Kreis der persönlichen Freunde und wissenschaftlichen Schüler und Anhänger Carrières hinaus, da Leser und Bewunderer finden, wo man für die Manifestationen eines hochgebildeten Geistes, eines tiefen Gemüthes, eines den idealen Zeiten edelster Menschlichkeit zugewendeten Charakters Verständniß und Empfindungsfähigkeit hat.

Eine der liebenswürdigsten und ansprechendsten Gaben mit denen Otto Roquette die deutsche Literatur überhaupt bereichert, sind seine „Idyllen, Elegien und Monologe," (Stuttgart, Cotta 1882). Dichtungen voll reinster Harmonie und schönsten Ebenmaßes, von vornehmer Hoheit der Form, reich an Gedankengehalt und tief poetischer Empfindung, mit stolzer Einfachheit einherschreitend in dem klassischen Faltenwurf antiker Gewandung, kurzum wiedergeboren aus dem Geiste, in welchem Goethe Alexis und Dora, Hermann und Dorothea schuf, fühlen sie sich gewissermaßen als Fremdlinge in unserer Zeit, die auch in der Poesie die Kostümkunde und die Koketterie mit längstvergangenen Weltanschauungen an die Stelle rein menschlichen über Kulturperioden und Nationen hinaus allgemein giltigen Empfindens gesetzt hat. —

> Griechen und Römer, was gehn sie uns an? Einst machten sie Mode,
> Doch Alt-Weimars Zeit sind mit Genügen wir los! — — —
> Freilich Egypten das ist etwas Anderes. Gerne vernehmen
> Wir von den Leuten am Nil, die wir noch gar nicht gekannt. — —
> Auch germanische Ur-Urzeit läßt man sich gefallen,
> War das Gesindel auch roh, war es doch national. — — —
> Aber die Griechen! Und Rom! Wenn man in der Schule die Knaben
> Mit dem Verjährten noch plagt, bleibt es schon übergenug! — — — —

So wendet sich der Dichter in der ‚Schlußelegie' gegen die moderne Produktion und Kritik, denen er auch in den Episteln: „Altmodisch" und „Warum?" und der Pa-

rabase, „Hanswursts Vorrede zu der ungeschriebenen und nicht zu schreibenden Komödie ‚die Todtenrichter'“ energisch zu Leibe geht. Man sollte es in der That kaum für nöthig halten, daß sich ein deutscher Dichter vertheidigen zu müssen glaubt, wenn er auf Properzens Pfaden wandelt, nachdem dies bereits Goethe in so nachdrücklicher Weise gethan. Aber das „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert“ ist nicht nur für die engherzigen Kritiker von „Hermann und Dorothea“ und der „römischen Elegieen“ von damals geschrieben, wir müssen den Schatten Goethes noch heute zum Zeugniß heraufbeschwören und gegen Angriffe vertheidigen, die von Stellen her erhoben werden, wo besonders eifrig in deutsch-nationaler Kunst gearbeitet wird.

Es liegt uns als erster Band einer systematischen Einführung in das Studium der Dichtkunst ein bei Julius Klinkhardt in Leipzig und Wien erschienenes Buch vor: „Das Studium der Lyrik von A. Goerth.“ Wir wollen von vornherein bemerken, daß den Verfasser, welcher Direktor einer höheren Töchterschule in Insterburg ist, offenbar seine Berufsbeschäftigung und die mit derselben nothwendig verbundenen Beschränkungen bei Einführung der Schülerinnen in die Literatur, dazu verleitet haben, sich eine Aesthetik und speziell eine Definition des Schönen gewissermaßen in usum delphini zu konstruiren. So kommt er bei einer gelegentlichen Erwähnung der „Römischen Elegieen“ zu folgenden Sätzen: „Der Dichter, dessen wahrer Werth nur in der künstlerischen Verarbeitung von sittlichen und reliösen Ideen beruht, darf sich von dem religiösen und sittlichen Ideenleben seiner Zeit und seines Volkes nicht so weit isoliren, daß er sich Sittengesetze bildet, welche allen anderen Menschen als verächtlich gelten.“ Das heißt mit andern Worten, er soll und muß die ewigen Gesetze der Sittlichkeit, welche immer und überall ein und dieselbe ist, verläugnen, wenn es die zufällige Sitte des Tages heischt. Und weiter: „Wenn Goethe . . . als Dichter griechisches Hetärentum mit verführerischen Farben preist, und als vollberechtigt neben edles deutsches Leben und Weben stellen will, so hat die Nation alle Ursache, dagegen Einspruch zu erheben; denn wenn die Dichtkunst sich also vom nationalen Leben abwendet, so muß sie naturgemäß ihre Würde und ihren wahren Werth einbüßen.“ Hier spukt schon wieder jener immer weiter greifende engherzige Chauvinismus, welcher dem deutschen Wesen die Begriffe „Sittlichkeit“ und womöglich auch „Gemüth“ ausschließlich vindiziren möchte, und gegen den man im eigensten Interesse der deutschen Nation nicht nachdrücklich genug protestiren kann. Weiter heißt es dann: „diese Lobeserhebungen ꝛc. der „römischen Elegieen“ sind auch eine Folge der so oft lächerlich übertriebenen Vorliebe für das klassische Alterthum. Diese ungerechtfertigte Vorliebe hat uns im sozialen Leben die leidigen römischen Rechtsinstitutionen (sic!) und in der Dichtkunst eine Menge falscher Urtheile und Kunstansichten gebracht. Wenn die philologisch gebildeten Kritiker . . . . . die sittlichen und religiösen Ansichten jener alten Dichter uns als mustergiltig vorführen wollen, so sind wir vollberechtigt, sie abzuweisen. Was haben wir Deutsche mit Horaz, mit Properz oder Tibull zu thun? Warum haben wir in dieser Hinsicht unserm Schiller nichts vorzuwerfen? Weil er ein hochsittlicher und echt deutscher Dichter war.“ Wir glauben, Schiller, der Dichter der „Götter Griechenlands“, dessen „Spaziergang“ mit den herrlichen Worten schließt:

> Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
> Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
> Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!

würde selbst am lebhaftesten einer solchen Gegenüberstellung widersprechen.

Wenn wir gegen diese in verschiedenen Variationen immer wieder durchklingenden

Grundanschauungen Goerths auftreten müssen, so stehen wir doch nicht an, die Lektüre seines Buches allen Interessirten zu empfehlen. Es ist voll der feinsinnigsten Winke für das Verständniß der Lyrik, und vielfach gelingt es ihm, haaresscharf nachzuweisen, wo sich Bethätigung echten Künstlergeistes von reimeschmiedendem Dilettantismus sondert. Es ist freilich ein etwas peinliches Zusammentreffen, daß sein Buch kurz nach Gottfried Kinkels Tode erscheint, dem er gewissermaßen als dem Vertreter dieses Dilettantismus κατ' ἐξοχήν mit seiner kritischen Sonde ganz besonders scharf zusetzt. Aber man muß ihm zugestehen, daß er hier, wie in den meisten Fällen, wo er gewissen Lieblingen der Mode von rein ästhetischem Standpunkte aus und unter Beiseitelassung seiner sittlich-religiösen „Nationaldichtkunst" die Larve abreißt, in seinem vollen Rechte ist. Um dieser vielfach sehr durchdachten und der landläufigen Kritik widersprechenden Einzelurtheile willen sei das Buch besonders empfohlen.

Die Vertheidigung Goethes und nach ihm Roquettes wollen wir indeß diesen selbst und ihren Werken überlassen. Roquette hätte der geharnischten Schlußepisteln kaum bedurft, um als Sieger aus dem Streite zu gehen. So köstliche Dichtungen, wie „kleine Fußtapfen", „Cynthia", „der Verschollene", „der Zauberer Virgilius", „Eros", „Olympia" — kurz der ganze Band, vertheidigen mit beredtem Munde nicht nur sich selbst, sondern die ganze Gattung und Richtung, und auch das vielfach bethätigte, feine Schönheitsgefühl des Herrn Goerth wird in ihnen eine Quelle reichen Genusses finden, um so mehr, als sie in gewissen Richtungen sehr viel zurückhaltender, freilich wüßten wir kaum, was uns berechtigt zu sagen, nationaler sind, als die römischen Elegieen des großen Wolfgang.

Von bedeutenden Autoren haben überdies noch Hans Hopfen und Julius Große erste, resp. neue Gedichtsammlungen herausgegeben. Leider liegen sie uns bisher ebensowenig vor, wie die dritte Auflage der Gedichte von Martin Greiff, den wir in der Schaar der modernen Lyriker unter den Ersten schätzen und bei dem die dritte Auflage mehr als einen Sensationserfolg zu bedeuten hat. Außerdem seien in dieser stolzen Genossenschaft die „Dichtungen" von Prinz Emil zu Schönaich-Carolath (Stuttgart, Goeschen) und die „Gedichte" von Luise Hitz (München, Ackermann) ehrenvoll erwähnt.

Literarische Berichte.

Report of the Commissioner of Education for the year 1880. Washington: Government Printing Office 1882.

So getheilt die Ansichten der Europäer über die Zustände der Vereinigten Staaten von Amerika sein mögen, so wenig sympatisch uns Manches berühren mag, was sich in jener transatlantischen Republik zuträgt —; die Großartigkeit der dortigen Verhältnisse und Erscheinungen muß jedem Denkenden imponiren. Keinem kann es entgehen, daß jenseit des Atlantischen Oceans ein Gemeinwesen emporblüht, dessen Kraftentfaltung, schon gegenwärtig staunenerregend, noch ganz unberechenbare Dimensionen erreichen muß. Als ein unzweideutiges Dokument für den ungewöhnlichen Maßstab, den die Union erheischt, liegt uns das oben genannte Buch vor, ein umfangreicher Band von CCLXII und 914 Seiten. Ob auch andere Kulturstaaten ähnliche Jahresberichte über ihr Unterrichtswesen — der vorliegende ist der elfte in der Reihe — veröffentlichen, ist uns unbekannt; so viel aber ist klar, daß kein Unterrichts-Ministerium mit größerer Genugthuung auf die Entwickelung seines Schulwesens blicken darf, als das Unterrichts-Amt zu Washington. Der Bericht, unterzeichnet von John Eaton,

als dem Kommissar der Centralbehörde, und C. Schurz, Staats-Sekretär im Ministerium des Innern, liefert zunächst eine allgemeine Uebersicht über die gesammten Unterrichts- und Erziehungsangelegenheiten der Union; sodann Auszüge (Abstracts) aus den offiziellen Berichten der Schulbehörden der Staaten, Territorien und Städte. Das dargebotene Material ist kolossal zu nennen; alle Arten von Unterrichts- und Erziehungsanstalten sind berücksichtigt, und kaum eine die Pädagogik berührende Frage dürfte ganz unerwähnt geblieben sein. Musterhaft ist die Uebersichtlichkeit, mit der das Ganze disponirt und dadurch der wissenschaftlichen und praktischen Benutzung zugänglich gemacht ist, und so wird auch dieser Jahresbericht, gleich den früher erschienenen, eine Hauptquelle zur Information über das nordamerikanische Schulwesen bilden.

Unmöglich ist es, von dem reichen Inhalt auch nur eine schwache Vorstellung zu geben, falls wir nicht das ganze Inhaltsverzeichniß abschreiben und längere Auszüge aus dem Texte beifügen wollen. Noch weniger können wir uns hier auf eigene Betrachtungen, zu denen die Lektüre anregt, einlassen. Wir müssen uns damit begnügen, aus den dem Buche beigelegten Auszuge, der auf zwei großen Plakatbogen gedruckt ist und selbst einen stattlichen Oktavband repräsentirt, einige kleine Notizen herauszuheben.

Die Zahl der amerikanischen Correspondenten des Nationalen Erziehungs-Büreaus — dies ist der offizielle Titel — beträgt 8231.

Die gesammte Schul-Bevölkerung der Staaten (ohne die Territorien) beträgt im Jahre 1880: 15351875; davon kommen auf die öffentlichen Schulen 9680403. Die gesetzliche Schuldauer differirt zwischen 6 und 17 Jahren. Die Gesammtzahl der Lehrer an den öffentlichen Schulen von 1880 ist 282644. Das jährliche Einkommen der Schulen beziffert sich 83940239 Dollar, die jährliche Gesammtausgabe auf 80032838 Dollar. — Der Abstract bezeichnet den Einfluß, welchen die Schulen auf die Hebung der Sittlichkeit des Volkes ausüben, als größer denn jemals in früherer Zeit und über alle Berechnung hinausgehend. Geldschenkungen erhielten Schul- und Erziehungsanstalten im Jahre 1880 in Höhe von 5513501 Dollar. 163 Buchhandlungen veröffentlichten 684 pädagogische Schriften; von Patenten wurden 136 ertheilt.

Neben den einheimischen Unterrichtsangelegenheiten berücksichtigt der Bericht sehr eingehend auch das Erziehungs- und Unterrichtswesen aller außeramerikanischen Staaten. Ueber Deutschland enthält der Auszug in der kurzen Fassung, auf die wir uns hier leider beschränken müssen, folgende Mittheilungen:

„Vollständiger Mangel an Schulbildung ist bei den deutschen Rekruten selten; in Würtemberg ist er fast unbekannt, in Bayern machen die Rekruten ohne Schulbildung 0,47 %, in Elsaß-Lothringen 2,23 %, in Preußen 2,27 % aus."

„In Deutschland erscheinen 83 Schulzeitschriften."

Ueber die Orthographie-Reform heißt es im Report: „Beinahe alle deutsche Staaten haben ein neues System der Orthographie in die Schulen eingeführt. Die neuen Systeme sind jedoch nicht übereinstimmend, und dies verursacht große Verwirrung und allgemeine Unzufriedenheit. Vor etwa fünf Jahren gab es nur ein System in ganz Deutschland; gegenwärtig giebt es beinahe eben so viele wie Staaten und Minister des öffentlichen Unterrichts. In Anbetracht der aus solch einer Aenderung entstehenden Verwirrung, hat der Fürst Bismarck allen Beamten der kaiserlichen Regierung streng verboten, sich der neuen Orthographie zu bedienen."

„Der Bericht erwähnt kurz die Zahl der Taubstummen-Anstalten, den Widerwillen gegen den Handfertigkeits-Unterricht, die Einrichtung der Gewerbeschulen und die Statistik der deutschen Universitäten."

„Das Thema der Kurzsichtigkeit wird sorgfältig studirt. Prof. Hermann Cohn (an der Breslauer Universität) hat die Augen von 42619 Schülern in verschiedenartigen Schulen Deutschlands untersucht. Er erklärt, die Kurzsichtigkeit werde in den Landschulen selten gefunden, sie nehme nach der Art der Schulen stufenweise zu; die Hauptursachen seien die mangelhafte Beleuchtung der Schulzimmer, der kleine Druck der Schulbücher und besonders das Uebermoß der häuslichen Arbeiten. In den unteren Klassen ergaben sich 1 bis 25 % Kurzsichtige; in den oberen 60—80 %."

„In Elsaß-Lothringen macht das Unterrichtswesen rasche Fortschritte, aber die Schulen stehen unter confessionellem Einfluß (under sectarian control)."

„In Preußen besuchen alle Kinder im schulpflichtigen Alter die Schule, obwohl sie häufig in den Schulzimmern so eng zusammengedrängt sitzen, daß die Eltern besser daran thun würden, sie zu Hause zu behalten. Hunderte von Dorfschulen haben 100 bis 300 Schüler auf einen Lehrer. Das Schulhaus enthält oft nur zwei oder drei Zimmer, von denen eins als Klassenzimmer dient, eins von dem Lehrer und seiner Familie bewohnt wird und eins von der Magd und einer Kuh oder einem Paar Ziegen. In den Städten sind die Elementarschulen fast alle sehr gut, aber die Dorfschulen sind schlecht."

„Ein heftiger Streit hat sich in Preußen über den relativen Werth der Realschulen und der Gymnasien entsponnen. Die öffentliche Meinung fängt an, sich sehr entschieden zu Gunsten der Realschulen auszusprechen, zum größten Mißvergnügen der Vertheidiger des klassischen Systems. Die dem Fortschritt huldigenden (progressive) Realschulen mit ihrem nicht klassischen Charakter scheinen den Zeitverhältnissen mehr zu entsprechen, als die zu conservativen Gymnasien."

„Das Bestreben, die religiöse Unterweisung

zu verstärken, die Eröffnung einer statistischen Hochschule, die Entscheidung, daß die weiblichen Handarbeiten einen obligatorischen Unterrichtszweig in allen Mädchenschulen bilden sollen, gehören zu den erwähnten Thatsachen. Der Elementarunterricht ist nur in sechszehn Städten unentgeltlich. Höhere Töchterschulen giebt es 336 mit 2 207 Klassen, 2015 Lehrern, 880 Lehrerinnen, 72 039 Schülerinnen. Von diesen Schulen befinden sich 321 in Städten und 15 auf dem Lande."

Wie jede allzu compendiöse Darstellung eines umfassenden Materials leidet auch diese an Schiefheiten, die der ausführlicheren Darstellung im Report nicht anhaften. Soweit unsere Kenntnisse reichen, scheint es uns, daß die nicht amerikanischen Schulverhältnisse größtentheils angemessen charakterisirt sind. Doch darüber wird man im Report nicht in erster Linie Auskunft suchen. Die Hauptsache bleibt das einheimische Schul- und Unterrichtswesen, und die Darstellung desselben macht den Eindruck vollster Zuverlässigkeit. Es ist ein ernstes, tüchtiges, sowohl die Vereinigten Staaten, als seine Verfasser hoch ehrendes Werk. Nur mit lebhaftem Bedauern verzichten wir darauf, größere Auszüge zu bringen.

Wenn der Bürger der Union alle Ursache hat, auf ein solches Staats-Dokument stolz zu sein, so darf wohl jeder Angehörige der großen germanischen Völkerfamilie auch seinerseits eine gewisse Genugthuung über solche Erfolge eines Gliedes seiner Gesammt-Race empfinden. Die auf altdeutschem Boden erstandene Buchdruckerkunst kann kaum würdigeren Zwecken dienen, als es in jenem Buche des transatlantischen Germanenthums geschieht. Be.

Rheinsberg, Friedrich der Große und Prinz Heinrich von Preußen. Von Andreas Hamilton. Mit Bewilligung des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von Rudolf Dielitz. In 2 Bänden. I. Band. Berlin 1882. R. v. Deckers Verlag. (Marquardt und Schenk.)

„Die größte Schwierigkeit, die sich jedem Autor entgegenstellt, der eine Episode aus dem Leben Friedrichs des Großen darstellen will, ist, daß wir eine Geschichte desselben aus der Feder des größten unter den neueren Schriftstellern Englands besitzen. In dem Schatten eines so gewaltigen Denkmals mag das bescheidene Streben eines Späterkommenden leicht übersehen oder als ein tollkühnes Unternehmen angesehen werden."

Diese Schlußworte der Vorrede bezeichnen die Stellung, welche der Autor für sich in Anspruch nimmt. Den „herzlichen Dank, welchen er — und wir mit ihm — für den geehrten und geliebten Namen seines Meisters empfindet", war ihm zugleich Impuls, „eine Aehrenlese zu halten, wo derselbe geerntet hat."

In dieser pietätvollen Gesinnung hat er es nicht gescheut an einem heißen Juliabend des Jahres 1878 von Berlin die ganze Nacht hindurch mit der Postkutsche nach Rheinsberg zu fahren. Erst am andern Morgen um 8 Uhr wurde er vor dem Rheinsberger Rathskeller, dem ersten Wirthshause der Stadt, abgesetzt, welches von Rechtswegen auch das Beste sein sollte.

Trotzdem machte er sich gleich nach eingenommenem Kaffee auf den Weg, um das Schloß in Augenschein zu nehmen.

Der anmuthig naive Bericht, den der Tourist über diese Lokal- und Spezial-Revue erstattet, führt uns leichten Schrittes zu jenem 6. August des Jahres 1736 hin, an welchem der 24jährige Kronprinz Friedrich mit seiner Gemahlin das Feuer des häuslichen Herdes in dem neuen Schlosse am Boberow-See anzündete.

Wie wir hier auf dem Lande die Zeit verbringen — schreibt Friedrich im Oktober 1736 an seinen philosophisch finanziellen Freund den Grafen Suhm — möchte ich Ihnen mit ein paar Worten sagen. Wir haben unsere Beschäftigungen hier in zwei Klassen getheilt, in nützliche und angenehme. Zu den nützlichen rechne ich die philosophischen, geschichtlichen und Sprach-Studien; zu den angenehmen die Musik, die Aufführung von Tragödien, Komödien und die Geschenke, die wir einander machen."

Um diese „Idylle" der „glücklichsten" vier Jahre aus dem mühevollen Leben des Königs in ihrem ganzen Verlauf und allen einzelnen Scenerien heute nach 156 Jahren nachzudichten, dazu fehlt es — wie schon Carlyle hervorgehoben — an dem vollständigen und authentischen Quellen-Material. An dem Hofe des Remusberges gab es keinen Annalisten und Historiographen.

A. Hamilton hat daher, wie auch sein Meister, sich auf die Komposition einer Reihe von Einzelschilderungen beschränken müssen.

In diesen dreiundzwanzig von ihm entworfenen Scenen, Essays und Charakterportraits bildet die jugendglänzende Friedrichs den zusammenhaltenden und belebenden Mittelpunkt.

Um denselben werden von dem Autor in einzelnen Essays die Cavaliere und Damen des Hofes, die Jugendgenossen und Korrespondenten in charakterischen Zügen gruppirt.

So schließen sich die mosaikartig komponirten Detailschildereien der Hamilton'schen Kollektion an die von der Meisterhand Carlyles al fresco entworfene Skizze der Rheinsberger Idylle ergänzend und erläuternd an. C. Z.

Schweizerische Volkslieder mit Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Ludwig Tobler, Professor der deutschen Sprache an der Universität Zürich. Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1882.

Der vierte Band der Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz wird gewiß von allen Freunden volksthümlicher Dichtung

mit Freuden begrüßt werden. Nicht viel über 100 Jahren sind vergangen, seitdem das deutsche Volkslied von Herder und Goethe wieder entdeckt wurde. Dem begeisterten Suchen und reichen Finden der Frühzeit folgte eine Periode nüchternen, kritischen Sichtens, in der wir noch mitten innen stehen. An den Stimmen der Völker und des Knaben Wunderhorn schließen sich bis in unsere Tage reichend die gelehrten Arbeiten und Sammlungen Uhlands, von Liliencrons, Soltaus, von Ditfurths, Hildebrands u. a. Auch eine Sammlung unter landschaftlichem Gesichtspunkte ist nichts neues mehr, aber nirgends noch war ein so vollständiges Verzeichniß der historischen und allgemeinen Volkslieder eines begrenzten Gebietes unter Anwendung der schärfsten philologischen Kritik vorgelegt worden, wie es hier in der 147 Seiten umfassenden Einleitung geschieht. Ueberall, in der Einleitung wie in den Texten, war der Verfasser bestrebt, die vorhandenen gelehrten Untersuchungen und Veröffentlichungen zu ergänzen. Da es ihm andrerseits darauf ankam, keinen wichtigen Ton in dem Zusammenklang schweizerischer Volkslieder fehlen zu lassen, so mußten auch einige wohlbekannte und leicht zugängliche Stücke in den vorliegenden Band aufgenommen werden. Die Angaben über die geschichtlichen Ereignisse, auf welche sich die vorangestellten historischen Volkslieder beziehen, sind leider etwas knapp gehalten, übrigens rechtfertigt der Verfasser dies sein Vorhaben Seite XIII. Unter den allgemeinen Volksliedern stehen die geistlichen voran, erst epische, sodann lyrische. Es folgen die weltlichen, besonders reich die Gruppe der balladenartigen und solcher Lieder, welche sich auf den Kriegsdienst beziehen; aber auch das eheliche und Gemeindeleben gewährt einige Ausbeute. Die lyrisch-weltlichen Lieder gruppiren sich nun: 1. Liebe und Kiltgang (nächtliche Liebeswerbung), 2. Hausrath und Hochzeit, 3. Stände, 4. Sitte und Geselligkeit, Jahreszeitfeste. In den Anhang hat der Verfasser eine Anzahl vierzeiliger Liebesliedchen und Trutzreime verwiesen, welche den oberbairischen Schnadahüpfeln weder an Anmuth noch an Schneid etwas nachgeben. Wie treuherzig und ausgelassen klingt z. B. Nr. 16:

> Min Schatz ist kein Zucker,
> Wie bin i so froh!
> Sunst hätt i ne g'esse,
> Jez han i 'ne no. (Zürich.)

Noch sei erwähnt, daß insbesondere die Züricher Stadtbibliothek aus alten Druckwerken und Handschriften eine Reihe werthvoller Inedita geliefert hat. Mit dem geehrten Herausgeber theilen wir den Wunsch: Mögen diese Lieder, leicht geschürzt und beschwingt, hinausziehen in schweizerische und deutsche Lande, Kunde zu bringen von einem Geiste, der nicht mehr unter uns lebt, aber von dem vielleicht doch einige Funken wieder erweckt werden können! L.

Rußland. Land und Leute von H. Roskoschny. Leipzig. Greßner u. Schramm. Lieferung 9—14.

Das vortreffliche Werk schreitet so rasch vorwärts, daß innerhalb von 3—4 Monaten bereits 14 Lieferungen publizirt sind. Jede einzelne Lieferung bietet sehr interessante Beschreibungen über das russische Leben, über die großen Kunstbauten ꝛc. In dem vorliegenden 9. Hefte sind Schilderungen des Landlebens, sowie der religiösen Gebräuche enthalten. Ueber die soziale Stellung der Popen sagt der Verfasser, daß sich dieselbe in den letzten zwanzig Jahren etwas gebessert hat, es ist dies durch die großen Reformen Alexanders II. mithervorgerufen. Früher war der Pope nicht viel besser gestellt als der Leibeigene. Vom Gutsherrn verachtet und oft arg mißhandelt, mußte er als Zielscheibe roher Scherze dienen. Wagte er sich gegen den Gutsherrn aufzulehnen, so war sein Verderben besiegelt. — Welch' andere Stellung haben von jeher unsere Geistlichen eingenommen! Sie traten früher fast überall wie Herren im Lande auf und streben auch heut zum Theil noch nach Herrschaft. Es wird deßhalb für Manchen von Interesse sein, auch das religiöse Leben und die soziale Stellung der Geistlichkeit in Rußland durch dieses Werk kennen zu lernen. Wir werden noch später einmal auf den Inhalt dieses Buches, welches sehr schön ausgestattet ist, zurückkommen.

Aus Carmen Sylvas Königreich. Leipzig. W. Friedrich. 1883. Mit drei Illustrationen und Faksimile.

Eine werthvolle Gabe ist es, mit welcher die Dichterin Carmen Sylva diesmal die Literatur und ihre zweite Heimath beschenkt. Peleschmärchen nennen sich die wunderbaren Geschichten und Sagen, welche die königliche Dichterin erzählt, nach dem sprudelnden Waldbache Pelesch, der in der Tiefe eines gewaltigen Berges geboren ist, und von dem man sagt, er käme aus einem ungeheuren unterirdischen See, in welchem die Nixen wohnen. Es knüpfen aber die Mehrzahl dieser Sagen und Märchen an allerlei romantische Punkte und Gegenden der Moldau und Walachei an, erzählen die Entstehung eigenthümlicher Namen oder suchen überhaupt poetischen Ausdruck für die Stimmungen und Gefühle, welche uns angesichts romantischer oder idyllischer Gegenden der Natur unwillkürlich ergreifen. Sei es nun, daß die Dichterin an Stoffe anknüpft, wie sie in der Seele des Volkes leben, sei es, daß sie selbst frei erfand, wo die Phantasie des Volkes nicht vorgearbeitet hat, in all' den Sagen ist der einfache volksthümliche Ton auf's glücklichste getroffen, durch alle weht jener poetische Duft, welcher den rumänischen Märchen jenen eigenthümlichen, naturfrischen Zauber verleiht. Freunden der Volkssage seien diese poetischen Erzählungen bestens empfohlen.

Fremde Völker von Rich. Oberländer. Lieferung 17—24. Leipzig. Julius Klinkhardt.

Nach unserer Ansicht hat in der Literatur kein anderes neueres Buch, welches den gleichen oder einen ähnlichen Stoff behandelt, eine gleiche Bedeutung wie das vorliegende Werk. Der Autor besitzt eine sehr lebendige Darstellungsgabe und feine Beobachtung; die Völker, welche er schildert, erregen das Interesse des Lesers im hohen Maße und Jeder wird Vieles aus diesem Buche lernen können.

In der 17. und 18. Lieferung sind u.a. Skizzen aus dem Leben der Indianer Nordamerikas enthalten. Der Verfasser führt in denselben die Bilderschrift der Indianer, ihr Ballcostüm, den Büffeltanz u. A. vor. Ueber das eheliche Leben der Indianer schreibt der Autor, daß die Vielweiberei bei den meisten Indianerstämmen die Regel ist. Die Männer dürfen so viele Frauen sich zugesellen als sie ernähren können, je mehr, um so besser steht es mit der Bebauung des Bodens, denn der Mann kümmert sich darum nicht. In derselben Lieferung werden auch die arktischen Völker und die Bewohner des Kaukasus behandelt. Alle Sitten und Gebräuche derselben, ja selbst ihre Lieder hat der Verfasser in diesen Schilderungen berührt. Es ist ein Bienenfleiß, mit welchem Rich. Oberländer seinen Stoff gesammelt und bearbeitet hat. Am Schlusse seines Buches behandelt der Autor die Hindus und Iranier und giebt über das Leben der Zigeuner, Armenier und Kurden sehr eingehende Mittheilungen.

Wir können dieses Werk auf das Wärmste allen unseren Lesern empfehlen, es ist das beste Buch über die fremden Völker der Erde, welches in neuester Zeit erschienen ist. Die Ausstattung ist vortrefflich und die Illustrationen haben auch einen bedeutenden künstlerischen Werth.

Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Von Bruno Bucher, k. k. Regierungsrath und Custos am k. k. Oesterreich. Museum für Kunst und Industrie in Wien. Wien 1883. Verlag von Georg Paul Fäsy. Vollständig binnen Jahresfrist in 4—5 Lieferungen à 6 Bogen. 1. Lieferung.

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir die Herausgabe dieses Werkes, das ganz geeignet ist, in der in unseren Tagen sonst so fruchtbaren Kunstgewerbe-Literatur eine sich nicht selten schmerzlich fühlbar machende Lücke auszufüllen. Das Lexikon bezweckt eine so viel als möglich vollständige Erklärung aller derjenigen technischen Ausdrücke zu geben, die in den verschiedenen Zweigen älterer und moderner kunstgewerblicher Thätigkeit vorkommen. Die vorliegende 1. Lieferung umfaßt die Buchstaben A bis theilweise E. Kurz, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun, und bestimmt werden die einzelnen Begriffe verdolmetscht. In einer Beziehung ist des Guten zuviel gethan: Die Erklärungen der mythologischen Eigennamen hätten ohne Schaden fortbleiben können; wogegen, da die hohen Künste doch einmal mit einbezogen werden mußten, Begriffe wie Architektur, Architektonik, byzantinischer Stil 2c. nicht fehlen sollten. Bei den Erklärungen von Acanthus, à la grecque u. a. würden einfache Zeichnungen das Verständniß wesentlich fördern, wie solche in mehreren Fällen ja auch beigegeben sind.

Doch wir wollen über Kleinigkeiten nicht rechten. Wir können das Werk nicht bloß Künstlern, Kunsthandwerkern und Kunstschülern, sondern auch allen Liebhabern der Kunstgewerke, besonders Sammlern warm empfehlen. Wir wünschen dem Herrn Verfasser, der sich schon früher große Verdienste um das Kunstgewerbe erworben hat, daß seine Arbeit rüstig vorwärts schreite. Eine eingehende Besprechung behalten wir uns bis nach dem Erscheinen des vollständigen Werkes vor. —t.

Aus der rumänischen Gesellschaft. 2 Romane von George Allan. Leipzig. Theil.

Diese beiden Romane geben ein Spiegelbild des gesellschaftlichen und geistigen Lebens der höheren Stände Rumäniens. „Radu" spielt während des letzten russisch-türkischen Kriegs, „Fürst Demeter" während des Jahres 1865. Letzterer, ein der russophilen Partei angehörender Thronprätendent, ist ein dem Leben nachgezeichneter Charakter. Der edle, vaterlandsliebende und russenfeindliche Radu, sowie Fürst Demeter sind auch fast die beiden einzigen scharf und mit zuweilen unheimlicher Naturwahrheit durchgeführten Charaktere, sämmtliche andere auftretender Männer sind mehr oder minder Clichés, und diese mit Bewußtsein eingeschlagene Oekonomie ist den rumänischen Verhältnissen entsprechend: wenige eminente Charaktere, deren zielbewußte Kraft und Konsequenz einen Halt für die übrigen schwankenden Gestalten bietet. Die Scenen, welche sich auf dem historischen Hintergrunde vor unseren Augen abspielen, sind nichts weniger als erquicklich, aber durchaus wahr; fast könnte man den wirklichen socialen Zuständen Rumäniens gegenüber die frivole rumänische Gesellschaft noch idealisirt finden. Die Darstellung ist scheinbar den dargestellten Personen und Verhältnissen gegenüber gänzlich parteilos. Jedoch ergiebt eingehendere Betrachtung, daß der Charakter von Radus Gattin Olga mit größter Liebe geschildert ist. Dieselbe vergibt nach einem harten Kampfe mit sich ihrem Gatten, der zwar ein höchst geist- und charaktervoller Mann ist, aber doch in Bezug auf eheliche Treue nicht den allerstrengsten Grundsätzen huldigt. Faßt man die liebevolle Schilderung der Handlungsweise Olgas als schriftstellerische Tendenz, so können wir uns mit diesem Kompromißverfahren gegenüber von bestehenden sittlichen Mißständen, die vielmehr zu verurtheilen als zu entschuldigen sind, nicht einverstanden erklären; jedoch zwingt

die fesselnde und kraftvolle Darstellung nicht gerade zur Annahme einer solchen Tendenz. Dafür scheint auch die furchtbare Art zu sprechen, wie in dem ähnliche Verhältnisse behandelnden Fürsten Demeter alle sittenlosen Elemente zu Grunde gehen. — Als Sittenschilderungen können wir diesen Romanen ihrer Schärfe, Wahrheit und ihres ergreifenden Eindrucks wegen eine sehr hohe Stelle inmitten der heutigen Prosaliteratur anzuweisen.

Vier Erzählungen von J. S. Turgeniew. Deutsch von E. St. Leipzig. Otto Wigand. 1882.

Der schwermüthige slavische Volkscharakter ist sehr geneigt, an das Hereinragen und Einwirken der Geisterwelt in die unsrige zu glauben. Drei von den vier Erzählungen T.'s beschäftigen sich mit diesem Zuge. Der Unterlieutenant Tjäglen in „Tuck! Tuck! Tuck!" leidet an jener verhängnißvollen Krankheit, welche halb aus der unruhigen Erregung einer kleinlichen Eitelkeit, halb aus dem Glauben an Schicksal, Stern und Fatum resultirt und mit Prädestinationskrankheit bezeichnet werden kann. Die Virtuosität, mit welcher er arbeitet, um sich selbst, seine Handlungen und seinen schließlichen Tod als durch außergewöhnliche Umstände herbeigeführt erscheinen zu lassen, sind von tragi-komischer Wirkung. Die „sonderbare Geschichte" schildert eine ähnlich beanlagte weibliche Person, welche ihre reiche und angesehene Familie verläßt, um einem hypnotisch angelegten, halbverrückten Vagabunden zu folgen. Die „Erzählung des Vaters Alexëi" schildert das Schicksal eines Theologen, der so gewaltig von Zweifeln ergriffen wird, daß ihm schließlich der Teufel in Permanenz erscheint und er daran untergeht. Auch die vierte Geschichte „die Uhr" hat einen fatalistischen Zug, doch ist sie harmloserer Art und hinterläßt einen befriedigenderen Eindruck. — Man kann nicht sagen, daß die geschilderten Charaktere sehr sympathisch berühren, aber ihre Durchführung ist meisterhaft und trägt trotz der sonderbaren Abnormität der Hauptpersonen den Stempel der Wahrheit an sich. Jedenfalls haben die vier Erzählungen das Verdienst, uns mit einem charakteristischen Zuge, der für das russische Volk typisch ist, in unterhaltender Weise bekannt zu machen.

Frau Aventiure von V. v. Scheffel. Stuttgart. Bonz & Comp. 2. Aufl. Mit 12 Bildern von A. v. Werner.

Eines der schönsten Werke Scheffels ist die Frau Aventiure. In die weitesten Kreise des deutschen Publikums ist diese Dichtung eingedrungen, sie hat viele Tausende erfreut und erwärmt und ist ein poetischer Hausschatz in vielen gebildeten deutschen Familien geworden. Die Dichtung ist wohl den meisten Lesern dieser Zeitschrift bekannt und die Kritik hat bereits ihr Urtheil über dieses Werk abgeschlossen. Aber es verdient auch der Künstler, welcher die Dichtung noch lebendiger durch seine vortrefflichen Illustrationen gestaltete, die höchste Anerkennung. Anton v. Werner ist tief in den Geist dieses Werkes gedrungen und hat mit großer Meisterschaft die schönsten Scenen aus demselben bildlich dargestellt. Wenn Manches dem Leser in diesen „Liedern aus der Zeit Heinrichs v. Ofterdingen" nicht ganz klar geworden ist, so werden die Illustrationen A. v. Werner's ihm die Dichtung näher führen.

In dem Zeitalter des Dampfes und der Elektricität, welches die Welt ohne Rast vorwärts bewegt, sind die schönen und ruhigen Stunden im bürgerlichen Leben seltener geworden. Wer aber Muße findet und einen poetischen Hochgenuß sich bereiten will, der lese die „Frau Aventiure", wenn er sie noch nicht kennt.

Die Ausstattung dieses Buches ist höchst geschmackvoll und elegant.

Der Anhänger. Eine Geschichte aus der Gegenwart von L. v. Ompteda. Leipzig. G. Böhme.

Der Autor dieser Erzählung ist als Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften bekannt; sein vorliegendes Werk gibt ein Bild der modernen Gesellschaft in realistischer Form und enthält sehr interessante Episoden und Charakterschilderungen. Wir wissen nicht, ob der Autor sich öfter auf novellistischem Gebiete bewegt hat, glauben aber, daß dies der Fall sein muß, da das vorliegende Buch mit großer Gewandtheit geschrieben ist und entschiedenes Talent für das novellistische Fach zeigt.

Meyers Hand-Lexikon. Dritte Auflage. In 40 Lieferungen à 30 Pf. Leipzig. Bibliographisches Institut.

Dem gesammten Publikum ist dieses Buch als ein kleiner Hausschatz bekannt, der in keiner deutschen Familie fehlen dürfte. Es gibt kein ähnliches kleines Lexikon, welches mit solcher Vielseitigkeit Alles zusammenfaßt, was für den Gebrauch als Nachschlagebuch nöthig ist. Ueber 60,000 Artikel enthält das unter dem Namen „der kleine Meyer" populär gewordene Handlexikon. Der Preis ist ein sehr billiger, so daß Jeder sich dieses nützliche Buch anschaffen kann.

Wir werden vielleicht noch einmal auf dasselbe zurückkommen, wenn uns mehrere neue Lieferungen der mehrfach gesichteten und ergänzten neuen Auflage vorliegen werden.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau. Druck von **C. H. Schulze & Co.** in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Trewendt** in Breslau.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Monatlich 1 Heft. Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Achter Jahrgang.
Heft 5. Mai 1883.

Breslau und Berlin.

Verlag von Eduard Trewendt.

Breslau
Expedition: Tauenzienstraße 60.

Berlin
Expedition: W. Kurfürstenstr. 13.

...zen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhalts-Verzeichniß.

Mai 1883.

Beata und Halszka.

Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert.

Von

J. Caro.

> Nicht daß man hierinnen fabulas oder gedichte lesen solle, denn wo die warheit überflüssig ist, da ist nit not, daß man solle tichten.
>
> Peter Eschenloër († 1481).

Hätte ich die hier folgende Erzählung ersonnen, dann würde ich mir den Vorwurf machen, die erste Bedingung aller wahrhaften Kunst, das Maßhalten, verfehlt zu haben. Allein sie zeigt merkwürdig einleuchtend, daß zuweilen die Fügungen des Lebens Excentricitäten darbieten, gegen welche wir in der Dichtung unversöhnlich wären. Wenn aber andererseits nach Schopenhauer's richtiger Bemerkung die Kunst des Romanschreibers darin besteht, daß er mit dem möglichst geringsten Aufwand von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringt, so hat der Historiker die gemessene Pflicht, sich vor der Concurrenz mit dieser Methode zu wahren. Er kann das Maß des äußeren Lebens nicht bestimmen, beschränken, er kann dem innern Leben nur so viel Entwickelung einräumen, als ihm die Gunst seiner absoluten Meister, der überlieferten Quellen, gestattet. In allem dem, worin der Romanschreiber das Geheimniß der Erregung und Anziehung besitzt, steht der Geschichtschreiber ihm nach, aber er bringt ein kompensirendes Interesse mit, das jeden Mangel reichlich aufwiegt, — die Wahrheit. Darum glaube ich eben auf Theilnahme für diese Erzählung rechnen zu dürfen, weil sie durchaus wahr ist. Sie beruht in allen Stücken auf Materialien, die nach allen Grundsätzen kritisch-methodischer Geschichtschreibung als unanfechtbar gelten, auf Urkunden, Briefen, Zeugenaussagen, Gesandschaftsberichten u. dergl. m., deren Wortlaut zum größten Theil von dem verstorbenen Grafen Alexander Przezdziecki veröffentlicht wurde.*) Ich habe Nichts hinzugethan; ich habe mich gehütet, die Färbung der zu Grunde liegenden Aktenstücke durch den Vortrag zu verwischen, zu ändern; ich habe mich des trockensten Tones befleißigt, weil ich nur so angesichts der unerhörten Vorgänge das Vertrauen des Lesers, daß er sich in einem Kreise wirklicher Begebnisse bewegt, festhalten zu können meinte. Es wäre nicht schwer gewesen, die Erzählung durch Herbeiziehung eines allgemeinen Hintergrunds zu einem sogenannten Kulturbild des sechzehnten Jahrhunderts auszuweiten. Auch darauf habe ich in der Ueberzeugung verzichtet, daß sich das fabula docet für die Kulturgeschichte dem Leser von selbst aufdrängen wird. Gewiß hat Schlosser nur wenig Recht, wenn er einmal alle Geschichte nur Auszugsmacherei sein läßt. Aber in diesem Falle habe ich mich seinem Princip so eng als möglich angeschlossen.

*) In dem Werke: Jagiellonki polskie w XVI. wieku. Bd. II. u. IV.

I.

Unter den Damen, welche die Prinzessin Isabella von Polen am Tage ihrer Vermählung mit Johann Zapolya im Anfang des Jahres 1539 umgaben, leuchtete vor allen andern durch jeden Vorzug, der ein Weib zieren kann, Beata Koscielecka, die Tochter des Castellans von Wojnic hervor. Die Königin Bona Sforza hatte sich ihre Erziehung angelegen sein lassen, obwohl — oder vielleicht weil die böse Welt erzählte, daß das Blut des Königs Sigismund in ihren Adern fließe. Sie stand damals in ihrem 24. Lebensjahre, und ihre Haltung und Erscheinung schienen das Gerücht nicht Lügen zu strafen. Gornicki, der polnische Nachahmer des Corteggiano, rühmt von ihr, daß sie „etwas Königliches in ihrem Wesen habe", und der Dichter Andreas Cricius, der ihrem Preis eine sogenannte „Prosa" in lateinischen Versen gewidmet hat, sagt ihr nach, daß sie selbst Greisen und Weisen durch ihren Zauber den Kopf zu verdrehen wisse.

Ihr Gemahl war der Starost von Braclaw und Winnica, Elias Ostrogski, der Sohn des litauischen Kronhetmans Konstantin Ostrogski, des Siegers von Orsza, Wisniowiec, Olszanica und andern Schlachten, den der König eine „Säule der Republik", seine Grabschrift heute noch als den „Scipio Ruthenus" preist. Die Ostrogski waren Abkömmlinge des normannischen Hauses Ruryk, und hatten bei der Vereinigung Polens und Litauens durch Wladyslaw Jagiello sich durch engen Anschluß an die großfürstliche Regierung in Wilno und durch ritterliche Dienste hervorragender Art sowohl die suzeräne Herrschaft in ihrem Theilfürstenthum Ostrog, sowie überhaupt eine hochansehnliche Stellung im Lande zu wahren gewußt. Durch die Gnadenverleihungen der Großfürsten und durch verwandtschaftliche Verbindungen war ihr Hausvermögen allgemach angewachsen, und Fürst Konstantin Ostrogski war in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts nicht nur einer der tapfersten und berühmtesten, sondern zugleich einer der reichsten Magnaten in litauischen Landen. König Sigismund, der freigebig wie alle Jagiellonen war, konnte gar nicht aufhören, die Dienste des Hetmans zu preisen und zu lohnen, und er hatte so Unrecht nicht, als er in der offiziellen Urkunde über den Sieg Constantins bei Olszanica, wo 25000 Tataren seinem tapferen Schwerte erlagen, die Meinung aussprach, daß der Hetman nicht bloß mit allen Zeitgenossen, sondern selbst mit den Feldherren des Alterthums den Vergleich auszuhalten im Stande sei.

Als Fürst Constantin sich zum ersten Male — und zwar mit Tatjana, einer Prinzessin von Olszany — verheirathete, war er kein Jüngling mehr, denn er hatte sein 50. Lebensjahr bereits erreicht. Tatjana aber gehörte zu den reichsten Erbinnen des Landes und brachte dem Hetman weitläufige Besitzungen und Herrschaften ins Haus. Die Ehe war durch die Geburt eines Sohnes gesegnet, der den Namen Elias, oder wie die Russen denselben bezeichnen, Ilja, in der Taufe empfing. Der Knabe hatte erst sein zehntes Jahr erreicht, als er seine Mutter durch den Tod verlor. Aber der greise Fürst Constantin fühlte doch in seinem 62. Lebensjahr noch Lebenskraft und Lebensmuth genug in sich, um „dem Befehl seines allergnädigsten Herrn und den Zureden seiner Freunde" nachzugeben und

zu einer zweiten Verheirathung zu schreiten. Seine Wahl traf dieses Mal die Prinzessin Alexandra von Sluck, um deren Mutter sich der Held schon in früheren Jahren einmal durch einen glücklichen Schlag wider die Tataren lebhafte Verdienste und die Dankbarkeit des Hauses erworben hatte. Die Verlobung fand am 22. Juli 1522 zu Wilno statt, ohne daß jedoch der Tag der Hochzeit festgestellt werden konnte, weil der alte Held eben im Begriff war, sich im königlichen Dienste wieder ins Feld zu begeben. Aber schon in diesem vorläufigen Ehevertrage ward festgesetzt, daß die etwa aus dieser zweiten Ehe entstammenden Sprößlinge in Liebe und Erbantheil gegen Ilja, den Sohn aus erster Ehe, in keiner Weise zurückstehen sollen. In der That wurden auch wirklich dem Fürsten noch zwei Kinder geboren, ein Sohn, Wasyl, und eine Tochter. Indeß nur wenige Jahre erfreute sich Constantin dieses ehelichen Glücks, denn im Jahre 1530, als er sein 70. Lebensjahr schon zurückgelegt hatte, rief ihn der Tod aus seiner glänzenden und glücklichen Laufbahn ab. In der Kapelle des heiligen Stefan im Petscherskischen Kloster zu Kiew ruhen unter einem noch heute erhaltenen Denkmal seine Gebeine.

Obgleich Ilja im Jahre 1522, als sein Vater sich zum zweiten Male vermählte, erst 11 Jahre alt war, hatte dennoch die Gnade des Königs ihm schon die Nachfolge in den Starosteien von Braclaw und Winnica nach seinem Vater als „Anreiz zur Nacheiferung in den Tugenden seiner Vorfahren" zugesichert. Aber Ilja schien nicht geneigt, sein übriges ererbtes Vermögen mit seiner Stiefmutter Alexandra und mit seinen Halbgeschwistern zu theilen. Unter dem Vorwande, daß die Wittwe sich von den baaren Geldern, Kleinodien und andern beweglichen Werthgegenständen Mancherlei angeeignet habe, was ihm aus dem Nachlaß seiner eigenen verstorbenen Mutter Tatjana zustände, ließ er, als sein Vater kaum unter der Erde war, hundert berittene Leute aufsitzen und das Schloß Turow, das ausgesetzte Wittwengut seiner Stiefmutter, überfallen, alle Schätze einschließlich der Privilegien und Papiere, unter denen sich auch das Testament seines Vaters befand, darin versiegeln, und stellte das Schloß unter die Obhut eines Verwalters. — Indessen fand Alexandra einen Anwalt in ihrem Bruder, dem Fürsten Georg von Sluck. Dieser klagte beim Könige, und Sigismund nöthigte vorerst den Fürsten Ilja, das Schloß der rechtmäßigen Besitzerin wieder herauszugeben, aber in Betreff der angefochtenen beweglichen Werthgegenstände einer weiteren Entscheidung des Königs entgegenzusehen. Jedoch schon bei dieser Gelegenheit ward festgestellt, daß die Aussteuer der jüngsten Tochter des verstorbenen Fürsten Constantin nicht seiner hinterlassenen Wittwe, sondern ihren beiden Brüdern zur Last fallen soll. — Indessen scheint diese Pflicht der Brüder sich durch den Tod des jungen Mädchens bald erledigt zu haben. Wenigstens verschwindet von da an jede Spur ihrer Existenz.

Ungleich verwickelter und verhängnißvoller war jedoch ein Prozeß, der unsern Ilja einige Jahre später wiederum nach Krakau führte.

Bald nachdem Ilja die Anwartschaft auf die einträglichen Starosteien Braclaw und Winnica erhalten hatte, war sein Vater Constantin mit seinem

besten Freunde und Kriegsgefährten Georg Radziwill, dem obersten Würdenträger von Litauen, übereingekommen, sich durch eine Familienverbindung noch enger an einander zu schließen. Zwar waren die beiden Töchter des Georg Radziwill noch jung, die ältere, Anna, zählte erst 5 Jahre, und die jüngere, Barbara, war erst im Jahre zuvor, 1522, geboren. Aber auch Ilja war ja erst 12 Jahr alt, und es war keineswegs die Meinung der Eltern, ihre Kinder unauflöslich zu vinculiren. Nur wenn Ilja und Anna, in das geeignete Alter gekommen, in die Vermählung aus freier Entschließung willigen würden, sollte das Verlöbniß vom Jahre 1523 zu vollem Recht bestehen. Indessen zweifelten die Väter doch so wenig an der Wahrscheinlichkeit, daß sich die Kinder dereinst gefallen würden, daß sie das einzige große Hinderniß, das dem geplanten Ehebunde aus der Glaubensverschiedenheit entgegentreten könnte, schon im Voraus zu beseitigen, bemüht waren. Ilja war nämlich griechisch-katholisch, während Anna der lateinischen Kirche angehörte. Man bedurfte also eines päpstlichen Dispenses, und Papst Clemens VII. trug auch kein Bedenken, in Rücksicht darauf, daß die ruhmvollen Kriegsthaten Constantin Ostrogski's wesentlich einer Regierung römischer Obedienz zu Statten gekommen waren, den Freibrief schon im März 1523 zu ertheilen.

Indessen scheint Herr Georg Radziwill anderer Meinung geworden zu sein, als der alte Fürst Constantin gestorben war. Denn alsbald darnach trat er mit einer andern ausgezeichneten Familie, mit dem Wojewoden Albrecht Gasztold in Verhandlungen über eine Vermählung seiner Tochter Anna mit dessen Sohne Stanislaw, und nachdem die beiden Väter sich geeinigt hatten, ließen sie durch Unterhändler dem jungen Ilja das Ergebniß ihrer Abmachungen mittheilen, jedoch mit dem Zusatz, daß Herr Georg es gerne sehen und genehmigen würde, wenn der reiche Erbe die zweite Tochter Barbara, die damals etwa 12 oder 13 Jahre zählen mochte, und von welcher zur Zeit Niemand ahnen konnte, daß sie noch dereinst als Königin den Thron Polens zieren würde, als Ehegattin sich gefallen ließe. Nach Allem, was wir wissen, müssen die Unterhändler von Ilja übel empfangen worden sein. Herr Radziwill sah ein, daß er sich mit seinem Vertragsbruch in dem jungen Fürsten einen Feind machen könne. Das wollte er aber nicht, und darum begann er dasselbe Ränkespiel von Neuem. Er wußte gegen Ende des Jahres 1536 den Wojewoden Gasztold zu bewegen, daß dessen Sohn mit der jüngern Tochter, Barbara, fürlieb nahm, und kam jetzt rücksichtlich seiner älteren Tochter Anna auf die Verabredungen zurück, die er einst mit seinem Freunde Constantin Ostrogski getroffen hatte. Allein in dem Punkte sollte er doch eine bittere Täuschung erfahren. Zu seiner größten Ueberraschung kam jetzt von dem Fürsten Ilja die determinirte Erklärung, daß er durch die Abreden seines verstorbenen Vaters in keiner Weise sich gebunden glaube, und daß er die Freiheit, seine Hand einer Dame seiner Wahl zu bieten, in vollem Umfang für sich in Anspruch nehme. Umsonst trieb Herr Radziwill die Sache zum Prozeß vor dem Könige. Der König mußte zu Gunsten Iljas um so mehr entscheiden, als die Durchführung des Verlöbnißvertrages von 1523 an die freie Zustimmung der beiden jungen Leute geknüpft war, Am übelsten war dabei die arme Anna Radziwill daran. Während ihre Schwester

Barbara den jungen Gasztold heirathete, blieb sie noch zehn Jahre lang unvermählt, und erst als Barbara schon Königin von Polen geworden war, fand sie nicht ohne den vermittelnden Einfluß derselben einen standesgemäßen Freier.

Ilja aber war frei. Er konnte über Herz und Hand verfügen, und seine Wahl fiel auf die reizende und viel gefeierte Beata, die Tochter des Castellans Andreas Koscielecki, welche am Hofe der Königin Bona erzogen worden war, und jedenfalls, auch wenn jene Gerüchte über ihren Ursprung, wie wahrscheinlich, völlig unbegründet waren, zur königlichen Familie in naher verwandtschaftlicher Beziehung stand. Beata war 23 Jahr alt, als der 28jährige Ilja um ihre vielumworbene Hand anhielt. Wenige mochte es im Gebiete der polnischen Krone geben, die dem freienden Magnaten die Wage zu halten im Stande gewesen wären. In angemessenem Alter, der reiche Erbe weit ausgedehnter zahlreicher Liegenschaften, Inhaber der Einfluß sichernden Castellaneien von Braclaw und Winnica, Träger vielfältiger überkommener Privilegien — hatte er doch für sich und seine Nachkommen das Vorrecht, mit rothem Wachs zu siegeln, d. i. nach den Vorstellungen der Zeit ein Attribut der Souveränetät — bestrahlt von dem Kriegsruhm seines Heldenvaters, freigebig seine großen Einkünfte um sich streuend, und, wenn diese nicht ausreichten, durch Versatz von Silber und Kostbarkeiten immer im Stande, einen Goldregen um sich sprühen zu lassen, wie hätte da die schöne Beata, welche, wie sich bald zeigen wird, ein starkes Gefühl für Vorzüge solcher Gattung besaß, widerstreben sollen? Sie willigte ein, und an jenem oben erwähnten Tage, an welchem sie unter den Brautjungfern der Prinzessin Isabella durch ihre strahlende Schönheit die Augen aller Gäste und Heimischen auf sich zog, war sie selbst eine glückliche und hoffnungsvolle Braut. Am Tage nach der Hochzeit des Zapolya, am 3. Februar 1539, stand sie selbst mit dem Fürsten Ilja Ostrogski, der mit seiner silbernen Rüstung auf schwarzem Sammet, mit seinem tatarischen Ledergurt, in den mit silbernen Sporen besetzten Stiefeln keine üble Figur gemacht haben wird, vor dem Traualtar.

Das junge fürstliche Ehepaar blieb nur noch wenige Wochen in Krakau, um die wichtigsten Geschäfte in Bezug auf den neugegründeten Familienstand abzuwickeln. Dann führte Ilja seine „Fürstin Ilina", wie Beata nach russischem Brauch jetzt auch benannt wurde, auf sein Stammschloß Ostrog in Wolynien, und richtete ihr einen Hof von Damen ein, wie es der Gebieterin so weitläufiger Landstrecken und so zahlreicher Ortschaften geziemte. In den Honigmonden tauschten die beiden Gatten gegenseitig Beweise innigster Liebe mit einander aus, und gewiß wird es für Ilja die Blüthe seines Glückes gewesen sein, als ihm Beata die Hoffnung verrieth, daß das glorreiche Geschlecht der Ostrogski dem Ansatz eines neuen Gliedes entgegensehen dürfe.

Von jenen Geschäften in Krakau aber, und von den Zeugnissen der Liebe zwischen den Neuvermählten müssen wir im Hinblick auf die späteren Verwickelungen noch reden, so wenig sie auch für sich anziehend genannt werden können. Zunächst galt es etwa vier Wochen nach der Hochzeit, Beata aus der Vormundschaft des Königs und des Herrn Severin Boner, deren Schutz sie von ihrem

sterbenden Vater anvertraut worden war, zu lösen. Die Akte darüber datiren vom 1. März 1539. Dann mußte doch die Mitgift festgestellt werden, und Ilja verschrieb seiner Gattin unter Bestätigung des Königs 33,082 Gulden auf den dritten Theil seines väterlichen Erbes. Dagegen scheint es nicht, daß der junge Fürst große Summen baren Geldes mit seiner schönen Gattin mitbekommen hat, denn eben in jenen Tagen sehen wir ihn bei dem Krakauer Kaufherrn Schilling sein Silbergeräth um tausend Gulden versetzen, nachdem er einen Theil davon schon früher in Litthauen bei einem Herrn Skoruta und bei einem Herrn Žaba in Pfand gegeben hatte. Dagegen schenkte ihm Beata allerlei Kleinodien, Perlen, Edelsteine und lieh ihm bar 6000 Gulden, „die sie von ihren Freunden erhalten hatte.“ Im Uebrigen wird wohl Herr Ilja in dieser Zeit alle seine wirthschaftlichen Verhältnisse soweit als möglich in Ordnung zu bringen gesucht haben, denn wir hören noch, daß er seine auf ein Darlehen seines Vaters gegründeten Ansprüche auf die Güter des Fürsten Andreas von Zaslaw gegenüber dessen Erben, dem Fürsten Kuźma, geltend zu machen suchte. Der König verschob die Entscheidung dieses Prozesses bis zu seiner Anwesenheit in Litauen, und somit stand der Abreise des neuvermählten Fürstenpaares nach ihrem Stammschlosse nichts mehr entgegen.

In seinem frohen Glück über die verheißungsvollen Eröffnungen Beatas verschrieb der liebende Ilja seiner Gattin und ihren zu erhoffenden Kindern drei schöne Schlösser mit sammt den zugehörigen Bauernhöfen und Bojarenwirthschaften, und für jene 6000 Gulden, die Beata ihm aus ihrer persönlichen Habe vorgestreckt hatte, übermachte er ihr auf Lebenszeit das Stammgut seiner Mutter, das Schloß Röwno mit Dörfern und Gehöften.

Allein der Himmel des glücklichen Paares sollte sich gar bald trüben. Die paar Sommermonate des Jahres 1539 hatten sie fröhlich auf Schloß Ostrog verlebt, als plötzlich im August Fürst Ilja dermaßen erkrankte, daß es ihm gerathen schien, für sein Seelenheil und für das zukünftige Schicksal seiner geliebten Gattin und des unter ihrem Herzen sich regenden Kindes Sorge zu tragen. Der Landmarschall von Wolynien, Theodor Sanguszko, war „sein bester Freund auf Erden“, den er mit dem Namen eines „Bruders“ zu bezeichnen pflegte, und darum wollte er ihm den Schutz seiner theuren Gemahlin und seines Kindes anvertrauen. Er ließ ihn daher sofort zu sich rufen, und in Gegenwart desselben diktirte er am 16. August sein Testament, unterschrieb es mit eigener Hand und siegelte es mit seinem Petschaft in rothem Wachs, wie es das Vorrecht seines Hauses war. Viele sentimentale Worte enthielt es nicht. Der Fürst sorgte für Alles wie ein frommer Herr und wie ein treuer Hausvater. Sein Leib, wünschte er, solle bei den Gebeinen seiner Vorfahren in der Kirche der allerreinsten Mutter Gottes im Petscherskischen Kloster in Kiew ruhen. Dafür bestimmte er sowohl dieser Kirche, sowie mehreren anderen und ihren Priestern einige Summen baren Geldes. Von seinen zwei Silberrüstungen sollte eine der Gattin verbleiben, die andere aber nebst einigem Silber aus dem Hausschatze, das noch nicht verpfändet war, zur Bekleidung von zwei Heiligenbildern und zur Anfertigung eines Kreuzes verwendet

werden. Soviel zur Wahrung seiner Seligkeit. Die geliebte Gattin aber und sein zu erhoffendes Kind befahl er dem Schutze und der Vormundschaft des Königs Sigismund, seines Sohnes des Königs Sigismund August, der Königin Bona, des Herrn Iwan Bogdanowitsch Sapieha, des Wojewoden von Podlachien, des Bischofs Georg Falczewski, seines „Bruders“ des Fürsten Theodor Sanguszko, des Landmarschalls von Wolynien, sowie der königlichen Sekretäre Iwan Hornostaj und Iwan Wassiljewicz.

Diesem Vormundschaftsrath schärfte das Testament vor Allem die absolut anerkannte Legitimität des erwarteten Kindes ein und bestimmte, daß Beata mit demselben von allen Gütern, väterlichen und mütterlichen Erbes, bis zur Mündigkeit des Kindes den freien Nießbrauch haben sollten, nur mit der Verpflichtung, soviel als möglich aus den Einkünften die Schulden zu tilgen. Wenn bei der Majorennitätserklärung seines Halbbruders Wasyl Ostrogski die Theilung des väterlichen Erbes wird vorgenommen werden müssen, dann sollen die Vormünder dafür Sorge tragen, daß er beileibe keine Ansprüche auch auf die andere Hälfte desselben etwa erhöbe. Außer den Schenkungen, welche Ilja seiner Gemahlin als Morgengabe und später bei der Verkündung des nahenden Familienglücks gemacht hatte, gab er ihr in seiner letztwilligen Verfügung alle eingebrachten Werthsachen, Edelsteine, Perlen u. dgl., sowie die Hälfte aller beweglichen Schätze aus seiner väterlichen Schatzkammer. Die andere Hälfte gehörte seinem Halbbruder Wasyl. Das große Erbgut Januszpole, das eben erst durch einen Todesfall der Fürstin Beata zugefallen war, soll gegen einen Jahreszins von 4000 Gulden an irgend einen Bewerber ausgethan, und dafür die verpfändeten Silbergeräthe eingelöst werden. Mit diesem Silber sollen wiederum die Schulden gedeckt werden, und nur zwei Ketten und eine Spange, die er erst neuerdings der Fürstin zum Geschenke gemacht hatte, sollten für den Sohn oder die Tochter, die Gottes Gnade ihnen bescheren würde, erhalten bleiben. Uebrigens bat Ilja die königliche Familie unterthänigst, im Andenken an die Verdienste seiner Vorfahren sein Weib und seine Nachkommenschaft vor jeder Kränkung und Beeinträchtigung zu hüten, und „um seine Seele nicht zu belasten,“ entsagte er allen Ansprüchen auf das Fürstenthum Zaslaw, wegen welcher erwähntermaßen noch der Prozeß vor dem Könige anhängig war. Diesen seinen Wunsch drückte er noch in einem besondern, an den Fürsten Theodor Sanguszko gerichteten Schreiben aus, in welchem er ihn zugleich bat, als Vormund seine Bestimmungen in dieser Angelegenheit vor dem Könige zu vertreten.

Nachdem so der Fürst Ilja seine irdischen und selischen Angelegenheiten geordnet hatte, legte er sich zum Sterben hin. Im blühendsten Lebensalter, in dem nur wenige Monate genossenen ehelichen Glück traf ihn der Tod am 19. August 1539.

Ob Beatas Schmerz groß oder gering war, ob die Trauer sie sehr oder wenig erschütterte, wie und wann sie die Bestattung ihres jungen Gatten besorgte, von allem dem wissen wir Nichts zu sagen. So viel können wir nur erzählen, daß die junge Wittwe etwa einen Monat nach dem Tode des Fürsten am könig-

lichen Hofe erschien, um „die Stirn zu beugen" und um die königliche Bestätigung des Testaments nachzusuchen. Nachdem diese ihr auch am 23. September zu Theil geworden war, kehrte sie in das Stammschloß der Ostrogski zurück und trat die Verwaltung der ganzen reichen Hinterlassenschaft Iljas, einschließlich des ihrem unmündigen Schwager Wasyl zustehenden Vatertheils in vollem Umfang an. Zwar regte Wasyl bei dieser Gelegenheit den Vorschlag an, ihm schon jetzt sein Erbe ausfolgen zu lassen, aber der König entschied, daß mit der Theilung des väterlichen Erbgutes noch ein Jahr und sechs Wochen zu warten sei, daß aber Beata mittlerweile für eine gute Bewirthschaftung dieser Güter Sorge tragen müsse.

Als nun die Zeit erfüllt war, trat das von dem Verblichenen so heiß erwünschte Familienereigniß ein. Beata gebar eine Tochter, welche in der Taufe den Namen Halszka, d. i. Elisabeth, erhielt.

Für eine Frau in den Umständen Beata's, oder der Fürstin Ilina, wie die Russen sie zu nennen pflegten, war eine Aufgabe, wie die sorgliche Verwaltung eines so umfänglichen Grundbesitzes, schon an sich nichts weniger als leicht, auch wenn sie an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt gewesen wäre. Nach dem Vorbilde aber, das ihre Patronin, die Königin Bona, ihr geboten hatte, waren diese Eigenschaften an Beata gewiß nicht vorauszusetzen, und ein gewisser herrischer und rücksichtsloser Sinn der Dame vermehrte die Uebel einer Verwaltung, die weniger von maßvoller Einsicht, als von ungestümen Willenseingebungen geleitet war. Bald klagten die freien Gehöftebesitzer, die man dort Bojaren nannte, über unerträgliche Zinsbelastung. Vielen nahm man die Güter weg, auf denen schon ihre Vorfahren gesessen hatten. Tüchtige, noch von Ilja bestellte Beamte mußten unfähigen Leuten weichen, die der Fürstin gefallen hatten, und die Schlösser in der Ukraina, die wegen der unaufhörlichen Gefahr eines Tatarenüberfalls einer besondern Sorgfalt bedurft hätten, waren durch die Sorglosigkeit solcher Angestellten ganz preisgegeben. Von allen Seiten gingen Klagen über die Fürstin Ilina beim Könige ein; man warf ihr vor, daß sie eine gewisse Staatssteuer (die sog. Serebczyzna) gar mehrmals von ihren Hintersassen eingezogen habe, und daß sie, verfügbares Capital genug in Händen haltend, noch nicht einmal den Anfang mit der Tilgung der Schulden des verstorbenen Fürsten gemacht hätte. Leuten, die gar kein Anrecht darauf hätten, würden Güter eingeräumt, die zu dem Stammbesitz gehörten. Kurzum, es sei ein übles Regiment, das da die verwittwete Fürstin führe.

Der König berieth sich daher mit der Königin Bona und den übrigen Vormündern, und beauftragte den Fürsten Theodor Sanguszko, als den Testamentsvollstrecker, für die Abstellung aller dieser Ungehörigkeiten Sorge zu tragen. Zugleich aber schrieb er unter dem 3. März 1540 an Frau Beata, daß sie sich in keiner Beziehung den Maßnahmen und Rathschlägen des Fürsten Theodor Sanguszko widersetzen zu wollen, beikommen ließen.

Mußte diese Mahnung schon der stolzen Fürstin etwas drückend erscheinen, so kam bald noch ein Anderes hinzu, um ihr die Laune zu verderben. Ihr unmündiger Schwager Wasyl und seine Mutter Alexandra, die Wittwe des alten Helden Constantin Ostrogski, bestanden auf der Theilung des väterlichen Erbgutes

der Ostrogski und forderten zugleich nicht nur eine Entschädigung für die Einkünfte aus denselben, vom Todestage Iljas an gerechnet, sondern auch mit der Majorennitätserklärung Wasyls ein Vormundschaftsrecht über seine kleine Nichte Halszka und deren reiche Besitzungen. — Selbstverständlich setzte Beata namentlich gegen diese letztere Zumuthung allen ihr möglichen Widerspruch entgegen. In der That hatte sie dafür die Bestimmungen des litauischen Landrechts auf ihrer Seite, das der Wittwe, wofern sie nicht eine neue Ehe einging, die Vormundschaft über die Kinder und deren Vermögen zusprach.

Obwohl Beata auf die Theilung der Ostrogski'schen Güter gefaßt sein mußte, zumal dieselbe schon in dem Testamente ihres verstorbenen Gatten vorgesehen war, mochte es ihr doch einen schlimmen Strich durch alle ihre Rechnungen machen, daß der König Sigismund bei seiner Anwesenheit in Wilno durch Edict vom 11. Januar 1541 das Testament des Fürsten Ilja gänzlich kassirte und den Prinz Wasyl für mündig erklärte. Die Frage wegen der Vormundschaft über Halszka sollte einer spätern Entscheidung vorbehalten bleiben. Einstweilen aber wurde der ganze Ostrogski'sche Nachlaß sequestrirt, und eine Compromiß-Commission eingesetzt, die nach sorgfältiger Berechnung der Einkünfte aus dem Grundbesitz eine entsprechende Theilung und gütliche Vereinbarung zwischen den Erben bewerkstelligen sollte. Außer dem Bischof Georg Falczewski saß unter den von dem Könige ernannten Commissaren kein einziger von denen, welche Ilja zu Vormündern seiner Hinterlassenen eingesetzt hatte. Aber die Commission scheint gut und schnell gearbeitet zu haben, denn schon am 20. Dezember eben desselben Jahres 1541 konnte ihr getroffener Ausgleich den Parteien publizirt werden. Eine Strafe von 10000 Schock litauischer Groschen traf diejenige, welche den Compromiß nicht annehmen würde.

Darnach sollten nun die Sequestratoren die gesammten Erträgnisse der Ostrogskischen Patrimonialgüter vom ersten Jahre nach dem Tode Iljas der Wittwe, die vom zweiten Jahre aber dem Prinzen Wasyl zuweisen. Für die durch den Fürsten Ilja veräußerten Güter aus dem väterlichen Nachlaß sollte aus dem auf die Prinzessin Halszka fallenden Antheil eine Compensation genommen werden. Hiernach hatten dann die Commissare das ganze Ostrogskische Erbe in zwei Massen getheilt, von denen Wasyl sich eine zunächst wählen durfte. Die Pietät für das Stammschloß scheint bei dem jungen Wasyl Ostrogski nicht groß gewesen zu sein, denn er wählte diejenige Gruppe von Gütern, bei der sich Ostrog nicht befand. Er nahm die Schlösser Dubno, Drohobuz' und Zdzienciol, den Kreis Zwiahel und die Höfe Krupa und Zdolbica. Und darnach blieben für die Prinzessin Halszka die Schlösser Ostrog, Polonne, Krasilow, Cudnow, der Hof Nowostawce und der Hof von Gorki, sowie ein Haus in Wilno, von denen jedoch die beiden letztern als Compensation für vordem geschehene Veräußerungen dem Wasyl überwiesen wurden. Indeß sollte diese Theilung vor der Hand nur Bestand haben, bis Halszka die Großjährigkeit erlangt haben würde.

Immerhin war Beata noch eine der reichsten Frauen im Lande, denn der eine Theil aus dem väterlichen Erbe Iljas, in Verbindung mit dem mütterlichen,

von der Fürstin Tatjana stammenden, und ihrem eigenen Vermögen verbürgten ihr noch wahrhaft königliche Revenüen. Was an beweglichen Gütern, an Kostbarkeiten, Edelsteinen und Edelmetallen ihr auf Grund des Testamentes ihres verstorbenen Gatten zugefallen war, wird die vorsorgliche Beata wohl schon bei Seite gebracht haben, denn das Inventarium derselben, das bei der Uebergabe des Schlosses Ostrog durch die Sequestratoren aufgenommen wurde, deutete doch auf eine gar zu armselige Ausstattung eines der blühendsten und berühmtesten Stammsitze im Lande hin. Um aber gegen alle weiteren Ansprüche Wasyls gesichert zu sein, suchte sich Beata durch den Versatz zweier Güter aus Iljas Muttererbe 6000 Schock Groschen bares Geld zu schaffen, um Jenem die für ihn noch durch die Compromißcommission auscalculirte Summe sofort entrichten zu können.

Aber auch damit waren die Erbschaftsverhältnisse noch nicht vollkommen geklärt, denn nunmehr mußte doch erst die Vermögenslage zwischen Mutter und Tochter geordnet werden. Auch dazu delegirte der König eine besondere Commission, und diese schied zunächst aus dem Gesammt-Nachlaß des Fürsten Ilja das der Gemahlin als Morgengabe einst zuerkannte Drittel seines väterlichen und mütterlichen Antheils für die verwittwete Fürstin aus. Zwei Drittel sollten Eigenthum der Tochter bleiben, aber selbstverständlich unter der vormundschaftlichen Verwaltung der Mutter. Nimmt man nun, daß Beata drei Schlösser (Stepan, Satyjow und Chlapotyn) und den Pfandbesitz der Herrschaft Rowno als Liebesgaben ihres Gatten schon bei Lebzeiten desselben zu persönlichem Eigenthum erhalten hatte, und daß es ihr bald gelang die verpfändeten Schlösser Klodno, Czernichow und Hlusk und später noch Holszany und Susza auszulösen, so findet man, daß die offenbar ebenso kluge als schöne Fürstin es verstanden hat, den größten Theil der Besitzungen des Fürsten Ilja zu ihrem eigenen unabhängigen Vermögen umzuwandeln, über welches keine Vormundschaft sich irgend ein Verfügungsrecht anmaßen durfte. Sie sorgte dafür, daß der König Sigismund alle Privilegien ihres reichen Besitzstandes, namentlich auch die von Halszka's Großvater herstammenden, gesetzlich bestätigte; und wenn auch kleine Irrungen immer noch mit dem Fürsten Wasyl Ostrogski, ihrem Schwager, bestanden, so wurden dieselben doch durch nicht grade ins Gewicht fallende Opfer gelöst. Worauf es aber Beata insbesondere ankam, den gewaltigen Vermögensbesitz schrankenlos ohne Mitwirkung von Vormündern verwalten zu können, das hatte sie durch alle die geschilderten Operationen erreicht. In allen den Aktenstücken, aus denen dieser Zusammenhang erhellt, ist von dem Fürsten Theodor Sanguszko, dem „Bruder" Ilja's, der der Vollstrecker seines Testamentes hätte sein sollen, mit keiner Silbe Erwähnung gethan. Beata hatte jetzt nur noch mit ihrer Tochter Halszka zu rechnen, und diese wurde frühzeitig daran gewöhnt, keinen andern Willen, als den der Mutter zu haben. So durfte Beata darauf hoffen, noch recht lange im vollen Besitz des Fürstenthums Ostrog zu bleiben.

II.

Halszka hatte die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten und kaum ihr zehntes

Lebensjahr zurückgelegt, als sich schon die Freiwerber von Fürsten und Herren aus dem Lande wie aus der Fremde in Ostrog auf dem Fuße folgten, um die Hand der jungen Prinzessin zu gewinnen. Beata wußte sie alle mit artigen Worten abzuweisen, indem sie auf den König Sigismund August, der mittlerweile den Thron bestiegen hatte, als den obersten Vormund verwies. Diese Ausflucht war um so nothwendiger, als der König in der That von der Fürstin bürgschaftliche Versicherungen gefordert hatte, daß sie ohne sein Wissen und Wollen ihre Tochter nicht verheirathen werde. Als sie im Jahre 1550 einmal nach Polen um die Zeit der Reichstagssitzungen reisen wollte, und es den Anschein hatte, daß damit ein Heirathsplan mit einem Andreas Koscielecki, einem Verwandten der Fürstin, in Verbindung stände, schrieb der König an den Großmarschall von Litauen, an Radziwill, wie ungern er diese Reise sähe. Und als sich gar das Gerücht von dem schon geschehenen Verlöbniß verbreitete, wandte sich der König abermals an diesen Würdenträger mit dem ausdrücklichen Befehl, der Sache entschieden entgegenzutreten. „Wir werden," meinte der König, „wenn der Abschluß schon erfolgt sein sollte, schon einen geeigneten Vorwand finden, um ihn rückgängig zu machen." Der Grund war, daß der König einen polnischen Herrn nicht in den Besitz des litthauischen Fürstenthums Ostrog kommen zu sehen wünschte. Und so wichtig war ihm dieser Fall, daß er ihn sogar auf die Gesetzgebung Einfluß gewinnen ließ. Im Jahre 1551 wurde im litauischen Landtag festgesetzt, daß vaterlose Töchter ohne Einwilligung der nächsten Verwandten sich nicht verheirathen dürften. Diese Satzung ließ der König der Fürstin Beata ausdrücklich kundmachen, damit sie nicht Unkenntniß des Gesetzes vorschützen könne, wenn sie ihre polnischen Verwandten, wie man besorgte, begünstigen wollte. Ja, als wieder einmal ein Gerede herumkam, daß ein Mielecki um die Prinzessin Halszka, nicht ohne Beförderung von Seiten des Großmarschalls, werbe, so lud der König den Letzteren zu einer persönlichen Conferenz vor, „weil gar viel daran liege, wem dieses junge Mädchen ihre Hand zur Ehe reichen wird."

Bei dem Einfluß des Großmarschalls auf den König war es ganz natürlich, daß die jungen Herren, welche sich für die Prinzessin als geeignete Brautwerber gut genug hielten, häufig den Herrn Radziwill um seine Protection angingen. Unter Andern hatte sich auch ein junger Magnat, von etwas abenteuerlichem Wesen und' gewaltsamen Neigungen, Herr Demetrius Wisniowiecki, an ihn gewandt, und der Großmarschall hatte sich auch wirklich zu einer Art von Versprechen bewegen lassen. Aber dieser Freier gefiel dem Fürsten Wasyl, der nach dem neuen Landesgesetz ein gar wichtiges Wort darein zu reden hatte, ganz und gar nicht, und nicht nur, daß er demselben jede Hoffnung vertrat, suchte er vielmehr seinem eigenen Schützling nunmehr die Wege nach Kräften zu ebenen — freilich nur, um ihn aus einem Augenblick des Glücks in einen schauderhaften Untergang zu stürzen.

Dieser Schützling aber war kein anderer, als der Fürst Demetrius Sanguszko, der Sohn des mittlerweile verstorbenen Theodor, des ehemaligen „Bruders" des Fürsten Ilja und Vormunds der Beata und Halszka.

Demetrius war am königlichen Hofe erzogen und hatte sich bereits einen guten Ruf durch seine Tapferkeit in den Kämpfen in der Ukraina und namentlich auch bei der Belagerung von Zitomir durch die Tartaren erworben. Als ältester Sohn war er von seinem Vater zum Vormund seiner Geschwister eingesetzt worden, unter denen sein Bruder Roman sich nicht lange darauf als Nationalheld bewähren sollte. Demetrius selbst besaß bereits die Starosteien von Kaniow und Czerkassy, und genoß den Ruf eines verwegenen und etwas wilden Heerführers, der jedoch mehr von seiner unbändigen Kosakenrotte, an deren Spitze er stand, auf ihn übertragen schien. Ja man erzählte von ihm, daß er sogar aus einem ihm verwandten vornehmen Hause eine junge Dame gewaltsam entführt hätte.

Daran war wohl etwas Wahres, aber der Vorfall war doch nicht so schlimm, als ihn das Gerücht darstellte. Vor mehreren Jahren war nämlich der junge Fürst Sanguszko einmal bei dem Königsmarschall Wasyl Polubinski zu Gaste, bei welchem eine vaterlose Enkelin, Maryna mit Namen, noch im Kindesalter stehend, erzogen wurde. Dem Großvater schien eine Heirath der kleinen Maryna mit dem reichen Sanguszko nicht unvortheilhaft, und alsbald hatte er auch den jungen Herrn für die Idee gewonnen. Demetrius gab die landesüblichen „Bürgschaften,“ der alte Polubinski händigte ihm Gold, Silber, Kostbarkeiten, Perlen, Edelsteine seiner kleinen Enkelin gegen einen Sicherheitsbrief und gegen eine Schuldverschreibung auf die Sanguszko'schen Güter für den Fall, daß aus der Ehe nichts würde, vertrauensvoll ein. Bald darauf starb aber der alte Herr, und da Demetrius seine kleine Verlobte nicht bei ihren mütterlichen Verwandten wissen wollte, so holte er sie aus ihrem Elternhause und gab sie seiner eigenen Tante, der Schwester des Fürsten Theodor Sanguszko, zur Erziehung. Dort befand sich Maryna, noch in minorennem Alter, als Fürst Demetrius auf Schloß Ostrog als Gast erschien.

Bald ging denn auch in Litauen die Rede von einer Verlobung des Fürsten Demetrius mit der jungen Erbin von Ostrog, die damals erst 13 Jahre alt war. Aber so wenig zweifelte man alsbald an der Begründung des Gerüchts, daß die Verwandten der jungen Maryna die Zurückholung des verlassenen Kindes in's Auge zu fassen anfingen. Die Sage hatte auch eine gute Berechtigung, denn Demetrius war sowohl von der Fürstin Beata, als auch besonders von dem Fürsten Wasyl Ostrogski, der auf Dubno residirte, vortrefflich aufgenommen und ermuthigt. Er hielt um Hand und Herz der jungen Halszka an, und erhielt von der Fürstin schriftlich die Zusage der Einwilligung. Stolz auf seinen Erfolg kehrte Demetrius nach Czerkassy wieder zurück auf die Grenzwacht.

Was davon verlautete, mochte im Anfang des Jahres 1553 den König Sigismund August veranlassen, der Fürstin zu schreiben, daß er den Großmarschall und Wojewoden von Wilno, den Fürsten Radziwill, beauftragt hätte, mit ihr zu Rathe zu gehen, wen sie, wenn die Zeit gekommen sein würde, mit der Hand ihrer Tochter beglücken wolle. Denn dem Könige kam es darauf an, seinen Einfluß als oberster Vormund der Erbin zu wahren. Mochten nun diese Verhandlungen den Fürsten Wasyl Ostrogski das Spiel seiner Schwägerin durchschauen

lassen, oder mochte er auf andere Weise zu der Ueberzeugung gelangt sein — genug, er setzte den jungen Sanguszko davon in Kenntniß, daß die Fürstin Beata keineswegs gesonnen sei, ihr ihm gegebenes Versprechen zu halten.

Auf der Stelle verließ Demetrius, ohne dem Könige davon Anzeige zu machen, Czerkassy, um sich die in Litauen üblichen „Bürgschaften" für den Vollzug des Verlöbnisses zu verschaffen. Zunächst versicherte er sich der guten Dienste des Fürsten Wasyl, und hierauf ließ er sich bei Frau Beata anmelden, um „sie, seine Verwandte, zu besuchen und ihr Brod zu essen." Die Fürstin schlug das nicht ab. So kam denn Demetrius in den ersten Tagen des Monats August 1553 nach Schloß Ostrog mit dreißig berittenen Kosaken, von denen ein Theil am Thore zurückblieb, während der junge Fürst die Damen des Hauses im Hofe begrüßte.

Indem dies noch geschah, meldete man der Fürstin, daß ihr Schwager, Fürst Wasyl, sie gleichfalls besuchen wolle. Wie diese beiden Verwandten zu einander standen, mußte freilich diese Kunde Beata sehr verwundern, aber ehe sie noch Zeit hatte, eine ablehnende Antwort zu ertheilen, schritt Fürst Wasyl schon durch das von Sanguszko's Kosaken offen gehaltene Thor. Mit sich aber führte er fünfzig gut berittene und trefflich bewaffnete Leute. — Gegen den Andrang dieser dreisten Kriegsschar stürzte sich die kleine Besatzung des fürstlichen Schlosses, es entspann sich ein heißer Kampf, aber der Sieg gehörte den Eindringlingen. Von den Schloßleuten wurden einer getödtet und acht verwundet. Die Fürstin Beata aber war mit ihrer Tochter gleich beim Beginn des Kampfes ins Haus geflohen und hatte sich mit ihr in eine Kammer eingeschlossen.

Nachdem nun die beiden Fürsten der Schloßbesatzung Meister geworden waren, begaben sie sich zur Fürstin Beata und fingen zuerst mit Bitten an. Sie erinnerten sie an das von ihr gegebene Versprechen und ersuchten sie, der Verbindung ihrer Tochter mit dem Fürsten Demetrius kein Hinderniß weiter in den Weg legen zu wollen.

Die Fürstin aber brach in einen furchtbaren Zorn aus und schrie laut auf: „Ist das die Art, zu Freunden, oder wegen Freundschaft zu kommen?"

Das Gefühl der Kränkung erstickte ihre Stimme, sie sank ohnmächtig nieder. Man mußte sie mit Wasser besprengen und ermuntern, ehe sie wieder zum Bewußtsein kam.

Als sie aber die Sprache wieder gewonnen hatte, begann sie auseinanderzusetzen, daß sie ohne Einwilligung des Königs auch ihrerseits keine Zustimmung geben könne.

„Wir aber werden darum nicht mehr bitten!" stieß voll Aerger der Fürst Wasyl hervor, und ergriff heftig die Prinzessin Halszka bei der Hand.

Die angstvolle Mutter faßte rasch die Tochter bei der andern Hand, allein zurückgestoßen, fiel sie zu Boden, und von Neuem schwanden ihr die Sinne.

Fürst Wasyl aber, seine dreizehnjährige Nichte an der Hand haltend, führte sie dem Demetrius zu mit den Worten: „So gebe ich sie dir zur Frau, denn dazu habe ich als Oheim die Vollmacht."

Die Fürstin Beata, halb todt vor Aufregung, wurde nunmehr in ein anderes Gemach getragen und eingeschlossen. Die dienenden Frauenzimmer und Domestiken erhoben ein lautes Jammergeschrei. Aber ohne sich daran zu kehren, schickten die Herren nach dem Priester (vermuthlich einem griechisch orthodoxen, denn ein anderer dürfte auf Schloß Ostrog sich nicht befunden haben). Der Geistliche sah denn doch wohl ein, daß sich hier eine Gewaltscene vollzogen habe, und gab daher den Rath, die Einsegnung der Ehe doch lieber auf den andern Tag zu verschieben. Aber am Ende wich er doch vor den Drohungen der Cavaliere zurück, und sprach die Copulationsformel aus. Die Prinzessin hielt zwar bei der üblichen Frage des Priesters stumm die Lippen auf einander gepreßt, aber ihr Oheim gab für sie die Antworten, wie bei einer Kindertaufe. Dann nahm man mit Gewalt die Hand des jungen Fräuleins und band sie nach dem Brauch mit der Stola.

Hierauf ließ Fürst Wasyl, als ob es sich um die fröhlichste Hochzeit handelte, Confekt und Muskateller herbeibringen, und nachdem er die Neuvermählten in die Schlafkemnate geführt, verließ er das junge Ehepaar.

Gleich beim ersten Ausbruch des Zusammenstoßes zwischen den Kriegsleuten des Schlosses und dem Gefolge der Eindringlinge hatte die Dienerschaft der Fürstin einen Mann aus ihrer Mitte aufsitzen lassen, um dem Wojewoden von Kalisch, Herrn Martin Zborowski, sofort als Augenzeuge zu melden, daß Schloß Ostrog gewaltsam überrumpelt worden sei. Herr Zborowski schickte diesen Boten sogleich an den Kanzler nach Krakau mit einem Schreiben, das vornehmlich auch mit den spitzigsten Sticheleien auf den „Pan Krakowski," das ist auf den Kronhetman Tarnowski angefüllt war. Denn Herr Zborowski, der selbst seinen eigenen Sohn gern mit der reichen Erbin von Ostrog verbunden gesehen hätte, glaubte in dem Vorgang auf dem fürstlichen Schlosse, insoweit er ihm bekannt war, die entwickelte Intrigue des eben genannten Hetmans Tarnowski zu sehen, der, als Schwiegervater des Fürsten Wasyl Ostrogski, die ganze Gewaltscene behufs Vereitelung der Wünsche Zborowskis angeregt haben mochte. Auch der König Sigismund August, ohnehin nicht frei von Argwohn gegen den Hetman, und überdies ihm seit dem vorjährigen Reichstage grollend, ließ sich leicht zu dem Verdacht des Kalischer Wojewoden herbei, und auch er sah in dem Hausfriedensbruch von Ostrog die Hand des Mannes, der ihm zwar manchen Erfolg in Kronpolen vermittelt hatte, dessen Einfluß er aber eben deswegen grade in Litauen fürchten zu müssen glaubte. Und namentlich mit dieser letztern Besorgniß begegnete er auch der gleichen Gesinnung bei dem Großmarschall Radziwill.

„Wir sehen recht gut," schrieb der König an den Großmarschall, „von wem der Rathschlag ausgegangen ist. Von dem Manne, der wie hier, so auch in Litauen herrschen will. Es ist schwer, eine härtere Kränkung für Uns zu ersinnen. Aber der Fall duldet keinen Verzug. Wir haben auf der Stelle durch Unsern Kämmerer, den Starosten von Pinsk, dem Fürsten Wasyl, unsere Arreste zukommen lassen, daß er unverzüglich das Schloß räume und die junge Dame bei ihrer Mutter bis zum Austrag der Sache belieβe, ut omnia fiant in integrum res-

tituta. Auch dem Starosten von Czerkassy (Demetrius) haben Wir einen gleichen Arrest geschickt, und ihm noch criminaliter in Erinnerung gebracht, daß er sich von den Grenzburgen ohne Unser Wissen nicht hätte entfernen dürfen. Ein anderes remedium konnten Wir im Augenblick nicht finden. Wir hielten uns in dieser Beziehung an das Beispiel Unserer Vorfahren, welche durch derartige Arreste Zwistigkeit zwischen den Magnaten zu hemmen pflegten. Das Schlimmste aber ist, daß Wir erkennen, von wem der Plan gesponnen ist. Grade darum aber möchten Wir gerne der grade in jenem Unserem Lande unerhörten Frechheit dermaßen entgegentreten, daß sich dieser Herr nicht darüber freuen soll, denn Wir verstehen recht wohl, daß er diesen Rath nur ertheilte Nobis ad indignitatem, Tuae Magnificentiae in contumeliam."

Dieses königliche Schreiben war wohl noch nicht abgesandt, als ein zweiter Diener der Fürstin Beata beim Könige eintraf, und die weiteren Einzelheiten von der Gewaltthat auf Schloß Ostrog berichtete, und zugleich erzählte, Fürst Wasyl habe sich die Damen seines Hauses, seine Mutter und seine Gattin, nachkommen lassen, und sich auf Ostrog neben Demetrius ganz häuslich eingerichtet. Er schalte und walte dort, wie ein Herr in seinem Eigenthum.

Die interessante Frage, wie sich die dreizehnjährige Prinzessin Halszka zu ihrem unerwünschten Schicksal und zu dem ihr aufgedrungenen Gatten verhalten habe, bleibt uns leider ungelöst. Die Nachricht, daß hinterher noch eine Einsegnung der Ehe nach römischem Ritus stattgefunden hätte, bei welcher nunmehr die Prinzessin schon freiwillig ihr Jawort ausgesprochen hätte, beruht lediglich auf Vermuthung und unzureichenden Quellen. Sie kann mit Sicherheit durchaus nicht festgehalten werden. Aber die königliche Intervention hatte doch den Erfolg, daß Fürst Wasyl seine Schwägerin Beata frei lassen mußte, und unverzüglich reiste sie nach Krakau ab, um vor dem Könige, der eben damals seine Hochzeit mit Katharina von Oesterreich gefeiert hatte, die Klage gegen den Fürsten Demetrius Sanguszko und gegen ihren Schwager, den Fürsten Wasyl Ostrogski, zu erheben.

Bald darauf ging gegen Demetrius noch eine zweite Klage ein, und zwar von dem Großvater (mütterlicher Seits) der betrogenen Maryna Polubinska, der die Rückgabe der „Bürgschaften" und Verschreibungen wegen des nicht vollzogenen Eheversprechens verlangte, und zugleich bat, das junge Mädchen von der Tante des Fürsten Sanguszko abholen und in seine Vormundschaft nehmen zu dürfen. Der König nahm im Herbst in Wilno die Klage entgegen und sagte eine baldige Entscheidung zu.

Für den König war eine vorsichtige Reserve um so nothwendiger, als Fürst Wasyl Ostrogski noch vor der öffentlichen Verhandlung des Prozesses demselben eine gleichsam internationale Bedeutung zu geben wußte. Durch seinen Schwiegervater, den Hetman Tarnowski, hatte er den ganzen Vorfall dem römischen Könige Ferdinand in einem allerdings etwas gemilderten Lichte vorbringen lassen, und Ferdinand interessirte sich so sehr dafür, daß er an seinen Eidam, den König von Polen, in Form eines guten Raths eine sehr nachdrückliche Intercession zu Gunsten der Verklagten ergehen ließ. Da der römische König ohnehin damals Verhandlungen

mit Polen wegen der ungarischen Frage zu pflegen, und zwei außerordentliche Gesandte, den Bischof von Agram und den Hauptmann von Schweidnitz, Matthäus Logus, dorthin geschickt hatte, traf es sich, daß die Bevollmächtigten Ferdinands dem Prozeßverfahren beiwohnten und dem Könige Ferdinand darüber Bericht erstatten konnten.

Die Vorladung der Fürsten Wasyl und Demetrius vor das königliche Gericht, das in Knyszyn abgehalten werden sollte, war erfolgt. Die deutschen Gesandten beschreiben dieß Knyszyn als ein jämmerliches Nest von einigen elenden Häusern, die kaum ausreichten, einen Theil der zusammenkommenden Hofleute und Beamten aufzunehmen. Die meisten mußten sich in den umliegenden Dörfern einquartiren. Die Gesandten selbst hatten jeden Morgen zwei Meilen zurückzulegen, ehe sie an den Ort der Verhandlung kamen, und Abends kehrten sie wieder in ihr zwei Meilen entferntes Quartier zurück. Der König und die Königin waren dorthin gereist, aber die Angeklagten erschienen nicht. Nur Demetrius hatte sich durch einen litauischen Edelmann, Obachowski, dem man nachrühmte, daß er „nicht schlecht unterrichtet sei", vertreten lassen. Im Namen der Fürstin Beata führte als Ankläger vor Gericht Stanislaw Czarnkowski das Wort, den man wegen seiner oratorischen Fähigkeiten den „Tullius von Polen" zu nennen pflegte. Auf die Anklage erwiderte der Anwalt Sanguszkos, daß die Fürstin seinem Clienten die Hand ihrer Tochter zugesagt hätte, wofür er als Beweis den entsprechenden Brief derselben vorlegte. Dieses Versprechen hätte der Oheim der jungen Dame, Fürst Wasyl, unterstützt, und dieser hätte ihm dieselbe als Gattin übergeben. Dem Fürsten Demetrius sei es niemals um die reiche Mitgift der Prinzessin zu thun gewesen, und noch heute läge ihm nichts daran, wohl aber an der Ehe mit ihr, da er sie aufrichtig liebe. Ja, er berufe sich jetzt auf die eigene Aussage der jungen Dame, wenn man sie nur in Abwesenheit ihrer Mutter befragen wolle.

Einige litauische Beisitzer des Gerichts fanden ein solches Verlangen nicht unbillig. Aber die überwiegende Majorität stand unter dem Einfluß des Herrn Zborowski und der ganzen dem Kronhetman Tarnowski grollenden Partei, der, wie wir ja bereits wissen, auch der König und der Großmarschall Radziwill im Geheimen zugethan waren. Diese wollten von einem solchen Verhör der Prinzessin nichts wissen. Das Urtheil fiel für Demetrius hart genug aus. Er wurde infam und vogelfrei erklärt, und die Fürstin Beata bestand darauf, daß die betreffenden Dekrete unverzüglich abgesandt würden, damit man Sanguszko noch in Ostrog ergreifen, und die Prinzessin Halszka der Mutter ausliefern könne. Fürst Wasyl Ostrogski dagegen wurde seines Vormundschaftsrechts für verlustig erklärt, da er seine ihm angeborene und durch Landtagsbeschluß rechtlich anerkannte Befugniß durch die Betheiligung an der Gewaltthat des Fürsten Demetrius Sanguszko mißbraucht und seine Pflicht, die Blutsverwandte zu schützen, vernachlässigt habe. — Indessen wußte sich später, wie wir sehen werden, Fürst Wasyl von diesem über ihn verhängten Bann zu lösen, und seine vollen Rechte wieder zu gewinnen.

Um aber das Urtheil an Demetrius selbst zu vollstrecken, und die geraubte Prinzessin in die Hand der Mutter zurückzuführen, machte sich Herr Martin

Zborowski, der Wojewode von Kalisch, der hierin eine günstige Gelegenheit fand, sich den Dank der Fürstin Beata zu erwerben, sofort selbst auf. Da aber traf plötzlich die Nachricht ein, daß das junge Ehepaar Schloß Ostrog bereits verlassen habe.

III.

Während dieser Ereignisse sah man mitten im Winter, in den kalten Januartagen des Jahres 1554, einen einzelnen Wagen über die schlesische Grenze nach Böhmen hinein jagen, in welchem zwei Insassen sich befanden, ein junger stattlicher Herr, und ein doch wohl gar zu zart aussehender Diener oder Page. In dem Herrn erkennen wir bald den Fürsten Demetrius Sanguszko, aber in dem Pagen haben wir wegen der Verkleidung einige Mühe, die Heldin unserer Erzählung, die vierzehnjährige Prinzessin Halszka und gegenwärtige, wenn auch bestrittene, Fürstin Sanguszko wieder zu erkennen. Der gebannte Mann war nämlich im Begriff, sich eben mit seiner jungen Gattin nach dem Schlosse Raudnitz zu flüchten, das seinem Gönner, dem Hetman Tarnowski, gehörte. Die Reise war vortrefflich gegangen, denn schon in den letzten Tagen des Januar befanden sich die Flüchtigen in Nimburg, wo sie bei Thomas Myslik übernachteten. Von Nimburg reisten sie noch zwei Meilen weiter nach dem Städtchen Lissa, fünf Meilen von Prag entfernt gelegen, und kehrten dort in die Herberge des Gastwirths Martin Liwa, am 31. Januar ein.

Seltsam wie die Hochzeit war aber auch die Hochzeitsreise, und zwar nicht bloß wegen der Verkleidung der jungen Frau.

Denn wenn man auf den zurückgelegten Weg etwas zurückblickte, sah man einen reisigen Haufen von mehr als 200 berittenen Herren und Knechten dahertraben, die Jemand zu suchen schienen. Darunter befanden sich Verwandte der Fürstin Beata, Koscielecki's, Herr Janusz, der Wojewode von Sieradz, Herr Andreas, der Wojewode von Lenczyc, und die mit ihnen verwandten Grafen von Gorka, Graf Andreas, der Starost von Deutsch-Krone und Graf Lucas, der Starost von Busk. Allen voraus aber sprengte Herr Martin Zborowski, der Wojewode von Kalisch, mit seinem Sohne, der auch Martin hieß und Castellan von Kriewen war, von zwei Dienern begleitet. Diese vier vorderen Reiter hatten denn auch bald Nimburg erreicht und waren bei eben dem Thomas Myslik eingekehrt, wo kurz zuvor das flüchtige Brautpaar Nachtrast gehalten hatte.

Der letzte Tag des Januar 1554 war ein Mittwoch, und bei dem Gastwirth Martin Liwa in Lissa wurde gerade ein fröhliches Familienfest gefeiert, zu dem die Leute nicht bloß aus dem Städtchen und den umliegenden Dörfern, sondern selbst von Czelakowice her herbeigekommen waren. Wo es lustig herging, da ging Herr Demetrius Sanguszko gewiß nicht vorbei. Der Stadtschreiber und Rathsherr von Lissa, der ehrenfeste Herr Mattys, erzählt treuherzig, wie sich der fremde junge Herr bei dem Feste benommen hätte:

„Der fremde Herr saß an einem Tisch, und wir an einem andern in der Mitte des Zimmers. Die Schenkerin brachte Licht und stellte es auf unsern Tisch.

„„Oho, gieb uns auch Licht,““ rief der Fremde. Da wollte ich ihm denn unser Licht auf seinen Tisch stellen.

„„Laßt sein, es ist nicht nöthig,““ gab der Herr darauf zurück. Aber es waren sehr viele Leute in der Schenkstube. Ich setzte mich dann zu dem Tische des jungen Herrn hinüber und begann mit ihm ein Gespräch. Er gab sich für den Kanzler der berühmten Stadt Münsterberg, also für einen großen Herrn aus. Aber das hinderte ihn nicht, als man ihm ein Fräulein aus der Gesellschaft vorstellte, mit ihr zu tanzen. Darauf ging ich nach Hause und legte mich zu Bett.“

Wie der Herr Stadtschreiber Mattys, so machten's die andern Festgenossen auch. Die Leute aus der Stadt begaben sich in ihre Häuser, und von den zugereisten Gästen gingen die Frauen auf den Söller hinauf schlafen, während die Männer es sich auf den Bänken in der Schenkstube, in dem Festlokal, so bequem, als es anging, machten. Fürst Demetrius aber war die Treppe hinauf gestiegen, wo in einem besondern Stübchen die Prinzessin Halszka mit einer Dame zu ihrer Bedienung sich befand.

Am Morgen standen Alle sehr früh auf, und die weiblichen Festgenossinnen kamen in die Stube hinunter. Die Sonne blitzte schon durch die Fenster, da kam auch Demetrius, noch nicht angekleidet, aber in einen Sammetpelz gehüllt, die Treppe herab. Am Halse trug er ein schimmerndes Geschmeide von Gold.

„Guten Morgen,“ rief er den Leuten bei seinem Eintritt in die Stube zu.

Alle dankten, und mit großer Liebenswürdigkeit erkundigte er sich bei den Festgenossen, ob sie gut geschlafen. Und im Zimmer auf und abgehend, fragte er schalkhaft die Frauen und Fräulein:

„Wo aber habt Ihr denn geschlafen?“

„„Oben auf dem Söller,““ erwiderten sie.

Darauf ging Demetrius an das Waschgeräth, wusch sich, und in die Stube zurückkehrend, rief er:

„Lustig, Leute, seid lustig!“

Dann wollte er, daß die Musik aufspielte, und rief nach der Wirthin, die im Augenblick grade nicht im Hause war. Aber Demetrius sehnte sich schon sehr nach dem Frühstück.

Endlich kam Frau Ludmila Liwa.

„Wird's was zum Frühstück geben?“ fragte der Fürst.

„„O ja, es wird schon was da sein,““ antwortete die Wirthin.

„Aber einen Kapaun muß ich haben, und wenn ich einen Thaler dafür geben soll!“ meinte Demetrius.

„„Gut, gnädiger Herr!““ erwiderte Frau Liwa, „„ich werde es schon zurichten.““

„Aber wenn's sein kann, rasch, sagte der Fürst, — „und wenn ich bei Euch hundert oder zweihundert Thaler verzehren sollte — ich zahle!“

In dem Augenblick erschien der Wirth und rief seiner Frau zu:

„Ludmila! komm mal heraus!“

Auf der Stelle gehorchte sie und ging hinaus, aber durch die geöffnete Thür

drangen bewaffnete Leute in die Schenkstube und Büchsenschüsse fielen in die Schaar der Festgenossen hinein.

In der voraufgegangenen Nacht nämlich war das Werk des Verraths geschmiedet worden.

Wir verließen den Wojewoden von Kalisch, Herrn Martin Zborowski in der Myslik'schen Herberge von Nimburg, wo er mit seinem Sohne und zwei polnischen Dienern in die eben erst von Demetrius und Halszka verlassene Station eingetroffen war. Der Rest der verfolgenden Truppe war bei Jaromiř zurückgeblieben, weil sie doch Bedenken tragen mochte, so ohne Weiteres in fremdes Land einzureiten, und von dort aus, wenn's nöthig sein sollte, leicht über die Grenze ausweichen konnte. Von dem Herbergswirth in Nimburg erfuhr Zborowski, wohin die Flüchtigen sich begeben hatten. Um nun die Leute zu gewinnen und sie wider Demetrius im Voraus auf's Heftigste einzunehmen, erzählten die Zborowski die Veranlassung der Flucht und der Verfolgung mit den aufregendsten Uebertreibungen: wie da der flüchtige Frevler eine ganze Anzahl von Menschen auf Ostrog ermordet hätte, selbst Frauen und Mädchen, wie er die Fürstin und mit ihr 300,000 Dukaten an Gold und Silber geraubt hätte u. dgl. m. Damit aber brachten die Polen den Gastwirth, und durch diesen dann den Vogt oder „Richter" von Nimburg, Adam Kuchta, auf ihre Seite. Darüber waren die neuen Freunde bald einig, daß sich ohne den Schloßhauptmann von Lissa Nichts anfangen lassen werde. Es kam also darauf an, sich an diesen zu machen, und Adam Kuchta wußte Rath.

Noch an demselben Abend des 31. Januar begab sich der junge Zborowski, in fremden Kleidern und auf einem Pferde, das ihm der Gastwirth geliehen hatte, damit man ihn nicht durch seinen polnischen Anzug erkenne, mit dem Richter von Nimburg, dem Gastwirth Myslik und einem Stallknecht auf den Weg nach Lissa. Der alte Zborowski, der noch auf einige Polen gewartet hatte, brach erst später in der Nacht, einen Juden als Führer nehmend, auf.

Um Mitternacht etwa waren die vier Männer in Lissa angekommen, und der Richter von Nimburg pochte an das Haus des Adam Kuchař, wo sie auch alsbald Einlaß fanden. Der Richter ließ Licht anzünden und Feuer im Ofen machen.

„Aber Herr Namensvetter," fragte Adam Kuchař den Richter Adam Kuchta, „wohin geht denn die Reise?"

„„Nach Prag, zum Jahrmarkt!"" lautete die Antwort.

Kuchař ging hinaus, um nach dem Ofen zu sehen. Als er wieder ins Zimmer trat, bat ihn der Richter, mit den Polen zum Schloßhauptmann zu gehen. Die Herren dort wünschten das und würden sich erkenntlich zeigen. Kuchař trug kein Bedenken, sie zu begleiten. Nach langem Rufen kam endlich der Schloßhauptmann, Herr Mattys Wachtel von Pantenau, heraus, und die Polen sprachen mit ihm.

Zborowski erzählte, daß da ein berüchtigter Mörder sei, der in Polen für vogelfrei erklärt worden wäre. Zum Beweise zeigte er drei königliche Dekrete, in lateinischer Sprache abgefaßt, vor.

Der Hauptmann Wachtel erwiderte ruhig, daß er kein Latein verstände. Man solle die Nachtruhe nicht weiter stören. Am Morgen werde er den Vogt und die Schöffen kommen lassen.

Das war aber Zborowski nicht recht. Inzwischen, meinte er, wird der Mann die geraubte Fürstin ermordet haben.

Nun dann sollten sie, entschied Herr Wachtel, immerhin hinabgehen, um Vorsorge zu treffen, daß der Mann ihnen nicht entwischte, aber schlagen sollten sie ihn nicht, das verbot er.

Die Männer gingen wieder in Kuchař's Haus zurück, wo mittlerweile sich an zwanzig Polen mit dem Wojewoden Zborowski eingefunden hatten. Sie lagen auf den Bänken umher und sprachen mit einander.

„Wer kommt da," fragten sie beim Eintritt Kuchař's den Richter von Nimburg.

„„Es ist der Hauswirth,"" war die Antwort.

„Willkommen, Herr Wirth," rief ihm der alte Zborowski, der in einem Winkel am Tische saß, entgegen.

„„Bleibt gesund!"" erwiderte dankend der Czeche.

Man berieth jetzt, wie man den Gastwirth Liwa herbeibringen könnte, und während Kuchař aus dem Zimmer ging, schickten die Polen einen Boten, Wenzel Kochanek, in das Gasthaus.

Kochanek traf dort eine Frau, die bei dem Festmahl in der Wirthschaft geholfen hatte, die Katharina Wiskowa, und bat sie, den Wirth aus dem Schlafe zu stören und herauszurufen. Aber Katharina weigerte sich durchaus, obgleich Kochanek zuletzt versicherte, er habe ein dringendes Geschäft und käme auf Befehl des Schloßhauptmanns. Aber eine andere Frau, Kondelka aus Czelakowice, hatte weniger Skrupel, sie ergriff ein Licht, ging mit Kochanek und rief den Wirth und die Wirthin aus dem Schlafe.

Die Unterhandlungen mit dem Gastwirth Martin Liwa gingen glatt und leicht, und als es Tag geworden war, kam der verrätherische Wirth in das Haus Kuchař's zu den Polen und rief ihnen zu:

„Kommt, Demetrius ist schon aufgestanden!"

Sofort eilte der ganze Schwarm der Polen heraus, Kuchta, der Richter von Nimburg, an der Spitze. Martin Liwa war aber zuvor in sein Haus gegangen, und die Thür der Gaststube öffnend, hatte er, wie schon erzählt, seiner Frau zugerufen: „Ludmilla, komm mal heraus!"

Die Frau war, wie gesagt, eben aus der Thür, als die Büchsenschüsse in die Gaststube fielen. Ein Mann aus Czelakowic und eine Frau wurden verwundet, und zwei Kugeln drangen in die gegenüberliegende Wand und blieben dort stecken. Demetrius aber blieb heil. Rasch stürzte er gegen die Thür, obwohl zwei Leute nach ihm zugriffen, warf den Pelz von sich ab, und sprang in die Hausflur. Seine Absicht war, hinauf in das Zimmer zu eilen, in welchem Halszka mit ihrer Dame war. Aber schon fand er den Weg verlegt, das Hemd ward ihm heruntergerissen, so daß es in Fetzen über dem nackten Körper des Fürsten hing. So

jagten ihn die Knechte Zborowski's in den Hof, und einer von ihnen stach nach ihm von hinten her. Das Thor war geschlossen. Demetrius versuchte ein Brett aus demselben zu reißen, aber schon waren seine Verfolger bei ihm, und schlugen mit ihren Büchsen und eisernen Ladestöcken auf ihn, — nach dem Ausdruck eines Augenzeugen — „wie auf das Vieh." Ein anderer Zeuge sah, wie ein Pole ihm am Thore mit einem silbernen Streitkolben auf den Kopf schlug. Ein dritter, wie Adam Kuchta, der Richter von Nimburg, dem Demetrius die Büchse auf den Kopf niederschmetterte, so daß das Blut an dem nackten Körper herniederrieselte.

„Steh, Verräther, und ergieb dich," schrie der wüthende Kuchta.

„„Liebe Herren,"" bat der blutende Fürst, „„erschlagt mich nicht, ich habe ja Keinem Etwas zu Leide gethan.""

Kuchta aber befahl einem der Knechte, ihn in Fesseln zu legen. Der Knecht gehorchte. Der Unglückliche drückte sich an die Wand eines Schweinestalls, da er ganz nackt war. Als der Knecht seine Büchse dem Richter zum Halten gegeben, und dem Fürsten näher trat, rief dieser:

„Komm, fürchte dich nicht, ich bin ein Christ, und wenn du Gott liebst, erbarme dich meiner!" Der Knecht legte ihm die Fesseln an. Zwei Polen hielten das Opfer, jeder an einer Hand, und so führte man den Nackten in die Gaststube.

Die Frau, welche den Liwa'schen Eheleuten in der Wirthschaft beim Feste geholfen und mit den andern Frauen und Mädchen in der mittlerweile verschlossen gehaltenen Stube geweilt hatte, schrie händeringend, als sie den „polnischen Herrn so bloß, wie ihn seine Mutter geboren" daherbringen sah, den Henkersknechten zu:

„Bei Gott, und bei der Mutter Gottes! Bringt ihn doch nicht so schamlos herein!"

Auch Peter Piekar, einer von den Leuten, welche dem Gespräch des jungen Zborowski mit dem Schloßhauptmann beigewohnt hatten, bat den Richter Kuchta, einzuhalten und den Unglücklichen nicht zu schlagen, da er doch schon in Fesseln läge. Der Schloßhauptmann hätte ja ausdrücklich ausbedungen, daß man den Verfolgten nicht schlagen dürfe.

Aber Kuchta machte nur eine höhnisch spottende Geberde.

„Du hast kein Recht," stöhnte da Demetrius, „mit mir so umzugehen, ich verdiene das nicht."

„„Du kannst mich ja verklagen,"" erwiderte ungerührt der Richter.

Der Unglückliche krümmte sich, als er so mitten unter die Frauen in das Gastzimmer geführt wurde, um sich ein wenig zu bedecken. Man setzte ihn an einen Tisch, aber er war so zerschlagen, daß er wegen des herunterträufelnden Blutes gar Nichts sehen konnte. Jetzt band man ihm noch die Hände, nahm ihm die Goldkette vom Halse, und legte ihm eine eiserne um, indem sie höhnten, daß die ihm besser stehen würde, als eine goldene.

„Siehst du, Verräther," begann da Herr Martin Zborowski, der Aeltere, der Wojewode von Kalisch, indem er sein Opfer vor die Stirn schlug, „der König hat Dir so viel anvertraut und Dir die Grenzburgen zur Obhut gegeben — Du

aber bist treulos und ehrlos davon gelaufen. Früher hast du Kämpfe mit den Tataren bestanden, jetzt aber nur noch mit Frauenzimmern!"

„Ihr solltet ihn nach türkischer Art an den Rippen aufhängen lassen," fügte Kuchta hinzu.

Auch die übrigen Polen schmähten den Wehrlosen und höhnten. Aber Demetrius erwiderte ihnen Nichts, kein Wort, nur dem Richter von Nimburg sagte er:

„Dir habe ich ja Nichts gethan."

Endlich gab man ihm ein Hemd von feiner Leinwand, das er jedoch nicht überwerfen wollte. Man brachte ein grobes Hemd, das nahm er. Dann warf man ihm einen Wolfs-Pelz um die Schultern. Einer von den Leuten aus Czelakowie, ein gewisser Czechel, sah erbarmungsvoll den Gepeinigten an, und da Demetrius Mitleid in seinen Zügen erblickte, so nickte er ihm verlangend zu. Der Mann verstand nicht gleich, was er wollte, bis einer der Diener meinte, der Unglückliche wolle wohl zu trinken haben. Czechel wollte ihm einen Trunk reichen, aber Kuchta wies ihn grausam zurück.

„Aber wer ist denn der Mann, und was hat er denn begangen?" fragte Czechel den Richter.

„„Oh,"" sagte Kuchta, „„auf Schloß Ostrog, woher die fürstliche Dame stammt, hat er mehrere Frauenzimmer erschlagen; andere stürzten sich vor Schreck vom Schloß in den Graben; die Mutter der Fürstin hat er in einen Keller eingeschlossen und sie mehrere Tage ohne Nahrung gelassen; zwei Beamte, die sich zur Wehr gesetzt hatten, hat er todtgeschlagen; und mit der Fürstin, welche da oben in der Stube ist, hat er sich erst einige Zeit in den Wäldern umhergetrieben. Der Mann verdient nicht, daß ihm Jemand einen Liebesdienst erweist.""

Jetzt erst sah sich Kuchta auch nach der Dienerschaft des Fürsten Demetrius um. Ein Diener hatte sich seinem Herrn treu erwiesen und war bei ihm, der andere hatte sich hinter dem Ofen verkrochen, und den dritten fand man in dem Viehstalle. Alle drei brachte man zusammen, fesselte sie aneinander und schmiedete ihnen ein gemeinsames Joch um den Hals.

Endlich aber fragte Inder, einer der Bürger von Lissa, einen andern: „Wo ist denn die Dame dieses Herrn?" Man erwiderte ihm, daß sie sich oben befände.

Inder ging hinauf, aber hier traf er schon den Richter von Nimburg vor der Thür.

„Bei Gott," sagte der Bürger zu Kuchta, „mir thut der Herr leid, daß ihr ihn so verwundet habt."

„Wie kannst Du nur Mitleid haben mit solch einem Taugenichts," meinte Kuchta, „warum hat er Frauen und Mädchen gemordet, und aus dem Schloß herabgestürzt, und diese Dame hier geraubt!"

Hierauf ging er zu Halszka hinein mit dem Wojewoden Zborowski. Zwei Mal fiel ihm die unglückliche Fürstin zu Füßen. Der Wojewode erwies ihr die üblichen Artigkeiten und begann mit ihr über den Vorgang zu reden. Nach Aussage eines Zeugen soll der Wojewode auf die von der Fürstin empfangene Auskunft nur ausgerufen haben: „Das ist schlimm, sehr schlimm!"

Während dieses Gesprächs kam Wenzel Kochanek herauf, um sich Verbandzeug für die Verwundeten zu holen. Da verließ Zborowski die Prinzessin, ging hinunter in die Gaststube und bezahlte für die Herberge. Die Polen suchten nun die verwundeten Festgenossen zu beschwichtigen, und zweien gaben sie ein Schmerzensgeld von je 15 Schock Groschen. Kondelka, der den Wirth in der Nacht gerufen hatte, wollte auch etwas haben, aber die Herren lachten ihm ins Gesicht.

Dem Zborowski mochte denn doch aber der Gedanke aufsteigen, daß er mit seinem brutalen Verfahren im fremden Lande sich Schwierigkeiten bereiten könne. Er schickte jetzt Einen von seinen Leuten zu dem Schloßhauptmann, um ihn von dem, was vorgekommen, in Kenntniß zu setzen. Der Hauptmann, von dessen Gewissenhaftigkeit wir eine kuriose Vorstellung bekommen, ließ den Polen nur auf Handschlag die Versicherung abfordern, daß sie in Nimburg bleiben und von dort nicht eher abreisen würden, bis sie ihm einen Geleitsbrief vom Erzherzog Maximilian, dem damaligen Statthalter von Böhmen, gezeigt haben würden. Zborowski begab sich nunmehr selbst auf das Schloß. Der Hauptmann blieb dabei, daß er namentlich auch die Wegführung des Demetrius von Nimburg nicht vor dem Eintreffen des erzherzoglichen Geleits zugeben könne.

„Nun," erwiderte der Wojewode, „da es Gott gefallen hat, daß die Prinzessin gesund geblieben ist, so kommt es mir auf zwei, drei Tage Verzug nicht an."

Als Zborowski wieder vor die Herberge kam, fand er die Leute beschäftigt, die Wagen und Pferde für die Reise zuzurichten. Die Prinzessin mit ihrer Dienerin kam herunter und stieg in einen bedeckten Wagen. Den Fürsten Demetrius nahmen vier Leute vom Tische, auf dem er gelegen, trugen ihn hinaus und setzten ihn auf einen Wagenkarren. Sanguszkos Pferde nahmen sich die Verfolger, und indem Kuchta sich es auf dem besten derselben bequem machte, sagte er: „Dieses ist nun mein!"

Hernach erfolgte die schleunige Abfahrt nach der nahen Stadt Nimburg.

Als der Zug auf dem Markte des Städtchens ankam, sammelten sich um denselben viele Leute aus der Bürgerschaft. Kuchta, als Stadtvogt, suchte inzwischen Quartier für seinen Gefangenen. Dieser lag auf seinem Wagen, dermaßen von Blut entstellt, daß man sein Gesicht nicht erkennen konnte. Er richtete sich auf und bat die Nimburger um Erbarmen und Schutz. Zu all den Leuten, die sich um den Wagen drängten, sagte er:

„Meine lieben Herren, habt doch gerechtes Erbarmen mit mir! Ich berufe mich auf Se. Maj. den römischen König, denn ich bin sein Vasall. Ach, liefert mich nicht in die Hände der Polen aus. Wenn mir Se. Maj. der römische König das Leben abspricht, dann will ich mich ja gern dareinfügen."

Inzwischen hatte Adam Kuchta befohlen, daß der Gefangene in das Haus des Bürgers Wenzel Kopecki gebracht werde. Während er dalag, und Kopecki damit beschäftigt war, die Leute, die sich hineindrängen wollten, abzuweisen, gingen zwei Bürger von Nimburg zu dem unglücklichen Fürsten hinein, und unterhielten

sich mit ihm lange Zeit. Nur so viel konnte Kopecki von dem Gespräch hören, wie der Fürst flehentlich bat:

„Liebe Herren, habt doch gerechtes Erbarmen mit mir! Ihr seid ja Christen, liefert mich nicht den Polen aus."

Und die Magd des Hauses hörte noch, wie er die Leute bei Gott beschwor, ihn nicht aus ihrem Bann zu geben; sie allein hätten jetzt Recht und Gewalt über ihn. Sie möchten doch Sr. Maj. oder den Räthen oder dem Erzherzog Anzeige machen.

Die Bürger gingen hinaus. Etwas später kam ein anderer zu ihm, und Demetrius winkte ihm mit dem Finger und begann zu bitten:

„Ach gebt mich doch nicht in die Hand der Polen, sie werden mich auf dem Wege erschlagen."

Da sprang ein Pole hinzu und mit dem eisernen Ladestock drohend, herrschte er den Nimburger an:

„Was hast Du da mit ihm zu reden, was geht das Dich an?"

„„Laß es gut sein,"" antwortete ruhig der Bürger und ging hinaus.

Einer aus der Menge draußen, den das Mitleid rührte, schickte nach einem Bader, um ihn nach den Wunden des Fürsten Demetrius sehen zu lassen. Als sich aber der Bader mit der Schüssel näherte, um die Wunden zu waschen und zu verbinden, trat Kuchta dazwischen und sagte:

„Der Herr Wojewode wird den da nicht verbinden lassen."

Die Polen und Kuchta spotteten des mitleidigen Mannes, der den Bader hatte rufen lassen, und nannten ihn lachend eine „Harnblase."

Gegen Abend kam der junge Wojewode und sprach zu dem gefangenen Sanguszko:

„Wie konntest Du nur die Frechheit haben, so etwas zu thun? War Dir ein gewöhnliches Mädchen oder eine Schlachtschitzentochter nicht genug? Was mußtest Du Dir denn eine Prinzessin holen? Und wo hast Du ihre Reichthümer hingethan, und die Kleinodien, die Du geraubt hast?"

Der Gemarterte antwortete mit keiner Silbe und widersprach nicht.

Noch am Abend traf aus Lissa der schon genannte Wenzel Kochanek mit einem Befehl des Schloßhauptmanns an den Richter von Nimburg ein, unter keinen Umständen die Polen wegzulassen, bevor sie nicht einen Brief von dem Erzherzog hätten. Er selbst werde morgen deshalb nach Prag schreiben. Kuchta erwiderte dem Kochanek, daß die Fremden jedenfalls sich nicht vor morgen aufmachen würden, und der Bote gab sich zufrieden, und legte sich schlafen. Als er aber am andern Morgen aufgestanden war, und nach dem Wojewoden fragte, waren die Polen schon weit über dem Weichbilde von Nimburg hinaus.

Noch einmal, als der Zug früh am Morgen sich zur Abreise fertig machte, schrie der unglückliche Fürst Demetrius den Nimburgern mit erhobener Stimme zu, sie möchten ihn doch nicht wegschleppen lassen. Er stünde jetzt unter ihrer Gerichtsbarkeit. Noch einmal berief er sich auf den römischen König, auf den

Erzherzog, auf die Räthe. Man solle ihn wenigstens nicht fortführen lassen, bis die Räthe Entscheidung getroffen haben würden.

Nur Einen scheint die herzzerreißende Klage des Mißhandelten bewegt zu haben. Derselbe, der am Tage zuvor den Bader hatte kommen lassen — Kantorek hieß er — rief ihm laut zu, er selbst werde sich die Anzeige angelegen sein lassen. In der That gewann er bald einen Boten, der sich sofort nach Prag auf den Weg machte. Die Polen sagten dazu kein Wort.

Indessen waren sie aufgebrochen. Fünfzehn Meilen Wegs hatten sie an diesem und dem darauffolgenden Tage zurückgelegt, ehe sie ihr nächstes Ziel, das Städtchen Jaromiř erreichten. Demetrius wurde von dem Nimburger Richter Kuchta und dem jungen Zborowski überwacht, während der alte Wojewode Zborowski bei der Prinzessin Halszka sich hielt. Am 3. Februar, am St. Blasiustage, kamen sie in dem Orte an, und kehrten in eine Herberge ein. Den unglücklichen Gefangenen, der mit seinen unverbundenen Wunden zwei Tag lang in der rauhesten Jahreszeit in einem offenen Wagen dahin geschleppt worden war, schlossen die Polen in einen Stall ein, ließen ihn an eine Kette anbinden, und stellten einige Tataren aus dem Gefolge des Wojewoden als Wache auf.

Mittlerweile war aber wohl aus Prag der Befehl an den Vogt und die Rathsmänner von Jaromiř eingetroffen, daß man die Polen dort nicht weglassen solle, wenn man ihnen schon von Nimburg zu entkommen gestattet haben sollte. Der Magistrat von Jaromiř setzte den Wojewoden davon in Kenntniß, that aber keinen Schritt zur Sicherung des Gefangenen.

In dieser Nacht aber machte ein unaufgeklärter Tod seinen unmenschlichen Leiden ein Ende.

Erst am Morgen des 4. Februar ließ der Vogt von Jaromiř den Stall öffnen, dessen Thorschlüssel die Tataren des Wojewoden hatten, und das gräßlichste Bild that sich da auf. Man fand die blutigen Reste des Fürsten noch angebunden an der Kette. Der Vogt ließ alsbald auf Stadtkosten einen Sarg herbeiholen und die abgebundene Leiche hineinlegen. Aber dem Herrn Wojewoden war es noch nicht genug. Er befahl seinen Tataren, dem Körper des Erschlagenen das Todtenhemd wieder abzunehmen, und ihn nackt auf den Mist des Stalles hinzuwerfen. Den Sarg ließ er zum großen Verdruß der Bürger von Jaromiř aus dem Hause bringen.

Die Stimmung der Einwohner von Jaromiř scheint doch eine andere als die der Bürger von Nimburg gewesen zu sein. Die gefangenen Diener Sanguszkos hatten ihnen nämlich erzählt, daß ihr Herr, Fürst Demetrius, zu der Ehe mit Halszka die Einwilligung ihres Oheims gehabt hätte, daß er mit ihr nach kirchlichem Ritus ordentlich zweimal getraut gewesen sei, einmal nach lateinischem und einmal nach griechischem, weil er selbst dem letzteren Glauben angehört hätte. Uebrigens hätte der Vater der Prinzessin vor seinem Tode schon ihn als künftigen Schwiegersohn bestimmt.

Von allem dem war das letzte gewiß nicht wahr, denn Halszkas Vater

war gestorben, ehe er wissen konnte, ob er einen Sohn oder eine Tochter zum Erben haben würde.

Ueber das Verhalten der Prinzessin während der martervollen Peinigung und Todesqual ihres Gatten wissen wir Nichts. Nach und nach kamen ihre Verwandten, die sich dem Verfolgungszuge angeschlossen hatten, Herr Janusz Koscielecki, Herr Andreas Koscielecki, die beiden Grafen Andreas und Lucas v. Gorka. Andreas v. Gorka hatte einen Heerhaufen von 200 Leuten mit sich, die er theils in Nachod, theils in Glatz einquartiert hatte.

Die Ankunft dieser Herren scheint erst dem grausamen Wojewoden Zborowski zu Gemüthe geführt zu haben, daß sein Verfahren unverantwortlich sei. Erst am 7. Februar entschloß er sich den Leichnam des Fürsten Demetrius herauszugeben. Der Magistrat von Jaromiř ließ ihn wieder mit dem Todtenhemd bekleiden und in das Haus des Vogts bringen. Der Conduct wurde in czechischer Sprache gesungen. Die Massen drängten sich in dem Hause des Stadtvogts um die sterblichen Ueberreste, und Allen fiel es auf, daß trotz des ungeheuren Frosts, dem sie ausgesetzt gewesen waren, der Kopf nicht steif gefroren war, sondern hin- und herwackelte. Man nahm allgemein an, daß der Nacken gebrochen sein müßte. Daß die Bürger von Jaromiř einen gewaltsamen Todtschlag allgemein annahmen und keinen Zweifel hatten, daß Martin Zborowski der Mörder war, das zeigt die Grabschrift, die sie in der St. Nikolauskirche über dem Grabe des Fürsten Demetrius anbrachten. Am 11. Februar hatten sie die Beisetzung erst bewerkstelligen können. Man that den Leichnam in der genannten Kirche in ein Grabgewölbe, wo noch Niemand beerdigt worden war. Darüber wurde alsdann ein mit dem Wappen der Sanguszkos geschmücktes Denkmal errichtet, auf dem die Worte eingegraben waren:

„Hoc loco conditur corpus clari Lithuanie ducis Dimithr Sanduskowic ex magnifica Olgierdorum familia nati, capitanei Cyrkowiensis et Kanowiensis, quem perfide insidiose Martinus Zborowski trucidavit.“

Im Jahre 1860 hat die Familie Sanguszko diesen Denkstein in die Mauer der Kirche einsetzen, und dafür über dem Grabe einen anderen aufrichten lassen, der des Mörders und der Todesweise des Demetrius keine Erwähnung mehr thut.

Mittlerweile war denn doch die Anzeige des mitleidigen Kantorek aus Nimburg in Prag nicht ohne Erfolg geblieben. Am Freitag den 9. März, zwei Tage vor der Beisetzung der sterblichen Ueberreste jenes Opfers der Rachsucht, trafen in Jaromiř auf Befehl des römischen Königs Ferdinand die Hauptleute von Kolin und Podiebrad mit 30 Knechten ein. Die Stadt selbst hatte davon nur Unruhe und Unkosten, denn sie mußte für Heizung der Quartiere und Wachen während der herrschenden großen Kälte Sorge tragen. Zunächst hatten diese Beauftragten der öffentlichen Gewalt nur darauf zu sehen, daß die Polen den Ort nicht verließen. Auch die Diener des Sanguszko wurden natürlich zurückgehalten. Als einer der Polen einem Diener vorhielt, wie er nur mit einem solchen Verräther sich auf die Reise hätte begeben können, erwiderte dieser:

„Ich glaube nicht, daß Einer von Euch sich an Tugend mit dem Verblichenen messen kann. Ich bin nicht mit einem Verräther gegangen, sondern mit meinem geliebten Herrn und Prinzen.“

Der Sekretär des Fürsten Demetrius Jan Jaroslaw Zielinski wurde in Glatz in Schlesien angetroffen und dort im Rathhaus auf Veranlassung der Polen eingekerkert.

Der blutige Ausgang des Vorfalles wurde dem Könige Sigismund August gemeldet in dem Augenblick, da er von Knyszyn, wo das Gericht über Demetrius gehalten worden war, nach Parczow reiste, wo die Königin Katharina während des Lubliner Reichstages bleiben sollte. Auf der Stelle wandte er sich an den römischen König mit der Bitte, die in Jaromiř zurückgehaltenen Polen in ihre Heimat ziehen zu lassen. Vermuthlich war es nicht ohne vorhergegangene Unterhandlungen geschehen, daß am 3. März, also einen Monat nach dem Eintreffen der Polen in Jaromiř zwei Kommissare des polnischen Königs dort erschienen, und am folgenden Tage den Herren folgendes Dekret verlasen und zur Bestätigung vorlegten: der Wojewode von Kalisz, Herr Martin Zborowski soll sich durch Schrift und Siegel verpflichten, daß weder er noch seine Nachkommen jemals Etwas wider das böhmische Reich und namentlich wider die Stadt Jaromiř unternehmen würden. Die beiden Koscielecki aber sollten gleichfalls mit Schrift und Siegel bestätigen, daß sie innerhalb der nächsten zwei Monate ihre Verwandte, die Prinzessin Halszka, dem Könige in dem Verhältniß zustellen würden, in welchem sie sich zur Zeit befindet, das will sagen, Niemandem von Neuem vermählt.

Die Polen unterschrieben diese Pflichtbriefe, und durften hernach Jaromiř unbehelligt verlassen. Die Koscielecki brachte Halszka wieder zur Fürstin Beata. Am 18. März sahen sich Mutter und Tochter in Posen wieder.

Nur Kuchta, der Richter von Nimburg, durfte nicht mit den Polen, um derentwillen er sich mit Schmach und Sünde belastet hatte, mitziehen. Auf Befehl des römischen Königs erhob der königliche Prokurator Peter Chotek in Prag wider ihn und die Rathsleute von Nimburg einen peinlichen Prozeß. Der Wirth Martin Liwa und Wenzel Kochanek wurden während desselben vom Tode ereilt. Aber immerhin blieben noch an 80 Zeugen zu vernehmen, deren Aussagen die Grundlage unserer Erzählung bilden. Wenn sich dieselben auch in manchen Einzelheiten widersprachen, so kamen sie doch darin alle überein, Adam Kuchta als ein strafwürdiges schuldbeladenes Subjekt erscheinen zu lassen. Er wurde daher verurtheilt, öffentlich in jeder der drei Städte von Prag, in der Altstadt, in der Neustadt und in der Judenstadt gestäupt, mit glühenden Zangen gezwickt und dann vom Henker aus der Stadt geführt zu werden. Dieses Urtheil wurde auch in der That im Jahre 1557 vollzogen.

(Schluß folgt.)

Der Camposanto von Memphis.

Eine Reisebetrachtung.

Von

Dr. Ludwig Meyer.

> „Es kam über mich die Hand des Ewigen und führte mich hinaus .... und stellte mich mitten in das Thal, das voll Gebeine war."
> Ezech. 37, 1.

Was die schönen, in dem kleinen Hause von Bulâk und in der Einöde des alten Memphis verlebten Stunden mich gelehrt, davon möchte ich mir Rechenschaft ablegen, jetzt da die Wärme jener Stunden noch nicht erkaltet, die Fülle der Eindrücke noch unverworren ist. Mehrere Monate — die beste Zeit einer langen Orientfahrt — habe ich am Ufer des Nil verweilt, in vertrautem Verkehr mit den ersten Göttern und den ältesten Menschen, von denen wir Kunde haben: wen, der Solches erlebt, hätte es nicht ergriffen gleich einer großen, entscheidenden Offenbarung? Mir liegt es fern, in die Controversen der Gelehrten, in ihre mühevollen Untersuchungen, in ihre Erörterungen mannigfacher Einzelheiten mich mischen zu wollen: ich bin, ich bekenne es, mit der Geheimschrift der Priester und Runendeuter nicht vertraut und könnte kaum eines ihrer Zeichen erklären. Ich habe einfach die sachverständigsten Interpreten zu Rathe gezogen und in den Lesungen, die wir ihnen verdanken, das gesammelt, was mir am meisten geeignet schien, Eindruck zu machen; vor Allem habe ich immer von Neuem mit hartnäckiger Ausdauer die stillen Gräber und Säle aufgesucht, darin alle diese Zeugen der Vorzeit vereinigt sind, habe dort geschaut und auf die geheimen Stimmen gehorcht, die aus diesen Steinen tönen, und sie immer deutlicher vernommen. Vielleicht genügt dies, um hier in zwangloser Form, wie gerade die Erinnerung es eingiebt, von der ersten ägyptischen Gesellschaft, die man gemeiniglich das „Alte Reich" nennt, zu sprechen und sie so zu schildern, wie sie mir an den Stätten, wo sie lebte, in ihren Denkmälern, ihren bildlichen Darstellungen erschien. Wir verlassen nicht die Todtenstadt von Memphis (Sakkâra) und das Museum von Bulâk, wir halten uns an die unbestrittenen und unumstößlichen Ergebnisse der modernen Aegyptologie und finden auch in dieser Beschränkung Zeugnisse genug zur Reconstruirung der Cultur dieser Gesellschaft, ihrer Sitten, ihres innersten Lebens, ihrer Regierung, Religion, Philosophie, Literatur, insbesondere ihrer Kunst, welche uns besser und ächter als jedes andere Kennzeichen den Werth und Culturgrad des Volkes offenbart. Vor Allem möchte ich die Wirkung jener neuen Offenbarung, so wie ich sie dort drüben empfand, wiedergeben: anschaulich machen, wie sie plötzlich in unsere ererbten Vorstellungen einfällt, die überkommenen Daten und Systeme durcheinanderwirbelt, den Grundriß der Geschichte über den Haufen wirft, unseren armen Geist in Aufruhr bringt,

an die Stelle der altvertrauten Perspektiven ganz anders geordnete Horizonte setzt und an zahlreichen Punkten die bisher festgehaltene Genealogie unserer Vorstellungen und Kenntnisse verschiebt und umkehrt.

„Im Anfang .... schwebte der Geist Gottes über den Wassern ....“ — über den Wassern des Nil, könnte man sagen und dem biblischen Text einen andern Sinn beilegen. Im Anfang aller Dinge, im wirren Dunkel jener Zeiträume, die für uns, bei dem dermaligen Stande unseres geschichtlichen Wissens, die ersten Tage der Menschheit sind, finden wir hier den Geist, d. h. eine umfassende, gelehrte, kraftvolle Gesittung, gekommen man weiß nicht woher, geboren man weiß nicht von wem, die Mutter aller übrigen. Zwei Jahrtausende, ehe der jüdische Geist die Fragen nach dem Ursprung angeregt hatte, lebte, dachte, schrieb dieses Volk in voller Entwicklung. Zu der Zeit da Abraham auf dem Gipfel der Geschichte sichtbar wird, da die Reiche von Chaldäa und Assyrien in unbestimmten Umrissen hervortreten, zu der Zeit, in deren Patriarchenleben wir den ersten Versuch menschlicher Gemeinschaft zu erblicken uns gewöhnt hatten, ist dieses Volk von Aegypten bereits alt, ja sogar in mehr als einer Hinsicht schon im Niedergang; seit mehr als zwanzig Jahrhunderten blühen seine Städte im Schatten seiner Pyramiden. — Das ist die Thatsache, die unsere ganze Aufmerksamkeit herausfordert. Ich weiß nicht, welche Ueberraschungen und welche Aufschlüsse dieses Jahrhundert wissenschaftlicher Umgestaltungen für unsere Generation noch bereit hält; aber Alle, denen sich wie mir im Ungefähr und Zufall einer Reise mit einemmal dieser unbegrenzte Gesichtskreis des alten Aegypten erschloß, werden, glaube ich, gern bestätigen: eine stärkere intellektuelle Erschütterung, eine plötzlichere Erleuchtung der Seele steht in diesem Leben schwerlich wieder zu erwarten.

1.

Gar bescheiden ist es, das kleine Haus der „Antiken“ zu Bulák, nicht eben fest im Fundament, manchmal vom Nil überschwemmt, stets von ihm bedroht, gar zurückgezogen vom Getöse und von der Pracht der Stadt der „Tausenundeine Nacht“, des wunderbaren Kairo. Ein Volk von Stein, nach Tausenden von Jahren seinen unterirdischen Wohnungen entrissen, birgt sich hier vor Licht und Lärm und lächelt zu den hastigen Umgestaltungen, denen sein alter Boden unterliegt. Es wohnt sehr enge in diesem dürftigen Gebäude; all die Götter und Könige verdienten wahrlich einen anderen Palast, und seit langer Zeit ist die Rede davon, ihnen ein definitives Museum zu errichten. Das neue Haus, wenn es einmal dazu kommt, wird prächtiger, ihrer würdiger sein; ob aber auch gastlicher? Es ist ein liebreicher Gedanke, daß man diese Götter und diese Könige hier in diese Fellachenvorstadt, mitten unter ihre fernen Nachkommen, gesetzt hat, dicht an das Ufer ihres väterlichen Stromes, des göttlichen Nil, der seine geheimnißvollen Quellen im Raum wie in der Zeit verbirgt, der, wie Herodot sagte, ihr Reich, Aegypten, aus seinem Schlamme gemacht und es mit seiner Seele belebt hat. Wenn die mächtigen Fluthen, die er aus den Katarakten Nubiens noch krystallhell zu Thale wälzt, nachdem sie in ihrem tausendstündigen Laufe die tro=

pischen Landschaften und die Tempelruinen gespiegelt, nun, ehe sie sich in's Meer werfen, gelb und trüb an die rissigen Fundamente des Hauses von Bulâk schlagen, dann scheinen sie langsamer zu fließen, bewegt und ergriffen gleich einem Kinde, das bei der Wohnung des Ahnen vorübergeht.

Sodann wird auch die zufällige bauliche Anlage des Museums zu einer Quelle fruchtbarer Betrachtung. Lange Stunden hat der Besucher im Dämmerlicht der ganz von Gräberschmuck und Darstellungen des Todtenkultus erfüllten Säle, im Verkehr mit Mumien und urältesten Bildwerken zugebracht; er hat die lange Folge der Jahrhunderte wie die mürben Blätter der alten Papyrus entrollt, den festen Boden im Zeitenstrom verloren und zu versinken gemeint in jene dunklen Schichten der Vorzeit, die kein Blick je ermaß, kein Senkblei berührte. Alles was ihn umgiebt hat ihm nur vom Tode gesprochen; diese unberührten Körper, diese granitenen Bildsäulen, diese Zeugnisse von Sieg und Herrlichkeit der Könige, wie diese häuslichen Geräthschaften, haben ihm immer nur die gleiche ironische Lehre von der bitteren Nichtigkeit des Seins gepredigt: er erliegt unter der Last dieser unabsehbaren Vergangenheit, unter dem Gefühl seiner Kleinheit ihr gegenüber, unter den auf ihn einstürmenden Problemen und Mysterien; er flieht die unbeweglichen Blicke, die ihn verfolgen, die Grabesluft, die ihn erstickt. Da trägt ihn ein einziger Schritt auf jenen kleinen offenen Balkon, der über dem Strome hängend die lachende Fernsicht auf Gize beherrscht, und siehe da, in die triumphirendste Bejahung des Lebens, die irgendwo auf dieser Welt sich aufthun kann, fällt er mit einemmal zurück. An jedem beliebigen Tage des Jahres, zu jeder Stunde des Tages, sendet ihm eine glänzende Sonne ihre warme Strahlenkrone und wirft auf den Wasserspiegel schillernde Lichtflecken wie Goldbarren fest und körperhaft, daß man sie greifen möchte; mit dem dumpftönenden Geräusch des Lebens rollt der Nil in seiner Majestät dahin; kräftige Schatten vor sich herjagend, unter dem Geschrei ihrer Ruderer, die mit lautem Zuruf und Gesang einander anfeuern, gleiten die schweren Dahabiyen vorüber. Zum Ufer des nährenden Stromes fluthet unablässig die Volksmenge: Weiber füllen die Krüge, die sie auf dem Kopfe tragen; Kinder belustigen sich in dem lauen Wasser, Viehtreiber führen die Büffelheerden zur Tränke, Schiffer tummeln sich auf ihren Barken. Soweit der Blick den durchsichtig reinen Horizont umfaßt, breitet, seinen Palmengürtel entfaltend, der Fluß sich aus; in der ganzen Länge seiner Ufer sprießt eine intensive, immer neue, immer prächtige Vegetation in nie rastendem Lenz empor; jenseits der grünen Fluren von Gize verdoppeln die Sandmassen der libyschen Hügelkämme, dem Auge fast unerträglich, die Helligkeit gleich einem goldenen Spiegel und strahlen sie zum weißen Himmel zurück. Licht, Wärme, Leben, diese ersten Schöpfungswonnen, baden und berauschen dich; die Lebenssäfte, das Wirken und Weben der schaffenden Naturkraft rings umher, steigen dir zu Kopfe. Dies göttliche Land ist so stark, so anmuthig, als wäre es gestern geboren, so jung wie in den ersten Tagen, deren Geschichte wir in seinen altersgrauen Urkunden lasen: sie zeigen es uns stets sich selber gleich.

Dieser beredte Contrast bemächtigt sich mit wunderbarer Kraft des Nach-

denkens auch der Widerstrebendsten; der Abhang der Träumerei, den wir hinabgleiten, auf diesem Altan des Museums von Bulâk, führt den Geist stets zum ewigen Thema aller Philosophie zurück: der Hinfälligkeit der menschlichen Dinge im Gegensatz zu der unvergänglichen Jugend der Natur, dem entsetzlich Wenigen was wir sind, wir, unsere Geschichte, unser kurzes Alterthum, gegenüber dieser Allem vorangehenden, Alles überlebenden, niemals ermattenden Schöpfung.

Und doch giebt es eine Stätte, die in noch höherem Maße als Bulâk die Gabe besitzt, die Einbildungskraft wild aufzuregen: das ist Sakkâra. Hat man das Nilufer bei dem kleinen Fellahdorfe Bedraschên, zwei Stunden oberhalb Kairo's, verlassen und die schönen Dattelwälder durchwandert, wo Memphis lag, so gelangt man zum Fuße des leicht ansteigenden Plateau's, wo die libysche Wüste beginnt; in gerader, scharfer, wie mit der Sichel abgeschnittener Linie erstirbt das üppige Pflanzenleben der Ebene: das Reich des Sandes hebt an. Eine Viertelstunde lang führt der Weg leise bergauf, noch haben wir uns zwischen ein paar Hügeln von sonderbarem Aussehen hindurchzuwinden, und nun liegt es vor uns: nichts als Wüste, Sand, Schweigen, Tod so weit das Auge reicht. Dies ist die ungeheure Todtenstadt des Alten Reiches. Wie die türkischen Friedhöfe am Bosporus am Ufer des Meeres liegen, welches alljährlich die am meisten exponirten Gräber hinwegnimmt, so sind die Grabstätten der ersten Aegypter am Ufer der großen Wüste von Afrika vereint, begraben unter den Sandwogen, die unaufhörlich der Chamsîn wälzt — es ist hier wie dort der Schiffbruch des Nichts im Unendlichen. Auf einer weiten Strecke lassen uns schwanke Dünen die von ihnen bedeckten Todtengrüfte errathen; hier und da durchbrechen Pyramiden, noch heut die Herrensitze des todten Volkes, allein den einförmigen Horizont, in der Ferne flußaufwärts und flußabwärts in zwei unregelmäßigen Linien, die eine nördlich gen Gîze, die andere südlich gen Medûm abfallend. Manche von ihnen sind in sich zusammengesunken und bilden unförmlich riesige Ruinenhaufen; andere stehen noch mit ihren unversehrten Steinlagen aufrecht in all ihrem Stolze. Auf dem Gipfel einer dieser letzteren, der Stufenpyramide von Sakkâra — nach der Meinung einiger Gelehrten des ältesten Bauwerks von Menschenhand —, umfassen wir dieses Gesammtbild am besten. Blicken wir gen Westen, so breitet sich, ohne andere Grenzen, als die ihr der Gedanke setzt, bis zum Herzen Afrika's, bis zum andern Ocean, tausend Stunden weit die Wüste aus; kein Atom sticht ab von der trauervollen Oede des reinen, sonnenblinden, das Licht gerade wie das Wasser trinkenden, vor Tagesanbruch und in der Abenddämmerung bleigrauen Sandes. So tief ist das Schweigen, daß wir bei hohem Wasserstande das dumpfe Murmeln des unsichtbaren Nil deutlich zu vernehmen glauben — die Stimme des Lebens. Blicken wir hinab in die Tiefe zu unseren Füßen, so finden wir, gegen den Wall des Steinberges heranwogend, wieder die unzähligen Terrainfalten, welche uns an freieren Stellen fünf- bis sechstausend Jahr alte Gräber mehr verhehlen als verrathen, ja noch andere, die sich diesem Zeitmaße unseres Wissens völlig entziehen — die ältesten Eroberungen des Todes, den die Bibel den „erstgeborenen“ nennt. Und nun suche man, ob es auf Erden eine Stätte giebt, welche so wie

diese durch das Zusammentreffen der beiden Unendlichkeiten, des Raumes und der Zeit, unsere Seele erschüttert.

Steigen wir wieder in die Grüfte hinab. Bei jedem Besuche müssen sie vom Sande, der, sobald der Spaten ruht, immer von Neuem auf sie eindringt, freigemacht werden. Alsdann kommt eine volkreiche Stadt zum Vorschein, in welcher die Wände sämmtlicher Todtenhäuser mit hieroglyphischen Inschriften, mit eingegrabenen und gemalten Darstellungen buchstäblich bedeckt sind: sie geben uns das Privatleben eines ganzen Volkes, den Ausdruck seines Denkens, die Physiognomie des von ihm bewohnten Landes, die Pflanzen- und die Thierwelt dieses Landes, vom Ungeheuer bis hinab zum kleinsten Insekt, in den geringsten Einzelnheiten wieder. Die Frische, der Glanz, die skrupulöse Vollendung dieser Schildereien ist so groß, daß sie von gestern zu datiren scheinen. Man stelle sich eine der großen Nekropolen unserer Hauptstädte vor, einen Père-Lachaise etwa, zehnmal, zwanzigmal ausgedehnter als der wirkliche; man denke sich seine bescheidenen Grüfte durch geräumige Kammern und unterirdische Gänge ersetzt, seine nackten Steine von unserer Kunst mit all ihrem Schmuck bekleidet, damit sie unser Leben erzählen; in dieser Gestalt denke man ihn sich festgebannt, in dem feinen Sande weit vollkommener und lebensfrischer erhalten als die vertrocknete Mumie unter ihren Baumwollbinden und Gewürzkräutern, und stelle sich vor, daß er nach sieben oder acht tausend Jahren den Menschen, die dann sein werden, plötzlich vor Augen träte. Ich beabsichtige keine neue Monographie über diese Gräber, die alle die gleiche bauliche Anordnung zeigen und schon so oft beschrieben worden sind. Nur an einen Gesammteindruck wollte ich erinnern, wie er aus ihrer Vereinigung in der Einöde sich ergiebt.

Hier, auf der Oberschwelle eines dieser halb offen liegenden Gräber ruhend, müßte man einen Schriftsteller lesen wie Pascal. Seine „Gedanken" sind vielleicht der einzige Commentar, der beredt genug wäre, um an solcher Stätte erträglich zu sein; seine Seele ist ebenso düster als diese, sein Geist ebenso unbegrenzt. In Sakkâra müßte man den großen Dulder hören, hier wehen sie dich an, seine Flügelschläge .... „Wer sich also betrachten wird, der wird über sich selbst erschrecken, und sich getragen sehend zwischen den zwei Abgründen „Unendlichkeit" und „Nichts", getragen in der Masse, welche die Natur ihm zugetheilt, wird er angesichts dieser Wunder erzittern .... Angesichts dieser Unendlichkeiten sind alle Endlichkeiten gleich, und ich sehe nicht ein, weshalb man seine Phantasie mehr auf die eine als auf die andere lenken soll. Schon mit dem Versuche, uns mit Endlichem zu vergleichen, beginnt unsere Pein ...." *)

Das ist's, was dir hier aus allem entgegentönt; diese Gedanken hüllen dich ebenso unvermeidlich ein wie der Sand, der unter deinem Fuße aufsteigt, bedrücken dich ebenso schwer wie der Gluthwind, der deinen Körper streift. Keine irdische Last hemmt den Aufschwung der Seele, die mit den geflügelten Geistern emporsteigt. Das ist's was Dante empfand in der Welt der Todten:

*) Pensées de Pascal, article XVII. Paris, Edit. Garnier p. 215, 21.

Ich aber, leichter als bei andren Pässen,
Ging solchen Schrittes, daß ich ohne Mühe
Den Berg empor den raschen Geistern folgte.

Alles ist groß, tief: keine Erinnerung an das Leben stört in dieser Einöde die Betrachtung. Nur ein elendes kleines Zelt, das sich ein bei den Ausgrabungen angestellter Fellah im Sande errichtet hatte, lenkte einmal mein Sinnen ab. Dieser Eintagspilger mit seinem Obdach für eine Nacht an solcher Stätte — er erschien mir als das sprechende Abbild, als das Aeußerste irdischer Armseligkeit. Ja, dieses Alterthum und diese grenzenlose Wüste sind ebenso nichtig vor der Zeit; sie richtet diesen Bettler und die Pharaonen, diesen leinenen Fetzen und die Pyramiden nach dem gemeinsamen Maße ihrer Ewigkeit, — und als der Mann, da die Sonne höher stieg, seinen Zeuglappen in einem Nu um den Zeltpfahl wickelte, da dachte ich daran, daß der Prophet Jesaias gesagt hat: „Diese Erde wird hinweggenommen werden, gleichwie das Zelt einer Nacht."

2.

Anfangs führt blos der Reiz des Träumens, das in so weiten Horizonten sich ergeht, den Besucher in das Museum von Bulâk zurück. Die ersten Beziehungen zu seinen Bewohnern sind nothgedrungen ein wenig kalt; diese neue Welt verblüfft den Profanen; diese sonderbar fragwürdigen, oft steifen und linkischen Gestalten beunruhigen seine aesthetischen Gewohnheiten und bleiben stumm für ihn. Nach und nach jedoch reizen die Probleme, die sie aufwerfen, den Geist, bemächtigen sich seiner eines nach dem andern und halten ihn fest mit zwingender Gewalt. Diese Todten stehen Rede, wenn man sie nur geduldig befragt; das Dunkel wird hell, eine Welt thut sich auf. Man versteht und eignet sich die Worte an, mit welchen einer der Führer der Aegyptologie, der verstorbene de Rougé, i. J. 1860 seine Vorlesungen am Collège de France eröffnete: „Ich weiß nicht, ob der unbesiegliche Reiz, der mich stets zu den hieroglyphischen Studien gezogen hat, mich täuscht, aber mir scheint, daß die große Erwartung der ernsthaften Geister unserer Zeit wohl gerechtfertigt ist und daß die mächtigen Methoden der modernen Archaeologie und Philologie es noch mit keinem Gegenstande zu thun gehabt haben, der größeres Interesse erweckte durch die Erinnerungen aller Art, welche die Geschichte im Thale des Nil vereinigt hat, und der merkwürdiger wäre und zugleich eine festere Grundlage hätte durch die Masse und durch das erstaunliche Alter von Denkmälern, deren Zeugniß auch die schärfste Kritik nicht wird zurückweisen können."

So verhält es sich in der That: unter all den Anstrengungen des Denkens, welche die Größe und die Qual unseres Jahrhunderts sind, giebt es keinen höheren Geistestriumph, kein gesicherteres Ergebniß als die Aufrichtung des unermeßlichen Bau's der Geschichte Aegyptens, von Champollion bis auf unsere Tage. Wohl fehlen noch gar viele Steine, aber die großen Linien sind nunmehr mit unbestreitbarer Sicherheit festgelegt. Die Aufzählung aller Beweisstücke, durch welche die

Aegyptologen in den Stand gesetzt wurden, die einen Zeitraum von vierzig bis fünfzig Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung umfassenden Annalen des Menesvolkes herzustellen, würde den Rahmen dieser Studie überschreiten. Bekannt ist, daß die von Manethon aufgezeichneten, durch die Tafeln von Abydos und Sakkâra, sowie durch den „Ahnensaal" von Karnak und den turiner Papyrus controllirten und berichtigten Listen der Königsdynastien die Grundlage dieser Berechnungen geliefert haben: die Vertheidigung der so lange Zeit festgehaltenen These von dem Parallelismus der Dynastien ist heut ein mißlich Ding. Um diese Grundlage gruppiren sich als Stützen die den Denkmälern, den verschiedenen ethnographischen, ästhetischen, religiösen Texten entnommenen Nachweise; ja sogar die Naturwissenschaften bezeugen übereinstimmend dieses wunderbare Alterthum.

Man hat diese lange Reihe von Jahrhunderten und Dynastien in drei große Perioden getheilt: das alte, das mittlere (Hyksos-) und das neue Reich. Auf einem so weiten Gebiete ist Beschränkung geboten, und ich will deshalb die beiden letzteren, deren Geschichte uns vertrauter ist, mit Stillschweigen übergehen. Ich bitte den Leser, heut die Herrlichkeit der Seti und der Rhamses, wie das Unheil der Hirteninvasion zu vergessen; ich fordere ihn auf, sich aus unserer heutigen Gegenwart in e i n e m Fluge sechstausend Jahre weit zurückzuschwingen und mir in die Tiefen jenes alten Reiches von Memphis zu folgen, dessen Existenz die Nekropole von Sakkâra uns enthüllt hat. Dank den bildlichen Monumenten der III., IV., V. und VI. Dynastie, die in so großer Zahl und in einem Zustande vollkommenster Erhaltung dem Boden entstiegen, sind wir mit dem Charakter dieser ersten Periode besser bekannt als mit fast der ganzen weiteren Folge der ägyptischen Annalen. Nach der VI. Dynastie indessen und bis zur XI., mit welcher das mittlere Reich anhebt, fehlen die Zeugnisse: hier haben wir eine der plötzlichen Unterbrechungen, eine der dunkelen Gruben in der Vergangenheit, in denen sich die Geschichte Aegyptens zu wiederholten Malen verliert, ähnlich jenen Strömen, deren Lauf eine Strecke weit unter dem Boden verschwindet. Vielleicht hat man in diesen Lücken, die wahrscheinlich das Resultat innerer Umwälzungen und äußerer Invasionen sind, Perioden ähnlich unserem Mittelalter zu erblicken, einen lange sich hinziehenden lethargischen Stillstand der Cultur. Das Fehlen von Zeugnissen berechtigt uns jedoch noch keineswegs dazu, diese leeren Jahrhunderte einfach aus unseren Berechnungen zu streichen. Ohne von der Folge der Dynastien, deren Platz es zu finden gilt, zu sprechen, kommt die ägyptische Geschichte nach diesen Eklipsen — gleich den Flüssen nach ihrem unterirdischen Laufe — in ihrer Richtung wie in ihrer Gestalt gründlich verändert mit einem Male wieder zum Vorschein; wir müssen den Zeitverlauf, der für diese Umwandelungen erforderlich war, nothgedrungen in Rechnung setzen, obgleich er zwischen den beiden Punkten, wo wir den leitenden Faden verlieren, unseren Augen verborgen ist. Uebrigens grenzen die glücklichen Entdeckungen der Gelehrten diese wüsten Räume täglich enger und enger ein, gerade wie die Forschungszüge der Reisenden die unbekannten weißen Flächen unserer Karten von Afrika mehr und mehr einschränken. Schon können wir den Tag voraussehen, da die Kette alle ihre Ringe

wiedergefunden haben wird, da der Geist, sicheren Thatsachen nachgehend, von den letzten Ptolemäern bis zum König Menes wird aufsteigen können.

In Bulâk kann unser Auge schon heut, zwar nur auf summarische, aber doch ungemein merkwürdige Art, diese Arbeit vollziehen. Mariette, der hochverdiente, der Stätte seiner Mühen und Erfolge wie allem irdischen Forschen und Finden nun für immer entrückte frühere Director des Museums, kam unlängst auf die ingeniöse Idee, die Königsscarabäen in chronologischer Ordnung, von den ersten Pharaonen an bis zum letzten, in einem Glasschrank auszustellen. Es ist bekannt, daß diese kleinen Thierchen aus hartem Stein die eingravirte „Cartouche" — wir würden sagen den Namenszug — des regierenden Herrschers trugen und daß diese Tradition sich während der ganzen Dauer der ägyptischen Monarchie erhalten hat. Nichts Eindrucksvolleres kann man sich denken, als diese concrete Verkörperung von fünfzig Jahrhunderten Geschichte in diesen winzigen, auf drei oder vier einen Meter langen Brettchen aufgereihten Steinen. Angesichts ihrer denken wir unwillkürlich an jene unberechenbaren Perioden der Entstehung unseres Planeten, dessen Mineralprodukte die Verdichtung von im unendlichen Raume verbreiteten Gasmassen darstellen. Ganz ebenso hat sich für uns die lange Geschichte der Menschheit hier in diesen geheimnißvollen Kügelchen aus Lasurstein oder Serpentin krystallisirt. Wir bewundern die unfehlbare Alchymie der Wissenschaft, welche heut diese Steine verwandelt, um aus ihnen die Entwickelungsphasen jener Geschichte wiederherzustellen. Mag der Standpunkt des Betrachters sein, welcher er wolle — die Lehre, die diese seltsame Sammlung ihm predigt, ist eindringlich und ironisch; sind doch manche dieser armseligen Insekten die einzigen Zeugen, durch welche Fürsten, die über die erste Monarchie der Welt geherrscht haben, vor der Vergessenheit gerettet werden. Wenn es wahr ist, daß sie für die alten Aegypter das Symbol der Auferstehung waren, so haben sie ihre Mission wohl erfüllt und dadurch, daß sie ein so großes Stück verlorener Menschheit vor unseren Augen wieder erweckten, diese Vergöttlichung verdient. — Doch lassen wir diese Hand voll Jahrhunderte und kehren wir zum Alten Reiche zurück: bei seinen Zeitgenossen vor Allem möchte ich heut verweilen; die Bildsäulen, die Malereien, die Inschriften der ersten Dynastien möchte ich zum Reden bringen, heut, da die ganze übrige Welt jener Tage in Schweigen und in Nacht versunken ist.

3.

Wir betreten das Museum von Bulâk. Gleich in dem Gärtchen vor dem Eingang giebt uns ein Volk von Statuen das Geleite: dies sind die glücklichen Colosse, die durch ihre Dimensionen vor der Einkerkerung gerettet worden sind und die nun noch den Himmel und die Maisonne, die leuchtenden Reflexe der Segel auf dem Nil, die grellen Schatten unter den Akazien, die Sperlinge, wie sie lustig von den blühenden Lorberbäumen zu den gekrönten Häuptern flattern, mit ihren granitenen Augen betrachten. — Wir treten in das Vestibül ein, und diese ganze lärmende Freude des Lichtes erlischt wie eine ausgeblasene Flamme:

Stille, Einsamkeit, Dämmerung, Ehrfurcht treten an ihre Stelle, und nur ganz selten stört ein wißbegieriger Fremder oder ein müßiger Effendi die feierliche Stimmung. Neue Bildsäulen empfangen uns: sie gehören größtentheils gerade dem Alten Reiche an. Die einen sind von natürlicher Größe, andere überlebensgroß, die meisten zeigen kleinere Maße; da giebt es Statuen aus Granit von Syene, aus Diorit, Basalt, Serpentin, Kalkstein — diese in der Regel bemalt —, aus Alabaster und Holz. Sie sind fast sämmtlich in erstaunlicher Vollkommenheit erhalten; die Zeit hat keine ihrer Konturen verändert, keines der vertieft eingegrabenen oder schwarz gefärbten Zeichen ihrer hieroglyphischen Aufschriften verwischt: der Stein hat noch den matten Glanz des letzten Meißelschlages. — Da steht der berühmte Chefren, ein Herrscher der IV. Dynastie, der Erbauer der zweiten Pyramide, dessen gewaltiges, aus einem Block von grünem Diorit gehauenes Bild i. J. 1867 die Besucher der Pariser Weltausstellung bewunderten. Wir sinnen über das unbekannte Verfahren nach, das einem Gestein, dessen Korn gegen den Meißel ebenso widerstandskräftig, ebenso spröde ist wie das des Eisens, diese sammetweiche Epidermis zu geben vermocht hat. Dies sieht man am besten an den Bruchflächen der Knie und Arme, denn der alte Pharao hat viel Unbill erfahren und seine Bildsäule ist in einen Brunnen nahe bei dem großen Sphinx gestürzt worden; noch sechs andere schwer verstümmelte Statuen desselben Herrschers wurden dort gefunden: der Torso und das Bein einer derselben sind die vollendetsten Stücke ägyptischer Skulptur, die wir kennen. Gleichfalls in Paris sah ich bereits damals jene wundersame Holzfigur des Alten Reiches, die von so sprechendem Leben erfüllt ist, daß sie der Ausruf der Araber, die sie entdeckten, sogleich getauft hat: sie nannten sie nämlich den Schêch el-Beled (Dorfschulze), wegen seiner frappanten Ähnlichkeit mit dem damaligen Schêch ihres Dorfes. Zum ersten Mal dagegen lernte ich hier die beiden erstaunlichsten Stücke der Sammlung kennen, das älteste Werk plastischer Kunst in der Welt: es ist die in Medûm gefundene Doppelstatue eines Mannes und einer Frau, aus der Zeit des Königs Snefru, der die III. Dynastie abschließt und also vor den Erbauern der großen Pyramiden regierte. Beim Anblick des Glanzes der lebhaften Farben, der Vollendung der diese beiden Figuren schmückenden kunstvoll eingesetzten Quarzaugen, der unberührten Frische der Hieroglyphen, die sich von dem blendenden Weiß des Kalksteins schwarz abheben, wollen viele Besucher durchaus nicht glauben, daß die Bildnisse des Ra-Hotep und seiner Gattin Nefert niemals überarbeitet worden sind. Und doch hat sie Mariette, nachdem sie sechstausend Jahre im Schoß der Erde geschlummert, genau so gefunden wie wir sie hier vor uns sehen Und wie viele andere Bewohner Bulâk's von minder hohem Range verdienten auch noch neben jenen weltberühmten Stücken besondere Erwähnung! Doch wir halten uns bei ihnen nicht weiter auf, um desto schneller die allgemeinen Grundzüge, die sie darbieten, zu entwickeln.

Es sind meistens schöne, kraftvolle Menschen, mit starken Beinen, breiten Schultern, wohlgebildeter Brust, bloß um die Hüften mit der bauschigen Schenti bekleidet: die einen lebhaft ausschreitend, das rechte Bein voran, mit niederhän-

genden Armen, andere sitzend, die Hände auf den Knien, manche in der Haltung Opfernder niederkniend. Die Gesichter bieten deutlich zwei ganz verschiedene Typen dar: während die so zahlreichen Figuren der V. und der VI. Dynastie ein rundes Antlitz, eine etwas flache Stirn und eine leicht abgeplattete Nase zeigen und treu die Züge des heutigen Fellah's wiedergeben, weisen die älteren Statuen aus Medûm, die Basreliefs auf Holztafeln eines der frühesten Gräber von Sakkâra einen edleren und schärferen Typus von europäischem Charakter auf: gerade Nase, knochige Wangen, länglichen Schädel, hohe Stirn, langen Hals. Wir haben es hier mit den allerdings noch recht schwankenden Elementen eines ethnographischen Problems zu thun, mit welchem die Wissenschaft sich lebhaft zu beschäftigen beginnt.

Wir können uns auf das, was unsere Statuen uns in kunstgeschichtlicher Beziehung lehren, umsomehr verlassen, da sie offenbar lauter Portraits sind. Noch hat der Hieratismus, der später — ähnlich den ganz allmählich das Gehirn erreichenden Lähmungen — von den Gliedern zum Haupte aufsteigen wird, die Gesichter nicht starr gemacht: noch sprechen sie. Ja selbst der Leib, obschon der conventionellen Haltung des ägyptischen Kanons bereits unterthan, ist doch noch nicht gänzlich darin befangen und eingeschlossen. Unter der vorschriftsmäßigen Uniform, die uns auf den ersten Blick die Statuen des Alten Reiches leicht mit denen aus dem Jahrhundert des Rhamses oder aus der Saïtischen Epoche zusammenwerfen läßt, lernen wir die ersteren dank dem Lebensgefühl, das sie beseelt, dank der ruhigen Kraft, die sich aus dem Zwange der Form losmacht, schnell unterscheiden. Auch werden wir an der Monotonie der ägyptischen Figuren weniger Anstoß nehmen, wenn wir uns nur die Gesetze der orientalischen Plastik vergegenwärtigen. Eine primitive Kunst ist weit mehr bestrebt, die gewöhnlichen Körperstellungen des Lebens wiederzugeben als die spezielleren Bewegungen, die erst eine stark verfeinerte Kunst studirt. Nun ist aber die Zahl dieser Attitüden bei dem Manne des Orients eine sehr beschränkte: er ist unbeweglich, ernst und langsam, karg von Geberde, kalt und stolz von Antlitz. Die bei uns so sorgsam angestrebte Individualität der Statur, der Haltung, der Physiognomie ist ihm fremd. Interessant ist es, auf der Straße, z. B. auf der verkehrsreichen Muski von Kairo, die Passanten zu beobachten: sie haben fast alle den gleichen Gang, die gleiche Art sich zu setzen. Hierin liegt meines Erachtens eine theilweise Erklärung und Entschuldigung der hieratischen Haltung.

In den Basreliefs, die in so großer Zahl die Gräber schmücken, zeigt der Meißel des Künstlers eine Kühnheit, von welcher die freistehenden Rundwerke nichts wissen: er schreckt vor keiner Bewegung, keiner Verkürzung des menschlichen Körpers zurück. In den meisten Fällen vermag er es nicht, sie gehörig wiederzugeben; Arme und Beine schließen nach Gesetzen einer eigenartigen Anatomie an den Rumpf an, die Schulregel schreibt Profilköpfe auf von vorn gesehenen Körpern vor — und doch, diese Figuren machen einem den gleichen Eindruck wie gewisse Skizzen von Schülern, die geborene Zeichner sind; die Details sind anstößig, aber das Ganze der Bewegung ist richtig erfaßt: die Sache ist besser empfunden und

beobachtet als manches „correcte“ Werk, dem doch das rechte Leben fehlt. In der Darstellung der Thiere, die sich dem Zwange des hieratischen Kanons zu entziehen scheint, kommt die hochentwickelte Beobachtungsgabe der ägyptischen Bildhauer wieder ganz zu ihrem Rechte: sie sind Thiermaler par excellence; kein Moderner übertrifft sie auf diesem Felde an Wahrheit und Natürlichkeit. Mit einer Schärfe und Genauigkeit, die selbst einen chinesischen Naturforscher, einen japanischen Thiermaler entzücken würde, haben sie in den Grabgemälden die ganze Fauna ihrer Zeit dargestellt. Die Besucher des Museums von Bulâk werden sich einer in Medûm in der Nähe der Statuen des Ra-Hotep und der Nefert gefundenen Tafel, des ältesten und zugleich vollkommensten Specimens dieser Kunst, erinnern. Es ist eine einfache Malerei in Wasserfarben auf Kalkbewurf: ein Trupp Gänse, die ihr Futter suchen. Das Bild ist ohne Schwanken und Tasten mit schnellen sicheren Strichen hingesetzt, das Colorit ist naturgetreu, die Proportionen sind tadellos: man kann unmöglich der Natur mit sparsameren Mitteln näher kommen. Kaum vermag man seines Staunens Herr zu werden angesichts dieses gebrechlichen, uns so wundersam erhaltenen Ueberrestes, der nöthigenfalls für sich ganz allein Zeugniß dafür ablegen könnte, daß der Höhepunkt der ägytischen Kunst mit ihrem Ursprung oder doch wenigstens mit dem zusammenfällt, was wir, außer Stande, unsere Nachforschungen noch weiter nach rückwärts auszudehnen, so nennen. Denn die Hauptthatsache, welche sich aus dieser Studie ergiebt, ist diese: gleich von den ersten Zeiten des Alten Reiches an erscheint uns die nationale Kunst in ihren wesentlichen Regeln, so wie diese sich vier bis fünf Jahrtausende hindurch gleichbleiben, fest bestimmt und Allem, was sie in der Folge noch hervorbringt, gleich im ersten Anlauf überlegen.

Gewiß handelt es sich hier nur um eine relative Ueberlegenheit. Nachdem wir diese alte ägyptische Schule nach Gebühr gelobt haben, gilt es, auch von ihrer geheimen Schwäche zu sprechen und aus ihr eine Lehre für uns zu entnehmen. Sie ist ihrem ganzen Wesen nach unverhüllt realistisch, in dem Sinne, wie wir das Wort heut gebrauchen. In der Wiedergabe des Menschen, durch den Zwang der Formel hindurch, in der freieren der Thiere, ist ihr einziges Ziel die möglichst genaue Gleichwerthigkeit der Darstellung mit den wirklichen Dingen; alle Vorzüge der Beobachtung entwickelt sie bis auf das äußerste Maß, dagegen fehlen ihr die der Phantasie. Den Begriff des Ideals, wie ihn die Griechen und in der Folge die civilisirte Welt verstanden haben, hat die Rasse Ham's nie besessen; ihre vollendetsten Werke bieten uns die peinlich genaue Abschrift der Natur, vergeblich aber würden wir in ihnen die Individualität, die Seele des Künstlers suchen. Dieser Tradition, der es in der Darstellung der Dinge schließlich nur noch um Zeichen für Begriffe, wie die der Hieroglyphen, zu thun ist, hat man sogar den Namen „Kunst“ ohne allzu große Ungerechtigkeit absprechen können. Der „Kunstarbeiter“ des Alten Reiches sieht in der menschlichen Person schon nur noch ein zur Versinnlichung der Handlung, die er darstellen will, bestimmtes Werkzeug; um die Empfindungen, welche diese Handlung bei ihr wecken kann, kümmert er sich wenig: sein Bild ist rein beschreibend, objektiv.

— Hier liegt das Geheimniß seiner tiefen Inferiorität, der Gleichgültigkeit, aus welcher uns all seine realistische Kleinkunst nicht erlöst. Diese Inferiorität wird besonders fühlbar, wenn wir unter den Meisterwerken ägyptischer Kunst auf das mittelmäßigste Erzeugniß griechischer Kunst stoßen: wie schnell gewinnt sein Reiz unser Herz, wie viel besser entspricht es unseren angeborenen innersten Wünschen und Ansprüchen! Selten kommt der Besucher, den kein tieferes Interesse für die wissenschaftlichen Fragen beseelt, zum zweiten Mal in das Museum von Bulâk: wenn hier Alles merkwürdig ist -- schön, im idealen Sinne des Wortes, ist nichts. Ich für mein Theil habe es nicht verlassen können, ohne mir zu sagen, daß es die vernichtendste Verurtheilung der neuen Schulen einschließt, welche der Kunst als einziges Ziel den Realismus aufstellen möchten. Die unnachahmlichen Copisten des Alten Reiches haben in denjenigen ihrer Werke, welche in den engen Observanzen des ägyptischen Ritus nicht befangen sind, die Schärfe des Auges, die Genauigkeit der Beobachtung ebenso vollkommen bewährt, ebenso weit getrieben, als ihre geschicktesten Fachgenossen in unserer Zeit; diese Werke erregen unser Staunen, aber sie ziehen uns nicht an, und nach der eigenartigen Empfindung, welche sie einflößen, können wir ahnen, welche Enttäuschung uns in unseren Museen an dem Tage erwartet, da von der Kunst, die wir sehen, die Kunst, die wir denken und träumen, vom Throne gestoßen würde. Dann würden wir, gerade wie beim Hinaustreten aus den Sälen von Bulâk, sagen: Sind das geschickte Leute! Aber kein Mensch würde mehr ausrufen: Sind das große Künstler!

Zum Glück sind die Künstler, mit denen wir es hier zu thun haben, vor allem Andern ungeheuer alt, und selbst wenn sie außerdem weiter gar kein Interesse böten, würde der Gedanke an dieses wundersame Alterthum, der nimmer von uns abläßt, für sich ganz allein schon kräftig genug sein, uns wieder in ihre Mitte zurückzuführen. Die Zeit, die alles Menschliche heiligt, hat sie dem Tadel entrückt: zu viele Fragen drängen sich angesichts ihrer auf unsere Lippen, als daß wir daran denken könnten, sie zu kritisiren. Kommt ihnen doch mit euren Theorien, euren Raisonnements, euren Eintagsideen! Mit einem Blick dieses schönen Quarzauges, das glänzt und lebt und einen seltsam schrecklichen Magnetismus ausströmt, wird euch der Mann von Medûm in euer Nichts zurückscheuchen. — Wer hat nicht schon jenes räthselhafte Unbehagen empfunden, das einen ergreift, wenn er Abends ein altes Portrait betrachtet, dessen unbestimmt starrendes Auge ihn hartnäckig verfolgt? Wie erst wirkt auf uns dieses Auge hier, das nach sechstausendjährigem Schlaf in der Finsterniß dem neuen Tage offen steht, das die weite Welt, den Himmel und die Menschen in jenen fernen Epochen gesehen hat, da selbst die bloße Existenz des Alls uns zweifelhaft war, ehe solche Zeugen auftraten, sie zu beglaubigen? Und diesem Auge entgehen wir nur, um auf das Holzbild, das gebrechlich, wie es ist, so viele Jahrhunderte trotzig herausfordert, auf den Chefren, der den Bau der Pyramiden sah, auf all diese Gespenster von Sakkâra zu stoßen. Der Besucher, der durch diese öden, stillen, düsteren Säle irrt, braucht wahrlich gar kein besonders phantasievoller Mensch zu

sein, um zu sehen, wie diese Bildwerke, die aus der Tiefe ihrer sechszig Jahrhunderte zu ihm kommen, sich rasch beleben, — um ein Etwas wie enttäuschte Ironie in den Augen dieser Greise zu erspähen, die ihm in buntem Durcheinander, in Glasschränken, die Götter, die sie angebetet, die Gesänge, die sie gedichtet, die Kleinodien, mit denen sie sich geschmückt, die Waffen, die sie erbeutet, und — in den Mumien, deren vertrocknete Füße hier und da aus den bemalten Hüllen hervorragen — die Frauen zeigen, die sie einst geliebt. Nicht lange dauert es und wir unterscheiden verworrene Stimmen, die von all diesen steinernen Lippen kommen: sie verspotten die Ueberzeugungen des Kindes, das vorübergeht, sein Wissen, sein Hoffen; sie künden ihm Lehren der Weisheit, und daß die Lügen, von denen wir uns fangen lassen, schon alt waren zu ihrer Zeit. Wir lauschen auf den Chor der ersten Menschen, der in der ältesten menschlichen Sprache die trostlose Litanei des Predigers Salomo wieder anhebt: Eitelkeit der Eitelkeiten! — Ja, rasch und voll verrinnen die Stunden in diesem Hause von Bulâk! Manchmal hören wir, wie sie an einer nahen Uhr sich schüchtern in Erinnerung bringen: auch dies wieder eine bittere Ironie, ein brutal niederdrückendes Memento — diese winzigen Zeitmengen, die heranschleichen, um sich im Abgrund zu verlieren, und so armselig scheinen in dieser Umgebung, wo sie nicht mehr zählen, wo man mit den Jahrhunderten spielt wie Schwilge's astronomisches Uhrwerk zu Straßburg mit den Stunden — Wassertropfen, die in den Ocean fallen.

4.

Unter unseren Informationsmitteln stehen die Bildsäulen und die Basreliefs aus Gräbern in erster Reihe; sie führen uns das Alte Reich vor Augen. Ihnen zunächst kommen die Steininschriften und die nur allzu seltenen Papyrus; aus ihnen redet es zu uns. Die ältesten ägyptischen Denkmäler bezeugen, wie wir gesehen haben, eine ihrer selbst durchaus mächtige, vollreife Kunst; sie überliefern uns aber auch eine Sprache und ein Alphabet, die in ihren wesentlichen Regeln feststehen und in der Folge nur noch geringen Änderungen unterliegen. Noch viele Jahrhunderte gehen vorüber, ehe die Völker Asiens das Mittel zur Aufzeichnung ihres Denkens gefunden haben: Ägypten besitzt es bereits, ja wir sind, so weit wir auch in seiner Erkenntniß vor- d. h. zeitlich zurückschreiten, außer Stande, den Ursprung dieses Mittels zu ahnen. Diese fundamentale Kunst — Aegypten wird sie der übrigen Welt lehren; wir wissen heut, daß das phönizische Alphabet, aus welchem die griechischen wie alle unsere übrigen Alphabete hervorgegangen sind, nichts weiter war als eine Vereinfachung der hieroglyphischen Charaktere. Alle Errungenschaften menschlichen Denkens, welche die Schrift überliefern kann, stehen bei dieser ältesten Nation in hohen Ehren und setzen, gleich allem Andern, eine noch frühere Culturperiode voraus, eine Periode von so unabsehbarer Länge, daß wir davor schier erschrecken. Religion, Naturwissenschaften, Medicin, Astronomie, Poesie, alle Felder des Geistes werden angebaut: wir haben aus jener Epoche wenig direkte Redaktionen, aber die späteren Werke nehmen auf Bücher aus den Zeiten Menkera's und der ersten Pharaonen beständig Bezug.

Die Wichtigkeit, mit welcher die königlichen Schreiber und Bibliothekare in ihren Grabschriften von sich reden, bezeugt hinlänglich das Vorhandensein wissenschaftlicher und literarischer Archive ersten Ranges.

Der selbst schon sehr alte medicinische Papyrus zu Berlin schreibt die von ihm dargelegte therapeutische Pharmakopöe den frühesten Zeiten zu. Die Pyramiden sind ein unvergängliches Zeugniß für die Entwicklung der mechanischen Künste und der Geometrie. Was die Astronomie betrifft, so legt in einer so delicaten Materie das Studium der hieroglyphischen Documente die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit zahlreicher Irrthümer so nahe, daß unsere Gelehrten hier im Behaupten sehr behutsam sind; immerhin wollen einige die Uraegypter als in dieser Wissenschaft bereits so vorgeschritten hinstellen, daß sie (ihnen zufolge) die wirkliche Bewegung der Planeten, mit Einschluß des unsrigen, gekannt und die Bahnen des Sonnensystems im Weltraum geahnt hätten — übrigens minder außerordentliche Entdeckungen unter diesem Himmel mit seinen strahlenden Nächten, unter dieser in der freien Luft lebenden Bevölkerung, in welcher die Astronomie das populäre, vertraute Studium ist, wo der geringste Schäfer etwas von den Sternen weiß.

Die authentische Literatur dieser Epoche beschränkt sich für uns auf Grabschriften vornehmer Personen, auf eine Anzahl ausführlicherer Inschriften, in denen sie ihr Leben und ihre Dienste erzählen, auf die alten Kapitel des Todtenbuchs und auf eine kleine Schrift, die, unter der V. Dynastie verfaßt und in einem ehrwürdigen Papyrus*) der XI. erhalten, unter dem Namen der „Lehren des Patah-hotep" berühmt ist. Unser Wort „Literatur", in seiner Anwendung auf jenen fernen Zustand des menschlichen Geistes, ist strenggenommen ebenso unzutreffend wie eben noch das Wort „Kunst". Wir bedienen uns dieser Bezeichnung in Ermangelung einer anderen besseren. Später, unter den großen Dynastien, giebt es dann eine — officielle und pomphafte — ägyptische Literatur der Romandichter, Geschichtsschreiber und Poeten, welche in sorgfältig gefeiltem Stil die Thaten des Pharao feiern und in Entfaltung einer in kühnen Bildern schwelgenden Phantasie mit einander wetteifern. Zu den Zeiten aber, mit denen wir uns jetzt beschäftigen, ist die Phantasie arm im Thale des Nil: die Schriften, gleich den Werken der Plastik und den religiösen Formeln, stellen an sie keine großen Ansprüche; was vorherrscht, ist Verstand und Herz. Das Buch des Patah-hotep ist ein Codex officieller Moral ad usum Delphini, Unterweisungen, die ein Prinz seinem Sohne giebt; nur etwa mit der Sittenlehre des Confucius oder mit gewissen Kapiteln des Alten Testamentes läßt es sich vergleichen, auch bewegt es sich in ähnlich parabolischen und sentenzenreichen Wendungen wie die Bücher der Weisheit.

Ich will gleich hier die Hauptthatsache berühren, die mir in Allem, was von

---

*) „In der Wissenschaft bekannt als Papyrus Prisse, nach dem Namen eines französischen Archäologen, der diese wichtige Urkunde in Theben erwarb und später der Bibliothek in Paris zueignete." H. Brugsch, Gesch. Aegyptens unt. d. Pharaonen, S. 90 Anm.

der ägyptischen Literatur bis auf uns gekommen, am meisten auffällt: die intime Verwandtschaft ihres Stils mit dem der Erzeugnisse des hebräischen Genius. Man nehme ein Kapitel des Todtenbuchs oder eines der späteren Werke, den Hymnus an den Nil (XII. Dynastie), das Heldengedicht Pentaur's, eine der zahlreichen Oden zum Ruhme der Tutmes und Ramses: man wird sich mit leichter Mühe von der Uebereinstimmung in Form und Anlage, in Rhythmus und Bildern, die zwischen diesen Compositionen und den jüdischen Psalmen besteht, Rechenschaft geben. Der Vers zeigt die nämliche Bewegung, das Gleichniß die nämliche Haltung, der Gedanke die nämliche Dunkelheit; mancher Psalmenvers scheint die wörtliche Uebersetzung aus einem ägyptischen Hymnus. Denken wir an den langen Aufenthalt Israel's im Nilthale, an die Erziehung seiner Führer in den Schulen von Memphis oder Theben und an die vollständige Einweihung des Moses — den Strabo einen ägyptischen Priester nannte —, erwägen wir, daß sein Exodus mit der Glanzperiode der pharaonischen Cultur zusammenfiel, die seit langer Zeit bereits im Vollbesitz ihrer Literatur war, so ist es unmöglich, hier nicht zum Theil den Ursprung der großen jüdischen Werke und das Gußmodell der später durch die semitische Inspiration festgehaltenen Formen zu suchen.

Uebrigens vergreifen wir uns in keiner Weise an der Majestät des Psalmisten oder an der Holdseligkeit des Hohenliedes, wenn wir uns für sie gerade hier, in den ehrwürdigen Gräbern dieses uralten Aegypten, das bis jetzt in allen Dingen als der erste Erzieher der Menschheit erscheint, nach Vorbildern umsehen. Wie viele tiefe oder rührende Gedanken erstehen aus dem Staube der Papyrusrollen, ihm entrissen von unsern geduldigen Entzifferern! An dem Tage, da die Arbeit weit genug vorgeschritten sein wird, um die gewonnenen Ergebnisse in gemeinverständlicher Weise Allen zugänglich machen zu können, wird der Schatz des menschlichen Geistes eines seiner stolzesten Juwele wiedererlangt haben. Aus dem Alten Reiche, diesem durch die Entfernung für uns fast unsichtbar gewordenen Morgenroth der Geschichte, haben wir fast nur noch Bruchstücke von Steininschriften übrig; aber auch dies würde noch immer zur Zusammenstellung einer Anthologie genügen, die unsere ganze Hochachtung verdiente. Man höre das Epitaph jenes Würdenträgers der V. Dynastie, der, als er sich vor fünfundfünfzig Jahrhunderten in Sakkâra zur Ruhe legte, auf sein Grab schreiben ließ, was auf sein eigenes setzen zu können noch heut jeder von uns stolz wäre: „Nachdem ich die Dinge gesehen, bin ich aus dieser Welt gegangen, wo ich die Wahrheit gesagt und Gerechtigkeit geübt habe. Seid gut gegen mich, ihr, die ihr nach mir kommet; leget Zeugniß ab für euren Vorfahr.“ Und neben diesem Römertestament — was kann melancholischer sein, als die dem Todtenbuch entnommene Grabschrift einer Frau: „Ich weine nach dem Winde, am Ufer des strömenden Nil, der meinen Kummer wieder auffrischte.“ Giebt es auf den Gräbern Griechenlands oder Siciliens eine sanftere Todtenklage? Gleichfalls dem Todtenbuch entlehnt ein Anderer in den Aengsten des Grabes folgendes Gebet: „O Herz, Herz, das du mir von meiner Mutter kommst, mein Herz auch da ich auf Erden weilte

steh' nicht wider mich als Zeuge auf, klage mich nicht an vor dem großen Gotte, — die köstliche Anrufung einer aufrichtigen Seele, die da wußte, daß ihre Fehler nur aus dem Herzen hatten kommen können. Aus den von Lauth in's Deutsche übertragenen „Lehren des Patah-hotep" hebe ich einige Unterweisungen hervor; ihre Verwandtschaft in Form und Inhalt mit den biblischen Büchern der Weisheit oder der Sprüche Salomonis springt in die Augen. Der Verfasser steht im Niedergange seiner Tage, er hat „hundertundzehn Jahre in der königlichen Gunst gelebt," nun spricht er traurig von seiner Hinfälligkeit:

„Osiris, mein Herr, altern ist ein äußerstes Übel, ein schwerer Fluch: es heißt wieder Kind werden. Der Greis liegt danieder, er leidet. Die beiden Augen sind winzig klein, die Ohren verstopft, und ohne Ende wird was stark war schwach. Der Mund wird schweigsam, spricht kein lautes Wort, das Gedächtniß ist abgestumpft, kann sich nicht erinnern des vergangenen Tags; die Gebeine versagen ihren Dienst. Zu Schlechtem hat das Gute sich gewandelt. Auch der Geschmack ist längst dahin. In aller Weise macht elend einen Mann das hohe Alter."

Was soll also der Greis mit seinen unnützen Tagen anfangen?

„Gottes Hoheit hat gesprochen: Lehre deinen Sohn die alten Worte. — Und er spricht zu seinem Sohne: Laß dein Herz sich nicht überheben um deines Wissens willen; befrage den Unwissenden wie den Weisen. Schätze das gute Wort höher denn Smaragd, der sich findet unter den Edelsteinen am Arm der Mägde. — Eine Regung der Barmherzigkeit ist mehr werth denn Opfer: dein Leib steht höher im Preise denn dein Kleid."

Dann kommen Rathschläge für alle Lagen, in die der Zufall des Lebens den Menschen bringen kann, vor Allem ein vollständiges Handbüchlein des guten Hofmannes.

„Die heftigen Versuchungen, zu thun, was dir in den Sinn kommt, kämpfe sie nieder im Verkehr mit den Fürsten. — Schickst du dich an, dich bei Hofe zu setzen, so tritt den Platz deinem Vorgesetzten ab, begrüße ihn und neige dich vor ihm tief zu Boden, bedenke, was er dir gegenüber ist, und belästige ihn nicht. — Bist du in der Stellung eines Sachverständigen, der da sitzet im Rathe seines Herrn, so bezwinge dein Herz; Zurückhaltung im Reden ist würdevoller denn die Blumen des Geschwätzes. Lege, was du weißt, dar mit Beredtsamkeit; beleidige nicht; von allen Dingen das gefährlichste ist das Wort; wer es entfesselt hat, der kann es nicht mehr zurückziehen. — Groß, nothwendig, gleich für Alle, lauter ist die Gerechtigkeit seit den Tagen des Osiris. — Trittst du ein in eine Frauenwohnung, so hüte dich vor der Berührung der Weiber; nicht gut ist der Ort, wo sie weilen: ein Unkluger, der sie verführt! Tausende von Männern sind zu Grunde gegangen um eines Augenblickes willen, der flüchtiger denn ein Traum. Das Weib erkennen — ist der Tod."

In dieser Weise fährt der Moralprediger fort; er spricht von der Verwaltung des Vermögens, von der Familie, von den Pflichten der verschiedenen Aemter, nicht eben sehr schwungvoll, doch mit praktischem Sinn für das Leben.

Ich will die Grenzen des Alten Reiches, die ich mir absichtlich gezogen habe, nicht überschreiten; später würde mir eine vollständige Literatur meisterhafte Proben jeder Gattung liefern. Doch sei es mir vergönnt, aus jenem schönen Hymnus an den Nil, der, da er spätestens aus der XII. Dynastie datirt, sich meinem Gegenstande kaum entzieht, einige Verse anzuführen.

„Du tränkst die Erde allerorten — der du zu Thal gehst, 'Straße des Himmels. — Hebt er sich, ist die Erde voll Fröhlichkeit — es freut sich jeglicher Mutterleib — jeglicher Zahn zermalmt. . . — Er schafft alle guten Dinge — der Herr der wohlschmeckenden, köstlichen Speise; — er meistert die beiden Länder*) — um die Stapelplätze zu füllen — die Kornkammern zu segnen — den Armen ihr Gut zu bereiten. — Man haut ihn nicht in den Stein — man kann ihn nicht in den Heiligthümern einfangen — keine Wohnung, die ihn faßt . . . — Er trinkt die Thränen aller Augen — Rast der Finger ist seine Arbeit — für Millionen Armseliger."

Ganz Aegypten liegt in diesen letzten Worten. Glaubt man nicht den alten Schmerzensschrei der über die Scholle Gebeugten zu vernehmen, die seit so vielen langen Jahrhunderten unter so zahlreichen Herren gefrohnt, gelitten, ihren Schweiß vergossen haben, und deren einziger Beistand der göttliche Strom gewesen ist? Diese Worte scheinen mir wie geschaffen zu einer Weise, die ich eines Abends vor drei Jahren bei meinem Besuche Oberägyptens in Luksor vernahm. Ein alter blinder Fellah, an dem Lotoskapitäl eines Pfeilers des halb verschütteten Tempels zusammengekauert, spielte sie auf einer elenden Flöte. Mann und Instrument hatten sich in Ausdruck und Form seit den Zeiten der in den Gräbern dargestellten Musiker nicht verändert; die Melodie war ganz gewiß die gleiche, eine nationale Weise, wenn es je eine gab für das arme Aegypten: ein langer Seufzer, Variationen auf das sich stets gleich bleibende Thema des Orients, aber so traurig, so endlos — es war wie die Klage der Winde, die auf der Flucht durch die unermeßliche Wüste Afrika's aus glühenden Zonen todmüde nahen. Lange lauschte ich der monotonen Wiederholung der paar Noten; ich erinnere mich nicht, jemals verzweiflungsvollere gehört zu haben. Wie könnte dies anders sein? Wenn, wie es den Anschein hat, die wahre Musik eines Volkes aus den Thränen entsteht, die es vergossen hat, welcher andere Sang kann dann mit dem des stets mit Füßen getretenen und doch nie vernichteten Geschlechtes wetteifern, dessen „Thränen" seit den Fabelzeiten, die uns hier beschäftigen, „der Nil trinkt"?

Aus einer andern Gattung möchte ich den prachtvollen Hymnus an die Sonne anführen:

„Dein Erwachen ist Wohlthat, Amon-Ra, dein Erwachen ist Wahrhaftigkeit. . . Schreite deine Bahn, Herr der Ewigkeit. . . Alle, die da sind, kosten den Hauch des Lebens. Du bist gesegnet von aller Creatur, verborgenes Wesen, dessen Abbild wir nicht kennen, du Kind, das jeden Tag neu geboren wird, du Greis, der du die Ewigkeit durchmissest! Er ist's, der erhört das Gebet des Unterdrückten, mild von Herzen dem, der ihn anfleht, errettend den Zaghaften vor dem Vermessenen, Richter des Mächtigen und des Unglücklichen. — Meister der Einsicht, sein Wort ist Lebensmark. Er giebt Bewegung allen Dingen: durch sein Wirken im Abgrund sind die Wonnen des Lichtes geschaffen worden. . ."

Die philosophische und wissenschaftliche Tiefe dieser letzten Zeilen verdiente allein schon einen langen Commentar. Ich muß mich darauf beschränken, diejenigen, die nach näherer Einsicht in diese Schätze verlangt, auf die Uebersetzungen von Brugsch, Lauth, Lepsius, Chabas, Grébault, Mariette und Maspéro, denen

*) d. i. Ober- u. Unterägypten.

ich diese Bruchstücke entlehnt habe, zu verweisen, und komme auf jene erste, dunkle und großartige Schrift zurück, die man das „Bestattungs-Ritual" oder das „Todtenbuch" nennt; sie wird zu einigen Worten über die Religion des Alten Reiches Anlaß geben; ist doch die Literatur, wie in allen ältesten Zeiten, nur deren demüthige Magd.

Das Ritual, das „Buch der Offenbarung zum Lichte", ist bekanntlich eine Art Trauerliturgie, die mit Gebeten, Theodicee und einer verwickelten Symbolik versetzte Geschichte der Wanderungen der Seele in den göttlichen Gefilden. Mit einem mehr oder weniger vollständigen Exemplar dieses für die Welt jenseits des Grabes gültigen Katechismus war die Mumie ausgestattet; er hat sich im Lauf der Jahrhunderte nothwendigerweise verändert und wir besitzen von ihm Text-Redactionen aus sehr verschiedenen Zeiten. Er besteht aus einhundertfünfundsechzig Kapiteln; die wichtigsten sind die Kapitel 17 und 64, deren ursprünglicher, durch spätere Glossen vermehrter und manchmal entstellter Text auf das fernste Alterthum zurückgeht und die höchsten religiösen Fragen berührt. Um zu zeigen, zu welcher Höhe die ägyptischen Vorstellungen von der Entstehung der Welt und der göttlichen Vorsehung sich erhoben, genügt die Anführung einiger der ersten Verse von Kapitel 17.

„Ich bin Atum (der Unnahbare), der den Himmel gemacht, der alle Wesen geschaffen hat; derjenige, der erschienen ist im himmlischen Abgrund. Ich bin Ra bei seinem Aufgang im Anfang, derjenige, der regiert was er gemacht hat. — Ich bin der große Gott, der sich selbst erzeugt, in dem Wasser, welches ist der Abgrund, der Vater der Götter. — Ich bin das Gestern und ich kenne das Morgen. — Ich bin das Gesetz des Daseins der Wesen. — Ich bin von der Welt, ich komme in mein Land. — Er tilgt die Sünden, er löschet aus die Befleckungen. . ."

Stellen wir diese Grundgedanken des ägyptischen Glaubens mit den oben angeführten Stellen aus dem Hymnus an die Sonne zusammen und vergleichen sie dann mit den ersten Worten der Genesis und gewissen Johanneischen Wendungen, so erkennen wir leicht, daß in der Geschichte der Religion dem alten Aegypten eine Hauptrolle zufällt. Leider haben sich in Folge der Dunkelheit der hieroglyphischen Documente und in Folge der langsamen Enthüllung ihrer Geheimnisse gar viele falsche Anschauungen auf diesem Gebiete festgesetzt. Bis auf unsere Tage hatte man die ägyptische Religion nach den entstellten Mythen später Zeiten beurtheilt und für die verschiedenen Epochen, für die verschiedenen Klassen eines Volkes, welches „Ibisse, Katzen, Ichneumons und Krokodile anbetete," nur die gleiche Geringschätzung gehabt. Heut wissen wir, daß wir in dieser Menge von Statuetten mit Thiergesichtern, von denen unsere Museen voll sind, Symbole der in ihren verschiedenen Eigenschaften aufgefaßten Gottheit zu erblicken haben, Symbole, die mit der Zeit immer zahlreicher wurden und zuletzt die ursprüngliche Vorstellung verdunkelten. Für die Eingeweihten hatten sie jedoch immer nur einen figürlichen Werth, während die Masse, der den stumpferen Geistern in allen Religionen natürlichen Neigung nachgebend, diesen Symbolen eine concrete Form gab und unter den mystischen Bildern wirkliche Gegenstände der Anbetung suchte. Um uns hiervon zu überzeugen, brauchen wir nur die

Reihe der in dem großen Vestibül des Museums von Bulâk aufgestellten Grabstelen, von den ersten Dynastien an bis zu den letzten, aufmerksam zu verfolgen. Etwas Lehrreicheres giebt es kaum; wir machen die Runde in diesem Saal und sehen schrittweise, wie die Mythen entstehen, wachsen, sich vergröbern und nach und nach Alles überwuchern. Ursprünglich sitzt der Verstorbene ruhig und sicher inmitten seiner Diener, seiner Familie da. Keine religiöse Darstellung, kein Bangen um die jenseitige Welt: Gewißheit der Wiedergeburt zu einem ruhigen und heiteren Leben. Nach und nach — um die Zeit der XVIII. Dynastie — kommen die Götter, zuerst noch in kleiner Zahl, schüchtern, als Schützer des Hingeschiedenen. Später werden ihrer immer mehr, das ganze Pantheon des Todes entrollt sich auf den Grabtafeln, an die Stelle des ruhigen Vertrauens der Vorfahren treten alle Schrecken des Jüngsten Gerichts; die Sarkophage der letzten Saïten zeigen uns die Seele in furchtbaren Prüfungen von einer Legion von Gottheiten und Ungeheuern verfolgt — Visionen, würdig der Todtentanz-Phantasie des Mittelalters und des Pinsels Orcagna's: der Tod ist zum Alpdrücken geworden.

Von diesem Fehlen religiöser Darstellungen auf den alten Denkmälern und in den Gräbern von Sakkâra schrieb sich ein Irrthum entgegengesetzter Art her. Man hat nämlich in den Urägyptern ein materialistisches Volk sehen wollen, dem jede spiritualistische Anschauung fremd gewesen sei und das sich das andere Leben lediglich als eine Fortsetzung des irdischen, mit seinen kleinlichen Arbeiten und Freuden, vorgestellt habe. Das heißt sie auf das Niveau der Rothhäute hinabdrücken, die in die glückseligen Gefilde hinüberwandern. Die alten Lehren des Todtenbuches protestiren gegen diese falsche Auslegung der den Ackerbau darstellenden Bilder von Sakkâra, in denen der Verstorbene einzig und allein sein vergangenes Leben zu beschreiben gedachte. Es haben dann weiter manche Gelehrte die Wichtigkeit der Personifikation des Sonnengottes unter seinem Namen Amon-Ra übertrieben und die ganze ägyptische Götterlehre vom Sonnencultus ableiten wollen. Die ursprüngliche Vorstellung scheint vielmehr die eines einzigen, durch seine Sonne wirkenden Gottes zu sein. Endlich haben andere Gelehrte dadurch, daß sie die ganze ägyptische Religion in die Schranken eines unserer Schulausdrücke wie „Polytheismus", „Pantheismus", „Monotheismus" verweisen wollten, ihre Untersuchungen allzu eng begrenzt. Der Irrthum der einen kommt daher, daß sie hinter den vielfachen Namen, die man der Gottheit je nach der Eigenschaft, die man gerade in's Auge faßt, je nach dem Nomos, wo sie verehrt wird, giebt, verschiedene Personen sehen. Die andern haben sich durch die späteren Spekulationen des Jamblichus*) und des alexandrinischen Pantheismus beeinflussen lassen. Ich für mein Theil glaube, daß wir stets Gefahr laufen werden, uns im Irrthum zu verlieren, wenn wir die Vorstellungen von Menschen, die uns zeitlich so ungeheuer weit entrückt sind und deren Ge-

*) Vgl. E. Zeller, Philos. d. Griech., 2. Aufl., III. 2. S. 647 ff. über die Schrift de mysteriis Aegyptiorum.

dankenwelt von der unsren so verschieden ist, willkürlich in eine der uns gegenwärtig geläufigen Kategorien pressen wollen. Schwankend und verworren wie diese Vorstellungen in den ältesten Texten auftreten, scheinen sie die drei Lösungen, welche der menschliche Geist später dem religiösen Problem gegeben hat, in ziemlich vager Zusammensetzung und in schwer zu bestimmendem Maße mit einander vermischt zu haben. Die uranfängliche Vorstellung ist die einer Gottheit, die zugleich Einheit und Dreiheit ist: ein doppeltes Princip, männlich und weiblich, erzeugt sich selbst oder, wie es einmal im Todtenbuch heißt, „genießt in sich selbst" von Ewigkeit her in der Nacht des Abgrunds; aus diesem Princip geht ein Drittes hervor, welches je nach dem Gesichtspunkt, aus dem man es betrachtet, als Demiurg (Werkmeister, Bildner, Schöpfer der Sinnenwelt) „Ptah", als wirkende Kraft der Sonne „Ra", als in einem irdischen Leibe verkörpertes*) Opfer „Apis" heißt. Später zeugt das Einzige Wesen auf einander folgende Aeonen, welche zuerst nur einfache Eigenschaften seiner Substanz waren, jetzt aber deren Emanationen (Ausströmungen) sind. Gleichzeitig nimmt die Personifikation des Schöpfers als Sonnengott eine überwiegende, aus den besonderen Bedingungen des Nilthals sich herschreibende Bedeutung an. Die beständige Gegenwart, die regelmäßige Wiederkehr des Gestirns, der Quelle alles Lichtes, aller Wärme, aller Wohlthat, sein täglicher Kampf mit der Finsterniß und den Schrecken der Nacht, welcher der Ursprung des Mythus von Osiris und Typhon ist, führen das religiöse Denken zu jener dualistischen Vorstellung, welche in der Sonne alles Gute, in ihrem Gegner alles Böse personificirt und also eine moralische Vorstellung ist, die der ewige Lauf der Natur den Menschen eingiebt.

Die auf die Weltentstehung bezüglichen Stellen sind allzu dunkel, als daß sich klar entscheiden ließe, ob die Materie bloß Emanation der göttlichen Substanz oder eigentliche Schöpfung ist. In der späteren Zeit hat die erstere Auffassung überwogen; doch deuten die Texte von Kapitel 17 eher auf ein Causalitäts-Verhältniß. Wie dem auch sei: vom wissenschaftlichen Standpunkt aus können wir den bezüglichen Stellen der Hymnen und des Todtenbuches nie genug Aufmerksamkeit schenken; denn sie enthalten die — vielleicht unbewußte — Formulirung eines großen Princips der Schöpfung: die Umsetzung des Lichtes und der Wärme in Kraft.

Was aus der ägyptischen Lehre am deutlichsten hervorgeht, ist die Unsterblichkeit der Seele. In ihrer ursprünglichen Fassung, vor dem Auftreten der spitzfindigen Mythen, durch welche sie später entstellt wird, zeigt uns diese Lehre „die Reise nach den göttlichen Gefilden" als eine Reihe von Prüfungen, nach deren Bestehung das Emporsteigen zum reinen Aether, die „Offenbarung zum Licht" und die Wiedervereinigung des irrenden Theilchens mit der ewigen Substanz sich vollzieht. — Diese schwierigen Fragen erfordern ein eingehendes Studium: ich habe hier nur die Hauptlinien andeuten und eine Ahnung davon

*) S. auch Mariette, La mère d'Apis. Hier wird nachgewiesen, wie scharf die Aegypter das Dogma von der Incarnation, das wir im Beginn des Apiscultus finden, ausgebildet haben.

wecken können, welche Aufschlüsse noch im Staube der Papyrusrollen schlummern. Damit ich nun nicht dem Vorwurf verfalle, als hätte ich von dieser altägyptischen Religion eine allzu gute Meinung, will ich dieselbe auf das Urtheil eines Meisters stützen, der diese Materie mit dem größten Scharfsinn und dem eindringendsten Verständniß durchforscht hat. E. de Rougé sagt hierüber: „Die Einheit eines höchsten Wesens, das durch sich selbst besteht, seine Ewigkeit, seine Allmacht und das ewige Entstehen in Gott, — die Erschaffung der Welt und aller lebenden Wesen, die diesem höchsten Gotte zugeschrieben wird, — die Unsterblichkeit der Seele, ergänzt durch das Dogma von den Belohnungen und Strafen, — das ist die erhabene und dauerhafte Grundlage, die, aller Abirrungen und mythologischen Ausschmückungen ungeachtet, den Glaubensmeinungen der alten Aegypter eine höchst ehrenvolle Stellung unter den Religionen des Alterthums sichern muß." — Und weil zweifellos eine Religion nur gerade so viel werth ist als ihre Moral und als die Vorschriften, die sie auf diesem praktisch wichtigsten Gebiete giebt, so will ich noch einen Augenblick vor der Grabtafel verweilen, welche im Katalog von Bulâk die Nummer 73 trägt. Auf der oberen Randleiste lesen wir eine hieroglyphische Inschrift, die den Verstorbenen — immer nach dem Todtenbuche — also sprechen läßt: „Ich habe mir Gott geneigt gemacht durch meine Liebe; ich habe Brod gegeben dem Hungernden, Wasser dem Dürstenden, Kleidung dem Nackten; ich habe ein Obdach gegeben dem Verlassenen. . ." Klingt es nicht schon hier wie eine Stimme aus den Büchern des Mose „liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Denn ich bin der Ewige"*) oder wie ein viele Jahrhunderte zum voraus losgelöstes Blatt des Evangeliums? Unsere Pietät wäre gerechtfertigt, auch wenn ihr von diesem Volke nichts weiter bekannt wäre, als diese Runen der Liebe und Brüderlichkeit auf einem Steine, dem Zeugen einer Cultur, welche die Quelle der unsrigen gewesen ist.

5.

Daß eine mit so kraftvoller Religion, Literatur und Kunst ausgestattete Nation auch in socialer Beziehung eine sehr hohe Stufe der Entwicklung erreicht hatte, läßt sich denken. Unsere beschränkte Kenntniß der Weltgeschichte gestattet uns noch kein Urtheil über die Berechtigung der Thesen, welche an den Anfang des Menschengeschlechtes die Barbarei stellen; wir wissen gar zu wenig, wie weit zurück wir diesen Anfang eigentlich zu setzen haben. Der lichtvolle Einblick wenigstens, den uns die ägyptischen Denkmäler in die Vergangenheit eröffnen, bekräftigt jene Thesen durchaus nicht. Die älteste bekannte Gesellschaft erscheint bisher als eine der vollkommensten. Um uns hiervon zu überzeugen, brauchen wir nur in eines der großen Gräber auf der Ruinenstätte von Memphis hinabzusteigen. Hier auf den Wänden schreitet diese Gesellschaft lebendig an uns vorüber; hier zeigt sie uns ihren Doppelcharakter: Ackerbau und Feudalwesen. Ihre Pyramide kann in Wahrheit als ihr Abbild gelten: die Basis ein zahlreiches, fleißiges Volk, das den herrlichen Boden Aegyptens bearbeitet; auf den Mittelstufen die

*) Levit. 19,18.

Grundbesitzer und die Priester; auf dem Gipfel der Pharao, mit starker Hand den ganzen Bau zusammenhaltend, thronend in der Einheit der bestfundirten Macht, die es je gegeben. Die Mannichfaltigkeit und die Vollendung der Wandmalereien in und aus Sakkâra würden es gestatten, das Leben dieser Gesellschaft in seinen intimsten Einzelheiten zu erzählen: ich kann hier nur die großen Züge, die ihr eigenthümlich sind und sie von jedem andern antiken Volke unterscheiden, kurz zusammenfassen.

Gleich auf den ersten Blick fällt ihre Isolirung auf. Streng abgeschlossen lebt sie in der Oase des Nilthales, befriedigt aus dem Ertrage dieses bevorzugten Bodens alle ihre Bedürfnisse und scheint die übrige Welt nicht zu kennen, von ihrer Nachbarin Asien, mit welcher ihr Dasein in der Folgezeit einst so innig verknüpft sein wird, nichts zu wissen. Nicht allein ihre Ideen, ihre Glaubensmeinungen, ihre Künste, sondern auch ihr materielles Leben, ihre Bedürfnisse, ja sogar ihre Pflanzen und ihre Thiere sind ausschließlich ägyptisch. Es wäre eine interessante Aufgabe, aus den hunderterlei Thierdarstellungen auf Basreliefs, deren peinliche Ähnlichkeit niemals einem Zweifel Raum läßt, die Fauna des Alten Reiches vor der Acclimatisirung der asiatischen Lastthiere wiederherzustellen. Die heutzutage unentbehrlichsten Lebenshelfer in Haus und Feld sind den Ansiedlern von Memphis unter der V. und VI. Dynastie noch unbekannt: das Kamel, das Pferd, das Schaf, das Schwein, das Huhn fehlen ihnen; in den zahlreichen Scenen, in welchen sie alle Arbeiten ihres täglichen Lebens, die ganze Welt, in der sie sich bewegten, bis zum Ueberdruß veranschaulicht haben, findet sich kein einziges Beispiel dieser Thiergattungen. Dagegen ist der Esel, noch heut das verbreitetste und nützlichste Thier in Aegypten, sind Rinder verschiedener Arten, Ziegen, Hunde, unzählige Varietäten von Wasservögeln, Gänse, Enten, Ibisse, Flamingo's, numidische Wasserhühner, zahme Reiher, Tauben, Sperlinge ferner Löwen, Schakale, Geparden, Antilopen mit leierförmigen Hörnern, Gazellen, Ichneumons, Hasen massenhaft dargestellt. Das Hippopotamus, das Krokodil, alle Fischarten, die sich heut in den Gewässern des Delta finden, sind in allen Einzelheiten mit der Schärfe zoologischer Anschauungstafeln abgebildet. Bei dieser Gelegenheit, und ohne daß damit über eine Frage abgesprochen werden soll, die noch mit ganz anderen Größen zu rechnen hat und einen unendlich längeren Zeitverlauf voraussetzt, verdient doch bemerkt zu werden, daß diese Periode von sechstausend Jahren den Anhängern der Entwickelungstheorie keinerlei Beweismaterial liefert; keiner der in Sakkâra so getreu dargestellten Typen, nicht einmal Reptilien und Insecten — denn solche finden sich auf diesen Gemälden —, nicht einmal embryonäre Formen wie der Froschwurm (Kaulpatte), den wir dort in seiner gegenwärtigen Gestalt antrafen, hat sich seit jener Zeit in Aegypten verändert.

Wir haben es also hier mit einer wahrhaft autochthonen, von fremden Elementen freien Thier- und Menschenwelt zu thun. Von den andern Ländern durch die Wüsten geschieden, behnt sich dieselbe nur gen Süden aus: das beweisen die Affen, die großen von Sklaven gefangen vorbeigeführten abyssinischen

Windhunde, und manchmal auch Menschentypen, die dem Anschein nach den heutigen Stämmen des oberen Nil und Centralafrika's angehören, u. A. Zwerge, welche recht wohl mit jenen Akka's identisch sein könnten, deren Entdeckung unlängst so viel von sich reden machte. Thiere, die heut meist viel höher stromaufwärts gewandert sind, das Krokodil, das Nilpferd, machen das Land unsicher. Jagdscenen zeigen uns, wie die Bewohner diese Ungeheuer im Delta ausrotten, wo Gewässer und Sümpfe sich viel weiter auszudehnen scheinen als heutzutage. Diese ganze Fauna, eine Tochter des Nil, trägt ein durchaus aquatisches Gepräge.

So von der Welt abgeschlossen und vor der Ueberfluthung durch sie geschützt durch seine Sanddämme, ist das Alte Reich kein Militärstaat. Die Schlachtenbilder, die Triumphscenen, welche später die Wände von Theben bedecken, fehlen in Sakkâra gänzlich. Gäbe es keine andern Zeugnisse als diese Basreliefs, so wären wir zu der Annahme völliger Unbekanntschaft mit den Waffen und dem Kriegswesen in jenem goldenen Zeitalter berechtigt. Indessen geben einige Inschriften von Bulâk militärische Titel, und auf der uralten Statue aus Medûm, von der ich oben sprach, bezeichnet sich Ra-Hotep als „General". Ohne Zweifel unterhielt der Pharao eine unbedeutende Kriegsmacht, um das Gebiet gegen die Einfälle der Wüstenbeduinen zu vertheidigen und um sich der oberafrikanischen Stämme zu erwehren — ein glücklicher Zustand, der sich mit dem der Vereinigten Staaten vor fünfundzwanzig Jahren vergleichen läßt, als schwache Milizen zu ihrem Schutze gegen die Indianerstämme genügten.

Das unkriegerische Alte Reich ist wesentlich ein Ackerbau treibender Staat. Hierauf beruht seine außerordentliche Ueberlegenheit über alle alten Staaten Asiens: im Anfange dieser letzteren finden wir nur gewaltthätiges Ringen und die Arbeit in ihrer negativsten Gestalt, das Hirtenleben. Aegypten allein zeigt uns eine friedliche, verständige, die Naturkräfte beherrschende Cultur. Sein Verfahren ist dasselbe, dessen sich der Fellah in diesem Lande, wo nichts sich verändert, noch heutigen Tages bedient: es ist von dem unsrigen verschieden, darum aber bekanntlich nicht minder vortrefflich und durch die natürliche Beschaffenheit des Landes nothwendig bedingt. In jener Urzeit bereits zieht der memphitische Bauer geschickt Nutzen von seinem Strom; er entwickelt ein umfassendes Netz von Kanälen: ganze Flotillen kleiner Barken bedecken dieselben und tragen die Ernten zur Stadt; gerade wie auf der heutigen Dahabîye steht der Reis hinten am Steuerruder, während vorn ein Sänger die schwer arbeitenden Matrosen anfeuert und jene Weisen, die ich so oft in der Nacht über den schlummernden Nil habe gleiten hören, in einförmigem Takt hinaussendet. — Alle Arbeiten des Ackerbaues sind auf unsern Gemälden abgebildet: bald schreitet der Grundbesitzer, auf den Stab, das Abzeichen der Herrschaft, das auch die Holzstatue des Museums trägt, gestützt, über sein Feld und beaufsichtigt die Aussaat oder die Ernte; bald sieht er, inmitten seiner Schätze sitzend, zu, wie die lange Reihe seiner Pächter vorüberzieht und ihm die Früchte des Bodens, die Hausthiere, die Erträge der Fischplätze herbeibringt, die dann ein Schreiber verzeichnet. Auch das Handwerk ist in diesen Darstellungen vertreten; wir sehen

Weber, Zimmerleute, Steinmetzen, Bäcker, Schlächter bei der Arbeit: den letzteren legt die hieroglyphische Beischrift, während sie einen Ochsen schlachten, allerlei Scherze in den Mund. In den Gold- und Türkisenminen, die seit der VI. Dynastie ausgebeutet wurden, können wir das Vorhandensein der höchsten Industrien constatiren. Die gewerblichen Künste hatten einen hohen Grad der Entwicklung erreicht: die unendliche Aufeinanderfolge der Zeiten, die Häufung der Vernichtungsursachen hat es verhindert, daß ihre Erzeugnisse auf uns kamen, aber auch auf diesem Felde müssen wir dem Alten Reiche füglich die Ehre geben, die ihm gebührt; finden wir doch während der großen Ueberschwemmung Aegyptens durch die Hyksos, in dieser schon so fernen Epoche, bereits geschnittene Steine, emaillirte Arbeiten, Terracotten, eine vielseitige Uebung der Töpferkunst, endlich jene berühmten mit Joseph nahezu gleichzeitigen Kleinodien des Ahmes, deren Anfertigung jeder unserer heutigen Juweliere sich zur Ehre rechnen würde.

Bei diesem starken Volke nun erfährt die öffentliche Ordnung sorgsamste Pflege: es ist einer vielleicht übertriebenen Centralisation unterworfen. Auf Alles erstreckt sich das Netz der Verwaltung, die öffentlichen Aemter sind der Traum jedes Bürgers. Das war schon so vor sechstausend Jahren. Die Grabinschriften, in denen die Beamten selbstgefällig von den Fortschritten ihrer Laufbahn, von den Diensten, die sie geleistet, erzählen, u. A. die hochwichtige Inschrift des Una*), aus der VI. Dynastie, gewähren uns einen tiefen Einblick in die officielle Schreibseligkeit und in die stark bureaukratischen Gewohnheiten jener Tage. Die Schreiber spielen schon damals eine große Rolle. So erfreuen sich denn auch alle Zweige des öffentlichen Dienstes der achtsamsten Fürsorge: die Füllung der Kornspeicher für den Fall einer Hungersnoth, die Unterhaltung der Kanäle, die Eintreibung aller Leistungen. Die obersten Würdenträger bilden um den Pharao einen zahlreichen Hof von weit mehr bürgerlichem und priesterlichem als militärischem Charakter und rühmen sich der Gunst des Osirissohnes. Wir spüren in alledem ein unerschütterliches, für lange Jahrhunderte eingerichtetes Räderwerk, welches ebenso wenig als alles Uebrige früher anders wird, als bis äußerste Hinfälligkeit dazu zwingt. Es ist, als hätte der in Aegypten so regelmäßige Lauf der Natur die Menschen und die Institutionen zum guten Theil nach seinem Ebenbilde geschaffen; die ewige Aufeinanderfolge der Sonnen und der Nilfluthen ist es, die sich das Beharren des Volkes, das Beharren der vierzig Jahrhunderte hindurch in den gleichen Windeln lebenden Kunst, das Beharren des ethnographischen Typus — dessen erstaunliche Unbeweglichkeit so groß ist, daß du den Fellah, der dich in Bulâk führt, mit den Statuen verwechseln kannst, an die er mit dem Elnbogen stößt — zum Vorbild genommen hat.

Mit einem Worte: dieses Volk der Gräber von Memphis erscheint als ein verständiges, heiteres, glückliches Volk. Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit, die in diesem freigebigen, die geringste Anstrengung hundertfältig lohnenden Nillande leicht ist, Freude am Leben — das ist's, was in diesen Gemälden, in

*) S. H. Brugsch, a. a. O. S. 94 ff.

denen die Zeitgenossen des Alten Reiches ihre täglichen Beschäftigungen schildern, sich ausspricht. Soll dies nun heißen, daß wir uns hier eine — unmögliche — Gesellschaft vorzustellen haben, in welcher die Summe der Güter die der Uebel überwog? Gewiß nicht; wir haben ja noch eben an einer Stelle des Hymnus an die Sonne den Schmerzensschrei jener Menge aufgefangen, die unter den Frohndiensten seufzte und bei der Errichtung der Pyramiden ihren Schweiß vergoß. Es ist immer schwer, über einen uralten socialen Zustand zu urtheilen, der uns keine andern Zeugnisse hinterlassen hat als die der Zufriedenen dieser Welt; aber wir dürfen behaupten, daß diese letzteren in dem Volke Aegyptens zahlreicher waren, als in den alten Staaten Asiens: ihre Cultur war milder, das mittlere Menschenloos gerechter und gleichmäßiger, der Widerstand der Materie gegen die menschliche Thätigkeit leichter besiegt, die Geister philosophischer, das ganze Seelenleben ungekünstelter als bei den semitischen und arischen Völkerfamilien.

Neben diesem Vertrauen auf das gegenwärtige Leben und in scheinbarem Widerspruch zu ihm lastet auf der gesammten altägyptischen Civilisation die beständige und allgemeine Beschäftigung mit dem Tode. Dies ist das große Problem von Memphis. Um den Widerspruch minder unbegreiflich zu machen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß diese Beschäftigung durchaus keinen düsteren oder fratzenhaften Charakter aufweist, wie etwa die moralische Epidemie des Todtentanzes in unserem Mittelalter; vielmehr muthet sie uns an wie die Achtung vor einer strengen Etikette, welche das ganze Leben beherrscht und das Antlitz desselben dem Grabe zuwendet. Wollte man nur nach den Denkmälern urtheilen, so hätte dieses ganze Volk sammt seinen Königen nur für die jenseitige Welt gelebt. Die werthvolle Una-Inschrift zeigt uns vortrefflich, welche Rolle diese Fragen des Todten-Ceremoniells im öffentlichen Leben spielen. Eine der ersten Regierungshandlungen des Pharao, als er den Thron besteigt, ist es, daß er seinen vertrautesten Diener nach den Katarakten sendet, den Block zu seinem Sarkophage, den spitzen Schlußstein zu seiner Pyramide auszuwählen. Der Erfolg dieser Expedition wird zur Staatsangelegenheit, wie der glückliche Ausgang eines Krieges; von ihm hängt die ganze Laufbahn des Gesandten ab: er ist später seine beste Empfehlung zu den höchsten Würden. Als Minister und Günstling des Herrschers ist von allen seinen Titeln der eines „Priesters des königlichen Grabes" der hervorragendste; auf ihn legt er den größten Werth. Jeder Pharao hat sich während seines ganzen Lebens mit dem Bau seiner Pyramide beschäftigt und diesem Werke seine besten Schätze geweiht; ein jeder bis zur VI. Dynastie hat seine eigene Pyramide hinterlassen, von Gize bis Medûm: es ist, als wollten sie auch nach ihrem Tode noch auf der Erde Aegyptens lasten, diese harten Herren. Um sie her drängen sich die Gräber der Großen in hierarchischer Ordnung, nach Rang und Vermögen eines Jeden. Für den Reichen und Mächtigen ist alles auf die Bestattung Bezügliche ein letzter und höchster Luxus, für welchen er lieber als für jeden andern Opfer bringt. Den Menschen des Alten Reiches scheint die Pracht des Grabes weit über die der irdischen Wohnung zu

gehen; sehen wir ab von jenem uralten Bau, der am Fuße des großen Sphinx, geheimnißvoll und stumm wie dieser, ohne ein Schriftzeichen auf seinen Granitblöcken aus Syene, im Sande ruht und vielleicht auch nur eine geräumige Grabkapelle war, so ist uns keiner ihrer Paläste, keiner ihrer Tempel erhalten.*) Alle diese Menschen entfalten ihre Reichthümer erst da, wo es gilt, von ihnen Abschied zu nehmen, und wenn es erlaubt wäre, zwei Worte zu paaren, von welchen das eine traurig über das andere spottet, so könnte man sagen, daß jene Alten in ihrer wunderlichen Geistesrichtung all ihre Eitelkeit in den Tod setzten. Wir haben es hier mit einer weltfernen Gemüthsverfassung zu thun, deren volles Verständniß den Menschen unserer Zeit schwer fällt. Was uns aber daraus am deutlichsten entgegentritt, das ist die erhabene Philosophie dieses Volkes: durchaus mit sich im Klaren über die Nichtigkeit des Lebens angesichts der Ewigkeit, hat es in der Versenkung in den Tod und in der Vorbereitung auf ihn sein Dasein hingebracht.

* * *

Auf solche Art, von so ernsten Gedanken erfüllt, verfließt auf dem heiligen Felde von Memphis der Tag, und nirgends lebt der Geist ein intensiveres Leben als in diesen an immer neuen Enthüllungen fruchtbaren Gräbern. Wenn der Abend kommt, wenn die hereinbrechende Nacht ihr Leichentuch über die Gräberwände breitet und den Wanderer heimruft, dann lenkt er wohl seine Schritte nach dem kleinen Wüstenhause, das sich Mariette vor dreißig Jahren als Hauptquartier und als Obdach erbaute und das noch heut an jene Tage des Kampfes und Forschens erinnert. Hierher wurden auch die Mumien geschafft, die sich in der Nähe in einem Schacht aus jüngerer, d. h. saïtischer oder griechischer Zeit gefunden hatten, denn aus dem Alten Reich sind solche Schachte nicht mehr vorhanden. Dann schritt man unter der Leitung des Meisters, um die Scarabäen zu suchen, welche die Verstorbenen als Sinnbild der erhofften Auferstehung auf dem Herzen trugen, zu der unvermeidlichen Zerstückelung des armen Leichnams. In der Regel war es ein Weib, eine Zeitgenossin der Cleopatra. Es bedarf nur geringer Phantasie, um sich das seltsam ergreifende Schauspiel zu vergegenwärtigen; leibhaftig sehe ich es mit des Geistes Augen. Die Todte ist aus ihren hundert Binden herausgewickelt: nun liegt sie nackt da in ihrem Harzkleide, ihre Formen sind überschlank, auf's Aeußerste abgemagert und vertrocknet in den langen Jahrhunderten der Grabesruhe. Nicht lange dauert es und die Glieder sind zerbrochen, die Beute ist erobert. Die kleinen, wie üblich vergoldeten Hände, der Schädel, darin noch die hart gewordenen Augen in ihren Höhlen haften, Alles liegt auf der Brüstung der Terrasse, nicht weit von dem lächelnden Sphinx des Königs Apries. Von hier aus haben wir plötzlich einen

*) Die vorhandenen datiren höchstens bis in's XVII. Jahrh. v. Chr. zurück.

Durchblick zwischen den Sandhügeln; er zeigt uns bei den Strahlen des Mondes wie in einem heiteren Spiegelbilde das grüne Nilthal, die Palmenwälder, die weißen Moscheen von Cairo auf dem Hintergrunde des Mokattam. Das schwarze Antlitz, von den Lampen beleuchtet, spottet mit leisem Lächeln seiner Entweiher, spottet dieser Gräberwüste wie dieser ewig jungen und fruchtbaren Fluren, darin sie einst als Kind gespielt, dieser Wälder, darin einst ihre Mädchenträume schweiften, dieser neuen Stadt, die an die Stelle ihrer eigenen getreten ist, — sie spottet und scheint zu sprechen: „Ich kenne die Geheimnisse des Todes; auch dies wird vorübergehen, auch dies wird sterben, auch dies wird eines Tages von gleichgültigen Händen entweiht werden; ja, ich kenne die Geheimnisse des Todes, ihr armen Menschenkinder: als noch ein wenig Fleisch diese Gebeine bekleidete, da hättet ihr, mich zu besitzen, gern die ganze Welt aus den Fugen gerückt in eurer Liebesthorheit; heut, da nur noch das Harz diese Gebeine zusammenhält, zerstückelt ihr sie; morgen werdet ihr Staub sein gleich ihnen." So spricht sie lange, die Todte, tausend strenge und weise Worte. — Wie wunderbar lebendig sind die Eindrücke, die ein solcher fast leibhaftiger Verkehr mit diesen Menschen der Vorzeit auf uns macht! Ein ernster, ein heiliger Genuß ist es, dieses Schweifen durch die Einöde zu Sakkâra, zu dieser Stunde, da die Majestät der Vergangenheit und der Wüste noch durch die der Nacht gesteigert wird. Und diese Gedanken umspannen einen immer größeren Kreis, wenn wir mit ihnen das Denken all der dahingegangenen Geschlechter verknüpfen, welche die unermeßliche Todtenstadt bevölkern, — der Menschen vor sechstausend Jahren, die gleich uns einen kurzen Augenblick in solcher Nacht dahingeschritten sind, gleich uns geträumt, empfunden, nachgedacht, gleich uns die todten Freuden betrauert, das unfindbare höchste Gut gesucht, an den großen Räthseln sich abgemüht haben.

Wenn die Reihe der Jahrhunderte, deren Zeugen die Todten sind, nicht ausreicht, die Phantasie zu sättigen, dann versetzt sie sich, um noch mehr Unendlichkeit zu suchen, in die äußere Welt, die uns umgiebt. Es ist der besondere Vorzug des menschlichen Geistes, daß er den Horizont seines ruhelosen Denkens immer weiter und weiter hinausrücken kann. So steigt denn sein Sinnen zu den Gestirnen, zu den wunderbar herrlichen Sternbildern des ägyptischen Himmels empor, um hier die Zeugen einer noch unergründlicheren Vergangenheit zu finden: wir stellen uns vor, daß unter diesen Lichtern, von welchen manche zehntausend Jahre brauchen, um bis zu uns zu gelangen, vielleicht — die Wissenschaft vermuthet es — einige sind, die wir sehen, die jene Ahnen aber nicht gekannt haben, — andere, die ihnen geleuchtet haben und die für uns erloschen sind. — So irrt die Seele traumverloren in diesen Abgründen der Zeit und des Raumes. In solcher Stunde ist es uns unruhig um's Herz, in solcher Stunde müßte auch unsere Vernunft angesichts ihrer Armseligkeit und der Negation aller Gewißheit verzagen, wenn sie sich nicht erinnerte, daß dennoch ihre Größe allen Mächten der Materie überlegen ist. Wir brauchen, um uns hierauf zu besinnen, unser Auge nur auf dieses bescheidene Haus zu senken, wo ein tapferer Geist während harter Jahre gerungen hat und allein durch die Kraft des Denkens da-

hin gelangte, diese ganze begrabene Welt aufzuwecken, den Weg zu dem wundersamen Serapeum sich zu bahnen. Und wenn wir an dem unfehlbaren Ideal von Wahrheit und Recht, das diese schwanke Menschenwelt durch alle Wandlungen ihrer geistigen Entwicklung hindurch hochgehalten, zweifelten, wenn wir für das starke Licht des Gewissens, das unauslöschlicher ist als das der Sterne, fürchteten, so brauchten wir nur zu dem Grabe des alten Patah-hotep zurückzukehren, jenes Gerechten, der in der ersten Sprache gesagt hat, was jeder Gerechte, zu jeder Zeit, in jeder Sprache, sterbend wird sagen wollen: „Ich bin aus dieser Welt gegangen, wo ich die Wahrheit gesagt und Gerechtigkeit geübt habe: ihr, die ihr nach mir kommet, leget Zeugniß ab für euren Vorfahr." — Um das Zeugniß, das hier von den Nachgeborenen gefordert wird, abzulegen, sind diese Blätter geschrieben worden.

Die Krankheiten im Deutschen Reiche.

Von
Franz Seitz in München.

Seit der Errichtung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes haben wir auf Grund der von demselben herausgegebenen Veröffentlichungen zu wiederholten Malen die im Deutschen Reiche herrschenden Krankheiten in dieser Revue besprochen.

Der Rückblick auf ihr Vorkommen zunächst in den Jahren 1880 und 1881 und dann weiter auf die drei vorausgegangenen Jahre zeigt, daß dasselbe in dem letztverflossenen fünfjährigen Zeitraum so ziemlich sich gleich geblieben ist.

Wir beginnen den Bericht mit den Bevölkerungs- und Geburtsziffern. Die Bevölkerungszahl sämmtlicher deutscher Städte mit 15,000 und mehr Einwohnern wurde für das Jahr 1880 auf 7,894,001 und für das Jahr 1881 auf 7,961,199 berechnet. Die Summe der Lebendgebornen betrug im Jahre 1880 293,244, im letzten Jahre 291,792, zeigte demnach einen kleinen Rückgang. Die Verhältnißzahl der auf 1000 Einwohner Lebendgebornen sank von 38,6 im Jahre 1879 auf 37,1 im Jahre 1880, auf 36,6 im Jahre 1881. In erfreulicher Weise waren die Verhältnißzahlen der in den letzten Jahren Gestorbenen günstige. Sie blieben nämlich im Jahre 1877 27,0, 1878 27,0, 1879 26,6, im Jahre 1880 27,1 und 1881 26; in dem verflossenen fünfjährigen Zeitraum nahezu die gleichen.

Keinen großen Einfluß auf die Sterblichkeit in den beiden letzten Jahren übten die Infektions-Krankheiten. Außer der Diphtherie verursachte keine derselben größere Mortalität. Sie herrschte auch im ganzen Reich mehr verbreitet, als alle übrigen. Keine der größeren Städte blieb von ihr verschont, aus jeder derselben heischte sie Opfer. Wie in den einzelnen Städten zeigt im ganzen Reiche die Zahl derselben Schwankungen in den einzelnen Jahren, doch hat sie in dem letztverflossenen 1881 die höchste Ziffer in dem fünfjährigen Zeitraum von 1877 bis 1881 erreicht. Es starben nämlich an Diphtherie

im Jahre	1877	7523
" "	1878	7906
" "	1879	7159
" "	1880	7319
" "	1881	8120

Die sich häufig mit Diphtherie complicirende ansteckende Hautkrankheit, der Scharlach, lieferte gleich ihr im letzten Jahre eine größere Zahl von Opfern als in den vorausgegangenen vier Jahren seit 1877. Man zählte nämlich Scharlachtodesfälle

im Jahre	1877	4452
" "	1878	4339
" "	1879	3424
" "	1880	4461
" "	1881	4996

Neben dem Scharlach kommen die Masern alljährlich an größeren Orten mehr oder weniger ausgebreitet zur Beobachtung. Manchmal coincidirt das Ansteigen der Erkrankungen an Masern mit dem an Scharlach. Meist aber zeigt bei größerer Verbreitung der einen der genannten fieberhaften Ausschlagskrankheiten die andere eine mehr beschränkte. Während im letzten Jahre die Summe der Scharlachtodesfälle im ganzen Reiche stieg, nahmen die Masernsterbefälle an Zahl ab. Es starben nämlich an Masern

im Jahre	1877	2719
" "	1878	1628
" "	1879	2144
" "	1880	2760
" "	1881	1847

Die Diphtherie heischte in den letzten Jahren in den drei Hauptstädten Berlin mit der Zahl 15,6 auf 10,000 Einwohner, München mit 16,9 und Dresden mit 17,1 zahlreiche Opfer. Noch höhere Zahlen der Diphtheriesterblichkeit lieferten während der beiden letztverflossenen Jahre: Königsberg im Jahre 1881 18,6, Aschersleben im Jahre 1880 18,6, im Jahre 1881 43,3, Kaiserslautern im Jahre 1881 18,9, Straßburg 1881 19,8, Stargard in Pom. 1880 19,7, im Jahre 1881 48,6, Neustadt-Magdeburg im Jahre 1881 26,0, Freiburg im Breisgau im Jahre 1880 26,1 und im Jahre 1881 18,4, Danzig im Jahre 1880 26,3, Tilsit im Jahre 1880 26,6, im Jahre 1881 30,4, Freiberg in Sachsen 30,1, im Jahre 1881, Viersee im Jahre 1880 30,9.

Die höchsten Sterbezahlen an Scharlach trafen im Jahre 1880 in Neuß 19,4, in Mühlhausen in Thüringen 19,7, in Köln 21,0, in Koblenz 29,4, in Bonn 35,8 und in Beuthen Ob.-Schl. 46,9; im Jahre 1881 in Dortmund 19,7, in Oberhausen 20,4, in Köln 23,4, in Erfurt 26,1, in Aschersleben 28,4 und Kiel 53,7. An Masern starben die meisten im Jahre 1880 in Harburg 28,8, darnach kam Zwickau mit 25,1, Wesel mit 23,3, Halberstadt mit 18,6 und Lüneburg mit 17,9. Im Jahre 1881 lieferte die meisten Maserntodesfälle: Flensburg 28,7, Meerane 18,0, Straßburg 12,7, Kolmar 12,6.

Die Blattern, welche während der Jahre 1877, 1878 und 1879 nur ganz vereinzelt in Deutschland aufgetreten waren, so daß die Zahl der alljährig durch dieselben bewirkten Todesfälle nicht über 60 stieg, erlangten auch in den beiden letztverflossenen Jahren keine weitere Verbreitung. Das Jahr 1880 hatte zwar etwas mehr Sterbefälle an denselben, doch für alle größere Städte zusammen nur 135, d. i. 0,2 auf 10,000 Einwohner aufgewiesen. Nur in Königsberg und in Beuthen in Oberschlesien kamen zahlreichere, in ersterer Stadt 28 und in zweiter 35 Blatterntodesfälle zur Anzeige. Das Jahr 1881 brachte an einigen Orten größere Verbreitung und im Ganzen etwas vermehrte Sterblichkeit durch die Blattern, nämlich 302 Todesfälle, 0,4 auf 10,000 Lebende. Es zählten die meisten Blatterntodesfälle: Aachen 79, Königsberg 71 und München 24. Die Krankheit war in letzterer Stadt, vor Beginn des Winters, aus Oesterreich eingeschleppt worden. Ihrer Verbreitung wurde durch strenge Absperrung der Erkrankten und Durchführung der Impfung und Revaccination, die nach dem Vorschlage des Gesundheitsrathes statt, wie in von Blattern freien Jahren alljährig im Mai mitten im Winter vorgenommen wurde, Schranken gesetzt. Für den Werth der Impfung, für die Prophylaxis der Blattern spricht eine Darstellung der Blatternkrankheit in Bayern vom Jahre 1872 bis 1881 aus amtlichen Quellen vom Obermedizinalrath Dr. von Kerschensteiner in Friedreichs „Blättern für gerichtliche Medicin und Sanitätspolizei" XXXIII. Jahrg. 1882, S. 435. Nach derselben erkrankten in Bayern, in welchem Staate seit Anfang dieses Jahrhunderts die Impfung sorgfältig durchgeführt wird, von der Gesammtbevölkerung bei der letzten großen Blatternepidemie im Jahre 1871 30,742 Personen, also nur 0,68% der gesammten Einwohnerzahl, davon waren 29,429 = 95,7% geimpft und 1313 = 4,3% ungeimpft. Von den geimpften 29,429 Erkrankten sind 25,435 = 86,4% genesen, 3994 = 13,6% gestorben. Von den ungeimpften 1313 Erkrankten dagegen sind 523 genesen = 39,8%, 790 = 60,2% gestorben. Von den Revaccinirten sind 712 = 91,8% genesen und nur 64 = 8,2% gestorben. Gleich günstig erwies sich das Verhältniß der geimpften Blatternkranken im Vergleich zu den ungeimpften in den letzten zwei Jahren. Im Jahre 1880 erkrankten in Bayern an Blattern 404 Personen. Davon waren 336 einmal geimpft, von ihnen starben 43 = 12,8%, 41 wiederholt geimpft, davon starben 5 = 12,2%, 27 waren ungeimpft, davon starben 10 = 37%. Im Jahre 1881 sind 559 erkrankt, darunter waren 446 einmal geimpft, davon starben 48 = 10,3%, 37 waren wiederholt geimpft, davon starben 3 = 8,1%, 56 waren ungeimpft, davon starben 27 = 48,2%.

Die Zahl der Todesfälle an Abdominaltyphus ist während der letzten fünf Jahre so ziemlich gleich geblieben. Man zählte derselben nämlich

im Jahre	1877	3325
„ „	1878	3566
„ „	1879	3104
„ „	1880	3420
„ „	1881	3216.

Im Hinblick auf die Zunahme der Bevölkerung jedoch läßt sich im Vergleich zu früheren Jahrzehnten eine erfreuliche Verminderung der Typhussterblichkeit konstatiren. Dieselbe tritt besonders in Städten zu Tage, welche nach dem Beispiel, das England allen anderen Staaten gegeben, durch sanitäre Maßnahmen für die Reinhaltung des Bodens durch Kanalisation und Abfuhr und für gutes Trinkwasser vorgesorgt haben. So hat die Typhussterblichkeit in Hamburg, Danzig, Frankfurt und München stetig abgenommen. So sank sie in Danzig seit in Betriebsetzung der Kanalisation im Jahre 1872 von 7,0 auf 10,000 Lebende, auf 0,74 im Jahre 1880, in Frankfurt, wo im gleichen Jahre die Kanalisation vollendet wurde, von 7,9 auf 2,0 im Jahre 1880. Am auffallendsten trat ein Rückgang in der Typhus-Mortalität in München ein, seit man dort in Erkenntniß des Einflusses der Beschaffenheit des Bodens auf die Entstehung der Cholera und des Typhus seit den Choleraepidemien im Jahre 1854 und 1873/74 für die Reinhaltung desselben durch gute Pflasterung der Straßen, Entfernung der Versetzgruben aus der Umgebung der Wohnhäuser, bessere Einrichtung der Aborte und die Anlage von Sielen Vorsorge getroffen hat. Während daselbst vom Jahr 1852 bis 1859 von 1000 Lebenden im Durchschnitt 2,42 an Typhus starben, ist die Zahl der Typhustodten vom Jahre 1860 bis 1867 mit dem Beginn sanitärer Maßregeln, wie Entfernung oder sorgfältige Cementirung der Schwindgruben auf 1,66 und seit Anlage der Siele vom Jahr 1867 bis 1880 auf 0,89 zurückgegangen. Im Jahre 1881 kamen daselbst bei einer Bevölkerung von 233,000 Einwohnern nur 43 Typhustodesfälle, d. i. 0,19 auf 1000 Lebende vor. Nur in wenig Städten und zwar vorzugsweise in solchen, welche im Ostsee-Küstenland liegen, ergaben sich höhere Typhussterbezahlen in den letztverflossenen zwei Jahren, so in Stralsund im Jahre 1880 14,9, 1881 15,9; in Thorn 1880 15,0, 1881 29,6; in Posen 1880 14,1, 1881 12,7 und in Burg 1880 12,0, 1881 17,0 auf 10,000 Bewohner berechnet. Die mildere Recurrensform des Typhus herrschte im Winter und Frühling des Jahres 1880 verbreitet im Herzogthum Braunschweig und im Großherzogthum Hessen. In der Stadt Braunschweig kamen in den Monaten Januar und Februar nur 113, in Oberhessen 175 Fälle desselben zur Behandlung. Von letzteren erlagen 14. Im Juli war die Epidemie erloschen.

Ein größeres Kontingent als die zymotischen Krankheiten lieferten zur Sterblichkeit in den verflossenen zwei Jahren die durch Witterungseinflüsse bedingten Lungen- und Luftröhren-Entzündungen und die Darmkatarrhe mit dem Brechdurchfall. Die Ziffer, der durch erstere verursachten Sterbefälle war in beiden Jahren so ziemlich die gleiche, nämlich

im Jahre 1880 17,441, d. i. auf 10,000 Lebende 22,1 und
„ „ 1881 17,506, d. i. „ 10,000 „ 22,0.

Dazu kommen noch andere acute Erkrankungen der Athmungsorgane, im Jahre 1880 mit 3906 und im Jahre 1881 mit 4683 Todesfällen. Erstere zeigen eine kleine Steigerung im Vergleich zu den beiden vorausgegangenen Jahren; im Jahre 1878 betrugen sie 15,982 und im Jahre 1879 16,139, bleiben aber immer noch

hinter der Zahl der Todesfälle an acuten Erkrankungen der Athmungsorgane im Jahre 1877 = 18,710 zurück. Aehnliche Schwankungen zeigten die Summen der Todesfälle an Darm-katarrh und Entzündung und an Brechdurchfall in den letzten fünf Jahren.

Sie berechneten sich

für das	Jahr	1877	an	Darmkatarrh	9,985,	Brechdurchfall	8,259
" "	"	1878	"	"	11,655,	"	8,513
" "	"	1879	"	"	10,807,	"	8,686
" "	"	1880	"	"	13,058,	"	10,523
" "	"	1881	"	"	10,772,	"	8,677.

Der Einfluß beider Krankheitsgruppen auf die Ziffer der Gesammtsterblichkeit trat auch in beiden letzten Jahren wieder, wie früher, in ganz ähnlicher Weise zu Tage. Die Sterblichkeit erhöhte sich von den vorausgegangenen geringen Zahlen der Herbstmonate in Folge der mit dem Eintritt der Winterkälte zunehmenden Sterbefälle an entzündlichen Krankheiten der Athmungsorgane im Januar auf 27,2. Größer war der Einfluß, den die Steigerung der Todesfälle an Darmkatarrh und Brechdurchfall mit der zunehmenden höheren Temperatur in der warmen Jahreszeit auf die Ziffer der Gesammtsterblichkeit äußerte. So erhöhte sich die Sterblichkeitsziffer im Jahre 1880 schon in der Woche vom 23.—29. Mai durch die zahlreichen Todesfälle an Darmkatarrh im kindlichen Alter auf 30,5 und stieg in der Woche vom 18. bis 24. Juli bei hoher Temperatur auf ihren höchsten Stand für das ganze Jahr 33,2; in Folge der Steigerung der Sterbefälle an Darmkatarrh und Brechdurchfall auf die höchste Zahl 1313 in diesem Jahre. In der Woche vom 14. bis 20. November mit dem Seltenwerden von Darmerkrankungen und acuten Lungenkrankheiten fiel die allgemeine Sterblichkeitsziffer auf 22,2. Sie blieb auch im Dezember auf niedrigem Stande (in der Woche vom 12. bis 18. Dezember 22,5) bis das Sinken der Temperatur im Januar 1881 vermehrte Sterblichkeit an Lungenkrankheiten und damit eine Erhöhung auf 27,2 (in der Woche vom 16. bis 22.) brachte. Mit der Steigerung der Temperatur im Juli und der vermehrten Zahl der Todesfälle (in der Woche vom 3. bis 9. Juli betrugen dieselben bereits 936) stieg die Sterblichkeitsziffer im Beginn des Juli auf 29,8 und erreichte um die Mitte dieses Monats (in der Woche vom 17. bis 23., da die Temperatur der Luft sich an allen Stationen mehrere Grade über den normolen Stand erhoben hatte) ihre größte Höhe, nämlich 35,5 bei einer Zahl von 1428 Sterbefällen an Darmkatarrh und Brechdurchfall. Mit der Abnahme der Todesfälle an den genannten Krankheiten sank die Sterblichkeitsziffer allmählich auf 22,9 in der Woche vom 29. Oktober bis 5. November.

Geringe Sterblichkeit verursachte die Ruhr nämlich im Jahre 1880 418 und im Jahre 1881 510 Todesfälle, etwas größere das Kindbettfieber mit 1027 Sterbefällen im Jahre 1880 und 1080 im Jahre 1881. Nahezu gleich mit den niedrigen Ziffern der vorausgegangenen Jahre bleiben die Zahlen der an acutem Gelenkrheumatismus Gestorbenen. Sie sind von der Ziffer

des Jahres 1879 = 342 im Jahre 1880 auf 314 und im Jahre 1881 auf 312 zurückgegangen. Große Stetigkeit zeigen auch die Zahlen der an chronischen Krankheiten Gestorbenen. So lieferte die Lungenschwindsucht und der Gehirnschlagfluß im fünfjährigen Zeitraum von 1877 bis 1881 nahezu das gleiche Kontingent alljährig zur Sterblichkeit. Es starben nämlich an Lungenschwindsucht

im Jahre	1877	27,027
„ „	1878	27,378
„ „	1879	27,371
„ „	1880	27,298
„ „	1881	27,461 und an

Gehirnschlagfluß

im Jahre	1877	6958
„ „	1878	6842
„ „	1879	6936
„ „	1880	6788
„ „	1881	6804

Während Deutschland in dem fünfjährigen Zeitraum von 1877 bis 1882 von weiter verbreiteten Epidemien frei geblieben war, brachten die Veröffentlichungen öfter Nachrichten über solche während der letzten Jahre aus dem Ausland. So herrschten die Blattern im Sommer 1880 in Belgien und in Holland und im Winter 1881 in London; die Diphtherie 1881 in Nordamerika; der Flecktyphus im Herbste 1880 in Spanien; die Ruhr daselbst in Granada und Malaga und in Alexandrien im Sommer und Herbst 1881. Aus Rio Janeiro wurde im Winter 1880 über größere Ausbreitung des gelben Fiebers berichtet; im Jahre 1881 kam es dort nur in vereinzelten Fällen vor. Die Cholera trat im Oktober und November 1881 verheerend unter den in Medina und Mekka versammelten 60,000 muselmännischen Pilgern auf. Im November 1881 brach in dem im persischen Kurdistan gelegenen Dorfe Déhi-Mansur die Pest aus. Von den 130 Einwohnern desselben wurden 63 befallen, von denen 49 starben.

Das Kais. Reichsgesundheitsamt hat unter dem Titel von Mittheilungen Berlin 1881", in einem Quartband von 399 Seiten mit 14 photolithographirten Tafeln, Untersuchungen seiner Mitglieder über pathogene Organismen, die Aetiologie des Milzbrandes, die Immunitätsfrage, die Desinfection, Wasseranalyse, die polizeiliche Kontrole der Milch und das Eindringen der Hitze in das Fleisch bei seiner Zubereitung veröffentlicht. Wir wählen aus demselben einige Ergebnisse der Untersuchungen über Desinfection für eine kurze Mittheilung, weil dieselben für die Verhütung von infectiösen Krankheiten von großer Bedeutung sind. Als Anforderung an die Leistungsfähigkeit eines Desinfectionsmittels, das gegen größtentheils noch unbekannte, möglicherweise in einer sehr resistenten Dauerform sich bergende Krankheitsstoffe wirken soll, stellt Regierungsrath Dr. Robert Koch die Tödtung aller Mikroorganismen und ihrer Keime auf. Ein Desinfectionsmittel, das z. B. Pilze nicht zu tödten vermag, kann nicht zur Desinfection von Gegenständen benutzt werden, welche durch ansteckende Hautkranke inficirt sind, weil in diesem Falle fast nur Pilze in Frage kommen. Ebenso ist ein Desinfectionsmittel,

das Bacterien und ihre Sporen am Leben läßt, überall da nicht zu gebrauchen, wo die Desinfection durch solche Krankheiten bedingt wird, bei denen Bacterien als Krankheitserreger nachgewiesen sind oder selbst nur vermuthet werden. Auf den Tod der Bacterien kann aber nur aus dem Verluste ihrer Entwicklungsfähigkeit geschlossen werden. Bei der Prüfung einzelner Desinfectionsmittel fand Koch durch seine Versuche, daß die Carbolsäure für eine zuverlässige Desinfection in 5procentiger Lösung und mindestens 48 Stunden einwirken muß. Weitere Versuche ergaben, daß die Wirkung der Carbolsäure mit zunehmender Temperatur schnell gesteigert wird, daß dagegen die Carbolsäure in Oel oder Alkohol gelöst, auch nicht die geringste desinficirende Wirkung äußert. Die Erfahrungen und Versuche des Regierungsrathes Dr. Wolffhügel, wie des Dr. Koch, kennzeichneten die schweflige Säure, und zwar sowohl die gasförmige, als auch die in Wasser gelöste, als ein durchaus unzuverlässiges Desinfectionsmittel für sporenhaltige Objekte. Dasselbe zeigten Versuche von dem gleichfalls als Desinfectionsmittel empfohlenen Chlorzink. Eine 5procentige Chlorzinklösung hat Milzbrandsporen, welche einen Monat lang in derselben gelegen haben, in ihrer Entwicklungsfähigkeit nicht beeinträchtigt. Nach langen Versuchsreihen Koch's haben sich als Desinfectionsmittel, die vollständig vernichtend auf die Mikroorganismen einwirken und an deren praktische Verwendung gedacht werden kann, nur Chlor, Brom und Sublimat und als mit hervorragenden entwicklungshemmenden Eigenschaften begabt noch einige ätherische Oele und Pfeffermünz, Eucalyptus, Terpentinöl, Senföl, Thymol und Allylalkohol bewährt.

Je mehr in den letzten Jahren das Vertrauen auf andere Desinfectionsverfahren wankend wurde, um so mehr hat man sich der Einwirkung heißer Luft für Zwecke der Desinfection zugewendet. Nun hat sich zwar bei der fortschreitenden Erkenntniß der Lebens- und Entwicklungsverhältnisse der Mikroorganismen herausgestellt, daß die Bacterien in ihrem gewöhnlichen Zustand, wie gegen verschiedene andere Desinfectionsmittel, so auch besonders gegen die Hitze empfindlich sind. Sobald sie aber in Dauerformen, welche eine Art Fruchtbildung darstellen, in die sogenannten Sporen übergegangen sind, so zeigen sie sich so resistent gegen alle möglichen physikalischen und chemischen Einflüsse, daß sie darin alle übrigen organischen Keime übertreffen. Bei den bis jetzt vorliegenden Versuchen zur Prüfung des Desinfectionswerthes der Hitze, war dieses Verhältniß noch nicht berücksichtigt worden. Dasselbe klar zu legen, unternahmen darum die Regierungsräthe Dr. Koch und Dr. Wolffhügel in den großen Desinfectionsapparaten des Berliner städtischen Barackenlazarethes zu Moabit eine Reihe von Untersuchungen, deren Ergebnisse sie in folgenden Sätzen zusammenfaßten: 1) In heißer Luft überstehen sporenfreie Bacterien eine Temperatur von wenig über 100 Grad bei einer Dauer von 1½ Stunden nicht. 2) Sporen von Schimmelpilzen erfordern zur Abtödtung ungefähr eine 1½ stündige Temperatur von 110—115 Grad C. 3) Bacillensporen werden erst durch dreistündigen Aufenthalt in 140 Grad C heißer Luft vernichtet. 4) In heißer Luft dringt die hohe Temperatur in die Desinfectionsobjekte so langsam ein, daß nach 3—4 stündigem Er-

hitzen auf 140 Grad C Gegenstände von mäßigen Dimensionen, z. B. ein kleiner Kleiderbündel, Kopfkissen u. s. w. noch nicht desinficirt sind. 5) Das dreistündige Erhitzen auf 140 Grad C, wie es zur Desinfection eines Gegenstandes erforderlich ist, beschädigt aber die meisten Stoffe mehr oder weniger.

Die Versuche mit heißer Luft hatten also zu wenig befriedigenden Ergebnissen für ihre praktische Verwerthbarkeit geführt. Es hatte sich herausgestellt, daß die zur Abtödtung sämmtlicher niederer Organismen erforderliche Temperatur so hoch sein muß, daß die durch Einwirkung derselben zu desinficirenden Gegenstände dabei selbst Schaden leiden. Es hatte sich ergeben, daß das Eindringen der Hitze durch nur dünne Schichten eines schlechten Wärmeleiters nur sehr langsam vor sich geht. Es erschien darum geboten, sich nach einem für allgemeinere Zwecke brauchbareren Ersatzmittel umzusehen. Nachdem es bekannt war, daß Sporen in kochendem Wasser bei einer erheblich niedrigeren Temperatur als sie die heiße Luft hatte, getödtet werden konnten, unternahmen Dr. Robert Koch, Dr. Gaffky und Dr. Löffler eine Reihe von Versuchen, um zu erfahren, ob nicht heiße Wasserdämpfe dieselbe sporentödtende Wirkung haben könnten, wie das heiße Wasser selbst, weil sich in diesem Falle eine viel ausgedehntere praktische Verwendung ermöglichen läßt, als wenn kochendes Wasser diese Dienste leistet. Diese Versuche wurden zuerst im Dampfkochtopf angestellt. Eine 10 Minuten dauernde Einwirkung der Wasserdämpfe von 95 Grad C genügte, um Milzbrandsporen zu tödten. Sporenhaltige Gartenerde war aber bei dieser Temperatur noch nicht sterilisirt. Die Erde vollständig zu sterilisiren, bedurfte es der 10 Minuten dauernden Einwirkung der Wasserdämpfe von 105 Grad C. Da die Temperatur des Dampfes sich nicht leicht allen Objekten im Dampfkochtopf mittheilt, so wurde strömender Wasserdampf zur Desinfection verwendet. Es wurden in einem zur Erzeugung desselben konstruirten Apparat festgewickelte Rollen von Packleinwand, Tuch, Flanell, welche sporenhaltige Gartenerde enthielten, gebracht. Es hat sich gezeigt, daß bei Anwendung strömenden Wasserdampfes die in den Rollen gelegenen Bacillensporen ihre Entwicklungsfähigkeit verloren. Verwendung von Salzlösungen statt des Wassers dient zur Erhöhung der Temperatur der Dämpfe auf den Grad, daß der Wärmeverlust sie nicht unter 100 Grad C herabgehen läßt. Die Beschädigung der Objekte durch die Hitzewirkung ist beim Verfahren mit trockener Hitze fast größer, als bei der Desinfection mit Wasserdampf. Es ist also überall da, wo die Hitze zur Desinfection überhaupt anwendbar ist, das Verfahren mit Wasserdampf allen anderen Methoden der Hitze-Desinfection vorzuziehen.

Rodbertus-Jagetzow,*)

Ueber den preußischen Verfassungskonflikt.

Mein lieber Freund! Ecce quam bonum, bonum et jucundum u. s. w.

*) Anmerkung d. Herausg. Der vorstehende Brief von Rodbertus ist auch für die Gegenwart von Interesse, weshalb wir ihn hier publiciren, wenn auch unsere Ansichten von denen von Rodbertus oft weit abweichen.

Ja, Frieden und Friedlichkeit müssen heute in der Luft liegen, und wie wir uns wenigstens schon über eine Frage geeinigt haben, werden sich jetzt auch die deutschen Großmächte und Dänemark einigen, Schleswig-Holstein-Lauenburg werden abgetreten werden, Preußen wird die Lande auf so lange in Gewahrsam nehmen, bis die Prätendenten ihre Ansprüche vor einem Tribunal haben entscheiden lassen, das noch nirgends existirt, und — bis dahin dürften die Schleswig-Holsteiner sehr gut Preußisch geworden sein. Es kann leicht die Fabel werden von dem Affen und den beiden um einen Käs streitenden Katern: der Affe fraß während des Prozesses den Käs allein.

Also in Einem Punkt hast du koncedirt. Nun will ich dir in der Aufbesserung der Gehälter koncediren und dies Verlangen sogar auf die Volksschule ausdehnen, wo es noch begründeter ist als bei Richtern und Regierungsräthen. Ich verlange hier sogar genügenden freien obligatorischen Unterricht und also auch die Mittel dazu.

Nun kommt der Punkt der zweijährigen Dienstzeit. Im Prinzip sind wir auch hier einig; ich will sie und halte sie auch für genügend, um unsere Armee den Rang in Europa einnehmen zu lassen, den sie haben muß. Aber nun fiat applicatio des Prinzips! Und bei dieser Applikation, weißt du wohl, kommen einschlagende Verhältnisse und Gründe in Betracht. Prinzipien sind in der moralischen Welt, was Naturgesetze in der physischen sind. Ein Stein rollt z. B. einen Berg hinab, aber kommt eine Kraft, die ihn aufhält, so bleibt er doch natürlicher Weise liegen. So soll sich auch ein vernünftiges Prinzip Bahn brechen, aber es können auch zur Zeit Gründe und Verhältnisse entgegenstehen, die vernünftiger Weise seine Suspension verlangen.

Sehen wir uns also einmal das fiat applicatio bei der zweijährigen Dienstzeit genauer an! Dabei muß ich und kann bei dir voraussetzen:

1. die Kenntniß unserer Verfassung, so wie der Grundsätze des Konstitutionalismus, selbst des vom reinsten Wasser, wie er nur im Rotteck'schen Staatslexikon zu finden ist,

2. die Kenntniß des Gesetzes vom 3. September 1814,

3. die Kenntniß unserer parlamentarischen Geschichte in den fünf letzten Jahren.

Diese Kenntnisse sind absolut nothwendig zur Beurtheilung des vorliegenden fiat, während doch durchschnittlich nicht unter tausend Preußen, die darüber räsonniren, Einer ist, der sie besitzt.

Also:

Ein oberster Grundsatz des Konstitutionalismus, der bei den ständischen Streitigkeiten in Hessen, Baden und Württemberg in den 20 und 30ger Jahren gründlich ventilirt worden ist und von Rotteck, Murhard und Mathy in den betreffenden Artikeln des Staatslexikons übereinstimmend entschieden und anerkannt wird, ist

daß eine zweite Kammer, die selbst das unumschränkte Steuerverweigerungsrecht besitzt, nicht die Mittel zur Ausführung eines rechtmäßig bestehenden Gesetzes verweigern darf.

Und in der That ist dieser Grundsatz von reinster Vernunft, denn sonst wäre der Grundsatz von Uebereinstimmung der **drei** Gesetzgebungsfaktoren illusorisch. Rotteck (!) fügt ausdrücklich hinzu: Kommt wegen solcher Verweigerung kein Budget zu Stande, so darf dennoch die Krone die Mittel zur Ausführung jenes Gesetzes nehmen, wo sie sie findet. — Umsomehr gilt natürlich dieser Grundsatz in einer Verfassung, die das Steuerbewilligungs- und Budgetrecht der zweiten Kammer so außerordentlich beschränkt, als es die unserige thut. Denn, mein lieber Freund, in der Auslegung dieses Theils unserer Verfassung hat Bismarck Recht und nicht die Fortschrittspartei. Der Rodbertus von 1864 würde gerade mit dem von 1848 in Widerspruch gerathen, wenn er anderer Ansicht sein wollte; denn ich habe damals unter dem Beifall und gewissermaßen im Namen der ganzen demokratischen Partei es öffentlich und gedruckt ausgeführt — Varnhagen lobt diese Schrift noch in seinen Tagebüchern —, daß unsere Verfassung dem Volke nur das Recht gäbe, was ihm das Bismarckische Ministerium heute in diesem Punkt auch nur zugesteht, und deshalb von Annahme der Verfassung damals abgerathen. Seit der Zeit ward aber die Verfassung — und zwar mit Hülfe der **Konstitutionellen** — noch in pejus revidirt. Nun darf aber kein Mann von Charakter eine Auslegung nach den Umständen eintreten lassen, wie leider viele meiner früheren Freunde sich nicht gescheut haben zu thun und auch die ganze Fortschrittspresse (mit Bewußtsein, daß sie das Volk täusche) gethan hat, deren Charakter ich deshalb auch nicht einen Pfifferling werth halte.

Der obige Grundsatz steht also nach unserer Verfassung doppelt fest.

Nun sehen wir uns unser Militärgesetz von 1814 näher an! Daß es noch heute zu Recht besteht, wird auch die erhitzteste Fortschrittsphantasie nicht leugnen.

Aus diesem Gesetz kommen für die vorliegende Frage dreierlei Bestimmungen in Betracht:

1. Die Militärpflicht ist eine allgemeine. „Jeder Preuße muß Soldat werden“ — wie es millionenmal geheißen hat. — Was bedeutet das aber anders, als daß es nicht noch eines besondern Konscriptionsgesetzes von Jahr zu Jahr bedarf, das die Zahl der Auszuhebenden noch aufs Neue gesetzlich bestimmte? Es galt eben allgemeine Militärpflicht, d. h. schon kraft jenes Gesetzes konnte die Exekutive jedesmal bis an die Grenze des dienstfähigen Bevölkerungszuwachses herangehen, denn die Dienstfähigen waren auch schon nach jenem Gesetz die Dienstpflichtigen. Und so geschah es auch 1815 und noch viele Jahre später, und es findet sich kein zweites Gesetz in der Gesetzsammlung, das damals oder jemals später die Zahl der Auszuhebenden neu bestimmt hätte. Dies ist ein Punkt, über den man sich vor Allem klar sein muß!

2. Es besteht nach diesem Gesetz dreijährige Dienstzeit,

3. außerdem zwei Reservejahre und sieben Landwehrjahre 1ten Aufgebots.

Seit Erlaß dieses Gesetzes traten nun zwei Umstände ein, die hier Erwähnung verdienen: erstens die Verdoppelung der Bevölkerung und deshalb auch des dienstfähigen und dienstpflichtigen Zuwachses; zweitens die neue

Staatsverfassungs. Frage: Änderten beide Umstände etwas an dem rechtlichen Inhalt unseres Wehrgesetzes? Die Antwort kann nur Nein lauten. Das Gesetz will allgemeine Wehrpflicht, Kriegsschulung für alle zwanzigjährige gesunde Preußen. Daß ursprünglich nur 30 oder 40000 junge Männer eingestellt werden konnten, relevirt nicht, eben so wenig, daß man zuerst auch nur einige Jahre bis an die Grenze der Aushebungsmöglichkeit heranging und später, als der Rahmen der Linie zur Einschulung des sich immer steigernden Zuwachses zu klein ward, immer weiter hinter dieser Grenze zurückblieb, bis schließlich nur die Hälfte des wirklichen dienstpflichtigen Zuwachses eingeschult wurde: das Gesetz lautete immer noch auf allgemeine Militärpflicht und nicht auf eine bestimmte jährliche Einstellungsziffer. Eben so änderte die Verfassung nichts an dem gesetzlichen Bestand. Im Gegentheil sie sagt ausdrücklich: Alle Gesetze bleiben in Kraft, bis sie durch ein neues Gesetz abgeändert werden, — und nur darin trat für die Folge ein Unterschied ein, daß eine solche Gesetzesänderung, und also auch die Änderung unseres Wehrgesetzes, fortan nicht mehr durch die Krone allein, sondern nur in Übereinstimmung unserer drei konstitutionellen Faktoren geschehen durfte. Und endlich wurde eben so wenig der rechtliche Inhalt unsers Wehrgesetzes dadurch geändert, daß die Regierung, um bei dem beschränkten Rahmen einige junge Leute mehr einzuschulen, faktisch eine Reihe von Jahren hindurch nur eine zweijährige Dienstzeit in Anspruch nahm. Ein Paar Jahre vor dem Conflikt war man bei den meisten Truppentheilen schon wieder zur dreijährigen Dienstzeit zurückgekehrt und unter allen Umständen bestand dies Gesetz beim Ausbruch des Conflikts in anerkannt rechtlicher Wirksamkeit.

Nun hatten die Paar Mobilmachungen seit 1848 gezeigt, wie ungenügend gegenüber den unerhört gesteigerten Militärkräften der übrigen Großmächte, selbst Englands, so wie der durch Napoleon III. über Europa gekommenen drohenden Konstellation die hinter den Bestimmungen unsers Wehrgesetzes zurückgebliebene wirkliche Wehr**kraft** Preußens geworden war, und der König, als weiser Regent, der vor Allem den Bestand des Staats sicher zu stellen berufen ist, mußte hier zu remediren suchen.

Wie sollte dies geschehen?

Derjenige nun, der mir sagt, wir hätten jetzt zu einem Schweizerischen Milizsystem übergehen sollen, — mit dem streite ich überhaupt nicht. Ein solches wird **dereinst** kommen, aber nur in Folge internationaler Konventionen, keine einzelne Großmacht kann darin isolirt vorangehen.

Wir mußten also im Allgemeinen bei unsrer allgemeinen Militärpflicht und unserm Cadresystem bleiben.

Nun hätte die Krone, verfassungsmäßig und echt konstitutionell, sagen können zur Kammer: Gebt mir jetzt die Mittel zur vollen Ausführung des Wehrgesetzes von 1814. Dann wären also alle Bestimmungen dieses Gesetzes erhalten geblieben; es wäre der ganze dienstfähige Jahreszuwachs, der noch etwa 20000 Mann größer ist als der nach der heutigen Armeereform wirklich eingezogene, einberufen; es hätten zur genügenden Erweiterung des Rahmens noch

einige neue Regimenter mehr als heute aufgerichtet werden müssen; und endlich wären diese Kosten noch etwas größer wie die heutigen geworden. Die Kammer hätte aber verfassungsmäßig und nach echt Rotteckschen Grundsätzen alles bewilligen müssen und das Land also verfassungsmäßig noch etwas mehr zahlen als heute.

Die Krone verfuhr indessen -- leider — anders und nun ward allerdings innerhalb und außerhalb Ilium gesündigt, aber wenn man die Krone Ilium nennen will, weit mehr außerhalb.

Dazu erinnere Dich gefälligst der parlamentarischen Geschichte der letzten Jahre!

Die Krone sagte, ich will mehrere tausend Mann weniger, als der wirkliche Jahreszuwachs beträgt, einstellen, demgemäß auch nur den Rahmen erweitern, aber, mit Beibehaltung der gesetzlichen dreijährigen Dienstzeit, die Reservejahre verlängern und die Landwehrjahre verkürzen, — und den Rahmen erweiterte sie demgemäß aus eigner Machtvollkommenheit und zog auch die entsprechende vermehrte Zahl ein. Und was that nun dagegen unsre Kammer? In dem wüsten Gemisch von Vorschlägen und Meinungen, die in der Majorität laut und zu Anträgen formulirt wurden, steht (schlägt?) die Ansicht durch, daß sie sagte: „Nein, wir geben nur eine bestimmte geringere Ziffer jährlich Einzustellender und wollen nur eine zweijährige Dienstzeit; dazu beschränke du, Regierung, wieder den Rahmen, sonst bewilligen wir gar Nichts.“ Es ist aber sonnenklar, daß dazu die Kammer gar nicht berechtigt war. Sie hätte sagen dürfen: „Alle Kosten, welche durch eine Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen unseres Wehrgesetzes entstehen (also wegen der vermehrten Reserve- und verkürzten Landwehrjahre) bewilligen wir nicht; hingegen die Kosten der Rahmenerweiterung müssen wir nach Lage unserer Wehrgesetzgebung und nach constitutionellen Grundsätzen bewilligen“, — während sie in ihrer wirklichen Antwort von dieser gesetzlichen Lage gänzlich absah, ein Conscriptionsgesetz unserer allgemeinen Wehrpflicht unterschob, ihre Bewilligung an Bedingungen, die Aufhebung der dreijährigen Dienstzeit, knüpfte, was constitutionell ebenfalls unzulässig ist, kurz sich gerirte, als ob weder gesetzliche noch verfassungsmäßige Schranken in der vorliegenden Frage beständen. Die Regierung ließ nun dennoch den erweiterten Rahmen bestehen, gab das Geld dennoch dafür aus — wozu sie nach der echten Rotteck'schen Doctrin berechtigt war —, entläßt aber, und dies bemerke wohl! alle jungen Leute, die drei Jahre gedient haben, immer noch in ihrem Urlaubspaß „nach zwei Jahren zur Landwehr“, hält sich also in diesem Punkt noch wörtlich am Gesetz. Du kannst dich hiervon durch die Einsicht solcher Papiere selbst überzeugen.

Bis hierher habe ich nun den Conflict lediglich nach dem formalen Recht beurtheilt, ohne Berücksichtigung des materiellen Wohls des Landes. In Verfassungsfragen ist aber diese Beurtheilung die vorgehende. Wer hat nun hiernach in der Frage formell Recht? Die Regierung oder die Kammer? Die Antwort scheint mir für jeden, der den Verlauf des Conflicts aufmerksam ver-

folgt hat, dabei den Constitutionalismus unsrer Verfassung und unser Wehrgesetz kennt, sonnenklar; sie lautet zu Gunsten der Regierung.

Aber ich gebe zu, daß das fiat justitia et pereat mundus, wenn das Wohl des Staates in Betracht kommt, am wenigsten anwendbar ist. Sehen wir uns also noch die Frage von dieser Seite an.

In diesem Punkt sind nun aber die Meinungen zwischen den Hauptpersonen getheilt. Die Krone hält die Militärreform nicht bloß für das Wohl, sondern sogar für den sichern Bestand des Staats nothwendig; die Kammer nicht. Auf Seiten der Krone ist sogar das formelle Recht. Kann man es also ihr verargen, daß sie, bei jener Ueberzeugung, auf ihr Recht besteht?

Ganz anders ist hier die Hartnäckigkeit der Kammer zu beurtheilen, die, gegen das formelle Recht, auf ihre Ueberzeugung besteht.

Hätte die Kammer Aussicht gehabt, zu reüssiren, so wäre ihre Hartnäckigkeit ein politischer Plan gewesen, der schließlich von Erfolg gekrönt worden wäre. Sie hätte dann ihre Ueberzeugung von dem Wohl des Landes durchgesetzt. Lediglich so faßten auch die Führer der Kammermajorität, die weit mehr außerhalb als innerhalb der Kammer zu suchen sind, die Situation auf; ich weiß das, denn ich habe mit ihnen darüber verhandelt. Aber in dieser Auffassung lag eben ihre Bornirtheit. Sie waren vollständig unfähig, die reale Lage zu beurtheilen, die Stärke des Willens der Krone und die Flauheit und Energielosigkeit des Volkes. Und so scheiterte denn das, was nichts als ein Plan war, die Kammer verging sich, ohne zu reüssiren, gegen das formelle Recht, die Kammer setzte ihre Ueberzeugung von dem Wohl des Landes nicht durch und verlor noch dazu so viel wie Alles, — nämlich den Glauben an ihre Macht, abgesehen noch davon, daß sie alle die kleinen günstigen Positionen verlor, die die Regentschaft ihrer Partei eingeräumt hatte.

Da hast du die Klugheit und den Mannesmuth der Fortschrittspartei! Daß in ihrer Presse die Rechtsfrage noch etwas umnebelt und dem Volke eingeredet wird, seine Kammer sei die im Recht verletzte, wird nicht mehr helfen; die Parthie ist gründlich verspielt nnd nicht mehr zu redressiren, vielmehr haben wir unsere constitutionelle Schule wieder von vorn anzufangen, wenn nicht etwa der in allen Staaten überhandnehmende Cäsarismus uns dieser neuen Schuljahre gänzlich überhebt.

Ueberhaupt, mein lieber Freund, mußt du nicht glauben, daß nicht auch die Fortschrittspartei ihre Coulissenpolitik gehabt hätte. Sieben Berliner, meistens nicht Kammermitglieder, unter ihnen sogar eine Frau, haben die Politik Eurer Partei gemacht. Ihnen war selbst Schulze-Delitzsch nur eine oratorische Puppe. Sie verfügten über Volkszeitung und Nationalzeitung und hatten journalistisches Geschick genug, das tüchtige und intelligente Preußische Volk von eigenem politischen Denken zu — entwöhnen.

Du siehst, wie viel Werth ich darauf lege, Dich zu überzeugen. Ein

ganzer Sonntagmorgen ist mir nicht zu viel, und vielleicht begleitet der Wiener Friedensschluß unsern eigenen.

Herzlichst der Deinige

J. 24. 7. 64. Rd. *)

Ein Opfer der Ueberschätzung.

Eine Erzählung

von

Gerhard von Amyntor.

Er war einer der sonderbarsten Männer, die mir je begegnet sind.

Sein Ordnungssinn hatte für einen gewöhnlichen Sterblichen etwas geradezu Verblüffendes, und wenn ein ahnungsloser Gast den inkrustirten Dolch oder den holzgeschnitzten grönländischen Deckelhumpen, die beide auf einem Wandtischchen in seinem Wohnzimmer prangten, einmal sorglos in die Hand nahm und dann nicht ganz genau wieder auf denselben Fleck that, von wo er sie genommen hatte, dann stieg eine lebhafte Röthe in die glattrasirten Wangen des Sonderlings, und seine Finger begannen nervös zu zucken. Dieselbe peinliche Ordnung hielt er in seinen Geldangelegenheiten. Als ich ihn kennen lernte, war er schon pensionirt, und machte mit seiner knappen Einnahme und seiner eisernen Willenskraft das Unglaubliche an vornehmer äußerer Lebenshaltung möglich. Jahre lang hatte er der Armee angehört; dann hatte er kurze Zeit irgendwo ein Amt in der Postverwaltung bekleidet und jetzt lebte er in der reizend gelegenen Mittelstadt, die besonders von Rentnern und Pensionsempfängern begünstigt wird. Er war ohne jeden Privatbesitz, und da seine Pension gering war, so gehörte er nur zur zahlreichen Herde der Klassensteuerpflichtigen. Trotzdem bewohnte er ein elegantes Junggesellen-Quartier im ersten Stockwerk eines prächtigen Hauses im vornehmsten Stadttheil.

Ich sprach meine Verwunderung über sein imponirendes Heim aus, als ich ihn auf meiner Durchreise besuchte.

„Was willst du, alter Freund?“ entgegnete er und seine großen blauen Augen sahen mich überzeugungstreu an, „soll ich meinen Verhältnissen gemäß eine Dachkammer beziehen und mich zum Objekte des Bedauerns der Gutherzigen und

*) Der Brief ist an den Justizrath L. Schröder in Treptow a. d. Tollense, einen Universitätsfreund von R., gerichtet. Aus einem andern Briefe (v. 20. Sept. 1859) an denselben heben wir folgendes hervor: „Komme nur bald nach Jagetzow, womöglich zu einer „mondbeglänzten Zaubernacht“; es ist hier jetzt im Garten sehr schön. Fast spricht es sich von Liebe schöner darin wie von Politik. Du siehst, Kissingen hat mich wieder ganz jung gemacht. — Aber auch von Politik hätte ich Dir viel zu erzählen. Oesterreich ist der schurkische Oheim; der Bundestag ist nur der Diener, den es loben wird. Schleinitz hat vortrefflich operirt; vielleicht etwas zu gewissenhaft gegen die kleinen Köters. Ich weiß deutsche Fürsten zu nennen, denen in Wien mündlich versprochen worden, daß, könnten sie Preußen zum Kriege gegen Frankreich fortreißen, nach erfolgter Restauration der französischen Verhältnisse auch alle Verfassungen in Deutschland aufgehoben werden sollten. Ja, es stinkt zum Himmel!“

der Verachtung der Geldprotzen machen? Es giebt zwei Arten von Menschen: die eine wohnt schlecht und kleidet sich schofel, ißt sich aber satt; die andere wohnt anständig und trägt heile Röcke, schnallt aber, wenn sie hungert, den Taillengurt um ein Loch fester zusammen — —"

„Du vergißt die dritte Art," warf ich lachend dazwischen, „welche Paläste bewohnt, die neuesten Moden auf ihrem Leibe zur Schau trägt und nach jedem Mahle den Leibgurt lockern muß, weil sie sich mit allerlei Delikatessen den Magen überladen hat."

„Du hast Recht; der Vollständigkeit wegen hätte ich auch ihrer gedenken sollen, aber sie ist nicht zahlreich, besonders in unserm gesegneten Norddeutschland; wir sind ein armes Volk und wir nähren uns durchschnittlich von Idealen und Hirngespinnsten."

„Behauptest Du denn ernstlich, Dich nicht satt essen zu können?"

Ich hatte bei dieser Frage einen auf dem Tische liegenden Bleistift ergriffen und wirbelte ihn spielend zwischen den Fingern.

Aengstlich blickte der Besitzer nach seinem Stift und sagte zerstreut:

„Ich lasse mein Mittagessen aus einer Garküche dritten Ranges holen — — brich mir die Spitze nicht ab! — nein! er hat dort neben dem Buche gelegen!"

Diese letztere Bemerkung bezog sich auf den Bleistift, den ich dem Besorgten zu lieb aus der Hand thun, aber allerdings nicht auf den richtigen Fleck legen wollte.

Ich folgte der Weisung; ein Zug der Befriedigung glättete die unruhig gekräuselte Stirn des Ordnungliebenden und erleichtert fuhr er fort:

„Mein Diner ist darum nicht viel schlechter, als wenn ich im „goldenen Stern" speiste; trotzdem fehlt mir Komfort und Bedienung. Wenn man den dritten Theil seiner Einnahme an den Hauswirth abgiebt, bleibt zu anderen Genüssen nicht viel mehr übrig."

„Nun — ich begreife; dir genügt es, einen gewissen äußeren Schein aufrecht zu erhalten, und dafür legst du dir innerhalb deiner vier Wände Entbehrungen auf, die Andere nicht so willig ertragen würden."

„Weißt Du, was mir am schwersten fällt? Du wirst es kaum errathen: es ist die Unmöglichkeit, jemals einem anderen armen Teufel helfen zu können. Wenn ich am Ersten des Monats meine Miethe abgeführt, meinen Thee, Zucker und Spiritus eingekauft und meine kleinen Fonds für Mittagessen, Wäsche, Beleuchtung und Toilette ergänzt habe, bleiben mir gerade vierzig, sage vierzig Pfennig über. Diese vierzig Pfennig bilden den ganzen Geldvorrath, mit dem ich Unvorhergesehenes erledigen muß. Reicht er nicht aus, dann entziehe ich mir den Zucker zum Thee; ist auch diese Ersparniß ungenügend, dann schütze ich meiner Aufwärterin gegenüber Krankheit vor und lasse ein paar Tage lang kein Mittagessen holen, um mir disponible Geldmittel zu verschaffen, denn es ist mein noch nie umgestoßener Grundsatz, lieber zu hungern, als nur einen Pfennig Schulden zu machen."

„Aber, mein theurer Freund, auch ein solches Prinzip hat seine Grenzen."

„Für mich nicht."

„Wenn Du nun, was Gott verhüte, wirklich krank würdest, so könntest Du doch in die Lage kommen, den Kredit des Arztes und des Apothekers in Anspruch zu nehmen."

„Niemals! Ich würde nur einen Arzt holen lassen, wenn ich mir das Geld abgedarbt hätte, um ihn für seinen Besuch zu bezahlen — —"

„Und wenn er Dir eine theure Arznei verschriebe?"

„So würde ich das Verschriebene erst dann anfertigen lassen, wenn ich auf gleiche Weise den Betrag dafür zur Verfügung gestellt hätte.

„Inzwischen könntest du ja sterben und verderben."

„Darauf würde ich es unter allen Verhältnissen ruhig ankommen lassen — was ist an mir gelegen? Soll ich aus feiger Sorge um mein Leben grundsatzlos werden und meinen wohlerwogenen Ansichten zuwider handeln?"

Was sollte ich dem sattelfesten Prinzipienreiter entgegnen? Ich schwieg und sah ihn mit einer vielleicht ungenügend verhehlten Mischung von Bedauern und Bewunderung an. Er schien meine Gedanken zu errathen und fuhr unbeirrt fort:

„Manchem mag dies als Schrulle, als Symptom einer Manie erscheinen; ich habe nichts dagegen; es giebt verschiedene Arten, seinen Weg durch die Welt zu gehen. Mich befriedigt es, unabhängig zu sein und anständig zu wohnen; die Entbehrungen, die ich mir dafür auferlege, sind meine Sache, sie gehen keinen Anderen etwas an, und Du bist der Einzige, dem ich diesen Einblick in meine Verhältnisse gestatte. Wir haben heut den 21. des Monats, und ich besitze keinen Heller mehr; käme mir jetzt eine unerwartete Ausgabe, so müßte ich sie aus meiner zurückgelegten Miethe leisten und von morgen an so lange halbe Kost genießen, bis das Defizit eingebracht wäre."

In diesem Augenblicke tönte die Flurklingel. Mein Freund ging selbst öffnen, da er den Luxus einer ständigen Bedienung entbehrte und seine Aufwärterin nur zu bestimmten Stunden in seine Wohnung kam. Die nach dem Korridor führende Zimmerthür hatte er hinter sich offen gelassen, und so wurde ich unfreiwilliger Ohrenzeuge einer kurzen, erst unverständlichen Unterhaltung, die sich jedoch bald zu einem leidenschaftlichen Forte abseitens meines Freundes steigerte. Ich konnte die klagende Bitte eines Bettlers vernehmen:

„Ach, Herr Hauptmann, wenn es auch nur eine Kleinigkeit ist! Seit acht Tagen habe ich nichts Warmes . . ."

„Wenn ich Ihnen sage, daß ich kein Geld *habe*!" versetzte scharf und ärgerlich der Angebettelte, dessen Charakter als Hauptmann außer Diensten das Klingelschild dem Bettler wohl verrathen hatte. „So gehen Sie doch zu *reichen* Leuten!"

„Ach, du lieber Gott! der gnädige Herr Hauptmann scherzen wohl! Kein Geld? Ich bin ja mit allem zufrieden . . . nur einen einzigen Groschen!"

„Zum Teufel!" platzte der Andere heraus, „glauben Sie, daß ich nöthig

habe, Ihnen etwas vorzulügen? Sehen Sie zu, wo Sie den Groschen bekommen können . . . ich habe keinen!"

Die Korridorthür krachte ins Schloß, und hastig und erregt kehrte mein Freund mit hochgerötheten Wangen ins Zimmer zurück.

„Unverschämtes Volk!" brummte er empört, „es glaubt einem nicht mehr! wenn ich solchem Schlingel erkläre, daß ich kein Geld habe, so nimmt er das für eine hartherzige, lügnerische Redensart! Es ist eine hohle, gemeine, nichtsnutzige Welt! Oben und unten dasselbe Mißtrauen, dieselbe Niedrigkeit der Gesinnung! Hat man mich doch neulich sans façons in die erste Stufe der klassifizirten Einkommensteuer eingeschätzt, die ein Jahreseinkommen von 3600 Mark voraussetzt, und die Leute wissen doch oder könnten doch wissen, daß meine Pension 2250 Mark beträgt, keinen Heller mehr!"

„Du wirst dagegen wohl remonstrirt haben."

„Das habe ich noch nicht gethan;" versetzte er ruhiger werdend, „ich liebe es nicht, dem ersten besten Unbekannten meine allerprivatesten Verhältnisse aufzudecken. Mir kommt solche Remonstration immer wie eine Bitte um Gnade vor, wo ich doch das Recht zu fordern und meinerseits Bestimmungen zu treffen hätte. Wenn nun die wohlweisen Mitglieder der Einschätzungs-Kommission meine Beschwerde nicht berücksichtigen, was dann? Soll ich dann eine Art Manifestations-Eid schwören, oder den guten Willen von Vertrauensmännern in Anspruch nehmen? Ich verstehe diese ganze Einrichtung nicht. Eine Selbsteinschätzung würde ich eher begreifen; daß aber einem Dritten, der von meinen Verhältnissen keine Ahnung hat, das Recht zustehen soll, mich ohne Angabe eines Grundes, vielleicht nach ganz willkürlichem und trügerischem Maßstabe, beliebig höher zu belasten, und daß mir gegen eine solche Ueberbürdung nur das zahme Recht der Abwehr und nicht das Recht auf Schadenersatz zusteht, das will durchaus nicht in meinen Verstandeskasten hineingehen."

„Aber, lieber Freund, Du beurtheilst da eine Einrichtung wirklich nicht ganz vorurtheilsfrei . . . die Selbstschätzung würde ja . . . "

„Um Gottes willen, keinen steuerpolitischen Vortrag! Was Du sagen willst, weiß ich; bei unseren parlamentarischen Steuerdebatten haben wir ja all das Zeug bis zum Ueberdruß zu hören bekommen; es hat mich nicht überzeugen können. Die Leute, die für solchen Einschätzungsmodus schwärmen, mögen glänzende Theoretiker sein und sich für Wohlthäter der Menschheit halten; in Wahrheit stiften sie viel Unheil, Sorge und heimliche Erbitterung und sind unpraktisch wie eine preußische Feldmütze."

Ich lachte laut auf.

„Diese Metapher verstehe ich nicht recht; was willst Du damit sagen?"

Der gute Hauptmann stutzte und sah mich etwas zweifelhaft an; doch da ich wirklich gespannt und wißbegierig dreinschaute, ließ er sich zu der Erklärung herbei:

„Du weißt, daß unsere Feldmütze allen Regeln der Aesthetik zum Trotze oben in einen breiten Teller endet; jeder Windstoß muß sie dem Haupte entführen;

und unser Mützenschirm, statt wagerecht vorzuspringen und das Auge gegen die Sonne zu schützen, senkt sich fast lothrecht über die Stirn, verhindert die Ausdünstung derselben und läßt das Auge unbedeckt. Eben so unpraktisch wie diese Mütze ist unser Steuermodus; er setzt Existenzen voraus, die solcher Mütze ähneln. Sind denn eines Jeden Verhältnisse von oben herab so leicht zu übersehen, wie unser Mützenteller, und kann die kritische Fackel des Steuer-Veranlagers uns denn eben so direkt in den Geldbeutel leuchten, wie die Sonne in ein vom Mützenschirm preisgegebenes Antlitz? Uebrigens hinkt jeder Vergleich, und wenn Du mit mir Sylben stechen willst, so mußt Du eine günstigere Zeit dazu wählen; heut fehlt mir jegliche gute Laune."

Wir schwiegen beide, und während dieser Pause richtete ich einen besorgten, theilnehmenden Blick auf meinen reizbaren Kameraden. Nach einer Weile hob ich wohlwollend an:

„Du solltest dennoch reklamiren. Wenn Du diese Steuerüberbürdung geduldig hinnimmst, so giebst Du der unbilligen Einschätzung ja Recht und läufst Gefahr, durch irgend eine allzu diensteifrige oder ehrgeizige Kommission gelegentlich noch unbescheidener angefaßt zu werden."

„Das wäre freilich ein neuer Beweis für die Vortrefflichkeit dieser Einrichtung! Im Namen der Gerechtigkeit hat man sie eingeführt und ich sage Dir, es giebt nichts Ungerechteres unter der Sonne: der übersichtliche Hungerleider ist jedesmal bis zum letzten Pfennig, oft weit über denselben hinaus, besteuert, und der heimliche Kouponschneider lacht sich ins Fäustchen, weil er die fettesten Posten seines wohlversteckten Besitzes jeder Kontrolle zu entziehen vermag. Ein Volk, das Lug und Trug noch nicht kennte, müßte durch diese Institution sehr bald zum Virtuosen darin werden. Ja, mein armes Thier, du scheinst mir Recht geben zu wollen, denn du ahnst, daß wir uns bald trennen werden . . . willst Du ihn haben?"

Er streichelte den Kopf seines an ihm herauffspringenden und schwänzelnden silbergrauen Hündchens und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Die Steuer für das Thier wird mir zu schwer."

„Wenn Du Dich wirklich von diesem Genossen trennen willst, ich übernehme ihn sehr gern, vorausgesetzt, daß sein Preis nicht auch meine Leistungsfähigkeit übersteigt."

„Der Hund ist für mich unschätzbar; ich kann ihn also nicht verkaufen, sondern nur verschenken, und es ist mir eine Beruhigung, wenn er in Deine Hände übergeht. Du wirst zufrieden mit ihm sein; neulich brachte er mir meine Cigarrentasche, die ich vor dem Thore verloren hatte . . . à propos Cigarren! sei nicht böse, wenn ich die Pflicht des Wirthes ganz über der Freude an Deinem Kommen vergaß!"

Er stand auf und holte ein Kästchen mit Cigarren, das er mir anbot.

„Es ist ein sehr bescheidenes Mittelgut," entschuldigte er sich, „an dem ich mir meine Lust am Rauchen eigentlich verleiden will; leider sitzen üble An-

gewöhnungen allzu fest; ich glaubte schon einmal, dieses Laster überwunden zu haben, bin aber doch wieder rückfällig geworden."

„Du willst Dir keine Cigarre anzünden?"

Er zog seine goldene Taschenuhr, die in ihrer massiven Plumpheit einem Nürnberger Ei ähnelte.

„Nein, jetzt noch nicht; erst gegen Abend mache ich mir dies Vergnügen."

Ich glaubte, einen halb unterdrückten Seufzer zu hören, als er die Kiste wieder forttrug.

* * *

Es war ein Jahr später und die letzten Maitage überboten einander an Glanz und Duft. Dann und wann hatte ich mit dem braven Hauptmann ein schriftliches Lebens= und Liebeszeichen ausgetauscht, und noch öfter hatte ich seiner gedacht, wenn das silbergraue Hündchen, das ich seinem Vertrauen verdankte, auf Spaziergängen neben mir lustig die Kreuz und Quer sprang und vergebliche Sperlingsjagd betrieb. War aber mein Gedenken an den sonderbaren Kameraden meist von angenehmen, beinahe erheiternden Vorstellungen begleitet gewesen, so konnte ich mich heut einer gewissen Sorge um ihn unbegreiflicher Weise nicht entschlagen. Anlage zu spiritistischer Geisterseherei habe ich nie im Leben besessen, und dennoch sollte auch ich bald erfahren, daß es unsichtbare Fühlfäden giebt, durch die wir auch mit entfernten Wesen in Verbindung stehen. Hartnäckig kam mir der durch das Einschätzungs=Verfahren aufgebrachte Freund in den Sinn, und vor meinem geistigen Auge erstand mir sein Bild immer schärfer und deutlicher.

Da erhielt ich einen Brief mit dem Poststempel seines Wohnortes. Von ihm? — Die zittrig geschriebene Adresse machte mich unsicher! Gespannt öffnete ich das Schreiben, erkannte aber sofort aus der Unterschrift, daß meine erste Vermuthung richtig gewesen war.

Der Hauptmann schrieb mir im Stenogrammstil nur Folgendes:

„Alter Freund! Es steht schlecht mit mir. Komme schnell! Du sollst meinen letzten Willen erfahren. Dein B."

Noch am selben Vormittage reiste ich ab. Der Zug, in dem ich fuhr, versäumte aber den Anschluß an den Eilzug der Nebenbahn, und wenn ich nicht die Nacht in einem Bummelzuge zubringen wollte, mußte ich meine Reise unterbrechen. Ich wählte das Letztere, da ich dann immer noch in den Morgenstunden des anderen Tages mein Ziel erreichen konnte.

Eine lachende Frühjahrssonne vergoldete die eleganten Façaden der Hauptstraße, als ich am Portale des Wohnhauses meines Freundes den Klingelknopf drückte. Alles schien unverändert; der schwere Thorflügel sprang wie von selbst auf und ich betrat den stilvollen Flur, zwischen dessen Marmorsäulen hindurch ich bis in den zu einem allerliebsten Schmuckgärtchen gewandelten Hof blicken konnte. Der Flieder blühte dort und der silberhell aufspringende Strahl einer Fontaine spielte mit einer stürzenden und immer wieder in die Höhe gehobenen Kugel aus Goldblech.

Der Kontrast dieses heiteren Friedens traf mich schmerzlich; eine Treppe höher herrschte ja Noth und Pein. Ich schritt über den dicken Teppich, der jeden Schritt auf den marmornen Stufen dämpfte, und stand bald vor einer mit matt geschliffenen Scheiben versehenen Korridorthür. Das weiße Porzellanschild enthielt in großen, schwarzen, gothischen Buchstaben die mir bekannte Adresse: „v. Brehmer, Hauptmann a. D.", und ich drückte auf das Perlmutterknöpfchen neben dem Schilde.

Niemand öffnete. Ich hatte Zeit, auch das auf der anderen Seite des Treppenabsatzes befindliche Schild zu lesen, denn dasselbe Stockwerk war in zwei gleiche Wohnungen getheilt. Doch der Name des Nachbars meines Freundes war mir gänzlich unbekannt und gleichgültig.

Ist der Patient denn ohne jede Bedienung? Ich ließ das elektrische Geläut länger tönen. Endlich! Jetzt näherten sich Schritte und die mir bekannte Aufwärterin stand schluchzend und thränengebadet in der geöffneten Thür.

„Geht es schlechter? kann ich meinen armen Freund sehen?" fragte ich ahnungsvoll.

„Ach, er ist ja todt!" platzte die verstörte Frau heraus, und der Strom ihrer Thränen begann sich nicht minder reichlich als der ihrer Worte zu ergießen. „Todt, gnädiger Herr! Er hat Sie so sehnsüchtig erwartet! Gestern ging es noch so gut; er war sogar ein wenig spazieren gewesen — freilich nicht weit — seine Kräfte hatten doch die zwei letzten Monate zu sehr abgenommen. Aber beim Apotheker an der Ecke ist er gewesen, denn er brachte sich ein Fläschchen Medizin mit. Gestern Abend — so um die achte Stunde — da war ich noch hier und fragte ihn, ob ich nicht lieber über Nacht bei ihm bleiben sollte, aber er lachte mich aus und meinte, ich sollte nur nach Hause gehen und ausschlafen; morgen früh, als wie heute, müßten Sie, gnädiger Herr, spätestens eintreffen; er brauchte mich nicht, er befände sich um vieles wohler. Ich hab's ihm auch geglaubt, denn er konnte wieder lachen und zwei Monate lang hatte er nicht ein einziges Mal gelacht — er sah sonst immer so finster aus und war so gelb geworden wie eine Citrone. Da habe ich denn gute Nacht und gute Besserung gewünscht und bin in meiner Einfalt fortgegangen. Heute früh — es war vielleicht zehn Minuten nach Sieben — ich hatte mich so beeilt und war nur eine knappe Viertelstunde bei der verwittweten Geheimräthin gewesen, die ich bediene — wie ich athemlos hierher komme und klingle, macht der Herr Hauptmann nicht auf. Mein Gott! denke ich, es wird doch nicht schlechter mit ihm stehen, denn sonst war er immer schon um sechs Uhr auf und jedesmal, wenn ich kam, fix und fertig angezogen und rasirt — ich klingelte wieder und immer wieder — er hört mich nicht. D i e s e Angst, die ich da bekommen habe! Du barmherziger Gott! Mit schlotternden Knieen laufe ich drüben zum Schlosser und bitte ihn, mir zu helfen, denn aufgemacht m ü ß t e werden — der Herr Hauptmann galt überall als ein reicher Herr — es konnten ja Räuber und Mörder dagewesen sein! Gut; der Schlosser giebt mir denn auch seinen Lehrburschen mit; es war man so ein kleiner, dummer Junge, aber aufgekriegt hat er die Thür doch! Ich

eile in das Empfangzimmer — leer! in die Bibliothek — leer! in des Herrn Wohnstube — leer! Nun, denke ich, er schläft gewiß noch. Ich schleiche also in das Schlafzimmer; richtig, da liegt er im Bette; aber, wie ich näher trete, merke ich, daß er sich nicht regt und nicht rührt, und wie ich die halboffenen, glasigen Augen sehe, habe ich laut aufgeschrieen. Der Schlingel, der Schlosserbursch, ist fortgelaufen und hat mich alte, hülflose Frau allein gelassen."

Ich war so starr, daß ich den betäubenden Erguß der etwas redseligen Dame ohne Widerstand hatte über mich ergehen lassen; jetzt, wo sie schwieg, um Luft zu schnappen und dem Bedürfniß einer verstärkten Thränenfluth zu genügen, raffte ich mich aus meiner Erstarrung auf und sagte gefaßt:

„Ich will ihn sehen."

Sie führte mich in das Schlafzimmer.

Da lag er, mit einem skeptischen Lächeln um den stummen Mund, friedlich und dennoch — wie verändert! Das war mein guter, alter Brehmer nicht mehr! Wo waren denn die runden, zu nervöser Röthe neigenden Wangen? Kantig ragten die Backenknochen aus dem hagern Angesicht; gelb war Stirn und Wange, gelb die dürren Hände, die ihm die Aufwärterin auf der Brust gefaltet hatte!

„Er ist kaum wieder zu erkennen!" quoll es schmerzlich von meinen Lippen.

„Nicht wahr?" rief die Frau, „ein so stattlicher, schöner Mann, und jetzt liegt er dort, als wenn er am Hungertyphus gestorben wäre. Ob er sich" — sie sah sich scheu um und dämpfte ihre Stimme — „ob er sich wohl vergiftet haben kann?" Mit dem Zeigefinger ihrer schwielenbedeckten Rechten deutete sie auf ein Glasfläschchen, das auf der Marmorplatte des Nachttisches stand.

„Unsinn!" versetzte ich ärgerlich, nahm das Fläschchen in die Hand und lüftete den gläsernen Stöpsel.

Ein feiner, scharf riechender Dampf stieg von der wasserhellen Flüssigkeit auf. An das Fläschchen war ein Zettel angeklebt: ein Theil dieses Zettels war aber durch Feuchtigkeit losgelöst und unleserlich geworden; der noch haftende und erkennbare Theil zeigte die Buchstaben: Acid . . .

„Hat der Hauptmann einen Arzt gehabt?" fragte ich sinnend.

„Gott bewahre! Ich habe ihm so oft zugeredet, er sollte den Doktor, der ja hier im Hause wohnt, doch ein einziges Mal kommen lassen, weil er immer gelber und schwächer wurde; aber stets meinte er: Dummes Zeug! wir Soldaten sind selbst halbe Aerzte; ich werde mich schon allein kuriren. Da hat er sich denn, wie er es nannte, auf halbe Diät gesetzt, und neun Wochen habe ich ihm sein Mittagessen aus der Volksküche holen müssen, die Portion zu 20 Pfennig. Nun frage ich Sie, wie kann ein Kranker bei solcher Kost wieder gesund werden?"

Aufmerksam hatte ich zugehört und suchte das Vernommene mir auf meine Weise zu combiniren.

Wieder fiel mein Blick auf das Fläschchen, das ich noch in der Hand

hielt; über der Aufschrift der Etiquette stand das gedruckte, defekt gewordene Wort: „Mohr . ."

„Giebt es hier in der Stadt eine Mohren-Apotheke?" fragte ich scheinbar unvermittelt.

Die Alte stutzte, dann bejahte sie meine Frage:

„Gleich an der nächsten Ecke. Er ist gestern nur bis dahin gekommen und von dort hat er sich auch das Fläschchen mitgebracht. Also der gnädige Herr denken auch, daß nicht alles in Ordnung ist?"

„Im Gegentheil, liebe Frau. Mein Freund scheint die Gelbsucht gehabt zu haben: dieses Fläschchen wird Salzsäure enthalten . . ."

„Salzsäure!" unterbrach sich mich erschrocken, „ich habe es doch gleich geahnt! Mit Schwefelsäure hat sich auch die Tochter meiner Wirthin umgebracht, die mit dem Musikus . . ."

„Um Gotteswillen, wahren Sie Ihre Zunge! Salzsäure ist nicht Schwefelsäure. Salzsäure, in kleinen Gaben verdünnt genommen, ist ein ganz unschuldiges Mittel, das auch ein Kind verträgt; hier war es vielleicht recht angebracht und auch von einem Sachverständigen gerathen. Ich werde mich selbst in der Apotheke erkundigen. Wo ist denn die Uhr meines Freundes?"

Zu dieser neuen Frage brachte mich die so eben wahrgenommene Thatsache, daß der Uhrständer auf dem Nachttischchen leer war. Ich mochte die Alte wohl ein wenig mißtrauisch angesehen haben, denn sie schien erst betroffen, versetzte dann aber mit voller Sicherheit:

„Die Uhr? Ja, da fragen mich der gnädige Herr mehr, als ich selbst weiß. Vor vier Wochen fragte mich der Herr Hauptmann dasselbe, und als ich ihm erwiderte, das müsse er doch besser wissen, als ich, da sann er nach, und meinte, er müsse sie wohl in der Badeanstalt haben liegen lassen. In seiner Stelle wäre ich doch nun gleich wieder hingegangen, aber Gott bewahre! Erst am andern Tage will er sich dort erkundigt haben — natürlich, vergeblich. Die Uhr war und blieb verschwunden."

Wenn die Aufwärterin eine Lügnerin war, so hatte sie jedenfalls Begabung zu ihrem Fache, denn sie sah jetzt so unbefangen drein, und ihre Worte klangen so überzeugend, daß ich den Verdacht, der sich mir sündlicher Weise schon aufdrängen wollte, energisch von mir wies.

„Ist ein Arzt schon hier gewesen?"

„Ach, gnädiger Herr, was soll uns jetzt noch so ein Doktor? Der kann ihm doch nicht mehr helfen; darin irre ich mich nicht, ich habe meine beiden Männer begraben und weiß, wie der Tod aussieht."

„Es handelt sich auch nicht um Hülfe, wohl aber um die Erfüllung gesetzlicher Vorschriften; wir beide können doch den Todtenschein nicht ausstellen. Ob der Arzt, der oben wohnt, noch zu Hause ist?"

„Das könnte wohl sein; Kunden scheint er nicht viele zu haben, denn er geht immer erst gegen Mittag aus."

„So rufen Sie ihn sofort herunter! Das hätte schon längst geschehen müssen.“

Die Alte ging, und ich blieb allein bei dem Entschlafenen. Scheu blickte ich in die starren, mir so fremd gewordenen Züge; Alles, was von der Hand des Todes berührt wurde, verwandelt sich uns in ein Unnahbares, Ehrfurcht-Gebietendes, und hülflos stehen wir immer wieder vor dem großen Räthsel des Sterbens. Ich nahm das zweifelhafte Fläschchen, wickelte es in Papier und steckte es in meine Rocktasche; der Arzt brauchte es nicht zu sehen; ich wollte allen thörichten Vermuthungen und Gerüchten vorbeugen. Auf dem Mahagonischränkchen in der Ecke, das, wie ich mich erinnerte, die Leibwäsche meines Freundes barg, standen drei Cigarrenkisten; ich weiß nicht, warum ich sie öffnete, aber ich war überrascht, sie gänzlich leer zu finden; auch nicht eine einzige Cigarre mehr da! Ein an Gelbsucht Leidender hat doch meist einen geschwächten Magen und pflegt am Rauchen keinen Geschmack zu finden; — sollte die Alte die vorhanden gewesenen Cigarren schon beseitigt haben? Waren sie vielleicht da, wo sich die Uhr befand? Wie unkontrolirt sind doch unsere Gedanken, die aus der Nacht des Unbewußten aufsteigen!

Der Jünger des Aeskulap erschien. Wir begrüßten uns, und ich theilte ihm den Grund meiner Anwesenheit mit. Er putzte erst seine Brillengläser; dann unterzog er sich der Untersuchung der irdischen Reste meines Freundes, während er gleichzeitig kurze Fragen an die Aufwärterin richtete. Wir haben uns thörichter Weise so sehr daran gewöhnt, im Arzte eine Art zauberkräftigen Medizinmannes zu sehen, statt ihn für das zu nehmen, was er wirklich ist: für einen fachkundigen Beobachter physischer, meist unabwendbarer Vorgänge — wir haben uns an diese Verwechselung so gewöhnt, daß uns der Arzt neben einer Leiche immer wie ein Widerspruch im Beisatze erscheint. Der brave Doktor besorgte sein Geschäft nach allen Regeln der Kunst, und sein Ausspruch lautete schließlich:

„Todt! — Herzlähmung.“

Der Gott der Heilkunst vergebe ihm, wenn diese schnelle Entscheidung weniger meinem Erkenntnißdrange, als den gewiß unumstößlichen Thatsachen Rechnung trug. Der Ausgang jeder letalen Erkrankung ist ja immer eine Herzlähmung; *warum* aber bei meinem guten Freunde diese Herzlähmung eingetreten war — bei ihm, der sein Leben lang ein gesundes und normal funktionirendes Herz besessen hatte — darüber blieb ich trotz der unappellabeln Erklärung der Fakultät nach wie vor im Dunkeln.

Als ich mit der Aufwärterin wieder allein war, examinirte ich sie noch über Anderes, was mir wissenswerth erschien. Dabei erfuhr ich denn auch, daß der Hauptmann an dem Tage, an welchem er mir geschrieben und sich besonders schlecht gefühlt haben mußte, gegen die Frau geäußert hatte, sein letzter Wille für mich läge im großen Schube seines Schreibtisches, und wenn ich zu spät kommen sollte, möchte sie, die Aufwärterin, mir dies mittheilen. Sie übergab mir den betreffenden Schubschlüssel; ich konnte mich aber jetzt noch nicht entschließen, an

die Prüfung von Papieren zu gehen; ich war zu erregt und wollte erst ein paar Gänge erledigen, deren Nothwendigkeit mir plötzlich klar vor Augen stand.

„Halten Sie hier die Wache, liebe Frau, bis ich zurückkehre; ich denke, es wird nicht länger als ein Stündchen dauern."

Ich hatte den Hut aufgesetzt und stieg, von allerlei Vermuthungen getrieben, die prächtige Treppe hinunter. Im Hofe tanzte noch immer die golden schimmernde Kugel auf dem Silberstrahl des Springquelles, und wie ich auf die Straße trat, blendete mich der Sonnenschein eines wonnigen Maitages.

Die Mohren-Apotheke war bald erreicht.

„Bitte, lassen Sie doch diese Flüssigkeit gefälligst bald untersuchen! Ich möchte erfahren, ob sie etwas Schädliches enthält; ich werde warten."

Der Provisor nahm das Fläschchen, roch an dem Inhalt, betrachtete die defekte Etikette und sagte nach kurzer Ueberlegung:

„Das muß Salzsäure sein. Ich erkenne meine Handschrift. Gestern hat ein Herr aus unserer Nachbarschaft, ein pensionirter Offizier — er sah sehr gelb im Gesichte aus — Salzsäure von mir gefordert und ich habe sie ihm auch selbst gegeben; ich müßte mich sehr täuschen, wenn dies nicht dasselbe Fläschchen wäre."

„Das verhält sich wahrscheinlich genau so, wie Sie sagen. Bitte, stellen Sie gefälligst fest, ob die Flüssigkeit keinen fremdartigen Beisatz enthält."

„Sehr gern."

Der Provisor verschwand mit dem Fläschchen.

Inzwischen erschien der Apotheken-Besitzer und fing mit mir, nach Art der weniger beschäftigten Verkäufer in kleineren Städten eine Unterhaltung an.

„Sie können mir gewiß sagen," fragte ich ihn im Laufe derselben, „wer der Vorsitzende der hiesigen Einschätzungs-Commission ist?"

Er nannte den häufig vorkommenden Namen eines mir unbekannten Beamten.

„Wo mag der Herr wohnen?" erkundigte ich mich weiter.

„Ganz in der Nähe. Wenn Sie in die Amalienstraße einbiegen, so ist es das zweite Haus rechts."

Ich bedankte mich.

„Wie ich Ihnen schon sagte," rief der geschäftig aus dem Laboratorium zurückkehrende Provisor, indem er mir das Fläschen wieder behändigte, „es ist reines Acidum muriaticum ohne jede fremdartige oder sonst schädliche Beimengung; für die Güte der Säure können wir jede Bürgschaft übernehmen."

„Ich habe dies keinen Augenblick bezweifelt," entgegnete ich sehr befriedigt, „und sage Ihnen meinen besten Dank."

Eine besondere Vergütung wollte der höfliche Apotheker für die vollzogene qualitative Analyse durchaus nicht annehmen, und so verließ ich grüßend den Laden.

Das mir bezeichnete Haus in der Amalienstraße hatte ich leicht gefunden. Auf dem Schilde neben der Flurklingel stand der Name, der mir, aus früheren

Jahren, sehr geläufig war. Ich klingelte, ließ mich anmelden und wurde von dem Gesuchten sofort in seinem Arbeitszimmer empfangen.

Als ich nochmals meinen eigenen Namen genannt hatte, stutzte der Beamte und sagte unsicher:

„Mit einem Träger Ihres Namens habe ich seiner Zeit studirt — —"

„Also richtig!" unterbrach ich ihn, „Ihr Vorname muß Carl sein."

„So bin ich getauft, und Sie — Du — Du heißt . . ."

Er nannte meinen Taufnamen, und wir begrüßten uns als frühere Studiengenossen in herzlicher Weise.

„Welcher Zufall, alter Freund, hat Dich denn auf meine Spur und in meine Hütte geführt?"

„Das sollst Du sofort erfahren."

Ich erzählte ihm den Grund meiner Reise und, vorerst das Ableben des Hauptmanns noch nicht erwähnend, fragte ich ihn:

„Kennst Du diesen Herrn von Brehmer?"

„Nein und ja, wie Du willst. Von Angesicht habe ich ihn meines Wissens noch nie gesehen, aber mir ist ein Schriftstück von seiner Hand geworden . . . Höre! dieser Hauptmann muß ein ganz merkwürdiger Mann sein!"

„Warum denn?"

„Nun, er erinnert mich an jenen „Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte." Denke dir, vor einiger Zeit hat er mir eine Epistel geschrieben, die so voll von boshaften, hämischen, oft ganz unqualifizirbaren Wendungen ist, daß ich sie für eine persönliche Beleidigung hätte halten müssen, wenn sie nicht an die Gesammtheit der Einschätzungs-Commission, deren Vorsitzender ich bin, gerichtet gewesen wäre."

„Kann ich den Inhalt jenes Briefes erfahren?"

„Sei mir nicht böse, wenn ich Dir diesen Wunsch nicht erfüllen kann; wir sind in allen Dingen, welche Steuer-Angelegenheiten betreffen, zum unverbrüchlichsten Stillschweigen verpflichtet."

„Ich kenne und ehre die Verschwiegenheit eines pflichttreuen Beamten; im vorliegenden Falle aber ist sie gegenstandlos geworden, denn der Hauptmann ist letzte Nacht gestorben, er hinterläßt keine Angehörigen, denen Deine Eröffnungen als Indiscretion erscheinen könnten, und mir liegt alles daran, gewisse Dunkelheiten aufzuhellen."

„Das ändert freilich die Sachlage," meinte der Andere, „und unter solchen Umständen will ich auf Deine Frage antworten. Mir ist der Fall ohne die betreffenden Akten durchaus gegenwärtig. Der Hauptmann von Brehmer hatte Jahre lang nur Klassensteuer entrichtet und war, weil er der vorjährigen Commission zu niedrig eingeschätzt erschien, im letzten Frühjahr zur ersten Klasse der Einkommensteuer herangezogen werden. Widerspruchslos hat er auch diese Mehrbelastung hingenommen. Als sein Fall dieses Jahr wieder zur Verhandlung kam, wurde von der Kommission festgestellt, daß der Hauptmann bei einer Pension von 2250 Mark eine Miethe von nahezu 1200 Mark zahlte; er mußte also noch

andere, uns unbekannte Einnahmequellen haben und immer noch zu niedrig eingeschätzt sein. Wir legten bei seiner neuen Schätzung den bekannten Maßstab zu Grunde, daß die Wohnungsmiethe durchschnittlich den sechsten Theil des Einkommens bildet, und versetzten demgemäß den Herrn mit einer wahrscheinlichen Jahreseinnahme von ca. 7200 Mark in die sechste Steuerstufe."

„Wann ist dies geschehen?"

„Das Datum weiß ich nicht mehr genau; jedenfalls ist ihm die Mittheilung im Laufe des März zugestellt worden."

„Ich bin Dir sehr verbunden; ich sehe schon um vieles klarer und möchte schon jetzt darauf schwören, daß der Verstorbene nicht bestohlen worden ist."

„Ich verstehe Dich nicht."

„O, das betrifft eine andere Sache. Aber im Namen meines heimgegangenen Freundes möchte ich dich um Verzeihung bitten für die unstatthafte Form seiner Remonstration; er war ein nervenkranker Mann und die plötzliche Steuer-Ueberbürdung, die ihm bona fide bereitet wurde, mag sein moralisches und physisches Gleichgewicht völlig über den Haufen geworfen haben."

„Die Ueberbürdung?" wiederholte kopfschüttelnd der gewissenhafte Beamte.

„Allerdings, die Ueberbürdung," beharrte ich bei meiner Behauptung. „Ich weiß zufällig, daß der gute Brehmer nicht einen Pfennig Privatvermögen besaß und den dritten Theil seiner Pension für die Befriedigung seines Hauswirthes opferte; eine anständige Wohnung ging ihm buchstäblich über Essen und Trinken."

„Der dritte Theil seiner Pension betrug aber nur 250 Thaler, und es steht aktenmäßig fest, daß seine Miethe nahe an 400 Thaler heranreichte," wandte der Beamte hartnäckig ein.

„Ich weiß nicht, wie hoch sich seine Wohnungsmiethe belief; ist es so, wie Du sagst, woran ich keineswegs zweifle, so ist ihm das Mehr dieses Betrages durch irgend einen Dritten ersetzt worden. Aber die Richtigkeit meiner Angabe könnte ich beschwören, denn aus Brehmer's eigenem Munde habe ich sie, und er war ein so peinlich gewissenhafter Mann, daß ihn selbst der Schatten einer Unwahrheit gedrückt hätte. Du siehst, Deine Theorie mit der sechsfachen Miethe hat ein großes Loch."

„Das ist in einem einzelnen Falle ja immerhin möglich; dann konnte Dein Freund remonstriren, und er wäre sicher auf die ihm gebührende Stufe zurückversetzt worden."

„Remonstrirt hat er ja, wie Du mir bereits sagtest; ist er denn zurückversetzt worden?"

„Bis heut noch nicht; der Fall ist noch nicht von der Kommission verhandelt worden. Wenn Du ahntest, welch ein Berg von Remonstrationen abzutragen ist . . ."

„Du siehst, in welcher peinlichen Lage sich also der brave Hauptmann befunden haben muß. Er hatte — und auch dies weiß ich aus seinem eigenen Munde — als Steuerzahler der ersten Stufe gerade noch Vierzig Pfennige mo-

natlich für seine kleinen laufenden Ausgaben übrig. Die Steuer der ersten Stufe beträgt monatlich 7 Mark 50 Pfennige. Denke Dir einen Menschen, der in solcher Lage nun plötzlich 15 Mark jeden Monat zahlen soll . . . doch nein! Das ist ja noch lange nicht genug . . . die Kommune hat ihn ja nun auch entsprechend höher geschätzt, und er wird eine plötzliche Mehrbelastung seines Steuer-Budgets von ungefähr 20 Mark monatlich erfahren haben. Wo soll Jemand, der nur 40 Pfennige zu seiner Verfügung hat und dem der bloße Gedanke, Schulden machen zu müssen, schon das Herz zusammenschnürte, nun diese 20 Mark hernehmen?"

„Wenn Du die Frage so spitz stellst, so gebe ich Dir allerdings zu, daß Verlegenheiten in solchem Falle eintreten können; der Hauptmann wäre aber bestimmt wieder entlastet und der mehr gezahlte Betrag wäre ihm später angerechnet worden."

„Bist Du im Besitze eines Privatvermögens?"

Der also Gefragte stutzte; er wußte nicht recht, wo diese Frage hinaus wollte.

„Ich selber habe nichts als mein Diensteinkommen; meine Frau ist allerdings wohlhabend . . ."

„Sie ist wohlhabend; Andere nennen sie vielleicht reich . . . Siehst Du, theuerster Freund, Du bist gar nicht fähig, Dich in die Lage des Hauptmanns hineinzudenken. Was nutzte ihm eine spätere Anrechnung? Ihr habt die löbliche Gepflogenheit, eine Remonstration im Laufe von einigen Wochen, vielleicht Monaten zu erledigen, der Ueberbürdete muß aber sofort zahlen und hat nicht das Recht, bis zur Entscheidung seiner Sache den Mehrbetrag der Ueberbürdung zu verweigern. Im April und Mai hat der arme Brehmer thatsächlich sich derangiren müssen, um Eurer Schätzung zu genügen; was half ihm die Aussicht, im Juni oder Juli in integrum restituirt zu werden? Bis dahin mußte er doch zahlen, das heißt im vorliegenden Falle: borgen oder darben!"

Der Beamte zuckte mit den Schultern: „Du wirst mich billiger Weise nicht für eine Einrichtung verantwortlich machen wollen, für die ich selbst nicht schwärme. Man thut nach bestem Wissen und Gewissen seine Pflicht; hier oder da werden immer Härten mit unterlaufen. Daß wir mit peinlichster Berücksichtigung aller uns nur irgendwie zur Kenntniß gelangenden Verhältnisse unsere schwere und undankbare Pflicht üben, schließt nicht aus, daß wir uns einmal vergreifen, daß aber andererseits noch häufiger der Staat auf die schmählichste und unverschämteste Weise von einer gewissen Sorte von Leuten verkürzt und angeführt wird."

Ich drückte dem aufrichtigen Manne die Hand.

„Deiner Ansicht pflichten sicher Millionen bei, und dennoch erhalten sich gewisse Einrichtungen durch ein merkwürdiges Beharrungsvermögen. Nimm mir die Störung nicht übel und vergiß, was Dir der Hauptmann geschrieben hat; er hat sicher nicht gegen die Person, sondern nur gegen die Sache eifern wollen."

Wir trennten uns, und ich begab mich um vieles ruhiger in das Sterbehaus zurück.

„Nicht wahr, es ist Gift gewesen?" empfing mich die harrende Aufwärterin auf dem Korridor.

„Dummes Zeug! es ist, wie ich richtig vermuthete, Salzsäure, und dieses Mittel hat unserm guten Hauptmann weder genützt noch geschadet; er hätte es nur früher anwenden sollen, um Vortheil davon zu haben."

Ich gab der Alten verschiedene Aufträge, um mich für einige Zeit vor ihrer beweglichen Zunge zu retten, und setzte mich, wie ich allein war, an den Schreibtisch meines heimgegangenen Kameraden. Im Schube, den ich öffnete, fand ich unter Anderem eine mit verschiedenen Zetteln angefüllte Schreibmappe, und auf dem ersten Zettel war von der Hand meines Freundes geschrieben, daß ich aus dem Inhalte der Mappe seinen letzten Willen erfahren würde. Diese liederliche Art einer schriftlichen Bestimmung entsprach keineswegs dem Ordnungssinne des Hauptmannes; sie verrieth, daß er sehr leidend gewesen sein mußte.

Eine Notiz vom 16. März lautete:

„Ein Unglück kommt nie allein. Der Ueberschätzung durch die Einkommen-Steuer-Kommission ist heute die entsprechende Ueberbürdung mit Kommunalsteuern nachgefolgt. Wir haben es sonst so gern, wenn wir überschätzt werden, nur im Punkte der Steuern vertragen wir eine niedrige Taxe besser. Ich meinestheils habe mich derart geärgert, daß ich beim Rasiren die Veränderung meiner Gesichtsfarbe mit Schrecken gewahr wurde. Ich weiß nicht, auf welche Weise ich im nächsten Monate das Mehr von 20 Mark Steuern aufbringen soll; ich müßte gerade mein Mittagbrot opfern und nur von Brot und Thee leben."

Notiz vom 5. April:

„Eine Existenz ohne Uhr ist für den Gebildeten doch unerträglich. Ich hätte übrigens auf dem städtischen Leihamte mehr erzielt; aber soll mir der Erstebeste in den Beutel gucken? Der hartgesottene Schuft von Pfandleiher wollte nur 20 Mark geben; ich willigte ein, um nur mein Steuerdeficit zu decken. Wenn ich die Uhr nicht ganz verlieren will, muß ich auf irgend eine Weise zu sparen anfangen; ich werde aus der Volksküche essen, dann erübrige ich 12 Mark in diesem Monat."

Der Pfandschein über die Uhr befand sich dicht bei diesem Zettel; ich steckte das Dokument zu mir, um die Uhr sobald als möglich den Krallen des Wucherers zu entreißen.

Ein Brief von fremder Hand war ebenfalls unter diese Aufzeichnungen gerathen. Er war vom 30. März datirt und fing also an:

„Mein lieber Neffe! Hiermit sende ich Dir die vierteljährige Zulage von 150 Mark und drücke Dir bei dieser Gelegenheit meine Theilnahme und meinen Schmerz aus; meine Theilnahme, daß Dir die Steuerbehörde so schwere Stunden bereitet hat, und meinen Schmerz, daß es mir ganz unmöglich ist, Deine Zulage auch nur um einen einzigen Thaler zu erhöhen. Ich bin ein hochbetagter Mann, der nichts mehr erwirbt und Dir nichts hinterlassen wird. Die kleine Leibrente, die ich beziehe, wünsche ich um Deinetwillen noch recht viele Jahre zu genießen, um Dir wenigstens die bescheidene Zulage weiter zahlen zu können; eine Erhöhung dieser letzeren würde meine Kräfte übersteigen; mit meinem Tode hört jede Zulage so wie so auf . . ."

Der in altmodischen Schriftzeichen verfaßte Brief enthielt noch einen geschäftlichen Auftrag, der mich nicht interessirte. Ich legte das Schriftstück zur Seite und griff nach einem anderen Zettel; es war die Miethsquittung vom 1. April über 292 Mark 50 Pfennige. Nach einer kurzen Rechnung wurde mir klar, daß Brehmer die Zulage des Onkels zur Deckung seiner Miethe mit benutzt haben mußte, denn nach seinem eigenen Geständnisse konnte er nur den dritten Theil seiner Pension, d. i. 187 Mark vierteljährig, für diesen Zweck verwenden.

Ein Ende April beschriebenes Blatt enthielt die Worte:

„Frage einen armen Teufel nach seinem Besitze und meistens wird er mehr angeben, als er hat. Der Reiche macht es gern umgekehrt, denn er fürchtet die Mißgunst oder die Bettelei der Armen. Diese anthropologische Thatsache genügt, um eine direkte Vermögenssteuer ein für alle Mal als verkehrt erscheinen zu lassen. Ich werde nun doch remonstriren, denn ich weiß nicht mehr, wie ich nächsten Monat meine Steuern aufbringen soll. Ich fühle mich sehr schwach und etwas Wein wäre mir gewiß von Nöthen; aber zum Schuldenmacher will ich nicht werden. Meine Aufwärterin, die gewöhnt ist, immer gegen Ende des Monats ein Kistchen Cigarren für mich zu holen, erinnerte mich heut daran und nahm glücklicher Weise meine Erklärung, daß ich gar nicht mehr rauchen würde, ohne Mißtrauen hin, da mein gelbes Angesicht diesen Entschluß genügend zu rechtfertigen scheint."

Ich legte das Blatt zu den anderen, bereits gelesenen und athmete erleichtert auf: die alte Frau war keine Diebin und die Ebbe in den Cigarrenkisten Brehmer's war erklärt.

Beim Durchblättern der nächsten Seiten der Schreibmappe fand ich verschiedene Briefanfänge, die der Hauptmann durchgestrichen aber auffälliger Weise nicht vernichtet hatte. Er hatte sie sämmtlich mit zitternder Hand und unverkennbar in heftiger Gemüthserregung geschrieben und dann, wohl in der dämmernden Erkenntniß, daß er in *solchem* Tone nicht mit einer Behörde correspondiren durfte, plötzlich abgebrochen und fortgelegt. Ein großer Briefbogen fiel mir besonders auf. Er enthielt die Ueberschrift:

„An den Vorsitzenden der Einschätzungs-Kommission für die klassificirte Einkommensteuer,"

und begann mit der wahrhaft tragikomischen Apostrophe:

„Der räuberische Ueberfall, der mir durch die Einschätzung vom März d. J. zu Theil geworden ist . . ."

Hätte der Autor dieser Negativprobe deutschen Briefstyles nicht nebenan als ein stiller Mann gelegen, ich glaube, ich würde herzlich gelacht haben; so aber stieg mir das feuchte Mitleid in die Augen, denn in welcher Verfassung mußte sich der arme Freund befunden haben, daß er sein peinlich abgemessenes, formensicheres Wesen auch nur einen Augenblick so gänzlich hatte einbüßen können! Wenn die Remonstration, die er wirklich zu Ende geschrieben und abgesandt hatte, auch nur im entferntesten mit diesem verunglückten Versuche einige Familienähnlichkeit

gehabt hatte, so begriff ich den Ausspruch des Kommissions-Präses, daß der Hauptmann von Brehmer ein merkwürdiger Herr sein müsse.

Eine neue Mittheilung vom 1. Mai fesselte mich:

„Heute habe ich endlich remonstrirt. Wie ich diesen Monat durchkommen werde, ahne ich nicht. Um meine Steuern berichtigen zu können, habe ich Nichts für Toilette zurückgelegt und meinen Thee- und Spiritus-Fonds auf die Hälfte ermäßigt. Nicht der Aerger über meine Ueberbürdung wirft mich um, wohl aber die Thatsache, daß ich diese Ueberbürdung bis zur Entscheidung meiner Beschwerde zu tragen und mich so lange zu derangiren habe. Billiger wäre es, der Remonstrirende zahlte bis zum Austrage seiner Beschwerde den früheren Steuersatz, denn wenn ein später wieder anzurechnender Vorschuß geleistet werden soll, so ist es angemessener, der Staat leistet ihn statt des durch eine Ueberbürdung ruinirten Privatmannes." Die Aufzeichnung vom 10. Mai war noch unleserlicher gerathen; ich entzifferte sie ungefähr folgendermaßen:

„Es geht bergab mit mir; der Schlaf verläßt mich und ab und zu spüre ich Beängstigungen und Ohnmachtsanwandlungen. Und dazu das Bewußtsein, durch den leichtfertigen Irrthum mir ganz fremder Menschen in diesen elenden Zustand gerathen zu sein! Wenn mir etwas Menschliches passirt, so magst Du, — (hier war mein Name eingeschaltet) — aus diesen kurzen Notizen ersehen, wie man mich behandelt hat. Diese direkte Vermögenssteuer ist eine ungeheure Fiction, eine Spiegelfechterei, um das Billigkeitsgefühl der großen Menge zu nasführen, denn gerade dieser allein wird durch solches Verfahren das Fell über die Ohren gezogen. Nur die indirekte Besteuerung entspricht der wahren Gerechtigkeit. Die Behauptung, daß indirekte Steuern den Armen wie den Reichen gleich belasten, ist eine Heuchelei, die das Urtheil der im Denken minder geübten Menge captiviren soll. Die von jeder direkten Steuer befreiten untersten Klassen, die dennoch das politische Wahlrecht üben und also „mitrathen" ohne „mitzuthaten", müssen in erster Linie auf der Beseitigung der direkten Steuern bestehen, um das drückende Gefühl abzuwälzen, daß ihr Wahlrecht nur ein unverdientes Geschenk sei, das sie der Großmuth der Steuerzahlenden verdanken. Nur die indirekte Steuer, der sich auch der Aermste, wenn ihn dazu einmal die Lust anwandelt, durch irgend welchen Luxuseinkauf unterziehen kann, giebt ihm das Bewußtsein, sein Wahlrecht zu verdienen. Will man die Einkommensteuer nicht beseitigen, so soll man auch das Wahlrecht der gänzlich Steuerfreien kassiren; dies ist ein Postulat des gesunden Menschenverstandes."

Immer nervöser wurde die Handschrift, immer leidenschaftlicher der Ton der Aufzeichnungen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich die Notiz vom 12. Mai las:

„Die Einkommensteuer ist im höchsten Grade gefährlich; sie wirkt demoralisirend und vergrößert das Heer der verkappten Umstürzler. Der niedere Beamte, der Gewerbetreibende ist bis zum letzten Heller eingeschätzt; der kleine Kaufmann, der Künstler, der Schriftsteller läßt sich vielleicht stillschweigend sogar die unbilligste Ueberschätzung gefallen, weil ihm falsches Ehrgefühl verbietet, den Sachverhalt richtig zu stellen, oder weil er eine Schädigung seines Kredites durch eine Be-

schwerde befürchtet. Sie alle aber sehen mit Neid auf den großen Capitalisten, dessen Gewinne im Börsenspiel sich jeder Controle entziehen und der auf Kosten der schwer belasteten Tausendthaler-Existenzen den Staat Jahr für Jahr um seinen schuldigen Steuerbeitrag verkürzt. Im Herzen aller dieser kleinen Leute, die nur mit Mühe den Schein des äußeren Anstandes wahren und von denen viele zur Kategorie der verschämten Armuth zählen, muß Unzufriedenheit und der Wunsch nach einer Aenderung der öffentlichen Zustände entstehen; wer da nicht prinzipientreu ist und ethische Widerstandskraft besitzt, kann leicht auf die schiefe Ebene des Sozialdemokraten und Anarchisten gerathen."

Kopfschüttelnd legte ich das Blatt aus der Hand, denn dieser Logik vermochte ich nicht zu folgen, wenn auch die Gedankencapriolen eines Verbitterten und aus dem Gleichgewichte Gerathenen meine volle Theilnahme hervorriefen.

Am 15. Mai hatte der Hauptmann verfügt:

„Sollte das Elend ein Ende nehmen, so soll meine geringe Hinterlassenschaft verkauft und aus dem Erlöse meine Beerdigung und ein einfacher Grabstein bezahlt werden. Was dann noch übrig bleibt, vermache ich dem früheren Sergeanten, jetzigen Postschaffner X. in Z., der mich, den schwer Verwundeten, einst aus dem Gefechte getragen hat. Meine Uhr soll nicht verkauft, sondern eingelöst und meiner Aufwärterin gegeben werden."

„Ich weiß in der That nicht, wie ich augenblicklich meine Lage bessern könnte. Mein Miethskontrakt läuft noch ein volles Jahr; erst dann könnte ich ein billigeres Quartier nehmen. So lange wird die Maschine nicht zusammenhalten. Ich falle um vor Schwäche und habe heut, am 15ten Tage des Monats keine Mark mehr zur Verfügung. Das Essen aus der Volksküche widersteht mir; ich berühre es kaum; meistens wird es von meiner Aufwärterin verzehrt."

Eine Notiz vom 20. Mai:

„Heute Nacht glaubte ich schon, daß es mit mir vorbei wäre; doch noch immer nicht hat mich der Tod gemocht. Welch ein qualvolles Dasein! Thee und Zwieback ist meine Nahrung. Der größte Theil unseres Ungemachs ist Folge menschlicher Thorheit. Auch ich bin nicht frei von Thorheit, aber was bedeutet das eigene Irren gegen den Irrthum einer Welt? Wie närrisch oder nichtswürdig sind die Menschen, die ein Steuerproblem zu einer politischen Parteifrage machen, das doch nur eine Frage des gesunden Menschenverstandes und der Billigkeit ist. Giebt es denn eine liberale und eine conservative Rechenkunst? Ich bin der Heuchelei in diesem großen Narrenhause überdrüssig."

Darunter war bemerkt:

„Eodem. Ich muß in meiner Remonstration wohl nicht ganz deutlich gewesen sein, denn heute erhielt ich von der Behörde eine Antwort, in der ich aufgefordert werde, mich über den noch fraglichen Punkt „in glaubhafter Weise" zu äußern. So weit sind wir mit diesem Modus also schon gekommen. Man fordert unbescholtene Leute auf, „glaubhafte" Nachweise zu führen; man setzt also voraus oder hat schon die Erfahrung gemacht, daß von anständigen Männern auch „unglaubhafte" Erklärungen abgegeben werden. Eine köstliche

Illustration zu unseren öffentlichen Sitten! Ich kann auf eine solche Aufforderung eigentlich gar nicht reagiren. Hol' die ganze Wirthschaft der Teufel! Meine Entlastung wird wohl bald definitiv von einer stärkeren Hand besorgt werden."

Der letzte Zettel, den ich in der Mappe fand, war mit Bleistift und in kurzen Absätzen beschrieben:

„Heute habe ich dich herbeigerufen; hoffentlich kommst du noch zu rechter Zeit.

Der hölzerne, geschnitzte grönländische Humpen auf dem Wandtischchen ist Dein! mag er Dir immer freundliche Erinnerungen an Deinen alten Kameraden hervorrufen!

Nimm Dich der Geschäfte für meine Beerdigung ein wenig an. Wie wäre es denn mit einer Grabstätten-Steuer? Eine Besteuerung von Erbbegräbnissen, Grüften, Monumenten wäre nicht so unrecht und sie belastete, wenn sie progressiv eingerichtet würde, auch den größeren Besitz mit entsprechend größeren Abgaben. Ich vermache diesen Gedanken meinen thörichten Mitbürgern.

Mir ist sehr unwohl . . . ich bin das beklagenswerthe Opfer einer Ueberschätzung, die mir Andere . . ."

Hier endeten Brehmers Aufzeichnungen.

Die Mittagssonne lachte zu den offenen Fenstern herein; der Frühling draußen hatte seine reizendste Toilette gemacht und schien Alles zu Glück und Freude auffordern zu wollen. Und hier hatte sich still und unbeachtet ein menschliches Drama abgespielt, dessen Exposition und Knotenschürzung auf knappen Zetteln entworfen war und dessen Peripetie sich nebenan vollzogen hatte.

Bewegt stand ich auf.

Mein armer Freund war gewiß ein Sonderling, in den Augen strengerer Richter vielleicht ein Narr gewesen; jede Größe, auch die Größe des Charakters und der Willenskraft, läuft Gefahr, in Narrheit umzuschlagen. Was er da für mich niedergeschrieben hatte, gereizt, verbittert, krankhaften und getrübten Sinnes, enthielt gewiß viel Schiefes, Halbwahres, Discussionsfähiges, und doch sprach aus diesem Quodlibet anfechtbarer Sentenzen eine Grundstimme, die eine packende Gewalt übte.

Ich besorgte sein Begräbniß und warf ihm nach dreien Tagen die üblichen drei Handvoll Erde in die Gruft nach. Auch das goldene Nürnberger Ei händigte ich der Aufwärterin ein, die mir unter reichlichen Thränen ihre immer noch nicht besiegten Zweifel wegen einer möglichen Vergiftung aufs Neue auseinandersetzte; sie war eine hartnäckige Natur und Belehrungen nur schwer zugänglich.

Der hölzerne, von einem Grönländer geschnitzte Humpen steht jetzt in meinem Arbeitszimmer und erinnert mich gelegentlich an das originelle Opfer einer verhängnißvollen Steuerüberbürdung.

Ungedruckte Briefe des Grafen Cavour,

überſetzt von

M. Bernardi.

Nachſtehende Briefe Cavour's verdankt der Ueberſetzer der Gefälligkeit des italieniſchen Abgeordneten Luigi Chiala, welcher im Begriff ſteht, eine ſorgfältig commentirte Sammlung ſämmtlicher Briefe des großen Staatmannes zu veröffentlichen. Die nachfolgenden Briefe gehören dem, in kurzer Zeit zur Publikation kommenden zweiten Bande an, und fallen in die Epoche des Krimkrieges und des Pariſer Congreſſes.

1.

Cavour als Miniſterpräſident an den Cav. Luigi Cibrario, Miniſter des Auswärtigen.

(Paris, den 29. November 1855.)

Mein lieber College!

Folgendes iſt in kurzen Worten die Darſtellung der Lage.

Der Kaiſer, und mehr noch ſeine Regierung, wollen den Frieden. Sie hoffen ihn durch die Mitwirkung Oeſterreichs zu erhalten, welches auch, wie ſie ſagen, unter vernünftigen Bedingungen dazu bereit iſt. England will in dieſem Moment den Frieden nicht, denn es betrachtet ihn als nachtheilig für ſein politiſches und militäriſches Preſtige.

Der Kaiſer, ein poſitiver Mann, beſchäftigt ſich nicht mit zwei Dingen zugleich und iſt augenblicklich ganz und gar für ſeine Friedensprojekte. Demnach iſt es vermuthen daß, falls der Friede durch Englands Starrſinn oder Oeſterreichs Unzuverläſſigkeit nicht zu Stande kommen ſollte, der Kaiſer alles aufbieten würde, um den Schauplatz des Krieges zu verlegen und ihm ein anderes, größeres, den gebrachten und noch bevorſtehenden Opfern an Menſchen und Geld angemeſſeneres Ziel zu ſtecken.

Somit halte ich es für gewiß, daß die Politik große Veränderungen erleiden wird, und daß wir in Kurzem einen auf die vier Propoſitionen baſirten Frieden oder einen continentalen Krieg haben werden.

Eine letzte Alternative hat ſich dem Geiſte des Kaiſers dargeſtellt. Dieſe wäre, daß man ſich Rußland gegenüber auf einen offenſiven Seekrieg und defenſiven Landkrieg beſchränkte. Das wäre gleichbedeutend mit Friedenspräliminarien.

Der König will dem Kaiſer, nach ſeiner Rückkehr nach Paris, das Großkreuz von Savoien geben. Sehen Sie, daß Sie deſſen Herſtellung beeilen können, damit es zur Zeit für die Ausführung dieſer Abſicht hier eintrifft.

Die friedlichen Ideen des Kaiſers verſetzen den König in einen ſehr ſchlechten Humor. Es thut mir ſehr leid, aber ich kann nichts dafür thun. Von London ſchreibe ich Ihnen; es ſcheint mir, Sie könnten daſſelbe von Turin aus thun.

2.

An Massimo d'Azeglio.*)

(Paris, den 8. December 1855.)

Lieber Massimo!

Gestern Abend sagte mir der Kaiser offen ins Gesicht (à brule pourpoint): „Schreiben Sie vertraulich an Walewski, was Sie glauben, daß ich für Piemont und Italien thun könnte.“ Ich möchte mit Dir diese Arbeit zusammenstellen oder noch besser, Dich bitten, sie allein zu machen, während Du hier in Paris faullenzest. Bei Deiner Rückkehr nach Turin werden wir sie zusammen examiniren und sie an Walewski schicken.

Mit dem Kaiser ist es das Beste, so concret wie möglich umzugehen und alle Hypothesen in Betracht zu ziehen, mit Ausnahme eines Krieges mit Oesterreich, der jetzt nicht in seine Ideen paßt. Die Abtretung der Fürstenthümer an Oesterreich gegen die Lombardei und die Herzogthümer, die Abgabe Letzterer an den Herzog von Modena sind Ideen, die er nicht schlecht aufnahm. Auch die Idee, die Romagna dem Papste zu entziehen, schien ihm einleuchtend, jedoch nicht so deutlich. Mit diesen Angaben kannst Du ein Thema behandeln, das früher oder später sehr nützlich für uns werden kann.

Adieu — siehe, daß Du bald gesund wirst, und komme zurück mit einem Plan, der unseren armen Stiefel zu neuem Leben verhilft.

Lebe wohl, schreibe nach Turin.

3.

An den General Alfons v. Lamarmora.

(Turin, den 20. Januar 1856.)

Mein lieber Freund!

Da Rußland die Bedingungen, welche die occidentalen Mächte ihm gestellt, angenommen hat, tritt die orientalische Frage in eine diplomatische Phase ein, und darum haben wir Dir telegraphirt, nicht nach Turin zu kommen, bis auf weitere Nachrichten. Deine Gegenwart ist in diesem Moment viel nothwendiger in Paris und London als in der Krim. Morgen schicken wir einen Courier an Villamarina**); ich will sehen, daß ich Dir ausführlicher darüber schreiben kann, obgleich eigentlich Du ebenso viel weißt, wie ich, und vielleicht mehr.

Dein Wort hat große Autorität in England. Suche Lord Palmerston von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß bei dem Frieden etwas für Italien gethan werden muß. Versichere ihn, daß wir ihm etwas Praktisches, etwas, sogar vom Gesichtspunkt der Wiener Verträge, Ausführbares vorschlagen werden.

Bleibe in London, so lange es nöthig ist, um mit allen politischen Männern zu sprechen, und benachrichtige mich telegraphisch von Deiner Rückkehr nach Paris. Der Augenblick ist wichtig. Ich bin niedergeschlagen, aber nicht entmuthigt.

Herzlich Dein

Cavour.

---

*) Massimo d'Azeglio, früherer Ministerpräsident, hatte mit Cavour den König Victor Emanuel nach Paris und London begleitet.

**) Minister Sardiniens in Paris.

4.

An den Grafen Walewski (Minister des Auswärtigen in Paris).

(Turin, den 21. Januar 1856.)

Herr Graf!

S. M. der Kaiser hat in seiner hohen und wohlwollenden Fürsorge für Italien die Güte gehabt, mich, als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn zu sehen, aufzufordern, ihm im Vertrauen meine Meinung darüber darzulegen, was er im Interesse dieses Landes thun könnte. Um diesen so ehrenvollen Beweis von Vertrauen zu erwidern, habe ich versucht, ein getreues Bild von den gegenwärtigen Zuständen Italiens zu entwerfen und die Mittel anzugeben, sein trauriges Loos zu verbessern, in allen Eventualitäten, welche die wichtige Frage, die sich gegenwärtig zwischen Orient und Occident abspielt, mit sich bringen könnte.

Da diese zu lange und noch nicht vollendete Arbeit — wie ich das selbst fühle — unternommen wurde, ehe die letzten Schritte Oesterreichs ein entschiedenes Resultat herbeigeführt hatten, so macht sich die Ungewißheit, welche in den politischen Regionen herrschte, auch in den Entschlüssen, zu denen sie führen sollte, fühlbar. Es konnte nicht anders sein; denn, wenn der Kaiser in seinen hochherzigen Gefühlen für Italien auch unwandelbar ist, so müssen doch seine Handlungen zu dessen Gunsten, sich ja nach den zwischen Frankreich und den anderen europäischen Großmächten, besonders Oesterreich, bestehenden Beziehungen modifiziren.

In dem Augenblicke da meine Arbeit sich ihrem Ende näherte, hat die telegraphische Nachricht, daß Rußland die von den occidentalen Mächten genehmigten Propositionen, wie die bevorstehenden Konferenzen für den Friedensabschluß auf Basis dieser Propositionen angenommen hat, jede Ungewißheit beseitigt und auf bestimmte genaue Weise den Gesichtspunkt festgestellt, von welchem aus die italienische Frage zu betrachten ist. Demnach würde ich meine lange Arbeit ändern oder umgestalten müssen, um zu praktischeren Abschlüssen zu kommen. Ich würde nicht zögern, das zu thun, wenn es sich um ein offizielles Aktenstück handelte. Da aber dieser ganz vertrauliche Aufsatz viel eher von dem Menschen, als vom Minister gefordert worden ist, ziehe ich vor, ihn so zu lassen, wie er war; denn, wenn ich alle die verschiedenen Phasen, welche die Politik durchmachen kann, ins Auge fassen wollte so müßte ich, scheint mir, eine vollkommnere und exaktere Idee von den Zuständen Italiens und von der permanenten Direktion, geben, welche Frankreich im gemeinsamen Interesse beider Länder der Politik aufdrücken möchte.

Indessen, da man in der Politik vor Allem jedes Schwanken vermeiden und so viel als möglich, den in einem gegebenen Moment zu befolgenden Lauf der Dinge festhalten muß, so wage ich zu hoffen, daß der Kaiser es mir nicht übel deuten wird, wenn ich im Voraus durch die Vermittlung Ew. Ex. ein präcise und gedrängte Uebersicht dessen vorlege, was, meiner Meinung nach, der Kaiser zu Gunsten Italiens thun könnte, wenn einmal die Präliminarien unterzeichnet und die Konferenzen eröffnet sein werden.

Solches erlaube ich mir zu thun, indem ich an Ew. Ex. dieses Schreiben

richte, mit der Bitte, es dem hohen Herrscher mit dem Vorbehalt vorzulegen, ihm später ein ausführlicheres Memorandum zukommen zu lassen.

Da Oesterreich einen so großen Antheil an den letzten Ereignissen gehabt hat und in Folge einer diplomatischen Fiction geglaubt wird, als ob es Europa einen überaus wichtigen Dienst geleistet hätte, so muß man auch der Ansicht sein daß man ihm, wenigstens für den Moment, kein territoriales Opfer in Italien abverlangen darf. Von dieser freilich für uns traurigen Basis aus, die ich aber als praktischer Mann annehmen muß, will ich die Vortheile bezeichnen, welche unser Land von der machtvollen und wohlwollenden Handlung des Kaisers erwarten kann.

Wenn man zunächst darauf Verzicht leistet, von Oesterreich eine Veränderung des Wiener Vertrags in Bezug auf die wirklichen Interessen Europas zu fordern, so scheint uns, könnte der hohe Einfluß des Kaisers es bewerkstelligen, daß gegen Piemont Gerechtigkeit geübt werde und daß Oesterreich gegen seine italienischen Unterthanen ein erträglicheres und weniger erdrückendes Regime annehme.

Nach den Bürgschaften, die Sardinien der Sache der Ordnung gegeben hatte indem es seine Soldaten auf das Schlachtfeld der Krim sandte, hat Oesterreich keinen Schatten eines Vorwandes, um die Prinzipien der Billigkeit zu verletzen um die formellen Verpflichtungen, welche 1851 durch den Vertrag zwischen den beiden Mächten eine neue Sanktion erhalten hatten, zu übertreten durch Sequestrirung des Besitzthums der Bürger, welche Sardinier geworden sind, nachdem sie von den Banden, die sie an ihr früheres Vaterland fesselten, befreit waren*).

Ebenso hat Oesterreich keinen Protest mehr, sich von der durch formelle Konventionen festgestellten Verbindung der Eisenbahnen beider Länder zurückzuziehen und durch allerlei polizeiliche Maßregeln die geschäftlichen und persönlichen Beziehungen der Sarden und Lombarden zu hemmen.

Die Aufhebung des Militärsystems, welches die Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreichs acht Jahre lang unterdrückt hält, wäre eine wirkliche Wohlthat, ohne daß Oesterreich, wenigstens gegenwärtig, dadurch irgend welcher Gefahr ausgesetzt wäre. Konzessionen, die ein Staat im Augenblicke, wo er einen vortheilhaften Friedensakt abschließt, zugesteht, würden nicht als Schwäche ausgelegt werden. Wenn die Italiener dadurch auch nicht an das Wiener Gouvernement attachirt würden, so könnte doch die Reizbarkeit der Gemüther sich etwas vermindern und die Zustände der Lombardei, während der Zeit des Friedens und Waffenstillstandes, die uns bevorsteht, etwas sicherer gemacht werden. Was der Kaiser vom österreichischen Kabinet durch freundschaftliche Vorstellungen erreichen könnte, das kann er dem König von Neapel abzwingen.

Jetzt, da die Befürchtung des Krieges ein strenges diplomatisches Verfahren nicht mehr gefährlich macht, kann er (Napoleon) von diesem Fürsten verlangen, daß er damit aufhört, das Königthum durch eine ebenso absurde, wie gewaltthätige Regierungsweise verhaßt zu machen. Wenn Frankreich ihn zwänge, die Kerker,

*) Oesterreich hatte 1853 das Eigenthum der nach Sardinien ausgewanderten Lombarden equestrirt.

in denen seit langer Zeit so bedeutende und unschuldige Menschen verschmachten, zu öffnen; wenn es ihn nöthigte, die Verwaltung des Landes den Händen verdorbener schlechter Polizeibeamten zu entziehen, so würde es ihm dadurch einen wahrhaften Dienst leisten, über welchen Oesterreich selbst sich nicht beklagen oder beunruhigen könnte. Es wäre eine eitle Täuschung, wollte man hoffen, daß das schöne Königreich Neapel unter einem Bourbonischen Scepter jemals die Wohlthaten einer guten Regierung genießen könnte. Aber wenigstens könnte der Kaiser die Leiden mildern, indem er den König Ferdinand zwänge, die Gesetze der Gerechtigkeit und Humanität etwas mehr zu respektiren.

Da die Zustände der österreichischen Provinzen in Italien, ebenso wie die des Königreichs Neapel, dem Wiener Vertrage entsprechen, an welchen die occidentalen Mächte, wenigstens England, jetzt nicht rühren wollen, so muß man allerdings einräumen, daß ein Einschreiten Frankreichs zu Gunsten Neapels, in den engen und unübersteiglichen Grenzen beschränkt bleiben müßte. Anders ist es aber in Bezug auf einen anderen wichtigen Theil Italiens; ich spreche von dem Kirchenstaate und besonders von den Provinzen zwischen den Apenninen, dem adriatischen Meere und dem Po.

Dem Namen nach stehen diese Provinzen noch unter der Herrschaft des Papstes; in der That aber gehören sie Oesterreich, und dies dem Buchstaben und dem Geiste des Wiener Vertrags völlig entgegen; denn in diesem wird das linke Po-Ufer als äußerste Grenze der territorialen Ausdehnung Oesterreichs festgestellt.

Die österreichische Herrschaft in den Legationen und in der Romagna, zuerst vorübergehend, ist permanent geworden, und nichts läßt voraussetzen, daß dieselbe über kurz oder lang aufhören werde, wenn Europa nicht entschieden einschreitet. Wenn sich nun ein Kongreß vereinigte, in dem die Frage nicht zur Sprache käme, so wäre dies unter den gegebenen Umständen eben so viel, als diese, für Italien so traurigen und für das occidentale Europa so gefährlichen Zustände offiziell sanktioniren. Dennoch betrachte ich es als eine Sache von höchstem Interesse für England und Frankreich, als eine glänzende, der Herrscher, welchen Europa eine Demüthigung Rußlands zu danken hat, würdige Aufgabe, wollten sie der österreichischen Okkupation jenes herrlichen Landes, Mittelitalien, ein Ende machen. Niemand wird diese Auffassung bestreiten; aber man wird mich fragen, wie sie auszuführen sei?

Ich bin zu aufrichtig, um dem Kaiser zu rathen, er solle Oesterreich dazu zwingen, seine Truppen aus jenem Lande zurückzuziehen, wenn die politische und administrative Lage desselben bleiben soll, wie sie ist. Es ist augenscheinlich, daß der Rückzug Oesterreichs beim Fortbestehen der Priesterregierung, die furchtbarste Zerrüttung und Anarchie nach sich ziehen würde. Aber weder wir, noch Frankreich, wollen Zerstörung und Anarchie, in keinem Lande, in Italien am wenigsten.

Die Besatzung der Legationen und der Romagna ist eine nothwendige Folge des Systems, dem diese Provinzen unterworfen sind; um Erstere zu enden, müßte dasselbe vom Grunde aus umgestoßen werden. Wenn man die geistige Bewegung in Europa ein wenig beobachtet, so findet man in dieser Wahrheit nichts Er-

stammendes. Das, was die modernen Völker am wenigsten vertragen, was sie am meisten hassen, das ist die Einmischung der Priester in Politik und Staatsverwaltung.

Dieses Gefühl ist in Frankreich eben so stark ausgeprägt, wie in Italien. Das Schicksal von Karl X. hat es wohl bewiesen. Ueberall zieht man das Bajonetsystem dem der Soutane vor.

Und man hat Recht, — denn das geistliche Regierungssystem, wenn man es aus der Nähe betrachtet, bietet alle Arten Unannehmlichkeiten dar, ohne irgend welchen Vortheil.

Man darf sich keine Illusionen machen: überläßt man die päpstliche Regierung ihren eigenen Kräften in Gebieten, die von den Ideen, welche Frankreich dort gesäet hat, durchdrungen sind, so heißt das so viel, als sie einer sofortigen und sichern Zerstörung preisgeben.

Oesterreich mag jene Provinzen mit seinen Truppen im Namen des Papstes regieren; aber sollte seine Okkupation auch ein Jahrhundert lang dauern, ich bürge dafür, nie wird es ihm gelingen, die Gemüther bis zu dem Punkte umzugestalten, daß ihnen die Herrschaft des Klerus annehmbar werde.

Nach Feststellung dieser Wahrheit — und Oesterreich selbst wird solche nicht ernstlich ableugnen können — ist man gezwungen, die Nothwendigkeit einer Reform der Zustände in den Legationen und der Romagna anzuerkennen. Das einzige wirksame und haltbare Mittel wäre, sie unter die Leitung eines weltlichen Fürsten zu stellen; und da man die Zerstückelung Italiensnicht wird vermehren wollen, müßte man sie entweder dem Herzog von Modena oder dem Großherzog von Toscana geben. Diese durchaus nicht antiösterreichische Kombination würde eine territoriale Umgestaltung veranlassen, bei welcher Piemont eine gerechte Ausgleichung für die geschehenen Opfer finden könnte.

Ohne ein großer Enthusiast für die toscanische und modenesische Regierung zu sein — für die letztere noch weniger — muß ich doch gestehen, daß sie der Regierung des Papstes vorzuziehen sind.

In Florenz und Modena wird man mehr oder weniger gut oder schlecht regiert; in Bologna und Ancona wird man gar nicht regiert. In diesen unglücklichen Ländern erleidet man alle Uebel der Fremdherrschaft, des Despotismus und der Willkür neben der Anarchie der Bevölkerung. Die Herrschaft eines weltlichen Fürsten, selbst aus dem Hause Oesterreich, anstatt der päpstlichen Regierung, würde freilich einer vollkommenen Emanzipation nicht gleich kommen; nichtsdestoweniger wäre sie für jene Lande, wie für ganz Italien, eine immense Wohlthat, für welche der Name des Kaisers diesseits der Alpen gesegnet werden würde.

Sollte diese Kombination, welche mir, sogar vom österreichischen Standpunkt aus, annehmbar scheint, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, so müßte man nach einer Lösung suchen, welche gestattete, das Ziel, das Frankreich sich stellen soll, wenigstens provisorisch zu erreichen, durch den Rückzug der österreichischen Truppen am linken Po-Ufer.

Diese Lösung würde in der absoluten Säkularisation der Regierung der

Legationen und der Romagna bestehen, unter der Oberherrschaft des Papstes. Zu diesem Zwecke müßte man in Bologna, Ravenna oder irgend einer andern Stadt am Adriatischen Meere ein administratives Centrum bilden und müßte diesen Provinzen eine Organisation geben, wie sie in den Donaufürstenthümern eingerichtet werden soll. Die Provinzen würden dabei fortfahren, dem Römischen Staate einverleibt zu bleiben, also unter dem heiligen Stuhle, zu stehen; sie würden zur Erhaltung des römischen Hofes bis zu angemessenen Grenzen finanzielle Beisteuern liefern müssen, aber in ihrem Administrationswesen müßten sie unabhängig sein. Wenn durch dieses Arrangement ihre Zukunft auch nicht definitiv gesichert würde, so wäre doch wenigstens eine Hülfe für die Gegenwart zugesichert.

Endgültig schließe ich damit, daß bei den obwaltenden Umständen der Kaiser, neben der nöthigen Schonung für Oesterreich, Italien, für das er schon so viel gethan hat, immense Dienste leisten kann:

1. Indem er Oesterreich dahin bringt, gegen Piemont gerecht zu sein, und die mit ihm eingegangenen Verpflichtungen einzuhalten;
2. indem er es zu einer Milderung bewegt in dem eisernen System, das auf der Lombardei und Venetien lastet;
3. indem er den König von Neapel zwingt, das civilisirte Europa fernerhin nicht mehr zu skandalisiren, durch seine, allen Prinzipien von Recht und Billigkeit entgegenstehende Regierungsweise;
4. endlich, indem er das Gleichgewicht in Italien, wie es im Wiener Vertrag etablirt war herstellt, durch den Rückzug der österreichischen Truppen aus den Legationen und der Romagna und durch die Regierung eines weltlichen Fürsten über diese Provinzen oder durch den Vortheil einer weltlichen und unabhängigen Administration.

Indem ich meine Bitte, dem Kaiser dieses Schreiben vorzulegen, wiederhole, wage ich zugleich Ew. Ex. um Nachsicht zu ersuchen für eine in Eile und unter den Eindrücken der neuesten russischen Nachrichten redigirten Arbeit. Welches auch das Urtheil sei, das der eminente Geist Sr. Majestät über meine Ansichten, die ich mir die Freiheit nehme, hiermit darzulegen, fällen wird, ich werde stets eine tiefe und unwandelbare Dankbarkeit hegen für den Beweis seines so ehrenhaften Vertrauens, welches mich von dem edelmüthigen Interesse überzeugt, das Sr. Majestät unserm armen Italien angedeihen läßt.

Genehmigen Ew. Ex. 2c.

5.

An den General La Marmora (Kommandant im Krimkriege, nach London).

(Turin, d. 11. Januar 1856.)

Mein lieber Freund!

Der Frieden ist beklagenswerth für uns! Ich bin betrübt darüber, aber da man es nicht ändern kann, muß man wenigstens suchen, so viel Nutzen, wie mög-

lich, aus dieser schlechten Situation zu ziehen, in welche uns die schlaue Frau Gevatterin Oesterreich (la rusée commère de l'Autriche) gebracht hat.

In England, wo der Krieg populär war, brauchen wir unsere Verstimmung nicht zu verbergen und können unsere Meinung über Oesterreich rücksichtslos laut werden lassen; in Frankreich muß man vorsichtiger sein, um den Kaiser nicht zu verletzen, welcher diesen Frieden wie einen Triumph seiner Politik betrachtet.

Da die Conferenzen von einem Tage zum andern eröffnet werden können, hielt ich es für eilig, die Fragen zusammen zu stellen, welche ihm vorzulegen der Kaiser mich aufgefordert hat. Azeglio (Massimo) hat sein Memorandum beendet. Es ist eine vortreffliche, aber unmäßig lange Arbeit, die außerdem den Nachtheil hat, daß sie nicht zu einer deutlichen bestimmten Schlußfolgerung gelangt. Wenn ich sie gleich so an Walewsky geschickt hätte, würde er sie vielleicht gar nicht gelesen oder keiner Aufmerksamkeit gewürdigt haben. Dem zu Folge hielt ich es für besser, meine Ideen in einem Briefe von nur einigen Seiten zusammen zu fassen, den ich an Walewsky geschickt habe, mit der Bitte, ihn dem Kaiser vorzulegen. Du wirst sehen, daß unsere Forderungen bescheiden sind. Aber der Stellung gegenüber, welche Oesterreich einnimmt, muß man sich, besonders in Frankreich, sehr mäßig und interessirt zeigen. Wenn wir nun dahin gelangen, daß unsere Verbündeten die Nothwendigkeit anerkennen, Oesterreich müsse seine Truppen aus der Romagna zurückziehen, so haben wir schon einen großen Schritt gethan. Denn dadurch wird im Prinzip die Zerstörung der weltlichen Macht des Papstes angenommen.

Nach Allem, was ich während meines Aufenthalts in England habe sehen können, scheint diese Idee dem englischen Ministerium, und besonders Lord Palmerston, garnicht unangenehm zu sein. Er hat mir davon gesprochen, die Legationen an Toskana zu geben. Damals hatte ich den Vorschlag zurückgewiesen, und würde das, wenn der Krieg noch fortdauerte, auch heute noch thun; jetzt aber muß man ihn wie einen Rettungsanker ergreifen. Wenn man die Kirchenstaaten zwischen Toskana und Modena theilte, so müßte man uns nothgedrungener Weise eine Ausgleichung geben. Ich für mein Theil wäre mit dem Herzogthum von Piacenza und Massa-Carrara zufrieden. Du kannst dreist mit diesem Vorschlag hervorkommen, der übrigens aus Deinem Munde viel besser klingen würde, als aus dem eines Diplomaten von Profession. In England kannst Du sagen, daß, wenn man absolut nichts für Sardinien thut, die konstitutionelle Partei in Italien verloren ist, daß es so aussehen wird, als hätte sie sich von dem Londoner Kabinet täuschen lassen, und daß sie genöthigt sein wird, ihren Platz zunächst den Reaktionären und später den Revolutionären einzuräumen.

Es wäre wünschenswerth, daß Du Deinen Aufenthalt ausdehnen möchtest bis die Frage festgestellt ist. Wenn der Frieden sich macht, ist Deine Gegenwart in der Krim weniger nützlich, während sie es in Paris, wo Villamarina völlig unfähig ist, große politische Fragen zu behandeln, in hohem Grade sein kann.

Einen Augenblick hatte ich daran gedacht, Dich zu bitten, Du möchtest uns bei den Conferenzen vertreten; aber es ist nun schon mit Azeglio abgemacht

worden; außerdem kannst Du Dich auch, ehe Du den Säbel nicht wieder in die Scheide gesteckt hast, nicht gut mit dem Olivenzweig in der Hand präsentiren. Wenn aber der Friede einmal geschlossen ist, so wirst Du Dich wohl auch resigniren müssen und ein Bischen den Diplomaten machen. Die Nachricht von der Acceptation Rußlands hat eine allgemeine Verstimmung hervorgerufen. Alle Nuancen in der freisinnigen Partei sind peinlich davon berührt worden, und selbst die Codini (Reaktionäre, Zopfträger) haben sich nicht darüber gefreut. Der König war eine Weile in schlechtem Humor, dann hat er sich gefaßt. Unsere ausgewanderten Freunde, Torelli und Oldofredi besonders, sind trostlos. Die Aufhebung des Sequesters wird sie auch nicht trösten.

Lebe wohl, schreibe bald.

6.

An denselben (nach Paris).

(Turin, 23. Januar 1856.)

Lieber Freund!

Der Brief, den ich Dir nach London schrieb, wird Dir die Gründe klar gemacht haben, um deretwillen wir wünschten, daß Du Deinen Aufenthalt in Paris verlängertest. So lange der Waffenstillstand nicht unterzeichnet ist, so lange die Frage noch zweifelhaft bleibt, kann Deine Gegenwart in einer Stadt, wo das Land durch Villamarina nur unvollkommen vertreten ist, sehr nützlich sein. Du kannst dort gewisse Wahrheiten verlauten lassen und gewisse Vorschläge hervorheben, die im Munde unseres Ministers vielleicht nicht recht am Platze wären, und somit nicht erhört werden möchten. Uebrigens bist Du selbst der beste Richter über die Wichtigkeit, die Deine Gegenwart dort haben kann, und da wir Alle ein absolutes Vertrauen hegen in Dein Urtheil, so bist Du Herr, zu thun, was Du für nützlich halten wirst. Nur, wenn Du einen entscheidenden Entschluß faßt, bitten wir Dich, ihn uns mitzutheilen, ehe Du ihn ausführst.

Aber ehe Du Paris verläßt, bitte ich Dich, Erstens: das Memorandum, das Azeglio für den Kaiser geschrieben hat, durchzulesen. Avese, dem ich es mitgetheilt, fürchtet, es möchte einen schlechten Eindruck machen. Es ist unstreitig zu lang, zu weitschweifig, und vor allem nicht abschlüssig genug. Man kann fast bestimmt voraussehen, daß es nicht gelesen werden wird, nur riskirt man nichts weiter dabei, als daß man dem Autor vorwerfen wird, nicht sehr praktisch zu sein. Zweitens: sage uns, ob Du es für convenabel hältst, daß Azeglio der uns bei den Conferenzen vertreten soll, inzwischen nach Paris und London geht? Drittens: Siehe zu, daß Du den Kaiser noch sehen kannst, und bringe ihn auf die italienische Frage zu sprechen. Ohne merken zu lassen, daß Du meinen Brief an Walewsky, den Du lesen mußt, kennst, sondire den Kaiser über die Punkte, die ich darin bespreche.

In London wirst Du Dir wohl über die Stimmung der englischen Regierung ein Urtheil haben bilden können. Sie leidet jetzt an den Folgen seiner schwankenden Politik und seines Eigensinns, womit sie den Krieg in den engen

Rahmen des Wiener Vertrags hatte einzwängen wollen. Es wird gewiß mit Frankreich sehr unzufrieden sein; das macht unsere Lage sehr delikat und schwierig, denn wir brauchen das Wohlwollen des Kaisers. Ich zweifle nicht daran, daß Du davon ebenso überzeugt bist, wie ich. Wir dürfen und können unser Bedauern über den schnellen Friedensabschluß nicht verbergen, aber wir müssen ängstlich Alles vermeiden, was als eine direkte oder indirekte Censur seines Verhaltens ausgelegt werden könnte.

In Turin nichts Neues. Es wird viel getanzt. Gestern Abend sah ich bei Gramont Deine Frau, der ich sagte, daß Du erst im Laufe der nächsten Woche zurückkehren wirst.

Die Collegen grüßen Dich. Adieu!

7.

An den Marquis di Villamarina (nach Paris).

(Turin, 8. Februar 1856.)

Den Schwierigkeiten gegenüber, in welche die Ablehnung Massimo Azeglio's uns versetzt hat, habe ich trotz meiner zahllosen Geschäfte, die meine Gegenwart in Turin nöthig machen, trotz meines Widerwillens den Diplomaten zu machen, nicht gezögert, dem Könige anzuzeigen, daß ich bereit bin, zum Congreß zu gehen, und habe ihn gebeten, mir Sie bei dieser undankbaren Mission an die Seite zu stellen.

Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Mission der letzte Akt meines politischen Lebens sein wird. . . .

Es freut mich, meine Carriere neben Ihnen zu beenden, überzeugt davon, daß Sie mir in diesem letzten Moment mit derselben Theilnahme beistehen werden, von der Sie mir schon so viele Beweise gegeben haben.

Vor meiner Abreise schreibe ich Ihnen noch. Seien Sie so gütig, mir den Empfang dieses Briefes anzuzeigen und mir zugleich alles zu senden, was auf der Post gelesen werden kann.

Alte und neue Kolonisationen.

Von

Karl Theodor von Inama-Sternegg.

Die zahlreichen und lebhaft geführten Erörterungen über das Problem einer überseeischen Kolonisation haben, wie es scheint, den Gedanken ganz verdrängt, daß eine überschüssige Bevölkerung europäischer Kulturländer am Ende doch auch noch jetzt in Europa selbst den Boden für fruchtbare kolonisatorische Einwanderung finden könnte. Besonders der Osten von Europa, der, was er ist, der deutschen Kolonisation verdankt, hat seine Eignung als Kolonisationsland noch nicht verloren; die politische Zukunft der Balkanländer scheint ganz wesentlich von

einer gedeihlichen Entwickelung des Kolonisationsgedankens abhängig zu sein; und auch in dem großen östlichen Nachbarreiche hat die deutsche Kolonisation noch immer, ja vielleicht jetzt mehr als früher, eine verheißungsvolle Zukunft. Was eine solche Kolonisation sein kann, ersehen wir am besten aus dem, was sie während der Jahrhunderte war, in denen sich fast ununterbrochen der Strom deutscher Auswanderer nach Osten gerichtet hatte: der Sieg europäischer Kultur über die an der Ostgrenze lagernde Barbarei, das Zurückdrängen der Grenzen Asiens zu einer Gebietserweiterung für jene Kulturgemeinschaft die wir geographisch als Europa bezeichnen.

So wird es denn auch keiner besonderen Rechtfertigung mehr bedürfen, wenn wieder einmal zu Gunsten dieser europäischen Kolonisation das Wort ergriffen wird, mindestens um das Verständniß der ganzen historischen Erscheinung zu pflegen, die uns in so großartigen Zügen als Kultur der Ostmarken entgegentritt.

Mag auch immer die Kolonisation beider Indien, Amerikas und Australiens den Komplex jene Ereignisse bezeichnen, durch welche die Idee der Uebertragung hoher Kultur in kulturarme Gebiete am großartigsten in Erscheinung trat, so ist doch anderseits die Kolonisation der Ostmarken des alten deutschen Reichs nicht minder bedeutend, und, in ihrer Gesammtheit als eine große historische That aufgefaßt, jedenfalls von welthistorischer Bedeutung gewesen. Und überdieß gestattet uns die Betrachtung dieser europäischen Kolonisation in ganz anders erfolgreicher Weise die lehrreiche Anwendung der historischen Parallele; aus einer solchen aber wird allein ein volles Verständniß zu gewinnen sein für die große kolonisatorische Aufgabe, welche das Schicksal nun einmal, wie es scheint, unabweislich in die Hände des deutschen Volkes gelegt hat. Denn Veranlassung und Ziele und alle Bedingungen des Gedeihens sind doch für die überseeischen Kolonien so ganz anders gelagert als die Frage, ob und wie wir uns der Kolonisation als eines Mittels bedienen können, um der weltgeschichtlichen Entwickelung unserer Staatsidee gerecht zu werden. Die beiden großen Kontinentalmächte von Europa, welche von deutscher Bevölkerung geschaffen und von deutscher Kultur getragen sind, werden auch in absehbarer Zeit nicht berufen sein, jenseits der Meere neue Stützen ihres Bestandes zu errichten, neue Quellen ihres Wohlstandes zu erschließen. Wenn überhaupt die Frage der Kolonisation für die Entwickelung dieser beiden Staatswesen eine aktuelle Bedeutung hat, so ist sie innerhalb der Grenzen von Europa und insbesondere innerhalb ihrer gegenwärtigen oder zu erstrebenden Machtsphäre einer Lösung entgegenzuführen. Und gerade hierfür bietet die Kolonisationsgeschichte von Osteuropa eine Reihe der lehrreichsten Parallelen und verwandten Erscheinungen; denn gleichartig waren immer die Veranlassungen wie die Ziele, und verwandt die Mittel des Gedeihens. Derselbe Grundzug im Wesen dieser beiden Mächte, der ihre ganze Entwickelung so gleichartig gestaltet hat, kommt auch in ihrer Kolonisationsgeschichte zum unverkennbaren Ausdrucke; es ist daraus gute Hoffnung zu schöpfen, daß sie auch in weiterer Verfolgung ihre spezifischen kolonisatorischen Aufgaben nicht nur nicht in Gegensatz zu einander gerathen, sondern vielmehr sich wechselseitig fördern und ergänzen werden.

Die Deutschen stehen in Wien wie in Berlin auf ausgeprägtem Kolonisationsboden. Das Gebiet der deutschen Ostmark, nach dem Abzug der Römer Jahrhunderte lang ein weiter Tummelplatz der Völkerwanderung, dann eine Beute der Avaren, hat eine erste Zeit kolonisatorischer Besiedelung schon unter dem kraftvollen Szepter Karls d. Gr. und seiner Nachfolger aus dem Karoling'schen Hause gehabt. Aus einem dünn bevölkerten Wald- und Sumpflande war es in dem Jahrhundert seit der Besiegung der Avaren in ein fruchtbares Gebiet verwandelt, auf dem der baiuvarische Volksstamm sich schon heimisch zu fühlen begann. Und doch läßt sich die fernere Entwickelung dieses Landes kaum schon auf diese Wurzeln zurückführen; denn auf's Neue verfiel es im 9. und 10. Jahrhunderte den geschworenen Feinden deutscher Kultur und Gesittung; die deutschen Pflanzungen in Pannonien und der Ostmark bis an die Enns wurden vernichtet oder verkümmerten unter den unsäglichen Leiden fortwährender Kriegs- und Beutezüge der Ungarn. Durch eine neue Kolonisation mußten im 10. und 11. Jahrhundert diese Gebiete der deutscher Kultur wieder gewonnen werden.

Und in der That setzte diese unmittelbar nach der Schlacht am Lechfelde (955) mit großer Energie ein und drang unaufhaltsam vorwärts, indem sie zugleich jene zerstreuten deutschen Ansiedlungen in ihr Bereich zog, welche sich aus der älteren Kolonisationsperiode erhalten hatten oder im Laufe des 10. Jahrhunderts in Zeiten leidlichen Friedens neu entstanden waren.

Die Könige, welche offenbar an der Kultivirung der Ostmark wie der benachbarten kärnthnischen Mark ein großes Interesse wegen der dadurch bedingten Stärkung der königlichen Gewalt hatten, überließen mit freigebiger Hand von dem eroberten Lande an die Bisthümer und Klöster, welche sich dasselbe zugleich als Missionsgebiet und erwünschte Vermehrung ihres weltlichen Besitzes anzueignen unabläßig bestrebt waren.

Außerdem aber waren es die Markgrafen, Grafen und andere Mächtige, welche in jenem weiten Gebiete ihre Grundherrschaft auszudehnen und damit ihren politischen Einfluß zu stützen bestrebt waren, denen gleichfalls vom Könige reichliche Gebiete zur Bebauung zugewiesen wurden.

Und hier vollzog sich nun der Prozeß der deutschen Kolonisation in Formen, die unser besonderes Interesse nicht nur um ihrer selbst willen in Anspruch nehmen, sondern auch — und fast mehr noch — weil diese Formen für die Kolonisationen des Mittelalters überhaupt typisch geworden sind. Sie finden sich — Verschiedenheiten im Einzelnen natürlich ausgenommen, wie sie Orts- und Zeitumstände mit sich brachten — ebenso im Innern Deutschlands angewendet, wo weite Waldgebiete noch immer zu kolonisatorischer Wanderung aufforderten, wie an den Küsten der Nord- und Ostsee; ebenso da, wo die Niederländer in Moor und Geest den Kampf um die Kultur mit den stagnirenden Gewässern und mit der Dürre des Bodens aufnahmen, wie in den reichen Waldgebieten Böhmens, Mährens, Schlesiens, bis tief nach Ungarn und Siebenbürgen hinein, wohin eine kluge Kolonialpolitik der Fürsten die allzeit rührigen Deutschen vom 12.—14. Jahrhundert berufen hatte.

Die Art und Weise allerdings, auf welche Ansiedler für diese Gebiete ge-

wonnen wurden, ist sehr mannichfaltig; für die Kolonisation der Ostmark wenigstens und der karanthanischen Mark ist von systematisch ausgebildeten Mitteln, die immer in der gleichen Weise angewendet worden wären, keine Rede. Wie schon in der ältesten Periode des Ausbaues im deutschen Gebiete des Frankenreichs, ist auch jetzt noch die Rodung des kleinen freien Mannes, der im Heerbanne in's Land gezogen kam, eine keineswegs seltene Erscheinung. Aber ungleich wichtiger doch ist die systematische Ausbreitung der großen Grundherrschaften im neu gewonnenen Marklande; ihre Träger waren ja zugleich die bei den Landzutheilungen durch die Könige am meisten begünstigten Großen der Politik, die Bischöfe und Aebte, die Markgrafen und Grafen des Reichs. Das Koloniasationsgebiet war für sie wie ein anderer Zuwachs an unbebautem Boden, auf den sie ihre Kolonen und Leibeigenen nach Bedarf versetzten, um Eigenbau zu treiben oder den sie zur precarischen oder lehnsweisen Verleihung an Schutzbefohlene und Vasallen verwendeten. Und bekanntlich hat gerade die Zeit des 10. und 11. Jahrhunderts die große Grundherrschaft als herrschende Sozial-Organisationsform zur vollen Ausbildung gebracht, so daß auch die letzten Reste der noch nicht grundhörigen Bevölkerung sich wohl oder übel in den Dienst ihrer Interessen gezwungen sahen.

Zu diesen einfachen Formen, in denen sich ein Zuzug von Kolonisten in die Ostmark vollzog, trat nun aber schon frühzeitig, wenigstens im 11. Jahrhundert, eine ungleich komplizirtere, aber auch ungleich erfolgreichere, die Kolonisation durch eigene Kolonistenverträge mit Organisatoren einer kolonisatorischen Einwanderung. Wir haben es hier mit einer Erscheinung zu thun, die in ganz ähnlicher Weise in derselben Zeit auch im inneren Deutschland auftritt; und gerade aus dieser Verwandtschaft gewinnen wir einen tiefen Einblick in die Zeit dieser großartigen wirthschaftlichen Bewegung.

Je mehr sich nämlich die Grundherrschaften in ihrem großen Besitz und in ihren reichen Einkünften konsolidirten, um so mehr schwand ihnen auch mit der Fähigkeit die Lust, diese großen Gutskomplexe selbst zu bewirthschaften oder auch nur eine umfassende Aufsicht über die Wirthschafsführung ihrer Kolonen und Zinsleute durchzuführen. Immer mehr gewannen die Meier und sonstigen Ministerialen Bedeutung für die Gutsverwaltung; es stieg damit ihre ökonomische Stellung und ihr Interesse an dem Ausbau des grundherrlichen Gebiets. Und so wurden sie denn auch für die kolonisatorische Entwickelung der Grundherrschaften berufen, eine hervorragende Stelle zu spielen. Die geistlichen und weltlichen Grundherren, welche den Zuwachs an menschenarmen Gebieten in den Marken als eine wesentliche Bedindung für die Stärkung ihrer ökonomischen und politischen Macht ansahen, gaben zwar den ersten Anstoß zu kolonisatorischer Einwanderung in diese Gebiete, indem sie ihren Meiern oder Ministerialen den Auftrag zur Werbung ertheilten und das Kolonisirungsgebiet zur Verfügung stellten; die weitere Ausführung aber, die eigentliche Organisation der Kolonisirung blieb eben diesen wichtigen Organen der grundherrschaftlichen Mächte überlassen. Es war ein weites Feld gewinn- und machtbringender Thätigkeit, welches sich damit unternehmenden Gutsverwaltern oder Dienstmannen der großen Herren eröffnete. Von

nah und fern zogen sie alsbald die Kolonisten herbei, vertheilten das Kolonisationsgebiet, leiteten den Dorfbau und die innere Einrichtung der Flurverfassung, legten die dem Grundherrn zu leistenden Abgaben auf die einzelnen Bauernstellen um und sorgten für deren richtige Ableistung, wie sie überhaupt für Recht und Ordnung des neuen Gemeinwesens der Kolonistenansiedelungen einzustehen hatten.

Dafür waren ihnen aber auch im Villikationsvertrage besondere Vortheile und Nutzungen, Freihufen, Gewerbsgerechtsame ꝛc. eingeräumt, ja sie wurden wohl auch für Lebenszeit oder selbst erblich zu Vorstehern dieser Gemeinden bestellt.

Der Kolonie selbst aber wurden in der Regel gleichzeitig mit dem Villikationsvertrage die Rechte und Verpflichtungen fixirt, welche gegenüber dem Grundherrn und dem Villikus bestehen sollten.

Unter den Rechten spielt immer die hervorragendste Rolle die Erblichkeit der ihnen zur Nutzung verliehenen Güter; daneben ist aber gleichfalls regelmäßig ein großes Maß von Selbständigkeit in der Verwaltung der inneren Gemeindeangelegenheiten, die Freiheit von der Vogteigewalt, Selbstgerichtsbarkeit unter dem Villikus für die kleinen Rechtshändel und Frevel, oft auch das Recht der freien Wahl des Vorstehers eingeräumt, letzteres selbstverständlich nur dann, wenn die Kolonie nicht von einem privilegirten Unternehmer, sondern von Kolonistengesellschaften ausgegangen war, welche sich selbst organisirt hatten.

Gegenüber diesen weitgehenden Rechten, welche den Kolonisten-Dörfern eingeräumt wurden, waren die Verpflichtungen gegen die Grundherrn sehr gering; sie bestanden regelmäßig nur in Ableistung eines gewissen Erbzinses, wobei außerdem nicht selten eine bestimmte Anzahl von Freijahren für den Anfang gewährt wurden. Außerdem wurde der Novalzehnt für die Kirche allgemein oder mit spezieller Widmung für Armen- und Krankenpflege verlangt aber auch bisweilen nachgesehen; und daneben galt regelmäßig die Abgabe bei Verehelichung und beim Todesfall der Kolonisten.

Dagegen sind die Kolonisten selten nur mit persönlichen Dienstleistungen beschwert und zur Tragung an den öffentlichen Lasten der Grundherren mit herangezogen worden.

Das zur Kolonisirung vergebene Land ist in den Ostmarken ebenso wie bei der Waldkolonisation im inneren Deutschland in sogenannte Königshufen ausgeschlagen. Die Kolonisten werden auch hier durchwegs in geschlossenen Dörfern angesiedelt, welche regelmäßig nach dem ökonomischen Gesichtspunkte des Hofsystems angelegt sind; keine Gemengelage der Felder, keine Parzellenwirthschaft, sondern wohlarrondirte geschlossene Güter sind es, welche an die Kolonisten vergeben werden; an langen Straßen liegen die Gebäude oder die dafür bestimmten Bauplätze und hinter denselben dehnt sich Ackerland, Wiese und Wald eines jeden Hofes in langen Stücken, bis sie von dem gemeinen Wald oder den Bergen oder der Heerstraße begrenzt werden.

Dieses Hufensystem war gegenüber dem im inneren Deutschland weit verbreiteten Dorfsystem mit verloosten, im Gemenge liegenden Parzellen und seinem feldgemeinschaftlichen Zwange an sich schon ein großer Vortheil, der einen streb-

samen Wirth in die Reihen der Kolonisten zu locken vermochte; im Zusammenhalte mit den übrigen Zügen dieser Kolonialverfassung stellen diese Kolonistendörfer die vollkommenste Form autonomer markgenossenschaftlicher Gemeinden dar, welche überhaupt in jener Zeit vorkommt. Sie haben in der That den Geist eines freien selbstbewußten Bauernvolkes erzeugt, und sind damit für die Entwickelung freier autonomer Dorfmarkgenossenschaften auch auf altem Kulturboden der deutschen Völkerschaften so maßgebend geworden, daß ihre Verfassung schon im 13. Jahrhundert ganz allgemein als deutsche Sitte, ihr Recht als jus teutonicum bezeichnet und sowohl den französischen als den slavischen Einrichtungen der Gemeinden entgegengesetzt worden ist.

War es in Oberdeutschland und in den Ostmarken vornehmlich der Waldboden, an dem sich der kolonisatorische Eifer der Zeit versuchte, so knüpften in Niederdeutschland zur selben Zeit große kolonisatorische Unternehmungen ganz besonders an das Marschland und die Bruchgegenden der Meeresniederungen an. Noch weniger als im Osten war hier von einem Einflusse der Reichsregierung zu bemerken, um so wichtiger ist dagegen hier die Rolle geworden, welche die Territorialherren übernahmen. Eine thatkräftige und scharfblickende Initiative hat hier die Kolonisation zu einem der mächtigsten Faktoren für die Ausbreitung des Reiches nach Osten zu verwerthen verstanden. Die Anfänge dieser Kolonisationen führen an den Beginn des 12. Jahrhunderts zurück. Der Erzbischof Friedrich von Bremen nimmt als der erste im Jahre 1106 eine Schaar Holländer in sein Gebiet auf, welche durch 5 Vertrauensmänner und ihren Priester sich als Kolonisten gemeldet hatten.

Die nächste Veranlassung zu diesem ersten Versuche einer kolonisatorischen Einwanderung der Holländer, die in der Folge so zahlreiche und folgenschwere Nachahmung fand, scheint in den Zuständen Hollands gesucht werden zu müssen. Wenigstens erscheint der Erzbischof in keiner Weise als Veranlasser dieser Unternehmung. Und die Zustände am Niederrhein, woher diese Kolonisten stammten, waren auch am Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts im ärgsten Verfall; eine ungezählte Kette von Uebeln verfolgte die dortige, für die damaligen Verhältnisse überzahlreiche Bevölkerung, wie aus den übereinstimmenden Berichten aller Chronisten hervorgeht. Der Gedanke einer massenhaften Auswanderung lag unter solchen Verhältnissen nahe genug. Immerhin waren aber auch die Zustände von Niederdeutschland darnach geartet, um den Gedanken an eine kolonisatorische Einwanderung zu erwecken. Ganz Niedersachsen war schon durch Karls d. Gr. Kriege, dann durch die Slaveneinfälle, die Dänen- und Normannenzüge entvölkert und verwüstet. Die Kreuzzüge thaten ein Uebriges, um auch in diesen Gegenden entvölkernd zu wirken, wie denn insbesondere das Gebiet von Bremen durch den 1. Kreuzzug viele seiner Bewohner verloren hatte. Und überdieß mögen sie die Wanderlust und den Gedanken, in fernen Gegenden sich neues Glück zu bereiten, geweckt und dadurch auch besonders zur leichten Gewinnung von Ansiedlern beigetragen haben.

In der That traf auch bei diesen Anhängern der niederländischen Kolonien

alsbald beides zusammen: das Interesse des Auswanderungs- und des Einwanderungslandes einerseits und eine unmittelbare Bethätigung kolonisatorischer Bestrebungen von Seite der Auswanderungslustigen wie von Seite der kolonisationslustigen Grundherren. Sind es bei den ersten Versuchen der niederländischen Kolonien unternehmende Auswanderer gewesen, welche den Anstoß gaben, so beginnen nun auch die Grundherren ähnliche Unternehmungen in größerem Stile und mit der bestimmten Absicht, den Anbau des Landes durch Herbeiziehung fremder Kolonisten zu fördern. Und sind es unter diesen zuerst geistliche und weltliche Große, welche sich überwiegend von den Rücksichten auf vermehrte Zehenteinkünfte und eine allgemeine Steigerung ihrer Bodenrente leiten ließen, so traten an ihre Stelle bald auch die Landesherren, welche von höheren Gesichtspunkten aus zu der gleichen Aufgabe geführt wurden.

Wir brauchen bloß Albrecht den Bären und Heinrich den Löwen zu nennen, die beiden bedeutendsten unter den großen Kolonisatoren des nordöstlichen Deutschlands. In hartem Kampfe hatten sie den Slaven ein weites Gebiet abgerungen; in verlassenem und verwüstetem Zustand hatten sie es übernommen. Als eine wahre Bereicherung ihrer Landesherrschaft konnte dieß Gebiet doch erst gelten, wenn es wieder eine stattliche Bevölkerung trug, die ausgerüstet mit Thatkraft und erfüllt von Anhänglichkeit an ihre Landesherren eine feste Stütze der neuen Herrschergewalt werden konnte, und wenn es, baulich gemacht, ein eigenes volkswirthschaftliches Leben entwickelte.

Die Erfolge, welche mit dieser niederländischen Kolonisation schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erzielt wurden, waren so großartig, so überzeugend, daß von nun an die Kolonisation unaufhaltsam und in ungeahnter Ausdehnung nach Osten fortschritt. Ja es sind schon nicht mehr die deutschen Grund- und Landesherren in den vorgeschobenen Marken des deutschen Reiches allein, welche in der Herbeiziehung deutschen Volksthums gegen slavische Nachbarschaft ein festes Bollwerk errichten wollen; es sind nicht minder fremde Fürsten, ein Wladislaus II., Wenzel I. und II., Ottokar II. von Böhmen, die schlesischen Piasten, die Ungarnkönige Stefan I., Andreas I. und II., Geysa II. und Béla III., die Polenkönige, welche den Strom kolonisatorischer Einwanderung in ihre Grenzen leiteten, um des reichen Gewinns an Arbeitskraft, Intelligenz und wohl auch Kapital theilhaftig zu werden, den die Niederdeutschen im Norden, die fremden Schwaben und Baiern im Osten, in Oesterreich und Pannonien gebracht. Ueberall ist es in gleicher Weise der politische Gedanke nach Verstärkung der staatlichen Machtelemente und der volkswirthschaftliche einer Hebung der inländischen Betriebsamkeit, welcher so vom 12.—14. Jahrhunderte fast ununterbrochen an der Arbeit war und damit in verhältnißmäßig kurzer Zeit die weiten Lande von der Elbe bis Livland und von der Westgrenze Böhmens bis tief nach Siebenbürgen hinein mit den Segnungen der hohen Kultur erfüllte, welche die Deutschen in ihrem Stammlande in jener Zeit bereits errungen hatten.

Auch in der Art der Ausführung des Kolonisationswerkes kehrte mancher Zug wieder, der in ähnlicher Weise die Kolonisationen des inneren Deutschlands

und der Ostmark charakterisirt. Die Grund- und Landesherren führen dasselbe nur in ganz besonderen Fällen selbst durch, indem sie direkt mit den Ansiedlern verhandeln; in der Regel dagegen bedienen sie sich bestimmter Mittelspersonen, welche als die eigentlichen Unternehmer der Kolonisation angesehen werden müssen; theils sind es Klöster, besonders die der neu aufgekommenen Cisterzienser, denen das Kolonisationsgebiet geschenkt oder übertragen wird mit der Bestimmung, daß sie für die Besiedelung desselben Sorge tragen; theils sind es weltliche Herren, besonders die aus dem Stande der Ministerialen emporgewachsenen Ritter, denen die Grundherren solche Gebiete zu Lehen oder zum Kaufe geben mit der Absicht, daß sie nun ihrerseits mit den Ansiedlern verhandeln und das ganze Kolonisationswerk leiten.

Die ökonomische und rechtliche Lage, in welche die Ansiedler versetzt werden sollen, ist dabei regelmäßig schon in dem Villikations- oder Kaufvertrage mit den Unternehmern durch die Grund- und Landesherren festgesetzt. Sie sollen regelmäßig zur Grundherrschaft in ein Verhältniß der Erbleihe treten, in niederländischen Kolonien ebensowohl wie in den Waldkolonien des inneren Deutschlands oder in den deutschen Kolonien der östlichen Marken. Dieses wird näher dahin bestimmt, daß die Ansiedler persönlich frei, in keinem Abhängigkeitsverhältnisse zu fremden Grundherren stehen und auch dem neuen Grundherrn gegenüber frei von aller persönlichen Dienstbarkeit sein sollen.

Ueber ihre in den Kolonien erworbenen Güter verfügen sie zwar nicht vollkommen frei, sind vielmehr an die Zustimmung des Grundherrn bei Veräußerungen, Vertauschungen 2c. gebunden; immerhin aber stehen ihnen solche Verfügungen zu und bei der Leichtigkeit, mit welcher die Zustimmung zu erlangen war, wenn nur für die bauliche Erhaltung des Gutes durch den neuen Erwerber eine Sicherheit geboten war, ist die Verfügungsberechtigung immerhin eine sehr weitgehende. Die Vererbung auf die Leibeserben war ihnen gesichert; daß dabei der Grundsatz der Majoratserbfolge schon ziemlich allgemein zur Anwendung kommt, konnte in einer Zeit nicht als wesentliche Beschränkung empfunden werden, welche denselben auch sonst schon allgemein ausgebildet hatte.

Dagegen hatten die Kolonisten allerdings gewisse Zinsungen, Besthaupt und Burmede sowie den Groß- und Kleinzehenten (oft den elften) an den Grundherrn zu entrichten, wovon sie aber häufig während der ersten Jahre (3—10) frei blieben.

Einen besonderen Charakter erhielt dieses Erbzinsverhältniß dann, wenn die Ansiedler ihre neuen Güter von dem Unternehmer oder von dem Grundherrn selbst kaufen mußten. Der an den Grundherren entrichtete Kaufpreis erscheint hier wie eine theilweise Abfindung für sonst übliche Zinsung und macht das Erbzinsverhältniß recht eigentlich erst zum Erbpachtverhältnisse, bei welchem nicht mehr wie bei jenem rückständiger Zins schon ein Recht zur Vertreibung des Kolonisten sondern höchstens ein Pfandrecht an seinen Gütern begründen konnte.

Eine ähnliche Bedeutung hat dann auch die Entrichtung einer Steuer bei Handänderung gehabt, sofern dieselbe nicht als bloße Rekognition des Ober-

eigenthums, sondern als erneute Zahlung eines Erbbestandsgeldes in Betracht kommt.

Auch in Bezug auf das Ausmaß der Kolonistenhufen besteht eine auffallende Uebereinstimmung zwischen den niederländischen und den Waldkolonien im Inneren, sowie den deutschen Kolonien der Ostmark. Sie werden durchgängig als Königshufen angelegt mit jenem größeren Flächenmaß, welches die Anwendung der virga regalis mit sich brachte und haben damit der Wirthschaft dieser Kolonien von Anfang an ein eigenthümliches Gepräge gegeben.

Diese Eigenthümlichkeit wurde dann durch die Anlage der Gehöfte und die Flurverfassung solcher Kolonistendörfer noch besonders gesteigert.

Sie bildeten sich aus nach dem Prinzip des Einzelhofes, dessen ökonomische Vorzüge bei Neugründung von Ortschaften um so leichter zur Geltung kommen konnten, als keine althergebrachten Flur- und Gemarkungsverhältnisse, keine Rechts- und Herrschaftsverhältnisse hinderlich im Wege standen. Zwar bauten die Kolonisten ihre Wohnungen benachbart an langen Straßen und in dörflichem Zusammenhange; aber ihre Feldungen und sonstigen Kulturgründe maßen sie jedem in einem zusammenhängenden Stücke aus, das mit seinem Kopfende an die Dorfstraße stieß und das Gehöfte trug, mit dem anderen Ende bis an die Grenze der Kolonie oder (bei den flämischen Hufen) an die Grenze des in Kultur genommenen Landes reichte.

So konnte jeder in selbständiger Weise seine Wirthschaft führen und nachkommende Kolonisteen konnten sich an die bestehende Ansiedelung anschließen, ohne daß der Besitzstand der vorhandenen irgend welche Aenderung oder Berücksichtigung erfahren mußte.

Und daneben war auch die Einrichtung einer Gemeinmark für Holznutzung und Weide möglich, soweit nicht an die Stelle ideeller Nutzungstheile reale Antheile der einzelnen Hufen an Wald und Wildland eintraten.

Schließlich gehört es auch zu den besonderen Eigenthümlichkeiten aller Kolonisationen dieser Zeit, daß die Kolonisten selbständige Gemeinden bildeten, deren Vorstände entweder die Unternehmer der Kolonie oder selbstgewählte Burmeister waren. Von der bisherigen Vogtei des eroberten Kolonisationsgebiets befreit, richteten sich die Kolonisten ihre Wirthschaft unabhängig von jedem weiteren Einflusse der Grundherren ein, besorgten selbst auf ihren Gemeindeversammlungen und durch ihren Scholzen die niedere Gerichtsbarkeit und lieferten ihre Abgaben wohl auch gemeinschaftlich durch ihre gewählten Dorfobrigkeiten an den Grundherrn ab.

So wirkten diese Kolonisationen in zweifacher Hinsicht bedeutsam auf die Entwickelung deutschen Wesens ein: durch sie erst wurde dasselbe zur Grundlage aller weiteren Kulturfortschritte der östlichen Lande, wie es eine solche in früherer Zeit im Westen geschaffen hatte; unter ihrem Einfluß änderten sich aber auch die Besitz- und Bewirthschaftungsverhältnisse im inneren Deutschland vielfach; besonders die Verallgemeinerung der Erbzins- und Erbpachtverhältnisse, die größere

Selbständigkeit der auf grundherrlichem Boden gesessenen Bauern und die lokale Autonomie ihrer Gemeinden sind zum guten Theile auf sie zurückzuführen.

Es stellen sich also die drei scheinbar unabhängig von einander hergehenden Kolonisationen des Mittelalters, die Waldkolonisation im inneren Deutschland, die Kolonisation der Ostmark und der karanthanischen Mark, und endlich die niederdeutsche Kolonisation mit ihren Ausläufern als eine einzig große geschichtliche Thatsache dar, sowohl in Bezug auf die Veranlassung und die Ziele, wie in Hinsicht auf die Formen, in denen sich die Kolonisation vollzog. Und damit überragt doch auch diese Kolonisationsepoche alle folgenden Erscheinungen außerordentlich an Bedeutung für die Gesammtentwickelung der ethnischen, ökonomischen, politischen und allgemeinen kulturellen Verhältnisse von Europa. Zugleich aber erweist sich auch gerade die innere Geschichte dieser Kolonisation, obwohl zeitlich weiter von der Gegenwart entfernt, an fruchtbaren Parallelen zu den kolonisatorischen Aufgaben unserer Tage reicher als all die folgenden Kolonisationen von Europa, und gewinnt damit erhöhte Bedeutung auch für aktuelle Fragen der Kolonisation. Das zeigt sich zunächst schon, wenn wir die folgenden Hauptmomente in der Kolonisationsgeschichte von Europa in rascher Uebersicht betrachten.

Räumlich wie zeitlich in engem Anschlusse an jene umfassende Kolonisation der Ostseeländer setzt im 13. Jahrhundert die Germanisirung und Kolonisirung Preußens durch den Deutschen Orden ein, und wird das ganze 14. zum Theil noch im 15. Jahrhundert fortgesetzt. Auch in Veranlassung und Zielen ist diese Kolonisirung ihren Vorgängern in der Mark, in Lauenburg und Mecklenburg nahe verwandt. Auch hier gilt sie der Festigung einer neuerworbenen Landesherrschaft und der Belebung der Volkswirthschaft in verwüsteten und schlecht bevölkerten Gegenden durch ein intelligentes, thatkräftiges und hingebendes Volksthum. Aber doch wie außerordentlich verschieden wird die Aufgabe angefaßt und durchgeführt!

Die Kolonisationen des deutschen Ordens tragen vorwiegend den Charakter mittelalterlicher Militärkolonien an sich. Die zahlreichen Scharen der Ordensritter selbst sind in erster Reihe die Kolonisten, die sich im neuen Ordenslande schaffen wollten, was ihnen in der Heimath fehlte, oder was sie dort aufgegeben hatten — einen eigenen Herrenhof mit hinreichendem Grundbesitz, um auf demselben ihre reisigen Knechte und sonst dienstbares Volk, das unter dem Schutze des schwarzen Kreuzes angezogen kam, ansiedeln zu können. Nachgeborene Söhne alter Herrschergeschlechter, aber auch unfreie Ritter und Dienstmannen begründeten hier auf diese Weise einen neuen Herrenstand, der sich dann durch seine militärische Organisation und durch die ökonomische Ueberlegenheit seiner eingewanderten Arbeitskräfte auch die zurückgebliebene einheimische Bevölkerung bald dienstbar zu machen wußte.

Daneben wirkten auch hier als Hilfsorgane für die kolonisatorischen Bestrebungen der Deutschherren Mönchsorden; doch ist es für die Charakteristik dieser Kolonisation nicht unwesentlich, daß der deutsche Orden als Landesherr den Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner den Vorzug gab vor den als

Pioniere der Kolonisation altbewährten Benediktinern, Prämonstratensern und Cisterziensern; der größere Bekehrungseifer, welcher den ersteren beigemessen wurde, mochte hierfür wohl ebenso entscheidend sein, wie ihre größere Gefügigkeit gegenüber dem deutschen Orden, während die Benediktiner der verschiedenen Observanz sich selbst gerne als Herren aufzuspielen und ihren Kolonialbesitz als bestes Fundament für eine unabhängige, womöglich privilegirte Stellung zu mehren bestrebt waren.

Endlich spielen in der Kolonisationsgeschichte des Ordenslandes auch die Verträge eine Rolle, welche der Orden als Landesherr mit fremden Handelsstädten abschloß, nicht nur um ihnen Handelsniederlassungen zu erleichtern — wie ja das Ordensland auch als Mitglied der Hansa beitrat — sondern auch um ihnen ganze Gebiete zur Kolonisirung zu überweisen, wie z. B. an Lübeck 1246 $^1/_6$ des Samlands und 2500 Hufen in Warmien vertragsmäßig zugesichert wurden. Eine wirkliche Kolonisation ist aber daraus nicht hervorgegangen; die Hansa hat es hier ebensowenig wie anderswo verstanden, anders als durch Handelsniederlassungen festen Fuß im Auslande zu fassen, ihr fehlte zu aller Zeit das Interesse für Bodenanbau und damit der eigentlich staatenbildende Geist.

Noch mehr trägt bekanntlich die seit dem 16. Jahrhundert in allmäliger Ausbildung begriffene österreichische Militärgrenze den Charakter einer militärischen Kolonisation an sich. Eine gewisse Verwandtschaft der Verhältnisse mit jenen unter denen der preußische Ordensstaat geschaffen wurde, ist am Ende schon durch die Thatsachen angedeutet, daß bereits 1520 die Krainer den Erzherzog Ferdinand I. baten, ihnen das Vermögen des St. Georgsritterschaft, ja auch des Rhodiser und deutschen Ordens in seinen Landen zu Zwecken der Grenz-Vertheidigung anweisen zu wollen, und daß später Maximilian II. 1576, die Idee wieder aufnehmend, den deutschen Reichsständen den Plan vorlegte, wie der deutsche Orden in Ungarn wider den Türken zu gebrauchen und dahin transferirt werden möchte.

Ungleich deutlicher aber und ausschließlicher ist hier der militärische Charakter der Kolonisation ausgebildet. Von den ersten Anfängen an, als die unabläßig drohende Türkengefahr zu diesen Ansiedelungen zwang, bis zu der großen organisatorischen That Maria Theresias ist schon immer die Aufnahme türkenflüchtiger Serben und Kroaten unter den Feldhauptleuten vor sich gegangen. Die Schöpfung der Grenzregimenter, mit welchen die ganze Militärgrenze ihren Abschluß erhielt, war gleichsam nur die Anerkennung der Thatsache, daß eine großartige Militärkolonie bereits vorhanden war und die weitere Ausgestaltung dieser maßgebenden Idee hat ihr die moderne Gestalt der altrömischen Veteranenkolonien am Rheine und an der Donau gegeben.

Einen ganz anderen Charakter tragen sodann jene zahlreichen und großartigen Kolonisationen, welche besonders nach dem 30jährigen Kriege mehr als ein Jahrhundert hindurch in Preußen und Oesterreich unternommen worden sind.

In den anderthalb Jahrhunderten seit Beginn der neueren Geschichte hatte sich allmälig der absolutistische Staat ausgebildet mit seinen idealistischen

Grundzügen der Wohlfahrtsidee und seinem praktisch wirksamen Mechanismus polizeilicher Bevormundung. Er war emsig auf die Pflege und Förderung aller Kulturinteressen bedacht, und besonders hatte er seit der Aufnahme einer rationellen Wirthschaftspolitik der möglichsten Ausbeutung natürlicher Produktionskräfte sein Augenmerk zugewendet; durch die überschwänglichen Vorstellungen von dem Werthe einer zahlreichen Bevölkerung wurden die Staatsmänner jener Zeit noch mehr angetrieben, alle Hebel für eine Stärkung der Faktoren des wirthschaftlichen Lebens in Bewegung zu setzen; so war es für die aufgeklärten Herrscher jener Zeit selbstverständlich, daß durch die Begünstigung der Einwanderung in wenig bevölkerte, von Natur bevorzugte Gebiete die allgemeine Wohlfahrt in nicht geringem Maße befördert werden könne. Wohl spielt bei der praktischen Bethätigung der Kolonisationen dieser Periode neben diesem allgemeinen Wohlfahrtsgedanken noch gar manche besondere Erwägung mit: bei den preußischen Kolonisationen die religiöse Propaganda, bei den Kolonisationen Maria Theresias und Josef II. der Gedanke, durch eine reichere Völkermischung nationale Gegensätze zurückzudrängen und dem staatlichen Einheitsgedanken dadurch eine weitere Stärkung zu schaffen: aber immerhin ist es eine volkswirthschaftliche Kolonisation, mit der wir es hier in erster Linie immer zu thun haben.

Und ebenso wie in Bezug auf Veranlassung und Ziel so sind diese Kolonisationen, bei aller Verschiedenheit ihrer Ausführung im Einzelnen, doch auch den Formen nach, in denen sie sich bewegten, von ungemeiner Aehnlichkeit. Ihrem Gesammtcharakter nach sind sie alle bureaukratische Kolonisationen und als solche den militärischen des Ordenslandes und der Militärgrenze nicht minder als den freiorganisirten Unternehmerkolonisationen des Mittelalters entgegenzusetzen.

Das eine fällt vor allem bei einer näheren Betrachtung dieser Kolonisationsvorgänge auf, daß die Einleitungen derselben von den früher dargestellten erheblich abweichen. Organisirten im Mittelalter die einzelnen Unternehmer die Kolonistenzuzüge selbständig, wenn auch auf Grund einer vorhergängigen Festsetzung gewisser Prinzipien mit den Grund- und Landesherrn, so sind es nun landesfürstliche Kommissäre und Beamte, welche dieser Aufgabe als einer Seite ihrer Amtswirksamkeit sich unterziehen. Das Gelingen wie das Mißlingen der Kolonisation kam dort in erster Linie auf Rechnung der Unternehmer selbst; dem absolutistischen Staat war es konform, die Sache ohne weiteres als Staatsaktion aufzufassen und sich der Beamten wie für andere Verwaltungsaufgaben zu bedienen. So funktioniren bei den preußischen Kolonisationen theils die auswärtigen Gesandten unmittelbar als Kolonisations-Kommissionen; die Regierung Maria Theresias bestellte eigene Kolonistenagenten und Notare im deutschen Reiche, und überdies fungirten die obersten Verwaltungsbeamten z. B. in den österreichischen Vorlanden als beauftragte Kolonistenwerber und organisirten die Zuzüge in die Kolonisationsgebiete. Waren früher die Modalitäten der Ansiedelung, wenn gleich sachlich in vielfacher Uebereinstimmung, so doch von Fall zu Fall konkret vereinbart, so treten jetzt allgemeine Kolonistenedikte auf, wie sie z. B. schon der große Kurfürst 1685 für die Réfugiés, Friedrich Wilhelm I. in seinem

Einladungspatent an die Salzburger 1732, nicht minder Maria Theresia mit dem Kolonisirungspatent von 1763 und der Inpopulations-Hauptinstruktion von 1772 u. a. erließen.

Nicht minder verschieden sind dann die Mittel, durch welche man auf ein Gedeihen der Kolonien und auf die Erreichung der mit der Kolonisation angestrebten Ziele hinwirkte. Zwar das ist in beiden Epochen gleichmäßig als unvermeidlich erschienen, den Kolonisten gewisse Freiheiten und besondere Vortheile einzuräumen; unentgeltliche oder doch sehr erleichterte Gütererwerbung, Zins- und Abgabenfreiheiten u. dergl. wurden im Mittelalter ebenso gewährt wie bei den Kolonisationen des 17. und 18. Jahrhunderts. Ja die letzteren gingen in dieser Hinsicht im Allgemeinen entschieden weiter mit ihren Begünstigungen, indem sie den Anziehenden Reisegeld, wohl auch Geld zur ersten Einrichtung der Wirthschaft, fertige Gebäude oder wenigstens unentgeltliches Material hierzu gaben. Ja sogar mit der Einräumung von Eigenthum an der Kolonistenhufe sind die neueren Kolonisationen viel rascher bei der Hand; das so bewährte Institut der Erbpacht findet, außer auf den preußischen Domänen, keine konsequente Anwendung bei der Ansetzung der Kolonisten. Dagegen sind jene Freiheiten, auf welche wirklich thatkräftige unternehmende Kolonisten immer am meisten Werth legen dürften, freie Einrichtung ihrer Wirthschaft, freie Gestaltung ihrer kommunalen Verhältnisse, überhaupt ihrer sozialen Ordnung entschieden im Mittelalter viel größer. Denn der aufgeklärte Absolutismus konnte es sich nicht versagen, die jungen Kolonien unter die ganz besondere Obhut seiner Wohlfahrtspflege zu nehmen; eine wahrhaft kleinliche Bevormundung, die sich auf alle individuelle Lebensverhältnisse bezieht, charakterisirt die unermüdliche Thätigkeit der Behörden und der Herrscher selbst.

Wenn die absolutistischen Regierungen trotzdem nicht umhin konnten, den Kolonistengemeinden eine gewisse Selbständigkeit ihrer Verwaltung zuzugestehen, — wie z. B. die Réfugiés eigene Schiedsrichter ihrer Nation, Temesvár schon 1718, Theresiopel 1744 einen eigenen Magistrat erhielten — so ist das nur eine Bestätigung der Annahme, daß kommunale Freiheiten zu den unentbehrlichen Requisiten einer gedeihlichen Kolonisation gehören, die selbst von einer absolutistischen Regierung nicht verkannt werden konnten.

So sind wir denn raschen Schrittes bis an die Schwelle unseres Jahrhunderts gelangt und damit kann füglich auch die Darstellung der verschiedenen Typen mitteleuropäischer Kolonisation für erschöpft gelten.

Denn dem gegenüber, was diese früheren Zeiten geleistet haben, kommt jedenfalls das gar nicht in Betracht, was unser Jahrhundert noch an kolonisatorischen Unternehmungen auf diesem Boden hinzugefügt hat.

In Preußen ist die einzige Thatsache einer fortgesetzten Vererbpachtung von Domänen, die zum Theil auch noch im Dienste der Kolonisation stand, anzuführen; denn die Zillerthaler Kolonie in Schlesien verdient doch kaum jenen großartigen Unternehmungen des vorigen Jahrhunderts an die Seite gestellt zu werden. Im Uebrigen hat sich bekanntlich schon seit geraumer Zeit und an-

dauernd die fast unglaubliche Erscheinung eingestellt, daß gerade die klassischen Gebiete der norddeutschen Kolonisationen Pommern, Preußen, Mecklenburg und Posen die größten Kontigente der Auswanderer stellen. Oesterreich hat außer dem schwachen Versuch des J. 1858 (kaiserl. Verordnung vom 23. Dez. 1858) gleichfalls keine nennenswerthe kolonisatorische That aufzuweisen; ja es ist in einer Hinsicht wenigstens aus der Reihe der Staaten zu streichen, welchen die Kolonisation überhaupt noch als ein berechtigtes und erfolgreiches Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes in einem entvölkerten Lande erscheint. Denn gerade Ungarn, das ja praktisch allein bisher in der Frage der Kolonisation in Betracht kommen konnte, hat diese Angelegenheit offiziell von sich abgelehnt, indem es dem ersten Prinzip aller kolonisatorischen Einwanderung, der Unantastbarkeit des einwandernden Volksthums aus Gründen der Staatsraison keine Konzession machen zu können erklärte. So hätten wir also kolonisatorische Vorgänge im größeren Stile im 19. Jahrhunderte nur — in Rußland zu beobachten Gelegenheit, die aber doch wieder in keiner Weise geeignet sind, zu den Verhältnissen der Weststaaten in eine fruchtbare Parallele gestellt zu werden.

Versuchen wir denn zum Schlusse, nur mit wenig Worten die Gedanken zu formuliren, welche diese ganze Geschichte der Kolonisationen beherrschen; die Nutzanwendung für praktische kolonisatorische Aufgaben, an welche heranzutreten uns gegenwärtig, wie es scheint, wieder besonders nahegelegt ist, mögen dem Bereiche individueller Reflexionen angehören.

Die kolonisatorische Einwanderung hat sich zu allen Zeiten als ein hervorragendes Mittel erwiesen, um Staatswesen zu kräftigen, welchen die Aufgabe zugefallen ist, kulturarme Gebiete sich anzugliedern und damit dem Bereich europäischer Kultur dauernd zu erwerben.

Eine erfolgreiche kolonisatorische Einwanderung ist nun nur dann erreicht worden, wenn die Bedingungen, die der aufnehmende Staat den Kolonisten gewährt, den Motiven der Auswanderung gerecht werden. Und da diese Motive sehr mannichfaltige sein können — wirthschaftliche, religiöse, nationale, politische — so ist der beste Erfolg der Kolonisationsbestrebungen nicht von bureaukratischer oder militärischer Einförmigkeit, sondern von vertragsmäßiger Festsetzung der Bedingungen von Fall zu Fall zu erwarten.

Erfahrungsgemäß gedeihen aber kompakte Ansiedelungen größerer Kolonistenmassen ungleich besser als vereinzelte Kolonien. Die gemeinsamen Ursachen der Auswanderung, die gleichartigen Interessen im Kolonisationslande, die gleichen Gefahren und die gleichen Hoffnungen, das alles erzeugt und stärkt ein lebendiges Gemeingefühl in den Ansiedlern; und in diesem Gedanken, daß Jeder Genosse des Schicksals auch der Andern ist, wird ihre Thatkraft gestählt zur Abwehr wie zu positivem Schaffen. Und darum gehört zu den allgemeinen Bedingungen, für geschlossene Ansiedelungen wenigstens, vollkommener Schutz der nationalen, religiösen und allgemein kulturellen Besonderheiten anziehender Gemeinschaften, mit Gewährung kommunaler Selbständigkeit derselben, in Durchführung der

Ansiedelung sowohl als in Weiterführung des sozialen und ökonomischen Lebens in den Kolonien.

Aus demselben Grunde ist eine der Einwanderung vorhergehende Organisation der künftigen Kolonistengemeinde einer erst nach der Einwanderung vereinzelter Elemente durchzuführenden Organisation der Kolonialelemente bei weitem vorzuziehen. Diese Organisation hat jede Periode mit spezifischen Mitteln zu erreichen versucht, von denen aber die militärische heutzutage sichtlich gar keine, die bureaukratische nur eine sehr beschränkte Anwendung finden könnte; denn nur im Falle einer inneren Wanderung von Bevölkerungselementen wäre die Staatsgewalt selbst in der Lage, eine solche Organisation der Auswanderung in die Hand zu nehmen. Jenseits der Staatsgrenze würde ein solcher Versuch unübersteiglichen völkerrechtlichen Hindernissen begegnen.

Dagegen ist es den sonstigen Organisations-Tendenzen volkswirthschaftlicher Unternehmungen durchaus entsprechend, auch die Organisation auswanderungslustiger Elemente zu eignen Kolonistengesellschaften zu versuchen, welche nach dem Versicherungsprinzipe entweder auf Gegenseitigkeit oder auf Aktien gegründet sein können. Solche Gesellschaften sind zugleich die natürlichen Paciscenten gegenüber der neuen Regierung; ihr ökonomisches Substrat können sie gewinnen, theils durch eine unbedingte Zinsengarantie für eine Reihe von Jahren, theils durch Landschenkungen oder eine Generallanderbpacht mit billigen Bezahlungs- und Verzinsungsbedingungen. Der Staatsverwaltung wird durch solche Kolonistengesellschaften nicht bloß die mit den Mitteln der modernen Bureaukratie fast unlösliche Aufgabe der individuellen Ansetzung von Kolonisten abgenommen, sondern zugleich das Maß des Aufwands auf die denkbar niedrigste Höhe herabgesetzt; der Erfolg aber dabei doch relativ wohl verbürgt; denn die Gesellschaft ist mindestens für die Anfangsperiode der kolonialen Gemeinwesen zugleich das natürliche Verwaltungsorgan derselben und zwar wie das im Geiste aller Kolonialgründungen liegt, auch einer weitgehenden Selbstverwaltung öffentlicher Angelegenheiten der Kolonien. Dem Staate gegenüber ist die Gesellschaft aber auch der natürliche Garant aller Einkünfte, welche dieser zunächst an direkten Steuern, Erbpachtzinsen u. dergl. zu beziehen berechtigt ist.

Die allmälige Aufsaugung der Besonderheiten des kolonialen Rechtszustandes durch das gemeine Recht des Landes endlich vollzieht sich gerade bei der modern gesellschaftlichen Organisation von Kolonistengemeinden auf die einfachste und am wenigsten störende Weise durch periodische Erneuerung der Kolonisationsverträge der Gesellschaft mit dem Staate, wobei eben das Maß der Besonderheiten, entsprechend dem allmäligen Einleben der Kolonien in die allgemeinen Rechtsverhältnisse des Staates immer enger gezogen werden kann.

Daß solche Organisation allgemein wahrnehmbaren Tendenzen der ganzen Kolonisationsgeschichte von Europa entspricht, und in den besonderen Formen unserer Zeit einhergeht, dürfte wohl nicht zu verkennen sein; daß sie als zweckmäßig, ja vielleicht als allein erfolgversprechend erkannt werden mögen, unter Verhältnissen, welche, wie nicht leicht andere, kategorisch die energische Inangriff-

nahme kolonisatorischer Aufgaben von uns zu verlangen scheinen, das ist ein Wunsch, der in dem Glauben an die Lehren der Geschichte wohl auch seine Berechtigung hat. —

Ueber die Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern.

Von

A. Geyer.

Unsere Strafprozeßordnung, geschaffen auf Grund eines mühselig zu Stande gekommenen Kompromisses, in einer Zeit, welche sich noch bei weitem nicht klar geworden ist über die dem Strafverfahren zu Grunde zu legenden Prinzipien, wurde gleich bei ihrer Entstehung bezeichnet als dasjenige unter unseren „Reichsjustizgesetzen," welchem gegenüber die Kritik der Fachmänner im größten Umfang und in Bezug auf die leitenden Grundsätze selbst ihre Stimme erheben werde. Einer der Angriffspunkte dabei mußte, wie leicht zu erkennen war, die für die Strafprozeßordnung maßgebende Strafgerichtsverfassung sein, welche auf den Laien den Eindruck einer gewissen Willkürlichkeit machen muß. In der ersten Instanz (abgesehen von den Hoch- und Landesverrathsverbrechen gegen Kaiser oder Reich, die vor das Reichsgericht gehören) zu unterst ein Schöffengericht (ausnahmsweise auch der Amtsrichter als Einzelrichter), in der Mitte ein rechtsgelehrtes Richterkollegium, zu oberst ein Schwurgericht; für die Schöffengerichtssachen ein dreifacher, für die übrigen nur ein zweifacher Instanzenzug, dazu eine seltsame Gränzregelung zwischen Oberlandesgerichten und Reichsgericht, welche die Gerichtsbarkeit des letzteren in bedauerlicher Weise, zum Schaden der Rechtseinheit im Reich, verkümmert — das sind nur die wesentlichsten der wenig erfreulichen Eigenthümlichkeiten einer Gerichtsverfassung, welcher das Zeichen der Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit keineswegs aufgedrückt ist.

Der (schon angedeutete) Mangel an Einheitlichkeit im R e c h t s m i t t e l system insbesondere hat jetzt eine Kontroverse hervorgerufen, welche von der größten Bedeutung ist, und da nunmehr sogar ein hierauf sich beziehender Antrag dem Reichstag vorliegt, sind vielleicht ein paar orientirende Worte über die Sache auch einem größeren Leserkreis nicht unwillkommen. Zugleich halte ich es für meine Pflicht, nach meinen Kräften beizutragen zur Bekämpfung einer Neuerung, die, so gut sie zweifellos gemeint ist, gleichwohl geradezu eine r ü c k s c h r e i t e n d e Bewegung in unserer Strafprozeßgesetzgebung einleiten und dem, was wir als eine der besten Errungenschaften auf diesem Gebiet preisen müssen, den Boden unter den Füßen wegziehen würde.

Es handelt sich dabei — und insbesondere zielt auch der von Munckel und Genossen im Reichstag eingebrachte Antrag darauf ab — um die Einführung der **B e r u f u n g** gegen die Urtheile der Landgerichte (beziehungsweise der Strafkammern bei den Landgerichten) in Strafsachen. Gegen diese Urtheile ist jetzt, ebensowie

gegen die Urtheile des Schwurgerichtshofes, nur die Revisionsbeschwerde (welche richtiger Nichtigkeitsbeschwerde heißen sollte) zulässig, während gegen die Urtheile der Schöffengerichte zunächst eine Berufung an die Strafkammern und gegen die von diesen in der zweiten Instanz erlassenen Urtheile eine Revisionsbeschwerde gegeben ist. Nunmehr also soll etwas Aehnliches wie in Schöffengerichts-, auch in Landgerichtssachen eingeführt werden. Suchen wir uns vor Allem darüber Klarheit zu verschaffen, warum man auf diese Neuerung dringt und was sie eigentlich zu bedeuten hätte.

Mit der Revisionsbeschwerde kann das Urtheil nur insofern angefochten werden, als es auf einer Verletzung des Gesetzes beruht, welche Verletzung entweder in Nichtbeachtung der gesetzlichen Vorschriften über das Strafverfahren, oder in einer unrichtigen Anwendung von Rechtsnormen bei Fällung des Urtheils selbst besteht. Dagegen werden die thatsächlichen Feststellungen, auf deren Grundlage das Urtheil ruht, durch dieses Rechtsmittel nicht berührt, insbesondere kann das Revisionsgericht nicht die Beweisfrage seiner Beurtheilung unterwerfen und etwa prüfen, ob der frühere Richter mit Grund irgend eine Thatsache für erwiesen oder nicht erwiesen angesehen hat. Das Revisionsgericht ist auf die rechtliche Beurtheilung des ihm vorgelegten Materials beschränkt und kann das frühere Urtheil nur dann umstoßen, wenn es findet, daß der Vorrichter von einer irrigen Rechtsansicht ausgegangen ist.

Eben hierin nun, daß einem Urtheil der Strafkammer gegenüber nicht eine Nachprüfung der thatsächlichen Feststellungen durch einen höheren Richter, eventuell eine wiederholte Feststellung der rechtlich erheblichen Thatsachen durch diesen oder auf seine Anordnung möglich ist (außer wenn solche neue Thatsachen oder Beweismittel geltend gemacht werden können, daß eine Wiederaufnahme des Verfahrens erfolgt), erblicken Viele, darunter sehr tüchtige juristisch gebildete Fachmänner (wie z. B. auch P. Reichensperger), ein schweres Gebrechen unseres Rechtszustandes. Der Hauptgrund, so ziemlich der einzige erwägenswerthe, welcher für diese Meinung angeführt wird, ist wohl der, daß in Landgerichtssachen der Angeklagte nicht selten erst durch das Urtheil und die Begründung desselben zum Bewußtsein darüber komme, um was es sich eigentlich in dem Strafverfahren gehandelt und wogegen er also seine Vertheidigung hätte richten sollen. Darum müsse ihm ein Rechtsmittel gegeben sein, welches ihm ermöglicht, vor einem zweiten Richter die Unrichtigkeit oder Mangelhaftigkeit der thatsächlichen Annahme darzuthun, von welchem der erste Richter bei seinem Urtheil ausgegangen ist, d. h. er muß gegen dieses Urtheil die Berufung ergreifen können.

Dies klingt fast so unwiderleglich, wie der Satz, daß ein Dreieck drei Seiten hat. Wenn das Gerichtsverfahren so eingerichtet ist, daß erst die Beendigung desselben Aufklärung über den Inhalt des Verfahrens für diejenige Person schafft, um deren Freiheit und Ehre es sich handelt, dann darf man dieses Verfahren, so könnten wir schließen, in keinem Punkt als ein definitives gelten lassen; es darf nur ein provisorisches sein, an dessen Stelle auf Verlangen der Betheiligten ein zweites besseres (definitives) Verfahren treten muß.

Oder können wir vielleicht doch nicht so, müssen wir anders schließen? Mir wenigstens scheint eine andere Folgerung naheliegend, falls man jenen gerügten Mangel des Landgerichtsverfahrens zugiebt. Dann läßt sich einfach die Forderung erheben: Beseitigt den Mangel, macht das in diesem oder jenem Punkt bedenkliche Verfahren zu einem guten! Die Betheiligten, d. h. im Allgemeinen Alle, welche als Beschädigte, Zeugen, Sachverständige, Angeklagte mit dem Strafgericht in Berührung kommen können, kurz alle den Staatsgesetzen Unterworfenen scheinen doch vor Allem den Anspruch auf ein gutes Gerichtsverfahren erster Instanz zu haben, denn der Staat zwingt sie, vor dem Gericht erster Instanz Recht zu geben und zu nehmen und Gerichtsdienst zu leisten, während die höheren Instanzen nur ausnahmsweise auf Verlangen der Betheiligten thätig werden. Ein Anrufen höherer Instanzen durch Rechtsmittel erscheint strenggenommen wie ein leider unvermeidliches Uebel gegenüber jenem für Menschen nicht erreichbaren Zustand, daß jedes Gericht unfehlbar richtig, dem Gesetz gemäß verfährt und urtheilt und darum auch jeder genöthigt ist, sich bei diesem einen Urtheil zu beruhigen. Schafft man überhaupt höhere Instanzen, so darf man doch mit dem Zugeständniß menschlicher Fehlbarkeit nicht über das allerstrengste Bedürfniß hinausgehen und muß diese Degradirung der ersten Instanzen wenigstens dadurch zu rechtfertigen suchen, daß man höhere Gerichte nur insoweit eingreifen läßt, als man im Stande ist, sie nicht bloß zu höheren, sondern auch wirklich zu besseren Gerichten für die Sache zu machen.

Hier nun offenbart sich uns bei einiger Ueberlegung, was unter unseren jetzigen Verhältnissen allein angemessen ist. Die verwirrende Mannigfaltigkeit unserer Zustände und Bestrebungen haben eine für den Einzelnen fast unübersehbare Masse von Rechten und Rechtsnormen ins Leben gerufen und unsere Staaten sind zunächst nicht einmal im Stande, jenes ökonomische Aequivalent zu bieten, welches geboten werden müßte, wenn alle Gerichte mit des Rechts wahrhaft vollkundigen Männern besetzt werden sollten. Ja noch mehr: auch wenn man die Einkünfte eines Königreichs für solche Männer bereit halten könnte, so ließe sich doch nicht das Talent dadurch herbeizaubern, nicht der eigenthümlich scharfe juristische Blick, welcher leicht durch die verborgensten Beziehungen eines Rechtssatzes dringt. Man wird daher suchen müssen, an vergleichsweise wenigen Zentralpunkten eine Anzahl von besonders erfahrenen und erprobten Rechtskundigen zu versammeln, welchen man mit Beruhigung die Prüfung von Rechtsfragen anvertrauen und an die sich sonach Jeder wenden kann, der sich durch ein Urtheil beschwert fühlt, welches seiner Meinung nach nur auf Grund eines Rechtsirrthums des Richters zu Stande gekommen ist. Die Nichtigkeitsbeschwerde also ist, wie wir sehen, ein Rechtsmittel, zu welchem in jedem einigermaßen vorgeschrittenen Staatswesen die Nothwendigkeit drängt.

Anders stehts mit der Berufung. Mit Recht hatten die Entwürfe zu unserer Strafprozeßordnung diese ganz ausgeschlossen und erst später führte das (nicht ganz ungerechtfertigte) Mißtrauen gegen die Schöffengerichte, deren Gerichtsbarkeit allmählich immer weiter ausgedehnt wurde, zur Aufnahme der Berufung,

aber eben nur gegen die Urtheile der Schöffengerichte. Hier also kann ein oberer Richter auf Verlangen eines sich durch das erste Urtheil beschwert Fühlenden die Schlüsse umstoßen, mittelst welchen dieses aus den im Prozeß vorgekommenen Thatsachen zur Annahme gekommen ist, daß für Schuld und Nichtschuld des Angeklagten erhebliche Umstände bewiesen oder nicht bewiesen seien. Und nun entsteht die Frage, ob im Allgemeinen eine große Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der zweite Richter schlüssigere Folgerungen an die Stelle der früheren zu setzen im Stande ist?

Die Antwort kann nur ein entschiedenes Nein! sein.

Zunächst ist schon das klar, daß, alles Uebrige gleichgesetzt, die Beantwortung der Frage, ob sich irgend ein Ereigniß zugetragen habe, mit um so größerer Sicherheit geschehen kann, je *schneller* sie auf das Ereigniß folgt. Je mehr Zeit verlaufen ist zwischen dem Vorfall und der Kenntnißnahme von demselben, desto mehr sind die Spuren desselben, seien es nun sichtbare und greifbare oder Erinnerungen der Mitwirkenden und Zeugen, verwischt und abgeblaßt. Volle Gewißheit, im historischen Sinn des Wortes (von logischer, deren Gegentheil *undenkbar* wäre, ist ja hier nicht die Rede) über empirische Thatsachen bietet uns nur die *eigene* Wahrnehmung des Gegenwärtigen. Die Gewißheit nimmt ab im gleichen Verhältniß mit der Länge der Zeit, die uns von der Wahrnehmung trennt; ein Gesetz, welches freilich im Einzelnen vielfach durchbrochen wird von verschiedenen Gegenwirkungen, insbesondere von der eigenthümlichen psychischen Entwickelung des Wahrnehmenden.

Allein damit nicht genug. Der Strafrichter ist bei seiner Thätigkeit zum größten Theil angewiesen auf die *Berichte Anderer*. Nur ausnahmsweise nimmt er selber den verbrecherischen Vorgang wahr; Geständnisse, mündliche und schriftliche Zeugnisse, zum Theil auch Wahrnehmung von Gegenständen, welche die Spuren des Verbrechens an sich tragen, müssen ihm die eigene Anschauung ersetzen. Das Geständniß verliert nach dem oben Auseinandergesetzten an Beweiskraft, je weiter zurück in der Vergangenheit das liegt, worüber es berichtet. Daß es mit Zeugnissen ebenso ist, versteht sich. Bei diesen kommt aber noch etwas Anderes in Betracht. Es macht einen gewaltigen Unterschied, ob das Zeugniß über die eigenen Wahrnehmungen des Zeugen von erheblichen Thatsachen berichtet oder nur Zeugniß über ein Zeugniß, Zeugniß *vom Hörensagen* ist. Die Ungewißheit des Bezeugten steigt natürlich mit der Zahl von vermittelnden Berichterstattern, bis sich zuletzt das Beweismittel zu einem unfaßbaren, nichts beweisenden Gerücht verflüchtigt. Jede Persönlichkeit, die zwischen dem Richter und dem steht, was ihm gewiß werden soll, ist ein reicher Quell von Fehlern; unrichtige Auffassung, mangelhafte Wiedergabe des Aufgefaßten, Mißverständniß und Nachlässigkeit, ganz zu schweigen von absichtlicher Unwahrhaftigkeit: das Alles droht bei jedem Uebergang des Berichtes von dem Einen zum Andern. Möglichst *unmittelbares* Schöpfen an der Quelle ist darum für den Richter, wie für den Geschichtsforscher, gleich unentbehrlich, und die *Unmittelbarkeit* des Verfahrens war sonach eine der wichtigsten Forderungen, welche man an unsere Prozeßgesetz-

gebung gestellt hat, gewöhnlich mit dem fast sprichwörtlich gewordenen Ausdruck Mündlichkeit bezeichnet, der aber zu vage ist, da es sich dabei nicht bloß um Sprechen, oder gar bloß Sprechen mit dem Mund, handelt.

In der Unmittelbarkeit, d. h. der Beseitigung jeder vermeidlichen Vermittlung zwischen dem erkennenden Richter und dem Gegenstand seines Urtheils, erblicken wir ein Prinzip, dessen Durchführung die Gerechtigkeit unbedingt fordert. Die Annahme dieses Prinzips und die möglichst folgerichtige Festhaltung desselben wenigstens für die Hauptverhandlung bei dem Reichsgericht und den Landgerichten, wo diese in erster Instanz richten, sowie bei den Schwurgerichten, verleiht unserer Strafproceßordnung einen Vorzug, um den uns unsere Nachbarländer beneiden können. Aber er scheint selbst von vielen Juristen nicht genügend gewürdigt zu werden, da sie darnach trachten, ihn um das Linsengericht der Berufung preiszugeben!

Berufung und wahre Unmittelbarkeit (Mündlichkeit) des Verfahrens sind unvereinbare Gegensätze, gleichviel, wie man das Berufungsverfahren im Einzelnen gestaltet. Wenn etwa der Berufungsrichter angewiesen wird, das erste Verfahren zu ignoriren, so ist sein Verfahren keines zweiter, sondern eines erster Instanz, schlechter als das vorangegangene Verfahren erster Instanz, weil die Erkenntnißquellen mittlerweile ihre Kraft und Reinheit eingebüßt haben. Für die in dem ersten Verfahren Vernommenen namentlich bildet dieses in seiner Gesammtheit eine Suggestion, welche das zweite Verfahren verfälscht und nur den trügerischen Schein der Unmittelbarkeit herstellt. Die Kosten und Weitläufigkeiten eines solchen Doppelverfahrens machen dasselbe praktisch unausführbar, während es der Theorie leicht wird, die Absurdität zweier erster Instanzen aufzudrücken, von denen offenbar doch mindestens die eine überflüssig sein muß.

Nothwendigerweise geräth man also auf den anderen Weg. Der Berufungsrichter stützt sich nur theilweise auf das vor ihm unmittelbar Verhandelte, im Uebrigen dagegen auf die amtlichen schriftlichen Berichte -- Akten — über das in der ersten Instanz Vorgekommene. Dann ist's abermals klar, wie der Tag, daß ein jämmerliches Zwitterding von Mündlichkeit und Schriftlichkeit geschaffen wird und der Richter der zweiten Instanz ein pejus informatus ist im Vergleich mit dem ersten Richter.

Wäre es mit dieser schlechten zweiten Instanz allein aber nur abgethan. Die Sache steht noch viel schlimmer. Die Berufung wirkt wie ein schleichendes Gift auch auf den gesunden Organismus auch der ersten Instanz.

Da nämlich, was in der ersten Instanz festgestellt wird, auch zu einer Grundlage für die zweite dienen soll, muß nun noch zu einer eingehenden, schriftlichen Aufzeichnung des dort Festgestellten geschritten werden, und so verbreitet sich die Schriftlichkeit der zweiten Instanz theilweise auch in die erste herüber, dem Verfahren derselben Frische, Unmittelbarkeit, Schleunigkeit raubend. Sehr bezeichnend hierfür ist der § 273 unserer Strafprozeßordnung, welcher von dem Inhalt des Protokolls der Hauptverhandlung spricht und vorschreibt, daß in das Protokoll über die Hauptverhandlung vor den Schöffengerichten außer dem sonst in die Ver-

handlungsprotokolle Aufzunehmendem auch die wesentlichen Ergebnisse der Vernehmungen aufgenommen werden sollen, weil eben auf diese Weise eine Grundlage für die hier mögliche Berufung an das Landgericht geschaffen werden soll.

Noch weiteren Schaden leidet in Folge der Einführung der Berufung die erste Instanz dadurch, daß sie überhaupt nur zu einer Art Generalprobe, zu einem Versuch herabgedrückt wird, auf den erst noch die Hauptaktion folgen kann, was (in endlosem Hin und Wieder der Wechselwirkung) das Ansehen des unteren Richters und ebenso das Gefühl der Verantwortlichkeit und somit den Pflichteifer der in erster Instanz thätig Werdenden schwächt.

Prüft man überdies vom Standpunkt des Angeklagten, auf dem ja die Neuerungslustigen ganz vorzugsweise stehen, das Rechtsmittel, welches man ihm reichen will, so scheint es statt Brodes ein Stein zu sein, wo nicht gar Schlimmeres. Will man nicht den Grundsatz der Parteiengleichheit ganz auf den Kopf stellen, so muß auch der Staatsanwaltschaft die Berufung gegeben werden. Dann mag es sein, daß der Angeklagte in erster Instanz freigesprochen, in der zweiten verurtheilt wird, und zwar selbst wenn die fünf Richter erster Instanz einstimmig, und von den Richtern zweiter Instanz eine ansehnliche Minderheit, also z. B. zwei von sieben Richtern für die Freisprechung waren! In dem soeben vorausgesetzten Fall käme es überdies zu einer Verurtheilung mit fünf gegen sieben Stimmen, mit fünf Stimmen der pejus informati obendrein! Und nun denke man endlich noch an die möglicherweise während des Monate in Anspruch nehmenden Berufungsverfahrens fortdauernde Untersuchungshaft, an die Pein eines so verlängerten Harrens auf die endgültige Entscheidung überhaupt — sagt nicht das Sprichwort schon: Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren?

Man sieht, die Berufung ist ein Danaergeschenk für den Angeklagten; sie ist eines für Jedermann im Staat, für jenen quemvis ex populo, an den man bei solchen Fragen sich nicht immer lebhaft genug erinnert. Ich will nicht reden von den allgemeinen Kosten der Berufungsinstanz, welche wir mit in den Kauf nehmen müßten, wenn diese für die Strafrechtspflege unentbehrlich wäre (und die freilich auch nicht leicht zu nehmen sind, wenn man dafür eine Verschlechterung des Verfahrens eintauschen soll), sondern nur daran mahnen, daß die Verschleppung des Verfahrens in zwei Instanzen (an die sich dann noch die dritte, die Revisionsinstanz anschließen müßte, was zu weiteren Complicationen führt, die ich hier nicht ausführen kann) schwere Belästigung der Zeugen, Sachverständigen und insbesondere der durch Verbrechen Beschädigten nach sich zieht. Jene äußerst zweifelhafte Wohlthat, welche man dem Angeklagten aufdringen will — der zum Glück ja doch bei weitem in der Regel nicht immer ein unschuldig Angeklagter ist — wird zur Uebelthat gegen die unschuldigen Opfer des Verbrechens und die unschuldigen Zeugen desselben. Schlecht und theuer! Ein in seinem Erfolg unberechenbares Ding, die Berufung! Oeffnen wir sie nicht, diese Pandorabüchse und suchen wir anderswo Hilfe, wenn solche vonnöthen ist.

Daß die Klagen so laut ertönen und von gewichtigen Stimmen gegen das Verfahren erhoben werden, in welchem ausschließlich rechtsgelehrte Richter zu urtheilen haben, ist jedenfalls ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit. Sie ertönen von Seiten der Freunde des Geschwornengerichts und diese möchten wir zunächst vor dem Bestreben warnen, das Vertrauen zu dem Geschworneninstitut dadurch zu untergraben, daß sie die Gemeinsamkeit des Rechtsmittelsystems in Schwurgerichts- und Landgerichtssachen zerstören. Wird für die letzteren die Berufung eingeführt, so wird auch bald die Frage auf Vieler Lippen schweben, warum denn ein angeblich so unentbehrliches Rechtsmittel nicht in den allerwichtigsten Strafsachen zulässig sein solle? Und wenn man nun entgegnen kann: für das Schwurgerichtsverfahren sei die Berufung praktisch undurchführbar, so wird man weiter sagen: dann beseitigt doch ein Verfahren, welches mit dieser Forderung der Gerechtigkeit unvereinbar ist. Freilich werden die Anhänger der Geschwornen hinweisen auf die besonderen Vorzüge, welche die Mitwirkung der Volksrichter dem Verfahren verleihen, allein der Stiefel wird doch sitzen!

Wie dann aber, wenn man sich an *einen* besonderen Vorzug erinnerte, den das Schwurgerichtsverfahren ganz unzweifelhaft vor dem Landgerichtsverfahren hat? sich erinnerte an die Bestimmung der Strafprozeßordnung (§. 140), welche sagt, daß die Vertheidigung in Sachen, welche vor den Schwurgerichten zu verhandeln sind, eine *nothwendige* sei, d. h. daß in diesen Sachen dem Angeschuldigten, der nicht selber einen Vertheidiger wählt, ein solcher *von Amtswegen* zu bestellen sei? Sollte nicht die Abhilfe gegen die beklagten Mängel des Verfahrens vor den Strafkammern auf diesem Weg liegen? Wenn dem Angeschuldigten auch hier stets ein rechtskundiger Vertheidiger zur Seite stände, so müßten doch wohl die Fälle zu einer außerordentlich seltenen Ausnahme werden, in welcher ihm erst durch die Urtheilsgründe sein Vertheidigungsbehelfe zum Bewußtsein kämen, zu einer seltenen Ausnahme, um deren willen man nicht nach dem verwerflichen Mittel der Berufung greifen darf, um so weniger, als fast immer, wenn es sich dabei um erhebliche Benachtheiligung des Angeklagten handelt, die *Wiederaufnahme* des Verfahrens Abhilfe bringen kann.

Die Kosten dieser Ausdehnung der nothwendigen Vertheidigung wären gewiß bedeutend geringer als die der Einrichtung von Berufungsinstanzen, wenn man der (*unmöglichen!*) Erfüllung der Aufgabe, ihr Verfahren unbedingt besser zu gestalten, als das der ersten Instanz, wenigstens sich möglichst anzunähern trachtet.

Ich sehe voraus, daß mein Vorschlag bei den deutschen Justizbeamten, insbesondere den Richtern, wenig Anklang finden wird. In diesen Kreisen wurzelt ja noch ein weitverbreitetes Mißtrauen gegen die Vertheidigung und man kann täglich wahrnehmen, wie die Vorsitzenden der Hauptverhandlungen noch keineswegs durchdrungen sind von der Wahrheit des Satzes, „*daß die Zuziehung eines Vertheidigers gefordert ist nicht bloß im Interesse des Beschuldigten, sondern im höchsten Interesse des*

Staats selbst, da für diesen die Verurtheilung eines Unschuldigen ein Uebel ist, welches die Grundlagen, auf welche er gebaut ist, in Frage stellt."*)

Es wäre daher strenggenommen im Namen der Gerechtigkeit, um das audiatur et altera pars zur vollen Wahrheit zu machen, sogar zu fordern, daß in allen Strafsachen der Anklage eine Vertheidigungsbehörde gegenüberstände, damit die Waffengleichheit zwischen den Parteien hergestellt ist.

Unserer vom Inquisitionsprinzip durchtränkten Praxis gegenüber sind das Utopien. Die Richter inquiriren ja, obschon dies dem § 136 der Str.-P.-O. widerspricht,**) den Beschuldigten bei seiner Vernehmung (die vielmehr als Vertheidigungsmittel aufzufassen ist) und der Vorsitzende geht dabei offenbar von der Annahme aus, daß er einen Schuldigen vor sich habe. Dem sollte ein Riegel dadurch vorgeschoben werden, daß man die Vernehmung des Angeklagten in der Hauptverhandlung beseitigte und an ihre Stelle ein bloßes „Ertheilen des Worts" setzte.

Beileibe aber keine Berufung! Sie würde nur die Schriftlichkeit und die inquisitorische Praxis fördern!

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geographie.

Die Schaffung eines Binnenmeeres in der Algerisch-Tunesischen Sahara.

Die Tagespresse hat die Mittheilung gebracht, daß Ferdinand von Lesseps im März noch einmal, von einer Anzahl Ingenieure und Unternehmer begleitet, das Schottgebiet an der Südgrenze von Tunesien und dem östlichen Algerien bereist hat, um die Roudaire'schen Pläne zur Schaffung eines „Binnenmeeres", wie man sich etwas stark ausdrückt, noch einmal zu prüfen und im günstigen Falle die Ausführung dieses Planes sofort zu sichern. Ob letzteres der Fall sein wird, darüber verlautet im Augenblicke, wo wir dies schreiben, noch nichts Verläßliches. Die französische Regierung hatte bekanntlich einen Ausschuß eingesetzt zur Prüfung dieses Planes, diese hatte sich aber gegen seine Ausführung ausgesprochen, jetzt wo Lesseps die Sache in die Hand genommen hat und die Ausführung lediglich einer Privat-Gesellschaft anheim fallen würde, ist diese vom geographischen, wirthschaftlichen und politischen Standpunkte aus so anziehende Frage in einen neuen Abschnitt eingetreten und es dürfte daher auch hier ein kritischer Blick auf dieselbe erwünscht sein.

*) S. mein Lehrbuch des gem. d. Strafprozeßrechts 1880. S. 423 f.

**) Man vergl. die richtige Bemerkung des Regierungskommissärs Oehlschläger bei Hahn, Die gesammten Materialien zur Strafprozeßordnung. S. 706 (in der 48. Sitzung der Reichstagskommission).

Das Eine ist vor allen Dingen hervorzuheben: durch die Besitzergreifung Tunesiens durch die Franzosen hat dieser Plan, durch einen bei Gabes in der innersten kleinen Syrte zu grabenden Kanal die Gewässer des Mittelmeeres, in die landeinwärts nachgewiesene Bodensenke zu leiten, plötzlich ein ganz anderes Aussehen erhalten. Noch 1879 konnte der berühmte Botaniker Cosson, einer der besten Kenner Algeriens, mit Recht zu dem Schlusse gelangen, daß mit Rücksicht darauf, daß der Eingang zu dem zu schaffenden Binnenmeere nicht in französischem Besitz sei und daher auf demselben nicht nur fremde Waaren, sondern auch Waffen ungehindert nach Algerien eingeführt werden könnten, dasselbe die französischen Interessen in so hohem Grade gefährden werde, daß man es, wenn es vorhanden wäre, zuschütten müsse. Nun ist aber heute auch der Tunesische Theil und der Zugang zu diesem Wasserbecken der Zukunft in Frankreichs Händen, heute kann Frankreich allein alle aus denselben erwachsenden Vortheile genießen, ja noch mehr, es wird dadurch auf fast 400 Km eine sichere Grenze seiner afrikanischen Besitzungen gegen die Sahara und ihre beständig unruhigen Bewohner gewinnen. Dies allein würde schon bedeutende Geldopfer lohnen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen uns nun die Roudaire'schen Arbeiten und Pläne in einem neuen Lichte. Daß die Besitzergreifung Tunesiens schon seit Jahren, wahrscheinlich schon seit dem Aufstande von 1871 und dem Verluste von Elsaß-Lothringen geplant ist, unterliegt keinem Zweifel; ebensowenig kann bezweifelt werden, daß die Küstenvermessungen von Tunesien, unmittelbar im Anschluß an die von Algerien, die 1876 Admiral Mouchez vorgenommen hat, wobei namentlich das so wichtige Biserta und die ganze Westseite des Golfs von Tunis sich besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte, eine Vorbereitung der Besitzergreifung war. Vielleicht gehörten auch die Roudaire'schen Arbeiten zu diesen Vorbereitungen?

Daß im Süden des Atlas-Hochlands eine ausgedehnte Bodensenke vorhanden sei, die bis unter den Meeresspiegel hinabreicht, war schon lange bekannt, durch genaue Messungen ist dieselbe jedoch erst 1873 durch Roudaire am westlichsten der ihre tiefsten Stellen einnehmenden Salzseen (Schotts), dem Schott Melrir nachgewiesen worden. Dem schloß sich dann 1874/75 eine genaue Triangulation und Nivellement des ganzen Depressionsgebietes an, soweit es zu Algerien gehört, bald darauf auch ein solches des tunesischen Antheils und im Winter 1878/79 unterzogen Roudaire und Lesseps, der sich auch dieser Kanalangelegenheit warm angenommen hat, den Isthmus einer genauen Untersuchung, welcher bei Gabes die kleine Syrte von dem östlichsten der Schotts, dem Schott el Dscherid, trennt. Das Ergebniß dieser Untersuchung war entgegen der Ansicht der deutschen Geologen Stache und Fuchs, welche 1875 dort eine allerdings nur flüchtige Untersuchung vornahmen, ein durchaus günstiges, indem es sich erwies, daß dieser Isthmus, der eine Breite von 20 Km hat, nicht, wie jene angenommen hatten, aus schwer zu bearbeitendem, sondern wirklich aus meist losem, sandigem Material besteht und daß auch nur Höhen von höchstens 46 m zu überwinden sind. Aehnlich verhält es sich mit dem nur 10 Km breiten Isthmus, welche den Schott el Dscherid vom Schott el Rharsa trennt. Die Schwierigkeiten, welche sich also der Grabung eines Kanals

entgegensetzen, sind geringe, auch die Kosten, die anfangs auf 300 Mill. Fr. geschätzt wurden, werden jetzt bei besserer Kenntniß nur mehr zu ca. 75 Mill. berechnet.

Es sind also die drei genannten und mehrere kleinere zwischen ihnen liegende Seebecken, welche durch Erhöhung ihres Wasserspiegels und durch Kanäle mit einander verbunden mit ihrer Umgebung eine große binnenländische Salzwasserfläche bilden sollen, deren Ausdehnung anfangs auf 15000 □Km und mehr, jetzt jedoch auf wenig mehr als die Hälfte davon geschätzt wird. Es würde also ein Becken entstehen, das etwa 17 mal so groß wäre, wie der Genfer See, bei einer mittleren Tiefe von ca. 24 m. Die tiefsten durch das Nivellement bestimmten Stellen liegen 31 m unter dem Spiegel des Mittelmeeres. Die Schotts in ihrem jetzigen Zustande sind zum Theil wasserlose, mit einer dicken Salzkruste überzogene Flächen, die nur im Winter und an einzelnen Stellen dauernd Wasser führen, der gröſſte von ihnen, der Schott el Dscherid, ist jedoch sehr tief und seine stark salzhaltigen Gewässer sind fast ganz mit einer 0,70 bis 0,80 m dicken Kruste fast weißen Salzes bedeckt, so daß ihn selbst Karavanen wie über eine dicke Eisdecke zu überschreiten vermögen. Sein Spiegel liegt allerdings 12—15 m über dem Mittelmeere, was aber bei seiner Tiefe nicht hinderlich sein kann.

Von den Vortheilen, welche sich die Freunde dieses Planes von seiner Ausführung versprechen, leuchtet der eine, die Schaffung einer sicheren Grenze, sofort ein und dürfte am schwersten ins Gewicht fallen. Zweifelhafter Natur sind aber die übrigen. So zunächst hofft Roudaire einen Weg für die Schifffahrt bis in die Nähe von Biskra, dem Hauptorte der algerischen Sahara zu schaffen. Demgegenüber ist es sehr zweifelhaft, ob das fragliche Binnenmeer wirklich die angenommene Tiefe erhalten wird, da bei der eigenthümlichen Beschaffenheit der Atmosphäre in jener Gegend, den dort nicht seltenen starken Luftspiegelungen Fehler bei den noch so sorgsamen geodätischen Arbeiten nicht ausgeschlossen sind, die, da es sich um sehr kleine Beträge handelt, leicht verhängnißvoll werden können. Es ist daher eher anzunehmen, daß bei der meist sehr geringen Neigung des Bodens Schiffe sich dem Ufer gar nicht nähern können, diese vielmehr von weiten Sumpfflächen umgeben sein werden in weit höherem Maße, als es jetzt der Fall ist. Es werden also wahrscheinlich sich auch die gesundheitlichen Verhältnisse, die jetzt sehr mangelhafte sind, nicht verbessern, sondern verschlechtern, nicht, wie Roudaire hofft, die sumpfigen, ungesunden Striche mit tiefem Wasser bedeckt und die Ufer des neuen Binnenmeeres dadurch völlig gesund werden. Auch die klimatisch Wirkung dieses Wasserbeckens auf die weitere Umgebung dürfte sehr gering sein Roudaire hofft, daß täglich 900 Mill. Hl Wasser von demselben verdunsten und diese Wasserdämpfe von den vorherrschenden Süd- und Südostwinden nordwärts gegen das hohe Auresgebirge getrieben, starke Niederschläge hervorrufen würden. Er sieht schon im Geiste den ganzen Südhang des Atlashochlands und die ihm vorgelagerte Ebene in fruchtbares Land verwandelt. Daß diese Hoffnungen außerordentlich übertriebene sind, daß der klimatische Einfluß dieses doch immerhin kleinen Beckens ein verschwindend geringer sein wird, bedarf keines weiteren Nach-

weises. Wahrscheinlich ist dagegen, daß eine ganze Anzahl in dem Becken gelegener Datteloasen zu Grunde gehen und andere, dann an die Ufer desselben gerückte in Folge der zunehmenden Feuchtigkeit geringeren Ertrag geben werden. Wir müssen daher nach wie vor daran zweifeln, daß es gelingen wird, etwa durch Gründung einer Gesellschaft gegen Ueberlassung der in Kulturland umzuwandelnden Wüstenstriche und andere Begünstigungen das zur Anlage nöthige Kapital aufzutreiben. Sollte dies aber wirklich gelingen, so erachten wir den Nutzen der ganzen Schöpfung nach wie vor gleich Null, namentlich mit Rücksicht darauf, daß die Franzosen seit mehr als 50 Jahren ungeheure Strecken des herrlichsten Landes in Algerien zur Verfügung haben, ohne daß es ihnen gelungen wäre, denselben durch Besiedelung einen den gebrachten Opfern gegenüber irgendwie in Betracht kommenden Werth zu verleihen. Nach Henke ist ja die Zahl der Italiener und Spanier in Algerien unter den Kolonisten größer, als die der Franzosen, die Einwanderung jener dürfte nach den gemachten Erfahrungen wesentlich abnehmen.

Theobald Fischer.

Theologie.

L. v. Ranke über die Entstehung des Christenthums.

Der soeben erschienene dritte Band der „Weltgeschichte" des Altmeisters unserer deutschen Geschichtsforschung erzählt in seiner ersten Abtheilung die Geschichte der Kaiserzeit bis auf Konstantin den Großen. Zwei Gesichtspunkte sind es, welche dabei mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt werden: einmal die äußere Schranke welche die römische Weltmacht am Widerstand der germanischen Stämme finden sollte, zweitens der Keim der Zersetzung, welcher in ihrem eigenen Innern in Gestalt einer der antiken Gesellschaft und Weltanschauung heterogenen Religion herangedieh. Es hat ein besonderes Interesse, dem Urtheile des berühmten Historikers in letztberührter Richtung nachzugehen, zumal derselbe uns gleich bei der ersten Erwähnung des Namens Jesus Christus mit einer Selbstunterscheidung des Historikers vom religiösen Menschen überrascht. „Indem ich diesen Namen nenne, muß ich, obwohl ich glaube ein guter evangelischer Christ zu sein, mich dennoch gegen die Vermuthung verwahren, als könnte ich hier von dem religiösen Geheimniß zu reden unternehmen, das doch unbegreiflich, wie es ist, von der geschichtlichen Auffassung nicht erreicht werden kann. So wenig wie von Gott dem Vater, kann ich von Gott dem Sohne handeln. Die Begriffe der Verschuldung, Genugthuung, Erlösung gehören in das Reich der Theologie und der die Seele mit der Gottheit verknüpfenden Konfession. Dem Geschichtsschreiber kann es nur darauf ankommen, die große Kombination der welthistorischen Momente, in welchen das Christenthum erschienen ist und wodurch dann auch seine Einwirkung bedingt wurde, zur Anschauung zu bringen". So zweifellos, um nicht zu sagen

selbstverständlich richtig letztere Bemerkung ist, so auffallend berührt vielleicht manchen Leser die ausdrückliche Verwahrung der Orthodoxie. Ein Paar Seiten später kehrt zum Beweis des Werthes, den der Verfasser auf die Scheidung beider Gebiete legt, eine ähnliche Bemerkung wieder: „Niemand wird erwarten, daß ich die Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, wie sie in den heiligen Schriften kindlich und populär, tiefsinnig und erhaben überliefert wird, in die Weltgeschichte einflechte. Die Gebiete des religiösen Glaubens und des historischen Wissens stehen, wie angedeutet, nicht im Gegensatz mit einander, sind aber doch ihrer Natur nach getrennt. Der Historiker kann von dem eigentlich Religiösen abstrahiren, er hat nur die Ideen zu erforschen, welche durch ihre Macht die allgemeinen Bewegungen veranlassen und ihre Strömung beherrschen, und an die Thatsachen zu erinnern, in denen sie sich manifestirt haben“. Im Sinne der orthodox-conservativen Kreise, in welchem die besprochene Weltgeschichte bekanntlich mit besonderem Beifalle begrüßt worden ist, wäre es gelegen, hier sofort an die „Heilsthatsachen“ des apostolischen Symbols, vor Allem an die Auferstehung zu erinnern. Von letzterer ist in der That die Rede, aber freilich nicht anders als wie in einer geschichtlichen Darstellung allein davon die Rede sein kann; als von einer im Bewußtsein der Jünger feststehenden Thatsache. „Der Tod selbst und die Erscheinungen, die ihn begleiteten und ihm folgten, von deren Realität sie so fest überzeugt waren, wie von irgend etwas, das man mit Augen gesehen und mit Händen betastet hat, erhoben ihre Seele zu einer Freudigkeit, die sie bisher nie bewiesen“. Gleich darauf wird nochmals wiederholt: „Ich vermeide auf das Geheimniß einzugehen“.

Dürfen wir das Alles nicht anders als dahin verstehen, daß sich der Historiker, welcher so delikate und z. Th. wirklich unerkennbare Gebiete, wie sie hier berührt werden mußten, beschreitet, den sittlichen Mächten des Maßes, des Taktes und der Pietät am wenigsten entfremdet fühlen darf, so begrüßen wir gern auch die in knappen Zügen gegebene Ausführung von der im Gedanken des Reiches Gottes gipfelnden Ideenwelt Jesu, von der Auffassung seines Berufes und der darin begründeten Tragik seines Geschickes im Großen und Ganzen als einen gelungenen Wurf.

Wenn wir gleichwohl das fünfte Kapitel, welches dem Eintritt des Christenthums in die Welt gewidmet ist, nicht ohne ein Gefühl des Befremdens und mit dem bestimmten Eindruck gelesen haben, daß es unter der Höhe der sonstigen Darstellung geblieben ist, so verweisen wir zur Rechtfertigung dieses Bekenntnisses zumeist auf die Thatsache, daß für denselben Geschichtsschreiber, welcher in den diesem dritten Bande angehängten „kritischen Erörterungen zur alten Geschichte“ die Profanquellen so scharfsinnig auf ihre Glaubwürdigkeit examiniren und die verschiedene Stromtiefe der geschichtlichen Treue so meisterhaft unterscheiden lehrt, eine eigentliche Kritik der neutestamentlichen Geschichtsquellen einfach nicht existirt. Ob das überall als ein Vorzug wird empfunden werden, mag billig bezweifelt werden. Denn allzuweit ist beispielsweise durch Zeller's „Vorträge und Abhandlungen“, durch Hausraths „Neutestamentliche Zeitgeschichte“ und andere im gleichen

Stil gehobener Popularität wie diese Weltgeschichte selbst gehaltene Werke ein Bewußtsein um gewisse Grundfragen der Kritik in weitere Kreise eingedrungen, als daß sich dies schlechtweg ignoriren ließe. Jedermann, der sich ernstlicher für diese Dinge interessirt, weiß z. B., daß zwischen der Darstellung der Apostelgeschichte und den eigenen brieflichen Aussagen des Paulus auf mehr als einem bedeutsamen Punkte seines Lebens erhebliche Differenzen bestehen, welche zu bestimmten Rückschlüssen bezüglich der nur relativen Geschichtlichkeit jener erstgenannten Quelle geradezu nöthigen. So ist z. B. nach Gal. 2, 8. 9 die Judenmission von Haus aus und durchgehend Sache des Petrus, die Heidenmission von vornherein und ausschließlich Sache des Paulus gewesen. Die ausgleichende Apostelgeschichte macht aus beiden divergirenden Wegen vielmehr Anfang und Fortsetzung einer einzigen Linie, und so entsteht das Bild, welches hier ohne Weiteres als das historisch richtige geboten wird: „Was Petrus begonnen, das vollendete Paulus." Jedermann, der sich genauer mit dem Leben Jesu befaßt hat, bemerkt, daß zwischen dem heiligen Propheten und Messias der drei ersten Evangelien, der sich als Offenbarer der Gottheit weiß, und dem nicht mehr aus der Zeit erwachsenen, sondern aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit herniederkommenden und auf jeder Seite seine eigene Göttlichkeit verkündigenden Logos-Christus des vierten Evangeliums ein Unterschied besteht, den man nicht so ohne Weiteres in den Wind schlagen darf. Nur auf Grund des johanneischen Evangeliums, welches selbst schon fast mehr Theologie als Erzählung ist, läßt es sich daher verstehen, wenn wir hier von Aposteln des Meisters lesen, welche ihn, „seinen eigenen Aeußerungen folgend, als Gottheit verkündigten." Damit also dürfte unser Geschichtsforscher schon etwas tiefer, als seinem eigenen Programm zufolge zulässig erschiene, in das „Mysterium" hereingerathen sein!

Holtzmann.

Geologie.

Atlantis rediviva.

Seit Plato im Timäus zum ersten Male die Erzählung vom Untergange eines atlantischen Festlandes außerhalb der Säulen des Herkules vorbrachte, wurde wenigstens im Alterthume dieses vielfach als richtig angenommen, jedenfalls aber die Möglichkeit einer solchen Thatsache nie bezweifelt. Es sprach sich darin die den Alten vollkommen bekannte Erfahrung aus, daß sich Theile von Festländern oder auch ganze Ländermassen heben und senken, mit andern Worten, daß ein Wechsel in der Vertheilung von Meer und Land über die Erdoberfläche dahingehe. Auch bei den naturkundigen Arabern findet man ähnliche allgemeine Vorstellungen. Masudi spricht es in der weitgehendsten Fassung aus, indem er sagt, kein Erdraum bleibe auf die Dauer trocken oder mit Wasser bedeckt. Den ersten richtigen Anschauungen über diese Frage begegnen wir an der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts bei dem großen Künstler Leonardo da Vinci, der in seiner Zeit mit

seinen Anschauungen vollkommen vereinzelt, erst zwei Jahrhunderte später in den Schriften eines Steno und Leibniz Zustimmung und Bestätigung fand. Er lehrte in den versteinerten Meeresthieren den alten Seeboden auf den Höhen der Berge wiedererkennen.

Mehr und mehr nahm diese Frage mit dem Beginne wissenschaftlicher geologischer Forschung an bestimmter Gestaltung zu, und je weniger es mehr bezweifelt wurde, daß über den heutigen Continenten in großer Ausdehnung einst das Meer gestanden habe, um so mehr wurde es von Bedeutung, die verschiedenen fortschreitenden Stadien einer zu- oder abnehmenden Meeresüberfluthung wieder zu erkennen. Laurent Lavoisier, der große französische Chemiker, unterschied zuerst in Gemäßheit der Versteinerungen die bancs pelagiens — gebildet unter tiefem Meere — von den bancs littoraux — gebildet unter seichtem Meere — und letztere in solche, die sich bei abfallendem und ansteigendem Meere erzeugten. Daraus mußte mit Recht geschlossen werden, daß das Meer großen Oscillationen unterworfen war. Zahlreiche Arbeiten, immer sich vermehrend, bis auf Alex. Brogniard und unsere Tage haben die Richtigkeit dieser Unterscheidungen bestätigt. Wenn wir heute ein Lehrbuch der Geologie in die Hand nehmen, so sehen wir darin mit der Folge der Formationen und ihrer einzelnen Glieder auch für jedes derselben angegeben, ob es eine Tiefseebildung, oder eine Küstenbildung ist, ob eine auf- oder abwärts gerichtete Bewegung des Meeresbodens zur Zeit der Entstehung dieser Schichten obwaltete.

So entwickelte sich denn, wie schon aus diesen wenigen Beispielen hervorgeht, die Lehre von der Entstehung der heutigen Vertheilung von Land und Meer im Sinne der alten, sagenhaften Atlantis des Plato, d. h. der Voraussetzung daß die Vertheilung von Wasser und Land im Laufe der geologischen Zeiten zu verschiedenen Malen gewechselt habe; große Regionen des jedesmal bestehenden Landes tauchten unter und verwandelten sich in Meeresgrund, große Regionen des dafür in's Trockene gehoben. Die Gestaltung der Continentalconturen und der Meeresgrundes wurden Meeresbecken, wie sie heute auf unserer Erde bestehen, ist also nur als das Werk der letzten dieser großen Schwankungen anzusehen.

Freilich sind andere Geologen nun auch zu der entgegengesetzten Annahme gekommen, die man als die Lehre von der „Permanenz der Kontinente und Oceane" bezeichnen kann. Prevost, Dana und in neuester Zeit auch Archibald Geikie haben dieser Lehre das Wort geredet. Nach ihr sind die bestehenden oceanischen Becken und ebenso die continentalen Rücken im allgemeinen in ihrer heutigen Ausdehnung ursprünglich in den Erstarrungsvorgängen der Erde bedingt und daher auch mit dieser Erstarrung der Erdoberfläche vorgebildet worden und haben ihre gegenseitige Lage seit jenen ältesten geologischen Zeiten nicht geändert, so daß stets die tieferen Theile der Erdrinde, dort, wo heute die Oceane, die hohen Theile, auch wenn sie partiell überfluthet wurden, dort gelegen waren, wo heute die Continente liegen. Als eine ganz besondere Stütze für diese Annahme wurden die neuesten Beobachtungen des verstorbenen Leiters der bekannten Challenger Expedition, Sir Wyville Thomson, angesehen, wonach nur wenige der den Geologen bekannten Gesteine mit

solchen übereinstimmen, welche sich noch jetzt am Boden der großen Oceane bilden. Es dürften darnach die meisten Bildungen von Gesteinen, wie wir sie in den Continenten kennen, nur unter seichter Wasserbedeckung und nahe den Küsten des alten Festlandes sich vollzogen haben.

In einem überaus interessanten und für jeden auch nicht gerade geologisch fachmännisch geschulten Leser äußerst anregenden Buche bringt der verdiente Direktor der geologischen Landesuntersuchung von Irland, Professor E. Hull,*) diese Frage wieder eingehend zur Erörterung.

Das Werk stellt sich die Aufgabe, in einer Reihe von geologischen Karten die physikalische Geographie der britischen Inseln, d. i. vornehmlich die Vertheilung von Wasser und Land in den aufeinander folgenden geologischen Epochen zur Darstellung zu bringen. Daraus fügt sich von selbst eine Entwicklungsgeschichte dieser Inseln von den ältesten geologischen Zeiten bis auf die Gegenwart zusammen.

Bezüglich der Frage, von der wir ausgegangen, wendet sich der Verfasser zunächst gegen die Annahme, daß die Resultate der Tiefseeuntersuchungen des Challenger eine andere Zusammensetzung des Tiefseeschlammes ergeben hätten, als es z. B. den weitverbreiteten mächtigen Schichten der Kreide entspreche. Im Gegentheil, die Uebereinstimmung ward als eine so große erkannt, daß einige Geologen zu der absonderlichen Meinung kamen, wir lebten überhaupt wohl noch in der Kreideperiode. Zu diesem Pole maßloser Schlußfolgerung liegt dann der jener Annahme entgegengesetzt, daß die Kreide gar keine Tiefseebildung sei, sondern nur in seichtem Wasser als Detritus von Korallenriffen entstanden wäre. Das Richtige liegt auch hier in der Mitte. Auch in der Kreide finden sich Küstenbildungen, z. B. die Faxöekalke von Dänemark, aber im Großen und Ganzen zeigt sowohl das subtile Studium der Substanz, als die großartige Auffassung der Verbreitung der Kreideschichten durchweg wesentlich oceanische Charaktere. Denn die Kreidebildungen haben sich ursprünglich ohne Zweifel über ein Areal ausgebreitet, das von dem jetzigen Westrande Europa's gegen das atlantische Meer ausgehend, Großbritannien, Spanien, ganz Central- und Südeuropa, weite Flächen in Nordafrika, Palästina und Kleinasien umfaßte. Und diese Ablagerungen steigen zu tausenden von Fußen in den Alpen, den Pyrenäen, dem Kaukasus empor, hierdurch weite Ampituden in der Aufwärtsbewegung seit ihrer Bildung andeutend.

Und wenn sich also darin die Existenz eines weiten Oceans über dem heutigen Europa, den Mittelmeerländern und Kleinasien ausspricht, aus dem nur vereinzelte Inseln und Klippen emporragten, so muß daraus schon nach den Gesetzen der terrestrischen Wechselbeziehungen wohl der Schluß gezogen werden, daß eine weite Strecke des nordatlantischen Oceans von der Westküste von Skandinavien und Großbritannien westwärts, mitten im Meere zwischen Europa und Amerika gelegen, damals Festland gewesen sei. Ganz ähnliche Schlüsse ergeben sich aus der Verbreitung

*) Contributions to the Physical History of the British Isles, with a dissertation on the Origie of Western Europe and of the atlantic Ocean. London, E. Stanford 1882. Mit 27 geologischen Karten.

der der ältesten tertiären Periode, dem Eocän, angehörigen, so wohl charakterisirten Nummulitenschichten. Auch sie sind ohne Zweifel unter einem weiten und tiefen Ocean gebildet worden, sie erreichen im Dent du Midi in den Pyrenäen die Höhe von 10500 Fuß, in den Diablerets in den Alpen die Höhe von 10670 Fuß und im westlichen Thibet steigen sie gar bis über 16000 Fuß empor.

Auch für die früheste Tertiärepoche hat also wohl der Schluß noch Gültigkeit, daß wenn fast überall da, wo heute Land ist, damals Meer bestanden, dann auch wohl dort, wo heute Meer ist, Land gelegen haben müsse. Noch bestimmter scheint dieses aber aus einer Betrachtung der ältesten Formationen und ihrer Verbreitung sich zu ergeben.

Die Schichten der ältesten, sog. laurentischen Formation, treten an den Westküsten von Nordeuropa, in Großbritannien und Skandinavien und weiter nach Süden und Osten an den verschiedensten Stellen von Centraleuropa, an den Rändern des rothen Meeres und im oberen Nilthale auf. Mit Recht wird daraus der Schluß gezogen, daß diese laurentische Gneißformation die Unterlage aller übrigen Formationen bildet. Daß sie unter den älteren Gliedern des Silur und des Devon auch da vorhanden ist, wo wir sie an der Oberfläche nicht kennen, das zeigen z. B. Gneißbruchstücke, welche die vulkanischen Schlote des Laacher See-Gebietes durch die jüngeren Schichten hindurch aus der Tiefe zu Tage gefördert haben. So weit wir aus dem Auftreten jener Gneißformation in den Gebirgen zu schließen vermögen, muß sie in einer Mächtigkeit von mindestens 20—30,000 Fuß unter den anderen Formationen ausgebreitet sein.

In der That mehren sich die Beweise für die auch von Hull vertretene Ansicht zusehends, daß die ganze Reihe der krystallinischen Schiefer, welche diese älteste Gneißformation in sehr wechselvoller petrographischer Ausbildung zusammensetzen, erst durch einen gewaltigen Metamorphosirungsprozeß die krystalline Beschaffenheit angenommen haben, daß es ursprünglich Trümmergesteine waren, wie die Sandsteine, die Thonschiefer, die Conglomerate und die Kalke der jüngeren Formationen. Sie alle mußten dann also ursprünglich unter einem alten (archäischen) Oceane zur Sedimentirung gekommen sein.

Seit in den krystallinischen Schiefern des südlichen Norwegens Versteinerungen und in der Serie der silurischen Schichten, so zu sagen, krystallinische Schiefer nachgewiesen worden sind, kann der Annahme Hull's kein sehr wesentliches Bedenken mehr entgegen gehalten werden. Die Entdeckungen von Reusch und Brögger, die in den durchaus krystallinisch entwickelten metamorphischen Schiefern des südlichen Norwegens Trilobiten, Becherkorallen, Brachiopoden in allerdings meist zerstörten und verquetschten Formen aufgefunden haben, führen durch einen so großen Schritt vorwärts in unseren Anschauungen über die alten Gneißformationen, daß sie den Beweis liefern, daß solche Gesteine aus gewöhnlichen Meeressedimenten sich herausentwickeln können.

Ebenso mächtig und verbreitet wie im nordwestlichen Europa begegnen wir den laurentischen Schichten der Gneißformation auch auf der nordamerikanischen Seite des atlantischen Oceans.

Der größere Theil von Canada besteht aus ihnen und von da südwärts tauchen sie unter die jüngeren Formationen zunächst der paläozoischen Aera in den Vereinigten Staaten hinunter.

Gerade der Umstand, daß diese ältesten Gesteine, die sich als Sedimente in einem Meere gebildet haben mußten, auf beiden Seiten den atlantischen Ocean flankiren, drängt unwillkürlich die Frage auf: Wo, wenn nicht dort, wo heute der atlantische Ocean sich findet, soll wohl der Ursprung dieser mächtigen aus der Zerstörung von Festlandsmassen herzuleitenden Ablagerungen zu suchen sein?

So wird man nothwendig zu der Annahme geführt, daß der nördliche Theil des atlantischen Oceans damals als ein Festland trocken gelegt war. Nehmen wir die Tiefe seines Beckens nach den heutigen Messungen im Durchschnitte zu 15000 Fuß an, so muß also doch um mindestens diesen Betrag der jetzige Meeresboden damals höher gelegen haben.

Inmitten des Oceans taucht also nun die alte Atlantis vor unserem durch geologische Erfahrung geschärften Blicke wieder empor: ein Festland mit hohen Gebirgsketten, an der die Erosion mächtig wirksam war, das sich südwärts bis über den 50° erstreckte und auf beiden Seiten von einem Oceane umfluthet wurde, der über die heutigen Gebiete von Nord Amerika einerseits, Europa andererseits in großer Tiefe lagerte. Dagegen existirte der atlantische Ocean im archäischen Zeitalter nicht.

Erst mit dem Beginne der devonischen Epoche trat dauernd ein immer zunehmendes Gebiet in Westeuropa in's Trockene und dementsprechend zog sich die Atlantis unter die Fluthen zurück. Während der ganzen paläozoischen Periode bestand aber dieser große Kontinent noch und das atlantische Meer war nicht vorhanden. Erst mit dem Abschlusse der carbonischen Formation, der Zeit der Bildung der weitverbreiteten Kohlenflötze, tauchte das ganze atlantische Festland unter und aus dem Uebergange weitverbreiteter flacher Lagunen und wenig tiefer Meeresbecken hoben sich die heutigen Festlande empor. Freilich sanken sie später auch wieder unter und zur Kreidezeit mochte dann wohl noch einmal eine Atlantis, wenn auch vielleicht in etwas anderer Lage und Ausdehnung bestehen.

Der Mensch erschien erst nach dem letzten großen Untersinken der Festlande und ihrem Wiederauftauchen in der Nachpliocänen oder Glacialen Periode. Wie weit wird sein Geschlecht Zeuge sein nun noch fernerhin sich abspielender Oscillationen zwischen Festland und Ocean?

A. v. Lasaulx.

Kleine Revuen.

Politische Revue.*)

Summa sequar fastigia rerum.

Frau von Staël behauptet irgendwo, unter der Herrschaft Napoleons hätten alle Leute Herzklopfen gehabt, und Alfred de Musset läßt während der Siege des Imperators

*) Abgeschlossen am 19. April.

ein bleiches und nervöses Geschlecht geboren werden. Wir leben unter einem ruhmreichen und friedliebenden Herrscher in einem Reiche, das seine gewaltige Macht in den Dienst des Weltfriedens stellt, und doch ist es zuweilen, als ob eine nervöse Unruhe durch die Zeit gehe, welche uns sogar körperlich afficirte. Die Ereignisse drängen sich, alles ist im Werden und in Wandlung, und was als Erscheinung hervortritt, schaut uns mit den großen kalten Augen einer Sphinx unheimlich an, als verlange es unerbittlich die Lösung immer neuer Räthsel. Zum Glück besitzt unser Volk die Gabe, sich an das Außerordentliche zu gewöhnen, und so wird denn hoffentlich die nächste Generation nicht bleich und aufgeregt, sondern blühend und kräftig sein, denn ihr Loos ist unzweifelhaft, zu erwerben, was sie ererbt von ihren Vätern hat.

Unter den bedeutenden Ereignissen der inneren Politik, welche nicht weniger als die der äußeren uns jene Betrachtung aufdrängen, nimmt die kaiserliche Botschaft in jedem Sinne die erste Stelle ein. Aber eben deshalb wollen wir dem Gange des Geschehenen folgend, stufenweise zu diesem Gipfel der jüngsten Epoche emporsteigen.

Ehe das preußische Abgeordnetenhaus durch königliche Kabinetsordre vom 16. März bis zum 15. April vertagt wurde, hatte es, in Folge des Stablewski'schen Antrages noch eine Polendebatte, in welcher sich Schorlemer-Alst etwas weiter mit den Polen einließ, als seinen Parteigenossen lieb war. Daß die Polen deutsch lernen, ist ihr eigenes Interesse, daß den Polonisirungsbestrebungen der posener katholischen Geistlichkeit Einhalt gethan wird, ist die späte Erfüllung einer lange versäumten Pflicht. Unrecht geschehen ist diesem Theil unserer Mitbürger dann und wann im Einzelnen, z. B. durch ganz unnütze und eine Versündigung gegen die Geschichte in sich schließende Germanisirung polnischer Ortsnamen. Im übrigen liegt das, was ihnen ein Gefühl des Unbehagens erregt, in Verhältnissen, deren Aenderung wir durchaus nicht wünschen können. Jedenfalls wird ihre Lage um so besser werden, je rückhaltloser sie darauf eingehen, Preußen und deutsche Staatsbürger polnischer Race und Zunge zu sein. Im Herrenhause wurde das gewohnte Stillleben durch eine kleine Kulturkampfsdebatte unterbrochen.

Kulturkampf, Wort von schwerem Gewicht, aber für den Tagesgebrauch willkürlich gestempelt! Wie kann man ein Ende des Kulturkampfes erwarten, da das ganze Leben der modernen Menschheit ein solcher ist? Auf socialem und politischem Gebiete tobt er nicht weniger, als auf kirchlichem, und das vor allem macht ihn für die Verfechter der wahren Kultur so schwer, daß sie immer nach zwei Seiten hin sich zu wehren, das heißt anzugreifen haben. So bekämpfen auch wir auf jedem der genannten Gebiete zwei Gegner: auf socialem Gebiet ebenso diejenigen, welche alles gehen lassen wollen, wie es nach den mechanischen Gesetzen der Natur geht, und diejenigen, welche alles und jedes durch den selbstherrlichen Willen des die Gesellschaft in sich aufsaugenden Staates regeln wollen; auf politischem nicht minder diejenigen, welche den Monarchen zur Wetterfahne machen möchten, an deren Stellung man nur sieht, woher der Wind weht, wie diejenigen, welche durch vermeinte Verfassungslücken in Staat und Reich den thatsächlichen Absolutismus zurückbringen möchten, und endlich auf kirchlichem Boden in gleicher Weise diejenigen, welche die Religion aus der Reihe der das Leben bestimmenden Mächte streichen würden, wenn sie könnten, wie diejenigen, welche die Kirche zur Herrin der Gesellschaft und des Staates machen wollen.

Von diesem unserm Standpunkte aus haben wir uns in der Frage des Kulturkampfes im engeren Sinne schon neulich für die durchaus liberale Forckenbeck'sche Forderung erklärt, daß der Staat, soweit es die von ihm zu vertretenden sittlichen und Wohlfahrtsinteressen gestatten, den Gemüths- und Gewissensforderungen der Katholiken gerecht werde.

Es handelt sich aber dabei vor allem, wenn nicht ausschließlich, um die Spendung und den Empfang der Sakramente. Deshalb begrüßen wir es mit Freude, wenn die Nordd. Allg. Ztg., eine Mittheilung der Berliner politischen Nachrichten wiedergebend, es bestätigt, daß eine dem höchsten Bedürfniß der Katholiken entgegenkommende gesetzgeberische Maßregel von einer Seite, von woher die Initiative zu erwarten ist, wenigstens ins Auge gefaßt wird. „Es dürfte richtig sein," so heißt es dort, „daß gesprächsweise von leitender Stelle darauf hingewiesen ist, wie erwünscht es sein würde, zu einem Zustande zu gelangen, bei dem die Diener der katholischen Kirche die Funktionen der Spendung der Sakramente und des Messelesens unbehindert wahrnehmen könnten." Die Wahrung der Rechte des Staates wird dann ausdrücklich als Bedingung ausgesprochen. Es ist also zu erwarten, daß der Staat, wenn er durch einen durchaus freiwilligen Schritt das Gewissen seiner katholischen Bürger befriedigt, seine Ansprüche der Kirche, oder vielmehr der Kurie gegenüber im übrigen entschieden aufrecht halten wird. Scheitert dann der Friede mit dem Vatikan, so mag er scheitern.

Mit dem Beginn des April ging die Vertagung des Reichstages zu Ende. In der unmittelbar vorhergehenden Zeit erregte der Ausfall der stralsunder Reichstagswahl großes Aufsehen. So recht die Kölnische Zeitung auch hat, wenn sie darin, daß ein Wahlkreis, der sechs Jahre den Konservativen gehört hatte, jetzt liberal gewählt hat, ein Urtheil der durch die wirthschaftliche Politik des Reichskanzlers in ihren Interessen beeinträchtigten Wähler sieht, so muß man sich doch hüten, weitreichende Folgerungen an diesen einzelnen Fall zu knüpfen. Andere Wahlkreise haben unzweifelhaft zum Theil andere Interessen.

In die erste Sitzung des wieder zusammengetretenen Reichstages, am 3. April, brachte die Nachricht, daß socialdemokratische Abgeordnete, vom Kopenhagener Kongreß kommend, theils in Kiel, theils in Neumünster verhaftet seien, ein Moment der Beunruhigung und Befremdung. Da eine Zusammenkunft von Socialdemokraten an sich keine strafbare Handlung ist, etwas weiteres aber gegen die Verhafteten nicht vorzuliegen schien, so begriff man nicht, wie das Vorgehen der Polizei gesetzlich zu rechtfertigen sei, und wunderte sich über dasselbe um so mehr, als der Reichstag erst im Herbste bei der Verhaftung des Abgeordneten Dietze gezeigt hatte, daß er die Immunität seiner Mitglieder zu schützen entschlossen sei. Die Socialdemokraten haben, unterstützt von Fortschritt und Volkspartei, den Antrag auf strafrechtliche Verfolgung der betreffenden Beamten eingebracht. Wenn dieser Antrag auch über das Ziel hinausschießt, so wird er doch das Gute haben, eine Aufklärung darüber herbeizuführen, auf welche neue Auslegung des Gesetzes sich das Vorgehen der Polizei stützt. Der Präsident des Reichstages hat sich bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder andern, durchaus korrekt benommen.

Das erste wichtige Gesetz, welches dem Reichstage zur Berathung vorlag, das über die Erhöhung der Holzzölle, ward in erster Lesung durch einen Beschluß erledigt, welcher die ganze Unberechenbarkeit der Majoritätsverhältnisse des Hauses zeigte. Nachdem die merkwürdige Verwendung geschickt gruppirter statistischer Daten, durch welche der Regierungsvertreter die Nothwendigkeit der Zollerhöhung hatte beweisen wollen, vor allem durch Oechelhäuser auf ihren wahren Werth, d. h. Unwerth zurückgeführt war, wurde, obgleich die den Gesetzentwurf mißbilligenden Parteien die Mehrzahl bildeten, derselbe doch an eine Kommission verwiesen, in Folge des Abfalls einiger Nationalliberalen, welche das Bedürfniß fühlten, einmal ein bischen agrarisch und fiskalisch zu sein. Am 5. April begann, nachdem der die Steuervergütung auf Zucker betreffende Gesetzentwurf (s. Märzheft, S. 415) an eine Kommission verwiesen war, die zweite Berathung der Novelle zur Gewerbeordnung.

Dieselbe ist bis zum 19. April fortgeführt und dann unterbrochen worden, bis die Berichte der Kommission über die noch zur Vorlage eingegangenen Anträge vorliegen werden.

Diese Novelle bestimmt, eine Anzahl wirklicher, und eine Anzahl vermeintlicher Lücken der Gewerbeordnung auszuflicken, zeigt deutliche Spuren der zwei Seelen, welche in der Reichsregierung als Gewerbegesetzgeberin leben. Die eine hält, getreu den alten guten preußischen Traditionen, an der Gewerbefreiheit fest, die andere ist für ausgedehnte Beschränkung des freien Beliebens, für Erweiterung der Polizeibefugnisse und die Abhängigkeit großer Klassen von Staatsbürgern. Dieser Entwurf ist von der Kommission hier und da redaktionell verbessert, in einigen wenigen Punkten sachlich gemildert, in einer größeren Zahl von Fällen verschärft und mit Ergänzungen versehen worden, welche aus der Vorliebe für den Polizeistaat hervorgegangen sind. In den Abstimmungen über die einzelnen Paragraphen schwankte die Wage fortwährend zwischen der Rechten und der Linken, je nachdem die eine oder die andere Seite des Hauses der Vollzähligkeit näher war und je nachdem das Centrum sich entschied. Dies hielt sich nämlich im ganzen auf der Seite der Freunde ausgedehnter polizeilicher Bevormundung, stimmte aber in Fragen von unmittelbar politischer Bedeutung mit der Linken. Die Abänderungsvorschläge, die von dieser Seite kamen, wurden fast alle von Baumbach eingebracht, welcher im gewissen Sinne in die Stellung eingetreten ist, welche im ersten Jahrzent der Bundes- und Reichsg setzgebung sein, bis vor kurzem abwesender Freund Lasker einnahm. Die nationalliberale Partei ist wegen der wenigen Abstimmungen, in welchen sie sich von den übrigen Liberalen getrennt hat, Gegenstand heftiger, aber im ganzen ungerechter Angriffe geworden. Nur in *einem* Falle ist sie vielleicht, in bester volkspädagogischer Absicht, zu weit gegangen. Daß ein Inhaber eines Lokales, welcher gewerbsmäßig Musikaufführungen, Schaustellungen u. s. w. ohne künstlerischen Charakter in seinen Räumen veranstaltet oder veranstalten läßt, auch dann noch einer besonderen Erlaubniß bedürfen soll, wenn er schon als Schauspielunternehmer koncessionirt ist, das ist denn doch des Guten etwas zu viel. Man sollte denken, die polizeiliche Aufsicht und das Strafgesetz böten Handhaben genug, um jede Unsittlichkeit auf diesem Gebiete zu verhindern oder zu strafen. Auch ist es nicht wohl gethan, den Stand der Gastwirthe, in welchem ohnehin das Gefühl, einem *Rechtsstaate* anzugehören, nur schwach entwickelt sein kann, noch tiefer niederzudrücken. Gemeinsam haben die liberalen Parteien von den Tanzlehrern u. s. w., von den Inhabern von Badeanstalten und von den Trödlern harte Bestimmungen abgewehrt und haben die Rechtskonsulenten aus dem betreffenden Paragraphen ganz beseitigt. Ein sehr harter Kampf entspann sich um Artikel X, welcher vor allem vom „Hausirer“ handelt. Die Hausirer haben, ebenso wie die Handlungsreisenden, das Unglück gehabt, sich die ganz besondere Ungnade des Herrn v. Kleist-Retzow, des alten Kämpen der frischen und fröhlichen Reaktion, und seiner Gesinnungsgenossen zuzuziehen. So wahr es nun auch ist, daß die einen wie die andern unter Umständen recht beschwerlich, oder wenigstens unbequem werden können, so ist es doch eines politisch mündigen Volkes nicht würdig, gegen kleine Beschwerlichkeiten mit Gesetzen einzuschreiten, welche hunderttausenden von Menschen ihren Broderwerb, wenn nicht unmöglich machen, so doch schwer verkümmern müssen. Nur da ist eine Einschränkung gerechtfertigt, wo es sich um wirkliche Interessen der öffentlichen Wohlfahrt, Ordnung, Sicherheit oder Sittlichkeit handelt, für die Wahrung dieser giebt aber in der Mehrzahl der Fälle schon die bestehende Gesetzgebung genügende Bürgschaft oder bedarf doch nur geringer Ergänzungen. So reicht es z. B. vollkommen aus, wenn die Kolportage nur durch das Verbot anderer als literarischer Prämien noch weiter beschränkt worden ist,

nach einem mit geringer Mehrheit angenommenen Antrage Baumbach's. Es lag ferner keine ratio darin, wenn die Novelle der Polizei die Macht geben wollte, einen Mann, der als Hausirer für seine Kinder Brot erwerben kann, zu nöthigen, daheim bleibend mit seinen Kindern zu hungern. Liegt hier ein Nothstand vor, so bedarf es neuer Bestimmungen über Alimentationspflicht. Endlich gehört die Forderung, daß der Hausirer anklopfen soll, ehe er ins Zimmer tritt, eher in ein Buch über „den guten Ton in allen Lebenslagen", als in ein Gesetz. Die, leider, durchgegangene Bestimmung, welche dem wandernden Händler verbietet, fremde Wohnungen ohne Erlaubnis zu betreten, wird von der Polizei, ja auch vom Richter schwerlich so harmlos aufgefaßt werden, wie der Regierungsvertreter sie deutete, und ist dann höchst geeignet, dem mit dieser Vorschrift bevorzugten sein Gewerbe und seinen Erwerb zu beeinträchtigen. Glücklicher, als bei diesem Paragraphen, waren die Liberalen bei denjenigen, welche die Handlungsreisenden zu Hausirern degradiren sollten, § 44, 44a. Die socialpolitisch bedeutendste Entscheidung war die Sonnabend d. 14. April gegen Paragraph 107 gefallene, den Paragraphen, durch welchen Ackermann, Kleist-Retzow und Genossen obligatorische Arbeitsbücher für alle Arbeiter einführen wollten. Unter den Gegnern dieser reaktionären Ergänzung der Novelle sprach Oechelhäuser am wirksamsten, der, einst selbst Arbeiter, jetzt Großindustrieller, in dieser Sache kompetent ist, wie kein Zweiter. Daß es übrigens mit dieser Verneinung noch nicht abgethan ist, sondern es darauf ankommt, einen Weg zu finden, auf welchem die in der Frage der Arbeiterlegitimation kollidirenden Interessen ausgeglichen werden, haben wir im Februarheft ausgesprochen (S. 278). Wir heben hier noch einige Entscheidungen von politischer Bedeutung hervor. Die Reichsregierung kann in Nothfällen auch andere, als im Gesetze vorgesehene Gegenstände vom ambulanten Vertrieb ausschließen, (§ 56b), aber, so wurde der Paragraph nach Trägers Antrag ergänzt, vorbehaltlich nachträglicher Genehmigung des Reichstages. Das war die Antwort der Vertretung des deutschen Volkes auf das gegen die Anschauung der Reichstagsmehrheit erfolgte Verbot der Einfuhr amerikanischen Schweinefleisches. Eine andere, mit großer Mehrheit durchgegangene Bestimmung entzieht die Vertheilung von Stimmzetteln dem Bereiche des § 43 der Gewerbeordnung. Es würde damit die Anomalie aufhören, daß jemand, der unentgeltlich Flugblätter vertheilt, wegen unbefugten Gewerbebetriebes bestraft wird. Ob freilich die Novelle Gesetz wird, das ist noch durchaus fraglich. Sie wird in dritter Lesung hoffentlich von einer liberalen Majorität einheitlich umgestaltet werden, ob sie aber die Sanktion der Reichsregierung erhalten wird, ist schon wegen des Paragraphen 56 b zweifelhaft.

In eben jene Sonnabendsitzung fiel die Vorlesung der kaiserlichen Botschaft. Diese Botschaft ist eines der denkwürdigsten Herrscherworte, welche die preußische, ja die gesammte deutsche Geschichte kennt, und eines lange nachwirkenden Eindruckes sicher. Der Kaiser knüpft seine socialen Reformbestrebungen an jene aus dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts an, mit welchen der Name seines Vaters ruhmvoll verknüpft ist. Er weist auf die Botschaft vom 17. November 1881 hin und auf den in Preußen gethanen Schritt zur Entlastung des ärmeren Theils der Bevölkerung. Es ist sein dringender Wunsch, daß auch der Reichstag die Session nicht zu Ende gehen lasse, ohne daß mit dem Krankenkassengesetz auch das Unfallversicherungsgesetz in zweckentsprechender, die Sanktion ermöglichender Gestalt zur Annahme gelange. Dadurch soll es möglich werden, daß dem Reichstag für die nächste Session ein Alters- und Invalidenversorgungsgesetz vorgelegt werde. Der Reichstag möge nun den Reichshaushaltungsetat für 1884—85 schon jetzt berathen, damit wenigstens für die Wintersession die Freiheit von andern Geschäften gewonnen werde, welche erforderlich sei, um wirksame Reformen auf socialpoli-

tischem Gebiete zur Reife zu bringen. „Die dazu erforderliche Zeit ist eine lange für die Empfindungen," fährt der Kaiser fort, „mit welchen Wir in Unserm Lebensalter auf die Größe der Aufgaben blicken, welche zu lösen sind, ehe Unsere in der Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochenen Intentionen eine praktische Bethätigung auch nur so weit erhalten, daß sie bei den betheiligten volles Verständniß und infolge dessen auch volles Vertrauen finden. Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten Uns aber, kein in Unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern, so lange Gott Uns Frist giebt, zu wirken. Darum wollen Wir dem Reichstage durch diese Unsere Botschaft von neuem und in vertrauensvoller Anrufung seines bewährten treuen Sinnes für Kaiser und Reich die baldige Erledigung der hierin bezeichneten wichtigen Vorlagen dringend ans Herz legen."

Der Ton dieser Botschaft ist ein so warmer, der Geist, der in ihr weht, ein so edler, daß selbst derjenige sich ihrer Wirkung kaum würde erwehren können, welchem die aufgestellten Ziele nicht anstrebenswerth erschienen. Aber einen solchen dürfte es weder innerhalb noch außerhalb des Reichstags geben. Ganz Deutschland wünscht, daß dem greisen Kaiser sein so großer, aber auch so uneigennütziger, von reinster Menschenliebe und höchstem Gefühl des Herrscherberufs eingegebener Wunsch erfüllt werden möge und der Reichstag wird unzweifelhaft das Seine thun. Wenn er das nicht im voraus durch eine feierliche Antwort auf die Botschaft ausspricht, so bestimmt die Partei Bennigsen, welche sich gegen eine solche erklärt hat, natürlich nicht der kindliche Zweifel, ob eine verfassungsmäßig gegengezeichnete Kundgebung des Reichsoberhauptes eine parlamentarische Erörterung gestatte, sondern die Rücksicht auf die Unstätheit der Majorität. Es ziemt sich doch wahrlich nicht, die einzelnen Sätze einer Adresse durch wechselnde Mehrheiten zusammenwürfeln zu lassen. In die Berathung des Etats für das Jahr 1884—85 kann der Reichstag jetzt, nachdem das Vorjahr begonnen und die Motivirung des kaiserlichen Wunsches die Gefahr eines Präjudizes beseitigt hat, ohne Verfassungsbedenken eintreten, sobald er ihm vorgelegt ist und die zwischen der ersten und zweiten, oder der zweiten und dritten Lesung stehenden Gesetze abgemacht sind. Von diesen kommt die Krankenkassenvorlage heute, d. h. an dem Tage, wo wir die Revue schließen, zur zweiten Lesung; wann diese Lesung beendet sein wird, läßt sich nicht vorhersagen, denn der Reichstag würde gewissenlos handeln, wenn er eine so wichtige Vorlage übers Knie bräche. Es wird der Etat immerhin erst nach Pfingsten an die Reihe kommen. Auch bei dem Hauptgegenstande der Wintersession, dem Unfallversicherungsgesetz, wird es der höchsten Gründlichkeit bedürfen. Wir wissen freilich im voraus, daß es von gewissen Leuten, welche dem Parlamente nur eine Scheinexistenz gönnen, diesem sehr verdacht werden wird, wenn es nach seiner eigenen Ueberzeugung, und nicht nach der der Regierung verfährt, aber von diesen Leuten geschmäht zu werden, ist für eine Volksvertretung ein ehrenvolles Zeugniß der Gewissenhaftigkeit. Die Erfüllung des kaiserlichen Wunsches dürfte, soweit eine solche überhaupt möglich ist, mehr vom Fürsten Bismarck als von dem Reichstage abhängen. Der Reichstag wird, trotz seiner Zerklüftung, so weit als möglich entgegen kommen, er darf dann aber auch von dem Reichskanzler ein Entgegenkommen erwarten.

Die kaum zu bewältigende Aufgabe, welche den Reichstag bis gegen den Sommer hin zu angestrengtester Arbeit nöthigen wird, wird noch erschwert durch das gleichzeitige Tagen des preußischen Landtages, welcher am 16. April seine Sitzungen wieder aufgenommen hat. In der ersten Sitzung wehrte der Minister von Goßler, der sich nicht zum ersten Male als Hort der freien Forschung zeigt, die Angriffe auf die Vivisektionen

mit einer von ungewöhnlicher Sachkunde zeugenden, scharfen und glänzenden Rede ab. Dennoch setzte von Minnigerode seinen Antrag durch, die betreffende Petition unter Bezeichnung gewisser Gesichtspunkte der Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen. Darauf begann das Haus die Berathung des Eisenbahnetats.

Gleichzeitig mit dem preußischen ist der bairische Landtag versammelt, seit dem 5. April. Von der secedirten äußersten Rechten sind sechs wieder zur Rechten zurückgekehrt, das andere halbe Dutzend hält an seinem Steuerverweigerungsprogramm fest. Die Rechte, d. h. die Ultramontanen mit ihren Schleppenträgern, haben eine treffliche Gesinnungsprobe gegeben. Von den 1900000 ℳ der Nothstandsvorlage wollen die Klerikalen nur 700000 ℳ bewilligen. Die Pfälzer sollen nichts oder doch möglichst wenig erhalten. Es gilt, sie dafür zu strafen, daß sie Pfälzer und liberal sind. Es ist eben die Art der Söhne Loyola's und ihrer Zöglinge, bei Verschiedenheit des Glaubens „Lieb' und Treue wie ein böses Unkraut auszuraufen".

Eine wunderbare Art von Politikern ist der linke Flügel der sächsischen Fortschrittspartei, die Radikalen oder Demokraten. Am 11. März hatten Vertreter der drei liberalen Parteien in Döbeln eine Versammlung abgehalten und einen Kompromiß behufs gemeinsamen Vorgehens bei den bevorstehenden Landtagswahlen geschlossen. Die Parteiversammlung der Fortschrittler hat nun Anfangs dieses Monats den Kompromiß verworfen. In Folge dessen scheint es zu einer Spaltung zu kommen, indem die nicht radikalen Fortschrittler sich an die Secessionisten anlehnen. Die Demokraten werden fortfahren, wie bisher, die Geschäfte der reaktionären Partei zu besorgen.

Vor wenigen Tagen, am 15. d. M., ist der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gestorben, in seinem 61. Lebensjahre. Unser Kaiser verliert in ihm einen Neffen und einen Freund, Deutschland einen Mitarbeiter an seiner Gründung — Mitarbeiter vor allem durch seine Theilnahme am französischen Kriege — Mecklenburg einen wohlwollenden Regenten, der sich in einundvierzigjähriger Regierung die Liebe seiner Unterthanen in vollem Maße erworben hat. Den „mecklenburgischen" Verfassungs- oder Verfassungslosigkeitszuständen ein Ende zu machen, hat der Verewigte trotz alles guten Willens nicht vermocht. Seine Bestrebungen scheiterten an der Selbstsucht des bevorzugten Standes. Sein ältester Sohn, der Erbprinz Friedrich Franz, geboren 1851, tritt eine schwere Erbschaft an. Möge er in der Beseitigung veralteter Zustände glücklicher sein als sein Vater.

Aus einer unerfreulichen Veranlassung müssen wir diesmal Badens gedenken. In der Revue des Januarheftes haben wir das Hugstettener Eisenbahnunglück berührt und dabei an den Ringtheaterbrand erinnert. Wir ahnten damals nicht, daß der Ausgang der Gerichtsverhandlung über diese Katastrophe die Erinnerung an den so großes Aufsehen erregenden wiener Proceß zurückrufen würde. In Wien wurden ein paar Nebenschuldige, wenn wir diesen Ausdruck bilden dürfen, verurtheilt, die nach dem Urtheil aller Welt moralisch am schwersten Belasteten gingen frei aus, weil ihnen juristisch nicht beizukommen war. In Freiburg haben, bei der Verworrenheit des Bildes, welches die Zeugenaussagen und die Gutachten der Sachverständigen boten, die Richter schließlich niemand schuldig sprechen können. Es zeugt von einer wahrhaft rührenden Gutmüthigkeit, wenn es in Baden Leute giebt, die sich über diesen Ausgang freuen und die hoffen, die Verhandlungen würden „hohen und niederen Bahnbediensteten die Schwere und Verantwortlichkeit ihres Dienstes vor Augen stellen." (München. Allg. Ztg., 108 B. S. 4.) Es sind von Zugführern in jenem Processe Stationsvorstehern Pflichtwidrigkeiten, vor allem Verweigerungen der nöthigen Anzahl von Bremsern vorgeworfen worden, welche,

wenn sie auch an diesem Unglück keinen Antheil gehabt haben, in jedem einzelnen Fall eine schwere Gefährdung eines Eisenbahnzuges darstellen. Die betreffende badische Behörde wird jedenfalls Pflichtgefühl genug besitzen, um jetzt, nachdem bestimmte Zeugnisse vorliegen, eine Disciplinaruntersuchung anzustellen und je nach dem Ausgange derselben entweder gegen die Beschuldigten oder gegen die Beschuldiger einzuschreiten.*)

Das Deutsche Reich hat mit Mexiko einen günstigen Handelsvertrag abgeschlossen, dagegen scheinen die mit Spanien zu demselben Zwecke geführten Verhandlungen gescheitert und der Zollkrieg unvermeidlich zu sein. Ob der Starrsinn des spanischen Finanzministers durch das Beispiel, welches Deutschland mit seiner Zollpolitik gegeben hat, verschuldet ist, wissen wir nicht.

Die beiden verbündeten mitteleuropäischen Reiche haben einen neuen politischen Erfolg zu verzeichnen, indem sich Italien jetzt offen an sie anlehnt (s. u.). Ein anderer Erfolg, der speciell Oesterreich-Ungarn gehört, ist der Entschluß der Türkei, den sie nach jahrelangem Sträuben gefaßt hat, von dem serbischen Grenzorte Wranja, wo die von Belgrad südwärts gehende Bahn endigen wird, eine Bahn zum Anschluß an die Linie Mitrowitza-Salonichi bauen zu lassen, welche in diese jedenfalls bei Üsküb im Vardarthal einmünden wird. Die Bedeutung dieser Bahn für den Handel Oesterreich-Ungarns liegt auf der Hand.

Im österreichischen Abgeordnetenhause hat am 15. April die Debatte über die Schulgesetznovelle begonnen. Ueber die Bedeutung dieses Gesetzes haben wir in der vorigen Revue gesprochen (Aprilheft S. 130). Auf Seiten der Liberalen ist im allgemeinen die größere Macht der Beredtsamkeit. Gewaltig sprach Rechbauer gegen das Vorgehen der Mehrheit und die Haltungslosigkeit der Regierung, am schärfsten gegen die Ungerechtigkeit der Polen, welche andern Ländern ein Uebel auflegen wollen, welches sie selbst von sich abwälzen: aber seine Rede war zahm gegen die des Ruthenen Tomasczuk. Der schneidige Redner warf der Majorität wie der Regierung eine faktiöse Politik vor. Er brandmarkte den Interessenschacher, welcher getrieben werde, geradezu als Korruption. Diese beispiellose Verurtheilung beispielloser Zustände wurde von den Angegriffenen mit merkwürdiger Ruhe hingenommen, wie sie Geschäftsleuten das Bewußtsein gewährt, ein gutes Geschäft zu machen. Nach ihm gelang es dem Ritter von Schönerer, welchen der furor antisemiticus zum Verfechter der Schulnovelle machte, auf allen Seiten des Hauses einen Erfolg zu erzielen, wenn auch nicht den beabsichtigten ernsthaften. Am folgenden Tage sprach der Unterrichtsminister. Eigentlich bestätigte er nur die Anklage Tomasczuk's, daß das Ministerium schlechte Gesetze durchgehen lasse, um die Majorität zusammenzuhalten. Wenn dieses Heft die Presse verläßt, wird das Schicksal der Novelle entschieden sein, wahrscheinlich, trotz der Secession von einigen Jungtschechen, im Sinne der Reaktion.

Ungarn hat in dem Judex curiae Majlath einen hochverdienten Staatsmann verloren. Obschon ein Gegner der Revolution von 1848 und höchst maßvoll in seinem Eintreten für das historische Recht seines Vaterlandes, stand er doch bei allen Parteien in höchster Achtung und die scheußliche Mordthat, durch die er hinweggerafft wurde, rief eine wahrhaft nationale Trauer hervor. Der letzte Theil der Verhandlungen über das Mittelschulgesetz entbehrte nicht ganz mildernder Momente. So wies Tisza und die Majorität den Antrag, von 1887 an die ungarische Sprache zur Vortragssprache der Mittelschulen zu machen und ebenso das Verbot auswärtiger Unterstützung ungarischer Schulen

*) Inzwischen hat der Großherzog in lobenswürdigster Weise eine energische Anregung zur Beseitigung der hervorgetretenen Uebelstände gegeben.

zurück. Das ist nicht eben viel, aber der durch das Mittelschulgesetz entstehende Zustand ist doch keineswegs ein solcher, der den betreffenden Kreisen der Deutschungarn die Erhaltung ihrer Sprache und Nationalität unmöglich machte. In derselben Sitzung, in welcher das Gesetz unter Eljenrufen zur Annahme gelangte, beantwortete Tisza die Interpellation Helfy's in Betreff der Tripelallianz. Er bestätigte in seiner etwas konfusen Antwort wesentlich, was jeder Unbefangene aus Mancinis Rede herausgehört hatte.

Die beiden Mancini'schen Reden, deren zweite die fast endlosen Debatten über Italiens auswärtige Politik zum Abschlusse brachte, sind das wichtigste, was aus diesem Lande zu melden ist. Die erste große Staatsrede hielt der Minister des Auswärtigen am 13. März. Er verdammte das Treiben der Irredentisten in einem von dieser Stelle noch nicht vernommenen Tone, bezeichnete sie geradezu als Feinde der Monarchie und sprach es dann als das wichtigste aus, daß Italien durch ein herzliches Einvernehmen mit Deutschland und Oesterreich aus seiner Isolirtheit herausgekommen sei. Am 11. April sprach Mancini, nachdem sich inzwischen die Norddeutsche Allgem. Zeitung über das Wesen des Einvernehmens in friedlichstem, aber in Frankreich dennoch Empfindlichkeit weckenden Sinne geäußert hatte, zum zweiten Male über diesen Gegenstand, diesmal im Senate.

Man erfuhr jetzt, daß das Bündniß schon etwa ein Jahr bestanden habe. Daß der Minister gleichzeitig den Wunsch eines guten Einvernehmens mit Frankreich aussprach und auf die freundliche Beziehung zwischen beiden Ländern hinwies, schwächt die Bedeutung der von ihm mitgetheilten Thatsache nicht ab. Gewisse französische Sympathien bei den Italienern sind etwas natürliches und werden, da sie mehr Gefühls- oder Geschmackssache sind, so lange das jetzige oder ein ihm an politischer Einsicht nahe stehendes Ministerium an der Spitze Italiens steht, den engeren Anschluß an die Centralmächte nicht beeinträchtigen. Das beste, was über diese Sache gesagt ist, enthält jener so lichtvolle und männische Brief, welchen der ausgezeichnete italienische Diplomat Graf Cadorna an den Herausgeber dieser Zeitschrift gerichtet hat. Die Bedeutung, welche das Uebereinkommen gerade für Italien hat, wird voll gewürdigt und die Gefahr, welche der jungen Einheit dieses Landes von Frankreich, dem Bundesgenossen seiner inneren Feinde, droht, in helles Licht stellt. Cadorna hält den Erben des alten gallischen Geistes einen Spiegel vor, den dieselben wohl schelten, aber nicht lügen strafen können.

Frankreich fühlt sich einsamer als je. Das chauvinistische Gebahren der von dem Minister des Aeußeren inspirirten Blätter bestätigt lediglich diese Thatsache. Die Lärmen gleicht dem Singen der Kinder im Dunkeln. Frankreich denkt übrigens sehr ernst daran, sich außerhalb Europa's zu entschädigen für den in Europa verlorenen Einfluß. Die Operationen in Tonkin haben schon begonnen, wenn auch einstweilen unter dem Schein aufgezwungener Vertheidigungsmaßregeln. Inzwischen wird der Fregattenkapitän Kergarадec nach Hué abgehen, „um dem Kaiser von Anam einen neuen, die Rechte Frankreichs genauer präcisirenden und besser garantirenden Vertrag zu überreichen. Wenn der Kaiser denselben nicht annimmt, so werden wirksamere Maßregeln für die Ausführung der Verträge von 1874 ergriffen werden". So meldet der Temps.

Um ein solches Vorgehen zu ermöglichen, ist der Gesandte Bourrée in Peking, welcher in einem Vertrage die Oberhoheit China's über Anam anerkannt hat, abberufen worden. Es steht also fest, Frankreich, welches seit 1862 Nieder-Cochinchina, d. h. das Mündungsgebiet des Mekong besitzt, nimmt nach dem südlichsten jetzt den nördlichsten Theil des Landes, das ihm ja durch das „Protektorat" schon halb verfallen war. So wird die Artischoke blattweise verspeist. In Afrika haben die Franzosen einen neuen Erfolg auf-

zuweisen. Während die Senegalbahn, welche durch das Flußthal von St. Louis tief landeinwärts und endlich zum Niger hinüberführen soll, mächtig vorschreitet, hat Oberst Desbordes mit seiner Expedition den letzteren Fluß bei Bamakere (Bamaku?) erreicht. „Die französische Flagge weht über dem Niger". Das französische Vorgehen am Senegal und Niger ist weit aussichtsvoller, als das am Congo. Beide haben übrigens das gemein, daß man vom Meere aus auf dem Thalwege eines kleineren Flusses zu einem zu Wasser nicht zu erreichenden aufwärts gelegenen Punkt eines größeren vordringt.

Im Innern hat Frankreich endlich Ruhe. „La province vomit la politique." Wie wahr dieses Wort ist, hat das Schicksal gezeigt, welches die von der Clemenceau'schen Liga aufgestellte Forderung einer Verfassungsrevision in den Generalräthen gehabt hat. Nur zwei haben sich für eine solche ausgesprochen. Inzwischen scheint sich die Lage der Pariser Industrie gebessert zu haben, aber der große Strike der Marseiller Hafenarbeiter zeigt, daß die sociale Frage jeden Augenblick in ihrer ganzen Furchtbarkeit Lösung heischend anpochen kann.

Rußland athmet gegenwärtig einigermaßen auf. Wir haben natürlich dabei nur denjenigen Theil des Volkes im Sinne, welcher das Bestehende wohl reformiren, aber nicht zerstören will. Der Selbstmord Makoff's, welcher mehr ein Opfer fremder als eigener Unredlichkeit geworden zu sein scheint, und das Einschreiten gegen den vornehmen Kassendieb Persilieff scheint, in Verbindung mit zahlreichen anderen Entdeckungen, Untersuchungen und Bestrafungen die Hoffnung zu wecken, daß es der Regierung gelingen werde, die Korruption in der Verwaltung einzudämmen. Die friedliche und versöhnliche Haltung der Regierung und der ihr nahestehenden öffentlichen Organe, nicht nur dem Auslande gegenüber, sondern auch in der baltischen Angelegenheit, sowie die, wie es scheint feststehende Absicht des Kaisers, den dreizehn Millionen russischer Sektirer endlich volles Staatsbürgerrecht zu geben, gewähren eine gewisse Aussicht auf eine ungestörte friedliche Entwicklung. Was freilich auf der Balkanhalbinsel gebraut wird, weiß niemand. Endlich sind die Nihilisten, wie es scheint, jetzt weniger gefährlich, als seit Jahren; ihre Organisation ist, wenn nicht ganz zerrissen, so doch lückenhaft geworden und es fehlt ihnen an Geldmitteln, seitdem die Furcht ihnen nicht mehr die Reichen tributär macht. Vor allem aber scheinen sie in einem Theile derjenigen, deren Prozeß am 9. April in Petersburg begonnen und am 17. mit 6 Todesurtheilen und einer Anzahl anderer Straffestsetzungen geendet hat, ihre hervorragendsten inländischen Führer verloren zu haben. Einen zweiten Bogdanowitsch werden sie schwerlich haben. Doch ist damit noch keineswegs der ungestörte Verlauf der Moskauer Krönungsfeier verbürgt. Ausgerüstet mit den furchtbaren Zerstörungsmitteln der Neuzeit, kann auch ein einzelner Verbrecher namenloses Unheil anrichten.

Solches Unheil ist es, vor dem wochenlang ganz England erbebte. Der Dynamitkrieg, welchen O'Donovan Rossea dem englischen Volke angekündigt hatte, hörte auf, ein leeres Schreckgespenst zu sein, als am 15. März eine heftige Explosion das Gebäude des auswärtigen Amtes erschütterte. Seitdem galt von London das Dichterwort

> Ueber einem Höllenschlunde steht
> Die bange Stadt, gewärtig jede Stunde,
> Daß es mit Donners Krachen sich entzünde.

Aber die Polizei entwickelte eine bewundernswürdige Thätigkeit. Es gelang ihr, eine ganze Anzahl von Sendlingen des ruhig in New-York sitzenden Hauptmannes der Mörderbande mit wichtigen Papieren zu verhaften und an verschiedenen Orten größere Mengen von Dynamit und Nitroglycerin mit Beschlag zu belegen. Zugleich that die Gesetzgebung ihre Schuldigkeit. In nicht viel mehr als 24 Stunden durchlief eine Bill alle Stadien der Gesetzgebung, welche die zu verbrecherischen Zwecken geübte Fabrikation von Spreng-

stoffen mit den härtesten Strafen belegt. Da kehrte endlich eine gewisse Zuversicht wieder und man glaubte an die Möglichkeit, das in der Weltgeschichte beispiellose Verbrechen in jedem Falle rechtzeitig ersticken zu können. In Amerika ist inzwischen einiges geschehen, um von dem Lande die Schande abzuwenden, daß es den völkerrechtswidrigsten Unthaten gegen eine blutsverwandte befreundete Nation eine Freistatt gewähre — vor allen hat Pennsylvanien ein Gesetz gegen die Vorbereitung Rossa'scher Verbrechen erlassen — aber noch nicht ausreichendes.

In Dublin wurde am 13. April das erste Todesurtheil über einen der Phönixparkmörder, Brady, gesprochen. Für das Rechtsgefühl des Kontinentalen hat es etwas Unerträgliches, daß derjenige von der Mörderbande, welcher wegen seiner Bildung der strafbarste von allen ist, Carey, als Kronzeuge dem Galgen entgeht. Indessen es ist britische Art, das Recht vor allem aus dem Gesichtspunkte des Schutzes der Gesellschaft zu betrachten. Zum Schlusse wollen wir es als ein Ereigniß, welches in Deutschland vielfach bittere Empfindungen erregen wird, hervorheben, daß die Regierung der Kolonie Queensland die Frechheit gehabt hat, von der Insel Neu-Guinea formell Besitz zu nehmen. Das geht doch noch über die sonstige Anmaßung der raptores orbis hinaus.

Literarische Revue.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, als vor einigen Jahren, zugleich mit Georg Ebers' „Der Kaiser", ein Roman eines bis dahin in der Belletristik nicht an die Oeffentlichkeit getretenen Schriftstellers, George Taylor, erschien, der unter dem Titel „Antinous", dieselbe Kulturperiode und dieselben historischen Persönlichkeiten und psychologischen Probleme behandelte, wie das neueste Werk des viel gepriesenen Egyptologen. Der Liebling der Mode erzielte selbstverständlich einen weit glänzenderen äußeren Erfolg, als der bisher unbekannte Autor, der keine Rücksicht darauf genommen hatte, sein Werk neben Geibel'scher und Sturm'scher Goldschnittlyrik für die Bücherbrette" unserer jungen Damenwelt hoffähig zu machen, aber die ernsthafte Kritik wurde sofort auf den neuen Autor aufmerksam, der seinem Stoffe mit wissenschaftlichem Ernste zu Leibe ging, dem jede verhüllende Schönfärberei fremd war, und der sich nicht damit begnügte, ein buntes Kostümfest vor den Augen des schaubegierigen Publikums in Szene zu setzen, sondern den Schwerpunkt seiner Arbeit in die getreue Schilderung der jene Zeit durchflutenden geistigen Strömungen legte und mit seltenem Scharfblick in die tiefsten Tiefen der menschlichen Seele schaute. Man fühlte, die Darstellung Taylor's sei treu und echt, und freute sich der rücksichtslosen Wahrheitsliebe des Historikers, welche lieber auf eine Wirkung des Romans in weiteren Kreisen verzichten, als der modernen Sentimentalität und Oberflächlichkeit irgend welche Konzessionen machen wollte. Wie Taylor die Anregung zu seinem „Antinous" von der bekannten Büste des schönen bithynischen Jünglings empfing, so knüpft er auch den Faden seines Romans „Klytia" (Leipzig, Hirzel) an ein Werk der bildenden Kunst, der Plastik an, an jene Klytiabüste des britischen Museums, die in zahllosen Abgüssen über die ganze Welt verbreitet ist und die der Autor selbst beschreibt wie folgt: „Man konnte kein lieblicheres Bild eines in das süße Traumleben junger Liebe versunkenen Frauengemüthes schauen. Die träumerisch gesenkte Stirne, der süß wie zum Kusse verzogene Mund, die blühenden Wangen, und die ganze Fülle der Gestalt, auf die die Natur verschwenderisch jeden Reiz ausgeschüttet hatte, geben ein vollendetes Bild der Schönheit, dem der Künstler nicht zu widerstehen vermochte. — Die Basis formte er als Blumenkelch. — — Symbolisch sollte dieser duftige Kelch der Blume, in dem Klytia hier versank, an das traumhafte Blumenleben junger Liebe mahnen, an den süßen ahnungs-

vollen Duft eines holden Frauengemüthes, dessen Leben zur Hälfte ein Pflanzenleben ist." Die Kunstgelehrten streiten darüber, ob die Büste antiken oder modernen Ursprungs sei, und wir schließen uns mit Taylor der letztern Auffassung an, welcher ihre Entstehung an das Ende des sechzehnten Jahrhunderts verlegt. Sonnenwende, Wegewarte, heißt die blaue Blume, von der Wissenschaft prosaisch als Cichorium L. bezeichnet und als solche das vielgeschmähte Surrogat der arabischen Bohne, in welche einst, nach hellenischer Sage, der zürnende Sonnengott die in Liebe zu ihm erglühte Klytia verwandelt, und die nun am Wege steht und ihr Antlitz vom Aufgang bis zum Untergang dem fernhineilenden Geliebten zugewendet hält. Die sehnsüchtige Sonnenliebe dieser Blume ist symbolisch für das Herzensschicksal der schönen Lydia, der Tochter des weisen Eraſt, Leibarztes und Rathgebers des dicken Kurfürsten Friedrich's III. von der Pfalz, deren Herz in unwandelbarer Treue an dem unheilvollen Manne hängt, welche ihr und den Ihrigen unsägliches Elend bereitet. Doch über die Liebesgeschichte hinaus erhebt sich der Roman zu einem vollausgestalteten Kulturbilde jener Epoche; der heitere, kunstfreudige Geist der Renaissance und der puritanische Zelotismus der kalvinistischen Lehre treten sich in schroffem Gegensatze gegenüber; neben beiden vollzieht der Jesuitismus seine dunkle, geräuschlose Maulwurfsarbeit, treiben Herenspuk und Aberglauben ihr unheimliches Wesen, retten sich Vernunft und ehrliches Wollen in die bäuerlichen Kreise der Täufer. Alle diese theils parallel nebeneinander, theils diametral gegeneinander laufenden Strömungen sind von dem Autor ebenso im Einzelnen vortrefflich charakterisirt und in ihren Hauptvertretern mit überzeugender Wahrheit zur Erscheinung gebracht, wie es ihm gelungen ist, die sich naturnothwendig ergebenden Konflikte künstlerisch zu gestalten und zur Wirkung zu bringen. Dadurch, daß jede einzelne seiner Personen, der Jesuit Pigavetta, gewissermaßen der treibende Motor der Handlung, Felix Laurenzano, der Bildhauer und sein Bruder Paolo, der verkappte Jesuit, die eigentliche Hauptfigur des Romanes, deren seelischer Wandlungsprozeß eine ebenso kühne wie glänzende dichterische Leistung genannt werden muß, denn der Gelehrte Eraſt, der Täufer Werner, die Pfarrer Sylvanus, Neuser u. s. w. — daß alle diese Personen, von ihrem individuellen Leben abgesehen sich als typische Vertreter bestimmter geistiger Richtungen darstellen, gestaltet sich der Roman, der es außerdem vermeidet, hervorragende geschichtliche Persönlichkeiten in seine Kreise zu ziehen und damit der Geschichte mehr oder weniger Gewalt anzuthun, zu einem historischen im besten Sinne des Wortes. Man könnte im Einzelnen gegen die Oekonomie desselben vielleicht Einspruch erheben und namentlich die allzu breite Behandlung der Herengeschichten tadeln, indessen sind wir Modernen von unserm Bildungsstandpunkte aus nur gar zu sehr geneigt, den Einfluß, den jene Anschauungen in damaliger Zeit hatten, zu unterschätzen, und heute, wo Marpingen und Dittrichswalde in den Köpfen spuken, ist eine eingehende Schilderung jener geistigen Verirrungen, welche die Kirche aufs Beste in ihrem Interesse auszubeuten wußte, vielleicht doch nicht ohne Verdienst.

Den Mittelpunkt der Handlung bildet die innere Umkehr des Jesuiten Paolo Laurenzano, der, ein gelehriger Schüler und weiland primus omnium des Kollegs zu Venedig, nach der Pfalz geschickt wird, um in der Maske eines protestantischen Geistlichen dem Orden das verlorene Terrain zurückzugewinnen. Pigavetta, ein Charakterkopf von echtestem Schnitt, ist der geistige Leiter seiner Schritte, die ihn tiefer und tiefer in Lüge und Schuld verstricken, bis die Liebe zu einem reinen Mädchen und das nicht mehr zurückzudrängende Bedürfniß seines Herzens nach Wahrheit, Klarheit, Freiheit ihn zum Abwerfen aller äußeren und inneren Fesseln treiben, und, nachdem er die schwersten geistigen und körperlichen Qualen siegreich überstanden, aus dem Werkzeug des Ordens, das Verstand, Vernunft, Gewissen und Willen zum Opfer gebracht, zu einem evangelischen Pfarrer in einem zurückgezogenen Schwarz-

waldborfe machen, der nur den Segnungen mildthätiger, tröstender, erhebender Liebe lebt. Die geistige und ethische Bedeutung dieser Wandlung spricht der Täufer Werner in folgenden Worten aus, in denen auch die Idee des Romanes fixirt ist: „Der Geist wird nicht äußerlich im Dogma und nicht im Kultus, sondern nur im Leben. Nur da erscheint er also, daß man ihn sieht und spürt und hört. Was recht gehandelt sei, wissen wir sicherer, als was recht gelehrt sei. Darum ist das der rechte Glaube, daß ihr den Willen Gottes thut, nicht daß ihr Lehrsätze ersinnt, über die unsichtbaren Dinge, die nicht des Menschen sind, sondern Gottes."

Auf die Peripetien dieser hochinteressanten psychologischen Entwicklung können wir hier nicht weiter eingehen; diese wie die parallel laufende Entwicklung Lydia's von der Jungfrau zum Weibe geben dem Verfasser Gelegenheit zu einer Reihe sorgfältig ausgeführter, ergreifender, oft erschütternder Seelengemälde. Was die technische Seite des Romans anbetrifft, so begnügen wir uns mit dem Hinweis, daß die Spannung der Handlung nichts zu wünschen läßt, eine Reihe humoristischer Episoden in dem überwiegend tragischen Bilde willkommene Abwechslung gewähren, die äußere Szenerie, Heidelberg mit dem Schlosse, liebevoll und poetisch ausgemalt ist, und der Dichter sich einer sehr objektiven Darstellungsweise befleißigt und nirgends mit einem Zettel voller Sentenzen im Munde hinter den Koulissen hervortritt. Somit zählt Taylors Werk zu den hervorragenderen Schöpfungen unserer Romanliteratur und wird manch schillerndere Eintagsfliege überleben.

An Werken der erzählenden Prosa liegen uns sonst noch vor: „Drei neue Novellen", von Ferdinand von Saar (Heidelberg, Georg Weiß), und die ersten vier Bändchen von Sacher-Masochs gesammelten Novellen, enthaltend: „Der Ilau"; „Der Juden-Raphael"; „Der alte Kastellan" und „Hasara Raba" (Leipzig, Morgenstern). Besonders aufmerksam möchten wir auf eine neue Sammlung von Novellen des schweizerischen Dichters Alfred Hartmann machen, welche unter dem Titel: „Auf Schweizererde" bei Wyß in Bern erschienen sind. Alfred Hartmann ist trotz vieler vortrefflicher Publikationen („Junker und Bürger", „Memoiren des Kanzlers Hory", „Schweizernovellen", „Kilt-abendgeschichten", „Fortunat", „Der gerechte Branntweinbrenner" u. a. m.) bei uns im „Reiche" noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt. Die „Deutsche Revue" hat in den letzten Jahrgängen verschiedene seiner besten Novellen gebracht, und wir freuen uns namentlich in dem vorliegenden Bande der prächtigen humoristischen Erzählung: Autochthonen und Touristen" wieder zu begegnen, die wir neben „Tannenbaum und Dattelpalme" zu seinen besten und frischesten Leistungen rechnen. Auch die zweite Erzählung „Orgetorix" ist namentlich in der Schilderung des unbeholfenen zerstreuten Gelehrten und seiner ersten Brautschaft von liebenswürdigem Reiz; nur hätten wir gewünscht, daß der einfache Gang der Erzählung nicht durch das Hineingeheimnissen der holländisch-batavischen Trauungs- und Erbschaftsgeschichte verwickelt worden wäre. Dieselbe ist überflüssig und zerstreut das Interesse. Von köstlichstem Humor und ergötzlichster Ironie ist der Kulturkampf en miniature, der in dem vom Staate geschlossenen Kloster zwischen dem Korporal Habermann und dem Bruder Sakristan geführt und schließlich durch die allesversöhnende Liebe beigelegt wird. Den Lesern der „Revue" brauchen wir die Sammlung nicht weiter zu empfehlen. Außerdem liegt uns die Uebersetzung von Georges Ohnet's: „Sergius Panin" vor (Basel, M. Bernheim), deren Besprechung an anderer Stelle wir uns vorbehalten.

Die Lyrik der letzten Monate haben wir im vorigen (April-) Heft eingehender besprochen. Wir freuen uns, jetzt auch den Eingang der schon damals angekündigten

dritten Auflage von Martin Greif's „Gedichten" (Stuttgart, Cotta), anzeigen zu können. Dieselbe ist gegen die zweite Auflage um ungefähr fünf Druckbogen vermehrt. Unter dem allgemeinen Charakter von Greif's Lyrik haben wir uns in dieser Zeitschrift schon gelegentlich der zweiten Auflage ausgesprochen (s. Jahrgang 1881, Heft II, Literarisches). Greif ist weit mehr ein Dichter der Empfindung, als der Reflexion, und so gelingt ihm das Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne und namentlich das Naturbild weitaus am besten. Lieder, wie „An den Mond" (S. 112), „Stromwildniß" (S. 120) und zahlreiche andere, gehören zu den Perlen unserer Lyrik, und trotz einer Kritik, die sich an Aeußerlichkeiten und formale Eigenthümlichkeiten klammert, hat Greif in seiner Richtung unter den modernen deutschen Lyrikern kaum einen ebenbürtigen Nebenbuhler, und poesievolle Stimmungsbilder, wie die eben zitirten, finden wir nur bei Mosen oder Lenau. Auch den Balladenton trifft er meist äußerst glücklich, nur daß die Grenze zwischen naiver Poesie und Banalität nicht überall streng festgehalten ist und das Bestreben, den Ton der Volksballade zu treffen, doch zu gelegentlichen Abschweifungen in's Triviale oder Manirirte führt. Wir würden bei einer ferneren Auflage gern eine noch strengere Sichtung eintreten sehen, als sie der Dichter bis jetzt hat walten lassen; solche formale Kunststückchen, wie z. B. „Der Königssohn" (S. 183) mit seiner ungelenken Schlußzeile sind weit eher geeignet, oberflächlichen Spott herauszufordern, als den Ruhm des Dichters zu mehren. Immerhin kommt auch in den Balladen das Mißlungene neben der Fülle des Schönen und wahrhaft dichterisch Angeschauten und Empfundenen kaum in Betracht. Dasselbe gilt auch von den „Gedenkblättern", „Widmungen", und „Sinngedichten". In einem der letzten apostrophirt der Dichter sehr energisch die „literarischen Todtschweiger" —: „— — — doch ganz anderer Art ist eure infame Gewohnheit — denn ihr verschweiget allein, was ihr verkündigen sollt." Das ist derb, allein aber in den meisten Fällen zutreffend, und über die Todtschweigerei und Cliquenwirthschaft ließe sich ein dickes Kapitel schreiben. Nicht minder zutreffend ist es aber, daß sich das Gute weder todtschweigen, noch todtlästern läßt, und mag die allgemeine Anerkennung langsam reifen am Ende bleibt sie nicht aus. Dafür ist auch der schöne Erfolg Martin Greif's ein klassisches Zeugniß. Und zugleich ist es ein tröstlicher Zeugniß, daß das Interesse für die echte Dichtkunst noch nicht erloschen ist, wenn ein Lyriker von seiner Eigenheit und seinem Eigensinn — in der guten Bedeutung — der dem Tagesgeschmack nie nachgegeben hat, sondern unbeirrt seine einsamen Pfade gewandelt ist, statt selbst zu verflachen, die Leser zu sich heraufzuziehen weiß. Daß dies Greif allmählich gelungen ist, ist der klarste Beweis für seine große Begabung. — Wir schließen hieran die Anzeige eines anderen poetischen Werkes, einer Art von Reisebriefen in Versen, die Georg von Oertzen unter dem Titel „Vera bei Poetenlicht" bei Trewendt in Breslau hat erscheinen lassen. Der Verfasser hat sich bisher durch eine gedankenreiche Gedichtsammlung: „Eigene Wege" und durch verschiedene Sammlungen von Epigrammen, Gnomen, Sentenzen, Spruchdichtungen und dergleichen einen rühmlich bekannten Namen gemacht. Der lehrhafte Zug seiner Poesie tritt in diesem Werke in den Hintergrund und macht einem liebenswürdigen Plauderton Platz, der mit leichtem Humor, und wo es angemessen ist, mit poetischem Schwunge die Schönheiten des goldenen Hornes und das gesellschaftliche und öffentliche Leben Konstantinopels in formvollendeten Versen schildert.

In der dramatischen Literatur herrscht eine gewisse Oede. Richard Voß, der Verfasser des widerwärtigsten Buches, welches seit vielen Jahren in deutscher Sprache erschienen ist, der „Scherben", hat eine Tragödie, „der Mohr des Zaren", erscheinen lassen, welche in Anlehnung an ein Fragment Puschkins die Heirathsgeschichte einer

russischen Hofdame und des Leibmohren Peters des Großen, Ibrahim, in der sehr vergröberten Manier von Benedict und Beatrice zum Vorwurf hat. Wohl in Rücksicht auf die Bühne, hat der Verfasser seiner krampfhaft-sinnlichen Phantasie, die sich sonst in unmöglichen Bocksprüngen zu ergehen pflegt, Zügel angelegt, in Folge dessen ist seine Tragödie aber trotz eines gewissen Schwunges der Diktion noch matter und trivialer ausgefallen, als seine früheren Straßen- und Boudoirgeschichten. Die Charakterzeichnung ist flüchtig und oberflächlich, die Motive sind verbraucht, und die Führung der Handlung läßt an Spannung Alles zu wünschen übrig. An einem nachhaltigen Erfolg des Stückes auf der Bühne glauben wir nicht, wenn auch in den Tagesblättern lebhaft in die Posaune gestoßen wird. Bisher ist der ganze Vossische Dichterruhm lediglich auf Sand gebaut. Ein ähnlicher, wenn auch minder anspruchsvoller Held der Reklame, ist, wie wir hier in Parenthese anfügen wollen, Herr Bernhard Stavenow, dessen „Kaviarfäßchen", eine Sammlung sogenannter „Humoresken" (Görlitz, A. Förster) überall als eine Meisterleistung launigen Humors angepriesen wird. Offenbar hat Niemand das Heft gelesen; ganz natürlich; jemals denn wer eine dieser unsagbar abgeschmackten und trivialen Geschichten, in welcher die urältesten Motive ohne jeden Witz in plumpester Darstellung variirt werden, genießen zu müssen in der Lage war, hat von diesem „Kaviar" für alle Zeiten genug. Das nur beiläufig. „Die Sklaven", Trauerspiel von Gustav Aga (Halle, R. Stricker), behandeln den Aufstand des Spartakus und sind gut gemeint, aber herzlich schwach. Dasselbe gilt von „Armins Tod" von Hans Müller (Frankfurt a/M., Könitzer), und „die Aufrichtigen" Lustspiel von Ludwig Fulda. (Heidelberg, G. Weiß.) Letzteres Stückchen hat wenigstens den Vorzug der Bühnengerechtigkeit, ist aber im Uebrigen von einer Harmlosigkeit, die seinen Erfolg selbst bei einem sehr naiven Publikum in Frage stellen dürfte.

Das bedeutendste der uns vorliegenden Dramen sind zweifellos Rangabé's „Dreißig Tyrannen", doch werden wir diese in einer gesonderten Uebersicht der neuesten Uebersetzungsliteratur besprechen, ebenso wie Siegfried Lipiners treffliche Verdeutschung von Adam Mickiewicz' Hauptwerk „Herr Thaddäus" (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Aus diesem Gebiete erwähnen wir jetzt nur noch die „Gedichte in Prosa" von Ivan Turgeniew, die in einer Uebersetzung von R. Löwenfeld bei Trewendt in Breslau erschienen sind. Es ist eine Reihe von parabolischen Skizzen, Aphorismen und Stimmungsbildern, die der große russische Dichter in den letzten fünf Jahren niedergeschrieben hat, und von denen der Uebersetzer mit Recht sagt, daß sie jedem Sehenden die Individualität Turgeniews sehr viel deutlicher entschleiern, als seine durchaus objektiven Novellen und Romane. Den vom Autor selbst gewählten Titel „Senilia" hat der Uebersetzer mit pietätvollem Sinne bei Seite geschoben, und das mit Recht, denn es geht durch dieselbe nichts weniger als ein greisenhafter Zug, man müßte denn die überall hervortretende Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit, zur Menschheit als solchen bezeichnen wollen. Das menschlich warme Herz des Dichters tritt am lebendigsten in solch kleinen Skizzen vor uns, wie z. B. Nr. 6 „der Bettler" u. a. m. Wir möchten die Sammlung einem Schmuckkästchen voll kostbarer Juwelen vergleichen.

Literarische Berichte.

Andree, Handels- und Verkehrsgeographie. 2. Aufl. von Emil Deckert. Stuttgart. Maier. 1882.

Andrees Name steht überflüssigerweise auf dem Titel dieses Buches. Denn der Vergleich mit der ersten Auflage ergiebt, daß hier ein völlig neues und selbständiges Werk Deckerts vorliegt. Es gliedert sich in einen allgemeinen und speziellen Teil, deren erster in die beiden Kapitel „Ocean“ und „Kontinente“ zerfällt. Die Behandlung der Seegeographie ist durchaus originell: wir werden darin unterrichtet über Topographie, Stürme, Tiefen, Wind- und Meeresströmungen, Gezeiten, Thier- und Pflanzenproduktion, Geschichte des Handels- und Verkehrslebens, Häfen, Dampfschiffsfahrt, Kabel u. s. w. und lernen so die Oceane nach allen Richtungen in ihrer vortheilhaften und nachtheiligen Bedeutung für Handel und Verkehr gründlich kennen. Eine analoge Behandlung erfahren sodann die Kontinente und im speziellen Theile jeder Erdtheil und jedes Land im Besonderen. Der Hauptgesichtspunkt ist immer: „In wiefern wird durch die geographische Lage und Natur die Bewohnbarkeit, Produktionsfähigkeit und der Verkehr gefördert und gehindert?“ Jedoch ist nirgends der utilitarische kaufmännische Standpunkt ausschließlich und einseitig betont, sondern immer ist der handels- und verkehrsgeographische Stoff auf Grundlage der allgemeinen Kulturgeographie gegeben. Auch die Statistik hat Verwendung gefunden, jedoch nur soweit es in einem zuerst Lehrzwecken dienenden Buche zweckmäßig erschien. Das Buch hält mit Takt die Grenzen zwischen Wissenschaftlichkeit und Utilitarismus inne und entspricht vollkommen in gedrängter Vollständigkeit den Anforderungen, welche die Neuzeit und ihre ebenso sehr auf Können und auf angewandtes als auf reines Wissen gerichtete Tendenz an ein Lehrbuch der Verkehrs- und Handelsgeographie stellen müssen. S.

Friedrich von Hellwald, Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Augsburg. Lampart & Co. 3. Aufl. In 20 Lieferungen.

Von dieser zweifelsohne bedeutendsten Leistung auf dem Gebiete der Kulturgeschichte erscheint die dritte neu bearbeitete Auflage in Lieferungen. Hellwald wies der Kulturgeschichte neue Bahnen. Während sie früher vielfach als ein ziemlich stiefmütterlich behandelter Appendix der politischen Geschichte betrachtet wurde, in dem man allerhand Kuriositäten abzusetzen pflegte, oder die zu allen möglichen Parteizwecken systematisch ausgebeutet wurde, betrat Hellwald zuerst im Zusammenhang mit der ganzen Richtung unserer heutigen gelehrten Forschung den uns allein richtig erscheinenden objektiven Weg, die gesammte Kultur in ihrer natürlichen Entwickelung zu verfolgen, wobei er die naturwissenschaftlichen Gesetze zu Führern nahm und deren völlige Uebereinstimmung mit den von der Darwinschen Descendenztheorie aufgestellten Gesichtspunkten nachwies. Umfassende Kenntniß der einschlagenden vor allem der monographischen Literatur unterstützen den Verfasser bei seinem Werke, auf welches wir im weiteren Verlauf noch zurückzukommen gedenken.

Rubens und die Antike. Eine kunstgeschichtliche Untersuchung von Friedrich Frhr. Göler von Ravensburg. Jena. Hermann Costenoble 1882. XII. und 224 S. 8°.

Der namentlich durch seine Monographie über „Die Venus von Milo“ vortheilhaft bekannte Kunsthistoriker G. v. R. behandelt hier in gründlicher und erschöpfender Weise einen von der Forschung bis jetzt noch nicht in solcher Ausführlichkeit dargestellten Stoff. Die Antike nimmt im Leben und der künstlerischen Entwickelung Rubens eine Stellung von entscheidender Wichtigkeit ein. „Ihm erschien, „sagt G. v. R.,“ die Antike noch als eine heimische vertraute Welt, er vermochte noch, was Winckelmann einmal verlangt, mit den Alten wie mit seinen Freunden zu leben.“ „Die innige Beziehung Rubens zur Antike giebt sich vor allem in dem Inhalte, dem Stoffe seiner Vorstellungen kund,“ weniger direkt in der Form. Hierin hat er von der Antike „für sein künstlerisches Schaffen nur den Gebrauch gemacht, den er von ihr machen konnte und durfte,“ wenn er nicht die zum großen Künstler gehörige durchaus eigenartige Individualität seiner Schöpfungen schädigen wollte. Aber „durch die Antike ward seine Kompositionsweise ruhiger und stilvoller, die Zeichnungen gehaltener und strenger, die Gestalten edler, die Formen reiner und ebenmäßiger, weniger üppig und ausladend, kurz, Rubens Naturell wurde gemildert, die Neigung zum Kraftstrotzenden gezügelt.“ — Im ersten Theile des Buches schildert G. v. R. im Allgemeinen die Beziehungen Rubens zur antiken Literatur und Kunst, seine Studien, seinen Verkehr mit Gelehrten im zweiten, weit umfänglicheren, eingehend alle Werke des Meisters, welche im Zusammenhange mit der Antike stehen. Beigegeben sind die Abhandlung Rubens „De imitatione statuarum“, sein Brief über die Malerei der Alten, das Verzeichniß sämmtlicher antiker Kompositionen seiner Hand und 6 Lichtdrucktafeln, worunter zwei bisher unpublicierte Kompositionen: „Die Liebschaften der Centauren“, und „Die Geburt der Venus.“ Zu rühmen ist an dem Buche die volle Beherrschung des Stoffes, dessen übersichtliche Anordnung sowie lichtvolle und formschöne Behandlung, Eigenschaften, welche das schön ausgestattete Buch ebenso werthvoll für den Fachmann, wie angenehm und lehrreich zugleich für den Kunstfreund machen.

Joh. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 8. Aufl. Leipzig, Otto Wigand 1882.

Die achte Auflage zeugt am besten dafür, welcher Beliebtheit sich dieses Werk des bekannten Kulturhistorikers im deutschen Publikum erfreut, und zwar mit Recht erfreut. Denn die Scherr'sche Darstellung ist trotz ihres zuweilen mehr als urkräftigen Ausdruckes eine erhebende und tröstende. Rücksichtsloser Wahrheitseifer und unerbittliches Rechtsgefühl leiten seine Feder, und von der neuesten Geschichtsanschauung, welche die Geschichte als eine Reihe fatalistischer Geschehnisse betrachtet, ist er ein entschiedener Feind. Denn mit jener Anschauung wird jede Verantwortlichkeit verworfen, an welcher Scherr in sittlich-pessimistischem Sinne unbedingt festhält. Dieses ethische Moment versöhnt uns auch damit, daß Scherr zuweilen in seinem sittlichen Eifer vor allzu großem Schatten das Licht in unserer deutschen Kulturgeschichte übersieht und mit Vorliebe bei Schilderung vergangener Mißstände verweilt. So meinen wir, sei über die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts doch auch manches löbliche zu berichten, vor allem über die Kunstbestrebungen und den Sammeleifer damaliger Fürsten. Doch können derartige kleine Mängel nicht den sympathischen Eindruck des Ganzen stören.

Encyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens. Eine alphabetisch geordnete Darstellung von Dr. Gustav Ad. Lindner, Schulrath 2c. Mit 100 Porträts, Diagrammen, Tabellen und Karten. Liefg. 2–15. Wien 1882. A. Pichlers Wittwe u. Sohn.

Bereits in dem Juliheft d. J. 1882 haben wir Programm und Plan dieser Generalkarte des pädagogischen Arbeitsfeldes eingehend geschildert und die Publikation eines derartigen, dem gegenwärtigen Stande der Erziehungskunst entsprechenden Gesammtwerkes mit lebhafter Theilnahme begrüßt. Seitdem ist die überwiegende Mehrzahl der auf 20 Hefte berechneten Encyklopadie erschienen; auf Grund einer genauern Durchsicht freuen wir uns zu konstatiren, daß die Erwartungen, zu welchen die bisherigen hervorragenden Leistungen des bewährten Pädagogen und Gelehrten berechtigten, sich in vollem Maße erfüllt haben. Alle drei Hauptgebiete der Pädagogik, das philosophische, praktische und historische, sind durch in sich zusammenhängende, bei aller Präzision der Darstellung doch mit ausreichendem Material ausgestattete Artikel vertreten. Indem die psychologische Grundlage des Ganzen mit Recht die Herbartsche Philosophie bildet, ist es dem Leiter des Unternehmens gelungen, die verschiedenen Theile desselben in einem und demselben Geist harmonisch als Glieder eines einheitlichen Ganzen zu gestalten.

So bildet die vorliegende Encyklopädie um so mehr eine Schatzkammer der gesammten Pädagogik für die Lehrerwelt, als die Benutzung derselben durch den billigen Preis und das lieferungsweise Erscheinen leicht zugänglich gemacht ist. Erhöht wird der Werth noch durch die von der umsichtigen Verlagshandlung in reichem Maße beigegebenen Veranschaulichungsmittel des Textes, der Porträts, Karten und Uebersichtstabellen. Eine Reihe von Artikeln, wie die Darstellungen des Schulwesens in den einzelnen Bänden und die Biographien hervorragender, um die Philosophie, Geschichte und Praxis der Erziehungskunst verdienter Forscher und Schulmänner würden auch für die nicht fachmännischen Kreise der Gebildeten von besonderem Interesse und zur schnellen Orientirung geeignet sein.

Deutsche Lyriker seit 1850. Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch kritischen Notizen. Herausgegeben von Dr. Emil Kneschke mit Em. Geibels Porträt. Fünfte vollständig neu bearbeitete Auflage. Lieferung 4—10 (Schluß.) Leipzig. R. Linke 1882.

Die Gallerie der deutschen Lyriker der Gegenwart, deren erste drei Lieferungen bereits im Novemberheft des vorigen Jahres besprochen sind, ist mit den vorliegenden 7 Lieferungen zum Abschluß gelangt. Es sind in derselben ungefähr 200 Poeten der jüngeren Generation vertreten. Die Anordnung ist eine alphabetische, so daß die verschiedenen zusammengehörigen Gruppen nicht zu unmittelbarer Anschauung gelangen. Ebenso giebt das Schlußwort auf dem beschränkten Raum von 6 Seiten nicht die in dem Prospect angekündigte „Beigabe einer ausführlichen und eingehenden litterar-historischen Einleitung." Da der Herausgeber durch seine genaue Kenntniß der einzelnen Dichter das gesammte Gebiet unserer heutigen Lyrik beherrscht, so ist es nur zu bedauern, daß er auf die Gruppierung derselben und die Charakteristik der verschiedenen Richtungen verzichtet hat. Es wäre durch eine derartige Orientirung für die Literaturgeschichte ein wesentlicher Gewinn und Fortschritt entstanden.

Kunst u. Künstler des 19. Jahrhunderts von Dr. R. Dohme. Leipzig. Seemann. Lief. 3—6.

Wir hatten bereits früher auf dieses Prachtwerk hingewiesen und können heute wieder über einige neue Lieferungen desselben berichten. Den Hauptinhalt der neuesten Hefte bilden zwei vortreffliche von Dr. Eggers verfaßte Charakterbilder von G. Schadow und Chr. Rauch. Die bedeutendsten Werke derselben sind eingehend geschildert und abgebildet. Mit großem Geschick ist auch die Biographie eines der ersten französischen Bildhauer David d'Angers, von Prof. Schmarsow (in Göttingen) abgefaßt.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Berghaus, Dr. Heinr. Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Bd. 1 u. L. 11/19. Lex. 8. (R. Eisenschmidt, Berlin.)

Darwin consideré au point de vue des causes de son succès par Alph. de Candolle. kl. 8. (H. Georg, Genéve.)

Detmer, Prof. Dr. W. Lehrbuch der Pflanzenphysiologie. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Düntzer, Heinr. **Christoph Kaufmann.** Der Apostel der Geniezeit u. der Herrnhutische Arzt. Ein Lebensbild. 2 Portraits. 8. (Ed Wartig's Verlag, Leipzig.)

Encyklopaedie der Naturwissenschaften, herausgeg. von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Dr. A. Reichenow, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. Wittstein, Prof. von Zech. Lex. 8. Mit eingedruckten Holzschnitten. I. Abth. L. 32 enthält: **Handbuch der Botanik L. 12.** II. Abth. L. 12 enthält: **Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie Lief. 4.** L. 13 enthält: **Handwörterbuch der Chemie L. 4.** L. 14 enthält: **Handwörterbuch der Pharmakognosie des Pflanzenreichs L. 6.** (Eduard Trewendt in Breslau.)

Ganghofer, Ludwig. Der Jäger von Fall. Eine Erzählung aus dem bayrischen Hochlande. kl. 8. (Bonz & Co., Stuttgart.)

Gesellschafts-Blätter, Politische. Social-polit. Wochenschrift. 2. Jahrg. L. 12/24. gr. 8. (Bureau der pol. Gesellsch.-Blätter, Berlin.)

Gorboduc or Ferrex and Porrex A Tragedy by Thom Norton and Thom Sackville edited by L. Toulmin Smith. kl. 8. (Gebrüder Henninger, Heilbronn.)

Gräfe, Julius. Wahrheit und Dichtung. Gedichte. kl. 8. (R. Lincke's Verlag, Leipzig.)

Grassmann, R. Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere. gr. 8. (R. Grassmann, Stettin.)

Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Palaeontologie, herausgegeben von Prof. **Dr. A. Kenngott.** Bd. I. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hartmann, Alfred. Auf Schweizererde. Neun Novellen. 1 Bändchen: Autochthonen und Touristen, Orgetorix. 8. (K. J. Wyß, Bern.)

Jaeger, Prof. Dr. Gust. Entdeckung der Seele. 3. Aufl. L. 1. 8. (Ernst Günther's Verlag, Leipzig.)

Janssen, Johannes. Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den 3 ersten Bänden meiner Geschichte des Deutschen Volks. (Herder'sche Verlagsbuchhandlung Freiburg i. B.)

Indiskretionen. Aus den Erinnerungen eines patriotischen Reptils. I. 8. (Hofmann & Co., Berlin.)

Laßwitz, Dr. K. Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit in Zusammenhang mit seiner Kritik des Erkennens. Allgemein verständlich dargestellt. Gekrönte Preisschrift. 8. (Weidmann'sche Buchhandlg., Berlin.)

Lippert, Julius. Allgemeine Geschichte des Priesterthums. L. 1/2. gr. 8. (Th. Hofmann, Berlin.)

Müller, Hans. Armins Tod. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. kl. 8. (C. Koenitzer, Frankfurt a. M.)

Naturgeschichte, die, des C. Plinius Secundus, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. G. C. Wittstein. L. 15/16. gr. 8. (Gressner & Schramm, Leipzig.)

Naumann, Dr. Emil. Italienische Tondichter von Palestrina bis auf die Gegenwart. Vorträge. 2. Aufl. (Rob. Oppenheim, Berlin.)

Ohnet, Georges. Sergius Panin. Roman. Autorisirte Uebersetzung. 8. (M. Bernheim, Basel.)

Oertzen, Georg von. Pera bei Poetenlicht. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Riegel, Herm. Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856, nebst Briefen von Cornelius, Kaulbach, Overbeck, Schnorr, Schwind und Anderen an Gottfried Guffens u. Jan Swerts. 8. (Ernst Wasmuth, Berlin.)

Rütimeyer, L. Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk. kl. 8. (H. Georg's Verlag, Basel.)

Sammlung musikalischer Vorträge, herausgeg. von Graf Waldersee. Nr. 53/54. **Richard Pohl, Richard Wagner.** Lex. 8. (Breitkopf & Härtel, Leipzig.)

Schroer, Karl Julius. Die Aufführung des ganzen Faust auf dem Wiener Hofburgtheater. Nach dem ersten Eindruck besprochen. 8. (Gebr. Henninger, Heilbronn.)

Schlagintweit, Rob. von. Neue Pfade vom Missouri-Strom zum Stillen Meere. gr. 8. (Ed. H. Mayer, Köln.)

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau. Druck von **C. H. Schulze & Co.** in Gräfenhainichen.

Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Trewendt** in Breslau.

Inhalts-Verzeichniß.

Juni 1883.

Beata und Halszka.

Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert.

Von

J. Caro.

IV.

Nicht daß man hierinnen fabulas oder gedichte lesen solle, denn wo die wahrheit oberflüssig ist, da ist nit not, daß man solle tichten.

Peter Eschenloër († 1481).

Die vierzehnjährige Wittwe wurde nun wieder, was sie gewesen, die ge-
rsame Tochter ihrer Mutter, die keinen Willen hat, den Jene ihr nicht eingab.
ie Gemüthsstimmung der Mutter ist es auch, die aus der schon am 19. März,
n Tage nach dem Wiedersehen mit Fürstin Beata, eingereichten Klage der
rinzessin gegen ihren Oheim Wasyl Ostrogski spricht. Das Posener Grodgericht
ar das erste, das sie antraf, „seitdem sie von Demetrius, der ihr Zwang und
ewalt angethan, durch die Gnade Gottes und die Hülfe ihrer Freunde befreit
ırde." Darum brachte sie dort ihre Klage an. Sie bezog sich auf den Ueber-
ll des Schlosses, auf gewaltsame Zueignung von Werthsachen, und fuhr dann
rt: „Gegen meinen und meiner Frau Mutter Willen, hat er mich mit Gewalt
zwungen, mich dem Demetrius zu vermählen. Weder meine Weigerung, noch
eine Bitten, noch meine Thränen haben ihn abgehalten, mich Jenem auszuliefern,
d so ist mir Gewalt angethan worden."

Einige Tage nach Einbringung der Klage bei dem Grodgericht erschienen
ei Delegirte im Namen des Königs und gaben vor derselben Behörde die könig-
he Willensmeinung zu Protokoll. Nachdem nun, hieß es in derselben, die Prin-
ssin Halszka frei geworden, soll ihre Mutter, die Frau Fürstin, sie in Gewahr-
n nehmen, aber sie nicht wiederum verheirathen. Zugleich gaben die Delegirten
, Briefe ähnlichen Inhalts an die Fürstin Beata zu überbringen. Der stolzen
au erschien aber diese Art der königlichen Einmischung höchst widerwärtig.
it unbestreitbarer Logik und schneidender Schärfe antwortete sie, sie werde zwar
: königlichen Weisungen und Briefe jederzeit mit gebührlicher Achtung aufnehmen,
wohl Schreiben wie diejenigen, die man ihr überbracht, eigentlich in der Regel
r dann erlassen würden, wenn man darum gebeten hätte. Aber wenn das
igliche Dekret einmal anerkennt, daß die Prinzessin frei — oder wie die Lateiner
gen sui juris wäre, dann sollte man doch daraus folgern dürfen, daß sie über
nach dem Rath ihrer Mutter oder ihrer Freunde verfügen könne. Ihr schiene
doch nicht innerhalb des Rechts zu liegen, daß sie, die Mutter, eine so um-
greiche Pflicht unter Beschränkung der Freiheit ihrer Tochter übernehmen solle.

Denjenigen Handlungen, die nicht wider das persönliche Recht der Prinzessin verstießen, würde sie keinen Widerstand entgegensetzen.

Dieser Austausch von Erklärungen zeigt schon, daß man unmittelbar nach der Rückkehr der Prinzessin auf allen Seiten wiederum ihre Verheirathung ins Auge faßte, und diese Absicht sollte nur zu bald wieder Intriguen und Verwickelungen herbeiführen, welche immer größere Kreise zogen, und namentlich auch den königlichen Hof in eine schiefe Stellung brachten. Der König war vornehmlich darüber in Sorge, daß nach Allem, was vorgefallen war, der Sohn des Wojewoden von Kalisch, der jüngere Martin Zborowski, die meiste Aussicht auf die Hand der jungen Wittwe und das reiche litauische Erbe haben könnte. War ihm schon ohnehin der Uebertritt polnischer Magnaten in litauische Allodien jederzeit höchst bedenklich, so schrak er in diesem Falle noch mehr vor einer solchen Möglichkeit zurück. Denn er sah recht wohl ein, aus welchen Gründen sich der alte Wojewode jetzt auffälliger Weise dem Hetmann Tarnowski, dem Schwiegervater des Fürsten Wasyl Ostrogski, näherte, und unter allen, denen der König Sigismund August mißtraute, — es war das eigentlich außer Radziwill Jedermann: seine Mutter mit eingeschlossen — stand Tarnowski obenan. Der König war entschlossen, diese Beziehungen nicht durch die Verheirathung des Zborowski mit Halszka zur Reife gedeihen zu lassen. Er hielt sich, wie er an Radziwill schreibt, überzeugt, daß er eine Schlange in sein Land setzen würde, wenn Zborowski seinen schon erworbenen Besitz in Litauen noch so weitläufig vermehren könnte. „Wir Alle“, sagte er, „würden die Hölle mit ihm haben, und ohne den schwersten Nachtheil für die Regierung würde es überhaupt nicht geschehen können.“

Weiter berichtete der König seinem Vertrauten, wie da im Interesse der Fürstin Beata am Hofe gewühlt werde, um zunächst eine Beseitigung jenes Gesetzes, wonach eine vaterlose Waise nur mit Einwilligung ihrer nächsten Verwandten verheirathet werden dürfe, und dann die Aufhebung des königlichen Arrests zu erwirken. Die konspiratorische Freundschaft des Wojewoden mit dem Hetman, der auch seine eigene Mutter, die Königin Bona, zugethan sei, wäre ihm höchst verdächtig. Wenn Fürst Wasyl von diesen Verbündeten gewonnen würde, dann wären das Gesetz und der Arrest wirkungslos. Es käme daher alles darauf an, Wasyl zu beeinflussen und durch die Aussicht auf irgend eine andere Kombination von diesem Zusammenhang fern zu halten. „Denn wo Unsere Mutter ihre Hand darin hat,“ damit schließt er, „da geschieht immer Etwas zu Unserem Verdruß, und da ist es immer eine schlimme Sache.“

Aber dem Könige genügte es nicht, bloß der Verbindung der Halszka mit Zborowski vorgebeugt zu haben. Er sah sich vielmehr selbst nach einem Kandidaten für die reiche Heirath um, und seine Wahl fiel auf den Grafen Lukas von Gorka, einen Verwandten der Koscielecki, der damals den Zug nach Jaromir zur Befreiung der Prinzessin Halszka mitgemacht hatte. Graf Lukas war ein eifriger Calvinist, und diese Eigenschaft mochte vielleicht gerade dazu beitragen, ihn für die auszeichnende Gnade des Königs geeignet erscheinen zu lassen. Denn der heterodoxe

doxe Magnat würde in Litauen weniger anstößig gewesen sein, als ein katholischer. Uebrigens zeichnete sich der junge Graf durch glänzende ritterliche Tournüre aus, und bei den Festlichkeiten gelegentlich der Hochzeit des Königs mit Katharina von Oesterreich war er nebst seinem Bruder allerwärts durch die Pracht seines Auftretens aufgefallen. Es war daher kein Zufall, daß, als der König im Frühjahr 1555 auf seiner Reise von Litauen zum Reichstag nach Petrikau in Warschau bei seiner Mutter, an deren Hofe auch Fürstin Beata mit ihrer Tochter zur Zeit weilten, einige Tage sich aufhielt, auch Graf Lukas mit dem ihm verwandten Bischof Andreas Czarnkowski von Posen eintraf.

Der König machte selbst den Werber für seinen Schützling bei der Fürstin. Beata suchte alle möglichen Ausflüchte. Namentlich verschanzte sie sich hinter die gesetzlichen Schwierigkeiten, welche der Uebertritt eines polnischen Magnaten in ein litauisches Erbe mit sich bringe. Aber der König fand Mittel, diesen Anstoß sehr bald zu beseitigen. Er kassirte einfach das hier einschlägige Gesetz zu Gunsten dieses einzigen Falles, zu Gunsten des Grafen Gorka und der Prinzessin Halszka und ihrer etwaigen Nachkommenschaft. Namentlich das Recht der Verwandten Halszka's, das ganze Erbe für den vierten Theil des Werthes auszukaufen, wenn es in die Hände eines polnischen Edelmanns kommen sollte, konnte in diesem Falle um so leichter suspendirt werden, als der Fürst Wasyl, der nächste Verwandte, durch den bekannten richterlichen Spruch aller Verwandtschafts- und Vormundschaftsrechte für verlustig erklärt worden war.

Die Fürstin Beata blieb aber doch bei ihrer Weigerung. Umsonst gab sich der König die größte Mühe, den Abschluß des Heirathsvertrages noch vor Beginn des Reichstags zu Stande zu bringen. Die Königin Bona schien ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen, aber wie aus einem späteren Briefe an Radziwill hervorgeht, gewann Sigismund August nachträglich die Ueberzeugung, daß diese scheinbare Förderung der Sache nur darauf berechnet war, eine gewaltsame Lösung zu verhindern und ihr Gelingen überhaupt zu vereiteln. Auch die Zureden des Bischofs von Posen blieben ohne Erfolg. Indeß wurden gleichwohl alle diejenigen Papiere und Schriftstücke zurecht gemacht, welche für den Fall der Heirath von der Fürstin an ihren Schwager Wasyl geschickt werden sollten. Diese Papiere blieben in den Händen der Königin Bona.

Die Zeit drängte. Der Reichstag sollte beginnen, und der König hatte den Tag der Abreise schon festgesetzt. Noch einmal ersuchte er mit „heißen Worten" die Fürstin, ihre Einwilligung zu geben, und die ganze Umgebung unterstützte das Begehren. Beata kämpfte mit allen verfügbaren Gründen und Einwürfen, und als keiner derselben Gehör fand, floh sie durch die Gallerie bis in das Badezimmer und versteckte sich dort, damit man sie nicht finden könne.

Die Prinzessin aber wiederholte fort und fort die bestimmte Erklärung: „Ich bin bereit, Alles zu thun, sobald es der Wille meiner Fürstin Mutter ist."

Die Fürstin Beata verharrte lange aus. Der König merkte wohl, daß sie sich absichtlich versteckt habe, und ließ sie suchen. Man fand sie. Aber sie blieb allen Bitten unzugänglich und verharrte in ihrem Versteck. Da nun aber alle Welt die

Hartnäckigkeit der Dame mißbilligte, so zog man ihr einen Ring vom Finger ab, und brachte ihn der jungen Prinzessin, mit der Versicherung, daß die Mutter eingewilligt, und zum Zeichen ihrer Zustimmung ihr den Ring überschickt hätte.

„Gut," erwiderte Halszka, „wenn meine Mutter zugestimmt hat, dann füge auch ich mich. Wenn es sich aber anders verhält, dann bleibe ich bei dem Willen meiner Mutter!"

Als aber Alle ringsum versicherten, daß die Fürstin ihre Genehmigung ausgesprochen, und es sich nicht anders verhielte, so nahm der Bischof Czarnkowski die Copulation nach lateinischem Ritus vor und ertheilte dem neuen Paar seinen Segen.

Jedoch auch während der ganzen Ceremonie blieb Halszka bei ihrer Erklärung: „wenn das der Wille meiner Mutter ist, dann ist es auch der meinige."

Nach Beendigung dieser sonderbaren Hochzeit reiste der König noch an demselben Abend ab.

Mittlerweile war aber Fürstin Beata aus ihrem Versteck hervorgekommen, und fand ihre Tochter bei der Königin Bona. Man kann sich das Entsetzen der Mutter denken, als sie von dem Vorgefallenen Kunde erhielt. Sofort erklärte sie mit aller Bestimmtheit:

„Es war niemals mein Wille, meine Tochter zu verheirathen, und da ich es nicht gewollt, so konnte es auch meine Tochter nicht wollen, denn sie hat sich stets auf meine Willensmeinung berufen, gegen welche sie nicht hat handeln wollen. Da ich nun also diese Copulation nicht genehmigt habe, so hat auch meine Tochter nicht eingewilligt, also ist sie für uns null und nichtig und wird es auch ferner bleiben."

Fürstin Beata blieb nun mit ihrer Tochter immer bei der Königin, weil sie besorgte, daß man ihr anderwärts die Tochter mit Gewalt nehmen würde.

Der Reichstag war beendigt, und der König Sigismund August kehrte wiederum nach Warschau zurück. Sowohl persönlich, als durch den Reichskanzler, bestürmte er die Fürstin, die Tochter dem Grafen zu geben. Alles vergeblich.

„Ich hoffe," sagte die Fürstin zu dem Kanzler, „daß meine Augen bis zu meinem Tode den Mann nicht mehr sehen werden."

„Wer weiß, was diese Verzweifelte noch thun wird," berichtete der Kanzler dem Könige, „denn es scheint, daß sie alles wagen und daran setzen wird, für ihre Tochter einen andern Mann zu finden."

Indessen wurde das Interesse des Königs damals durch die Rückkehr der Königin Bona nach Italien, die nichts weniger, als seinen Wünschen entsprach, sehr von diesen Verwickelungen abgezogen.

Mit dem Weggang der Königin Bona hatte zwar Beata eine einflußreiche Beschützerin eingebüßt, aber das brach ihren stolzen Muth des Widerstands keineswegs. Den dringenden Zureden und Bitten des Königs setzte sie fortwährend die Erklärung entgegen, daß sie gegen den Grafen von Gorka keinerlei Verpflichtungen habe. Halszka ihrerseits schrieb, entweder auf Veranlassung ihrer Mutter oder aus eigenem Antrieb, an den königlichen Rath, daß sie den Grafen Andreas

nicht heirathen wolle, und an den Grafen selbst: „sie wolle lieber ihr Leben lassen, als ihm angehören.“ Der König war ganz verzweifelt darüber, daß er diese Angelegenheit als „negotium infectum“ in Litauen werde zurücklassen müssen. „Das Schwierigste ist,“ schrieb er an Radziwill, „daß die Prinzessin nicht will.“

Die Rolle, die der Großmarschall von Litauen, Fürst Radziwill, in diesen Händeln spielte, war keinesweges des rückhaltlosen Vertrauens würdig, das der König ihm schenkte. Im Grunde war ihm, als einem Litauer, der Eintritt des polnischen Grafen in das große litauische Erbe durchaus nicht sympathisch, und es wird sich bald zeigen, wie er nach den beiden entgegengesetzten Seiten hin den Gönner spielte. Zuvörderst rieth er dem Könige, auf Wasyl Ostrogski zu wirken. Man müßte dem Herrn einstweilen, bevor ihm noch die auf Bitten des Hetmann Tarnowski zugesagte Anwartschaft auf das Marschallamt von Wolynien zu Theil werden kann, anderweitig aus dem Kronschatz Etwas zuwenden.

Das unternahm nun der König in der That und verhandelte mit Wasyl, damit dieser seine Nichte bekehre. Aber bald tauchten wieder andere Besorgnisse auf. Die Freunde Gorka's schienen nicht geneigt, die Aufhebung des litauischen Verwandtenvorrechts zu Gunsten dieses einen speciellen Falls für ausreichend anzusehen, weil sie nicht durch den Reichstag, sondern nur durch einen persönlichen Willensakt des Königs erfolgt war. Von den Koscielecki's, den Verwandten Halszka's mütterlicherseits war Nichts zu besorgen, da sie als Großpolen mit den Gorka's in freundlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen standen. Aber wenn es den Verwandten väterlicherseits, meinten sie, möglich werden sollte, um eine verhältnißmäßig geringe Entschädigung die Güter auszukaufen, dann hätte die ganze verhängnißvolle Heirath keinen Sinn.

Neben diesen Bedenklichkeiten beschäftigte den König der Gedanke, wie er es einzurichten hätte, um die Prinzessin Halszka von ihrer Mutter zu trennen. Nähme er sie sammt den Prinzessinnen des königlichen Hauses, seinen Schwestern, mit nach Wilno, dann würde die Mutter jedenfalls nachkommen, und wenn sie in Wilna erscheint, dann wird die Rücksicht auf die Würde des Königs sie wohl kaum abhalten, ihre Ränke in Bezug auf einen Gegenkandidaten für Halszka fortzuspinnen.

Merkwürdig war es, daß der König alle diese Herzensbedrängnisse dem Fürsten Radziwill zu einer Zeit anvertraute, in welcher dieser mit dem Fürsten Wasyl Ostrogski nur zum Schein unterhandelte, in Wirklichkeit aber die geheimen Pläne der Fürstin Beata unterstützte. Denn diese hatte in der That einen Gegenkandidaten in's Auge gefaßt, und zwar war ihre Wahl auf den Fürsten Simon von Sluck, einen Vetter des Wasyl Ostrogski aus seiner mütterlichen Verwandtschaft her, gefallen. Der König ahnte Etwas von diesen Absichten und theilte sie dem Fürsten Radziwill mit, der aber dieser Kombination um so größere Zuneigung entgegenbrachte, als der Fürst Simon von Sluck seiner eigenen Familie durch nahe verwandtschaftliche Bande verknüpft war.

Um die Verwirrung zu vermehren, meldete sich in dieser Zeit, während der König noch seine Abreise von Warschau verzögerte, weil er nicht wußte, wie

er Mutter und Tochter trennen könnte, ein neuer Bewerber um die Prinzessin Halszka, nämlich der Herzog Johann von Münsterberg und Oels, ein Nachkomme des Königs Podiebrad von Böhmen. Durch seine erste Ehe war er ein Schwager des Fürsten Radziwill und zugleich des Hetman Tarnowski geworden, und da seine Gemahlin Christina eben gestorben war, so meinte er durch eine neue Heirath in die großen Häuser des benachbarten Reiches einen vortheilhaften Zug machen zu können. „Denn," wie der König mit Bitterkeit gegen Radziwill sich äußerte, „die großen Summen, die er bei seiner ersten Heirath aus Polen zog, scheinen ihm gut geschmeckt zu haben." Aber es scheint, daß dieser Bewerber von allen Seiten eine so bestimmte Zurückweisung erhielt, daß von ihm im Fortgang der Dinge nicht weiter gesprochen ward.

Bis zum Ende des Jahres 1556 war König Sigismund August in Warschau geblieben, aber als er endlich sich nach Wilno begab, scheint er doch, seiner früheren Absicht entgegen, weder die Prinzessin Halszka allein, noch in Gemeinschaft mit ihrer Mutter mitgenommen zu haben. Denn im darauf folgenden Jahre 1557 finden wir Mutter und Tochter beisammen im Dominikanerkloster von Lemberg.

Nicht eigentlich im Kloster selbst.

Das genannte Kloster mit der Corpus Christi-Kirche stieß nämlich mit seinen Baulichkeiten an die Stadtmauer, und war selbst auf der einen Seite mit einer alten befestigten Backsteinmauer, auf der andern Seite mit Palisaden umgeben. Zwischen der Mauer und dem Kloster lagen einige alte Wohnhäuser, in Rohbau errichtet, von denen eins wenigstens weder Thüren noch Fenster nach der Seite der Klosterbefestigungen hin hatte. Dort pflegten früher sich Nonnen derselben Ordensregel aufzuhalten, die man in der Kirche erscheinen sah, von denen man aber nicht wußte, wo sie in der Nähe des Klosters ihre Wohnung hatten. Sie verschwanden eben in diesen Häusern. In einem derselben, wo die Apotheke des Klosters gewesen sein soll, hatte die Fürstin Beata nebst ihrer Tochter Halszka, umgeben von einigen Freunden und Beamten, ihren Wohnsitz aufgeschlagen.

Anfänglich hielt sich dieser wunderliche Hof in aller Stille. Die Herren im Gefolge der Fürstin schienen nur damit beschäftigt, die Interessen ihrer Herrin vor den Gerichten zu vertreten. Als aber durch den Tod des derzeitigen Starosten eine geraume Weile die Stelle des Repräsentanten der königlichen Gewalt verwaist war, ließen sich diese Höflinge gar zu sehr gehen. Es wurde geklagt, daß sie sich Schenken hielten, und die Ordnung in der Stadt aufs Aergste störten. Straßenaufläufe fanden statt, die von den übermüthigen Leuten der Fürstin veranlaßt waren. Ihr Hofschreiber soll sogar auf die Stadtwache, bei der sich ein Rathsmitglied befand, geschossen, und diesen sowie einen anderen Lemberger Bürger verwundet haben. Die ganze Stadt beschwerte sich über die unruhigen Gäste.

Diese Klagen wurden dem Könige hinterbracht, und fanden bei demselben um so mehr Berücksichtigung, als die allgemeine Lage in Lemberg damals nicht unbedenklich war. Man besorgte einen Anfall von Seiten der Tataren, die eben durch jenen Demetrius Wisniowiecki, welcher auch einmal um die Prinzessin von Ostrog sich beworben

hatte, in feindselige Aufregung versetzt waren. Schon hatte der König den Befehl ertheilt, daß das Schloß in Lemberg in vertheidigungsfähigen Stand gesetzt werde, und in Anbetracht der drohenden Verhältnisse hatte sogar der Graf Lukas von Gorka dem Monarchen den Vorschlag unterbreitet, das große Kriegs-Aufgebot nach Lemberg einzuberufen.

Ob er dabei an sein privates Interesse schon gedacht hat, läßt sich nicht bestimmen. In den Briefen an den König aus dieser Epoche berührt er den ihn persönlich betreffenden Fall mit keiner Silbe. Aber Sigismund August mochte auch wohl von selbst fühlen, daß diesem hängenden und unklaren Verhältniß ein Ende gemacht werden müsse. Nachdem er am 3. Februar 1559 — grade an diesem Tage war 5 Jahre zuvor Demetrius Sanguszko ermordet worden — einen neuen Starosten in der Person Peter Barzy's eingesetzt hatte, dekretirte er zwei Tage später, daß der neue Befehlshaber die Prinzessin Halszka von ihrer Mutter abholen und dem Grafen von Gorka übergeben solle. Gorka selbst, der von dem Erlaß dieses Edikts recht wohl unterrichtet war, versah sich zunächst mit einem amtlichen Revers des Posener Bischofs über die durch ihn im königlichen Schlosse vollzogene Trauung, nahm dann seine Brüder Andreas und Stanislaw nebst einem beträchtlichen Heerhaufen mit sich und eilte nach Lemberg.

Sobald der Starost den königlichen Befehl erhalten hatte, begab er sich zur Fürstin Beata, um sie in Güte zu bewegen, daß sie dem Willen Gottes und des Königs sich fügen möchte.

Die Fürstin erwiderte erbittert: „Ueber ihre Tochter weiß eine Mutter am besten, was ihr frommt. Der König ist Vormund, um die Waisen vor Bedrängniß zu schützen, aber nicht um Edeltöchter nach Belieben wider den Willen der Mütter zu vergeben. Das wäre schlimmer als türkische Sklaverei. Meine Tochter hat Niemandem ein Recht auf sie gegeben, wenn meine Zustimmung nicht ertheilt ist. Ich habe sie nicht ertheilt, folglich ist sie frei und ledig. Das Haus der Ostrog's hätte übrigens nach seinen Verdiensten um den Staat einer solchen Zumuthung von Seiten des Königs sich nicht versehen. Und Du, Herr Barzy," fügte die Fürstin hinzu, „denke daran, daß Du als ein freier Edelmann geboren bist. Würdest Du nicht, wenn der König gegen Deinen Willen Deine Schwester oder Deine Tochter irgend Jemandem gäbe, sie lieber todt als so vergewaltigt sehen? Und ich, wenn man mir meine Tochter in solcher Tyrannei nehmen wollte, würde lieber diesen Dolch — dabei zog sie die Waffe hervor — erst ihr und dann mir selbst in die Brust stoßen, als mich von meinem Kinde gewaltsam trennen lassen."

Barzy, erschrocken über diesen Grimm der gereizten Frau, zog sich alsbald zurück und erstattete dem Könige Bericht über seinen erfolglosen Versuch.

Sigismund August gerieth ganz aus seiner Fassung über diesen Trotz. Wie immer in schwierigen Fällen wandte er sich an seinen Freund Radziwill um Rath. Er sandte ihm den Rapport des Lemberger Starosten abschriftlich zu, und forderte den Vertrauten auf, ihm seine Meinung über die dem Starosten zu ertheilende endgültige Instruktion sofort mitzutheilen. Denn die Sache vertrüge

keinen Aufschub mehr; es handele sich um die Würde der Krone; solche Anmaßung und Frechheit dulden, hieße der Krone einen Makel anheften. Man müsse handeln, bevor die Fürstin die Leute, auf welche sie ihre übermüthige Hoffnung stützt, zu sich rufen kann.

Herr Radziwill aber muß sich wohl mit seinem Rath nicht beeilt haben. Während der König ihm sein Herz ausschüttet und die Besorgniß ausspricht, die Fürstin Beata könnte unerwünschte Helfer bekommen, ist der Wojewode von Wilno, Herr Radziwill, der wichtigste und gewaltigste ihrer Rathgeber. Dieses Spiel gegen den König, während der König mit Eifer auf den Ausspruch seiner Ansichten bringt, ist wohl sehr charakteristisch für diesen obersten Beamten von Litauen, der noch späterhin der Schwiegervater des Monarchen werden sollte. Inzwischen konnte aber der König die Antwort seines Vertrauten nicht abwarten. In Lemberg drohten offene Unruhen auszubrechen, und der Starost erwartete seine Instruktionen. Durch den Geschichtsschreiber und Schriftsteller Gornicki, dem wir viele Einzelnheiten dieser Erzählung verdanken, wurde die königliche Ordre nach Lemberg gebracht.

Der Starost gehorchte pünktlich. Zuvörderst stellte er Wachen an allen Thoren der Stadt auf, damit Niemand ohne seine Erlaubniß Einlaß erhielte.

Gleich nach dieser Maßregel meldete man ihm einen Mann, der sich als einen Botenläufer des Herrn Sawicki ausgab. Sawicki war der Sekretär des Wojewoden von Wilno, des Herrn Radziwill — es lag also nahe, den Mann zu fragen, ob er etwa der Ueberbringer von Briefen wäre. Der Mann verneinte es entschieden. Indeß ließ man ihn doch untersuchen, und richtig: in der Satteldecke steckte ein Brief an die Fürstin Beata, in russischer Schrift, und darin stand der gute Rath, daß sie dem Grafen Gorka ihre Tochter bei Leibe nicht geben solle, wenn anders sie nicht ihr ganzes Vermögen einbüßen wolle. —

Der Name Radziwill wird wohl schwerlich unter diesem Briefe gestanden haben, aber etwas verdutzt mögen die Herren in Lemberg wohl über diese Entdeckung gewesen sein. Doch bald sollten sie noch eine andere nicht minder überraschende machen.

Eines Morgens sah man einen Bettler von dem unscheinbarsten Aussehen durch das Stadtthor schleichen. Man achtete nicht auf ihn, denn auf Leute solcher Art können sich doch die Befehle des Starosten nicht bezogen haben. Niemand kannte den Bettler, und so gelang es ihm durch die Stadt in das Dominikanerkloster zu kommen. Dort kannte man ihn dafür desto besser, denn es war der längst erwartete Fürst Simon von Sluck, den sich die Fürstin Beata zum Eidam erkoren hatte.

So standen sich denn die beiden Nebenbuhler um die Hand Halszka's in Lemberg in eigener Weise gegenüber. Der Fürst Simon im Kloster bei den Damen, und Graf Gorka mit einem Heerestroß draußen vor demselben. Die Hoffnung, auf gütlichem Wege zu seiner ihm angetrauten Braut zu gelangen, hatte der Graf schon aufgegeben, und auf einen glücklichen Handstreich durfte er auch nicht rechnen, denn er sah, daß die Fürstin sich auf eine förmliche Belagerung gefaßt

gemacht hatte. Sie hatte die niedrige Umfassungsmauer ihres Zufluchtshauses mit einem Ring von spitzen Pallisaden erhöhen lassen, und sich mit Leuten, Geschütz und Mundvorrath hinreichend versehen. Sie war entschlossen, das Aeußerste zu bestehen. Aber auch Gorka war entschlossen. Er bezog mit seinem Heere das der Klosterpforte gegenüberliegende Haus eines Armeniers, und ließ die Festung der Fürstin mit Mörserkugeln beschießen. Die Aufregung über den Ausbruch dieses Krieges in der Stadt hatte einen solchen Grad erreicht, daß der Magistrat seine Vertheidigungsmannschaften zusammenrief, und in Kriegsstand setzen ließ. Die ganze Stadt schien unter diesen Privathändeln leiden zu sollen.

Der Starost aber wollte doch keinen von den Gesetzen vorgeschriebenen Schritt unterlassen, ehe er der Gewalt freie Bahn gab. Er erschien daher am 15. März 1559 mit dem Justiziarius der Provinz und zwei Assessoren in der Wohnung Beatas, um ihr den ausdrücklichen Befehl des Königs, der urkundlich in seinen Händen war, vorzulegen, und sie kategorisch zur Auslieferung ihrer Tochter aufzufordern. Allein sowohl die Fürstin als ihre Tochter weigerten sich, die Behörden zu empfangen, und der Starost mußte das königliche Dekret einem ihrer Anwälte vorlesen und übergeben, wie es das Gesetz erforderte, und eilte alsdann auf das Grodgericht, um einen Bericht über sein Verfahren niederzulegen.

Allein das erhaltene königliche Dekret steigerte nur den Trotz der Fürstin. Während man draußen sich anschickte, weitere Zwangsmaßregeln gegen die Belagerten ins Werk zu setzen, feierten diese eine neue wunderliche Hochzeit. Ohne Rücksicht auf die in Warschau erfolgte Trauung Halszka's mit dem Grafen von Gorka, ließ Beata jetzt von Neuem ihre Tochter mit dem Fürsten Simon von Sluck im Dominikanerkloster vermählen und sorgte, ihrer eigenen späteren Aussage zu Folge, dafür, daß diese Kopulation nicht bloß eine lediglich sakramentale blieb.

Da Lukas Gorka so etwas fürchtete, setzte er mit um so größerem Feuer die Belagerung fort, und jeden Augenblick besorgte man, daß es zum Blutvergießen kommen werde. Der Aufruhr in der Stadt hatte bereits einen solchen Grad erreicht, daß man daran war, den Krongroßhetmann um Hülfe zu bitten. Da setzte ein kluger Einfall des Starosten dem Kampfe ein plötzliches Ende. Da das Kloster keinen Brunnen hatte, sondern das Wasser aus den naheliegenden Höhen durch Röhrenleitung erhielt, ließ er die Zuflußröhren oberhalb verstopfen, und wartete nunmehr in aller Ruhe die Folgen seiner Maßregel ab.

Diese blieben auch nicht lange aus. Als man der Fürstin meldete, daß das Wasser wegbleibe, erschrak sie aufs Heftigste, und schon am Abend desselben Tages schickte sie zwei von ihren Parteigängern an den Starosten mit der Bitte, den König doch davon in Kenntniß zu setzen, daß sie mittlerweile ihre Tochter mit dem Fürsten von Sluck vermählt habe, und daß somit für den Grafen von Gorka Nichts mehr zu holen sei. Er möge sie daher in Frieden lassen.

Der Starost und sein Bruder Stanislaw nahmen die Gesandten der Fürstin mit ihrer unerfreulichen Botschaft nichts weniger als freundlich auf.

„Das wird nicht so gehen," meinte der Starost, „wie es der Fürstin gefällt. Nicht blos die königliche Würde, sondern auch den Ruf und den Adel ihres eigenen Hauses hat sie durch ihren Widerstand bloßgestellt."

Aber, um doch jedes etwaige weitere Mißverständniß bei Seite zu schaffen, begab sich der Starost mit seinem Bruder selbst zur Fürstin. Dieses Mal empfing sie den Staatsbeamten. Und dieser wußte ihr so scharf ins Gewissen zu reden, und stellte ihr die gesetzlichen Folgen der Bigamie in so lebhaften Zügen vor, daß Beata, zum Tode erschrocken, sowohl ihre hochmüthigen Entschlüsse als auch ihre Drohungen, ihre Tochter und sich lieber mit dem Dolch zu durchbohren, ganz und gar vergaß. Als der Starost sie verließ, war sie gebeugt und gebrochen.

Am andern Tage Nachmittag kam der Starost wieder und zwar allein, denn die Fürstin hatte ihn gebeten, seinen Bruder doch nicht wieder mitzubringen. Bis Mitternacht blieb er bei Beata. Unermüdlich suchte er ihr ihre Lage vorzustellen, ihr zuzureden, und als alles nicht half, ging er zu Drohungen über. Endlich hatte er Erfolg. Beata versprach ihm, am anderen Tage ihre Tochter „in Sequester" zu geben.

Und sie hielt Wort. Sie rechnete darauf, daß der König von seinem Verlangen zurückstehen werde, wenn er erfahren würde, was mittlerweile im Dominikanerkloster zu Lemberg geschehen ist. Denn daß man ihr die Erzählung von der Verheirathung mit Simon von Sluck glauben würde, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Ueberdies hatte sie Freunde am Hofe, und kam sie nur aus der entsetzlichen Lage, in welche die Belagerung sie versetzte, heraus, dann konnte ja noch manche unvermuthete Wendung eintreten.

Am folgenden Tage holte der Starost allein die Prinzessin in einer Sänfte ab. Er selbst stand an den Stufen des Tragsessels, als die junge Dame in das Schloß gebracht wurde, und erwies ihr jede mögliche Artigkeit. Die Fürstin war im Kloster geblieben, und an ihrer Stelle sorgte die Schwester des Starosten für alle Bedürfnisse der Prinzessin. Halszka war in trauriger Stimmung von ihrer Mutter geschieden, und blieb auf dem Schlosse den ganzen Tag auf ihrem Kanapee, mit dem Gesicht zur Wand gerichtet, sitzen, ohne eine andere Nahrung zu sich zu nehmen, als diejenige, die ihr von der Mutter geschickt war. Dem Höfling Gornicki, welcher die Ordre des Königs überbracht hatte, und der jetzt mit einem Bericht über die Ausführung derselben abgehen sollte, händigte sie selbst einen Brief an den König ein. Unmittelbar nach diesem Geschäftsträger reiste aber auch ein Bevollmächtigter des Grafen Gorka an den königlichen Hof.

Als der König die Briefe erhielt, fragte er Gornicki:

„Ist's denn wahr, daß da im Kloster des Fürsten Simon Heirath und Hochzeit stattgefunden hat?"

Gornicki erzählte, was er wußte. Des Königs Miene verfinsterte sich um so mehr, als er dem Hause der Sluck durchaus nicht gewogen war, und Kränkungen des jagellonischen Stammes aus alter Zeit nachtrug. Von den Plänen der Fürstin Beata in dieser Richtung hatte er schon seit Langem Kunde, und war so vertrauensvoll gewesen, sich mit seinen Besorgnissen an den Fürsten Radziwill zu wenden,

ohne Ahnung, daß dieser inzwischen durch seinen Sekretär für die Sache thätig sei. Die Enthüllung, die Gornicki brachte, mußte daher den königlichen Herrn um so tiefer verstimmen. Er hielt daher mit seiner endgültigen Entscheidung dieses Mal nicht lange zurück, und sie fiel zu Gunsten des Grafen aus.

Aber dieser bedurfte es kaum noch. Der Starost hatte sein der Fürstin gegebenes Wort, Halszka erst dann dem Grafen Gorka zu übergeben, wenn der König von Allem unterrichtet sein werde, nur eben zur Noth eingehalten. Vergeblich suchte sich Halszka dem königlichen Befehl zu widersetzen, vergeblich sträubte sie sich, in die Karosse zu steigen, die sie von Lemberg entführen sollte. Es scheint, wenn man den verdunkelnden Ausdruck des Berichterstatters nicht ganz mißdeutet, auch dort bei dieser Abreise nicht ohne alle Gewalt abgegangen zu sein.

Von der Fürstin Beata hören wir während dieser Katastrophe Nichts. Sie hatte ihre Werthsachen, in zwei Koffer gepackt, in einem Keller des Klosters versiegelt, und war abgereist. Einige Monate später finden wir sie in Krakau, umgeben von ihren Juristen und vollauf beschäftigt, dafür zu sorgen, daß Graf Lukas von Gorka wenigstens in seinen Hoffnungen auf ein reiches Erbtheil gründlich getäuscht würde. Alles, worüber sie nur selbstständig verfügen konnte, ihre Mitgift, ihre Morgengabe, ihre aus dem Versatz gelösten Güter, ihren Antheil am Schloß Ostrog, kurz Alles, was sie erhalten, und was sie durch die oben geschilderten Manipulationen zusammenraffen gekonnt hatte, verschrieb sie jetzt Simon von Sluck, „ihrem Schwiegersohne“ — wie es in den Urkunden nicht ohne Ostentation heißt. Dahingegen wiederum erließ der Fürst Simon von Sluck an demselben Tage eine Urkunde, an deren Pergament die 8 Siegel noch heute hängen, worin er der „Fürstin Ilina, der Mutter seiner Gemahlin, der Fürstin Halszka“, die selbständige Waltung und Verfügung über alle diese ihm gemachten Schenkungen bis zu ihrem Lebensende überträgt und gewährleistet.

Aber ein eigener Humor liegt in der bemerkenswerthen Thatsache, daß der König alle diese Urkunden, in welchen von einem „Eidam“ und von einer „Gemahlin“ die Rede ist, die er als solche nicht anerkannte, an eben demselben Tage bestätigte und mit den königlichen Siegeln besiegelte.

V.

Neben dem Herrenhause des heutigen Städtchens Samter in der Provinz Posen, das gegenwärtig dem regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha gehört, erhebt sich ein großes thurmartiges Gebäude, das im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erbaut worden, und ursprünglich wohl zu Vertheidigungszwecken eingerichtet gewesen ist. Noch heute nennt man den Thurm in der Regel „die Bastei“, und im Munde des Volkes heißt er der „Thurm der schwarzen Prinzessin.“ Noch heute gehen im Volke mancherlei Sagen über dieses Bauwerk um. Die Einen erzählen: eine Fürstentochter hätte ihr Herz und ihre Liebe einem Jüngling niederen Standes geschenkt, und sei dem elterlichen Hause, da der Vater ihr zürnte, heimlich entflohen. Von Allen schließlich verlassen, soll sie in den umliegenden Ortschaften in Mangel und Elend sich umhergetrieben haben, bis sie endlich von den Schergen ihres Vaters ergriffen, und mit einer schwarzen Maske

vor dem Antlitz in den Thurm eingesperrt worden wäre. Davon, sagt man, hätte auch der Ort seinen Namen bekommen, denn Szamotuly (woraus die Deutschen Samter machten) bedeute: „einsam umherirrend." — Andere wieder erzählen: Einem mächtigen Erbherrn des Herrenhofes sei einst eine Tochter geboren worden, die mit einem völlig schwarzen Mohrengesicht auf die Welt gekommen wäre. Der unglückliche Vater, der sich schämte, sein von der Natur so übel bedachtes Kind der Welt zu zeigen, hätte das Mädchen für die ganze Lebenszeit in diesen Thurm eingesperrt.

Für die Art und Weise, wie sich in dem dichtenden Volksgeiste die Geschichte in Sage verwandelt, sind diese Erzählungen ein lehrreiches Beispiel. Denn in der That ist das Mädchen mit der schwarzen Maske, und das Mädchen mit dem schwarzen Mohrengesicht und die schwarze Prinzessin überhaupt, die der Bastei den volksthümlichen Namen gegeben hat, eine und dieselbe Person, und zwar niemand anders als die Prinzessin Halszka von Ostrog.

Hierher, auf sein väterliches Schloß, hatte Graf Lukas von Gorka seine sich sträubende Gemahlin von Lemberg aus gebracht, als ihm vom Könige Gewalt über sie gegeben war. Umsonst waren alle seine Bitten und Vorstellungen, sich in die Pflichten der Ehe zu fügen. Halszka mochte Nichts von dem ihr aufgedrungenen Gatten wissen. Theils um sie zu zwingen, theils um sich ihrer zu versichern, sperrte der Graf die junge Frau in die Bastei, in der sie nunmehr viele Jahre hindurch, abgeschieden von der Welt, bleiben sollte. In dem passiven Widerstand, den die Prinzessin dem Grafen entgegensetzte, bemerken wir zum ersten Mal ein Zeichen davon, daß die ungeheure Willenskraft der Mutter doch auch einigermaßen sich auf die Tochter vererbt hat. Es ist wohl wahrscheinlich, daß Halszka in ihrer Gefangenschaft die schwarzen Trauerkleider nicht ablegte. Hatte sie doch mehr als sonst irgend Jemand über den Ruin ihrer Jugend und über den Verlust einer geliebten Mutter zu trauern, die sie am Leben wußte, und von der sie dennoch durch ein grausames Geschick unerbittlich getrennt war.

Ihre Mutter Beata aber war weit entfernt davon, sich einfach in das Schicksal zu ergeben. Nicht einen Augenblick hatte sie aufgehört, beim Könige — ja eigentlich bei aller Welt — zu wirken, zu arbeiten, um ihre Tochter aus der — wie sie es nannte — „babylonischen Gefangenschaft" zu befreien, und war jetzt schon bereit, den Grafen von Gorka für seine materiellen Verluste in diesem Handel, wenn nöthig, zu entschädigen.

Der König trug dem Reichsprimas, dem Erzbischof von Gnesen, auf, in Verein mit dem Bischof von Posen, welcher damals in Warschau die aufgezwungene Trauung vollzogen hatte, die Ehefrage zu untersuchen, und Beata, die jetzt wieder ganz unter dem Rath und Einfluß des Wojewoden Martin Zborowski, ihres Rächers an Demetrius Sanguszko stand, schrieb gleichfalls an den Primas in eindringlichster Weise, ihr doch zur Befreiung ihrer Tochter behülflich zu sein.

Graf Lukas von Gorka stand als Calvinist freilich nicht unter der Jurisdiktion des Erzbischofs, auch nicht in Matrimonialsachen. Aber der Primas war sein Verwandter, und bei der politischen Stellung, welche der Kirchenwürdenträger

in Polen einnahm, konnte er sich einer Vorladung vor demselben gar nicht entziehen. Indeß war die Differenz von vornherein zu tief, als daß ein Erfolg denkbar gewesen wäre. Der Primas sprach von einem Ausgleich mit der Fürstin Beata, und Graf Lukas wollte von Nichts hören, als von einem Ausgleich mit seiner Frau. Um seine Frau erst mit Anderen zu verhandeln, war ihm durchaus anstößig. Er versprach, mit seinen Freunden sich zu berathen.

Aber schon am 27. September 1559 erklärte er dem Primas in einem durchaus würdigen Schreiben, daß alle seine Freunde mit ihm darin übereinstimmten, daß er sein Gewissen belasten würde, wenn er in Verhandlungen mit dem Fürsten Simon von Sluck einträte. Denn darauf käme es doch hinaus. „Ich habe die Prinzessin mir vermählt," schrieb er, „ich habe sie auf christliche Weise zur Frau genommen, ich nahm sie auf Befehl des Königs, der als ein christlicher Herr die mir vermählte Frau in mein Haus zu holen geboten hat; ich habe sie, ich wahre sie als meine Gattin — und nun soll ich erst hingehen, und um sie feilschen und markten? Das kann ich nicht. Das wäre gegen die Ehre und gegen die Würde. Und mit wem soll ich paktiren? Mit einem Manne, der mir den ehrlichen Namen meines Hauses rauben wollte und noch will, der sich zwischen mich und meine mir durch die Gnade des Königs angetraute Frau ehrlos eingedrängt und ihr Vermögen ohne jeden Rechtsanspruch sich angeeignet hat? Ich habe nichts Heiligeres auf Erden als mein gutes Gewissen und die Ehre, aber mit dem kann ich das nicht thun, was Ew. Gnaden mir vorschlagen."

Der Primas theilte dem Könige den Mißerfolg seines ersten Versuches mit, und dieser dem Fürsten Radziwill. Aus ihren Briefen konnte der Erzbischof sich überzeugen, daß weder auf die Unterstützung des Letzteren, noch auf die Ausdauer des Ersteren zu rechnen sei. Er beschloß daher, noch einmal zu versuchen, ob der Knäuel sich nicht auf rein legalem Wege lösen lasse. Er gab zu, wie er in einem Briefe an Gorka sich ausdrückt, daß er auf der einen Seite das Gewissen der einen Partei, und auf der andern die Interessen der anderen Partei zu berücksichtigen habe. Man möchte ihm doch, bat er, einmal die Originalakte über die Warschauer Kopulation einschicken, er wolle doch selbst zusehen und noch anderwärts zusehen lassen, ob „dieselbe nicht vielleicht doch ein Loch habe." Könnte man durch eine solche Entdeckung nur diese unglückselige Kopulation aus dem Wege bringen, und ohne Verletzung göttlicher Ordnung in der Sache vorgehen, dann würde sich ja wohl ein Mittelweg, der alle Theile befriedigte, auffinden lassen.

Es war gewiß viel von dem Primas, daß er einem Calvinisten aufgab, sich mit bibelkundigen Leuten darüber zu berathen, aber zum Unglück war die Akte vom 16. Februar 1559 so klar, so deutlich, und zwar so unzweideutig — sie liegt uns vor — daß auch der Primas, wie die Bibelkundigen zugestehen mußten, daß das gewünschte „Loch" durchaus nicht zu finden sei. „Ich sehe nicht," schrieb der Primas an den Bischof von Posen, „was diese Ehe ungültig machen kann, und unser gemeinsamer Freund Graf Lukas thut mir in der Seele leid. Den Feind im eigenen Hause zu bewahren, keinen frohen Tag zu genießen, keine Nachkommenschaft, ja keine gemüthliche Freude hoffen zu dürfen — da muß man von Eisen

sein, um das auszuhalten. Und dazu kommt noch, daß die Dame schon von dem Fürsten von Sluck vermehrt ist, so öffentlich, daß es mit keinerlei Hülle bedeckt werden kann."

Sein ganzes Herz schüttet der Primas gegen seinen priesterlichen Kollegen aus; er wendet die Sache hin und her, er berührt den Gedanken, ob man nicht die Trennung der Ehe ob adulterium einleiten könne, und erwägt dann wieder, wie sich die weltlichen Interessen seines Freundes dadurch verwickeln würden. Er mißtraut insbesondere den wechselnden Stimmungen bei Hofe und den dort üppig blühenden Ränken, er hält den König nicht für zuverlässig genug, um solchen Einflüssen hinreichenden Widerstand zu leisten. Das lange Schreiben des Primas an den vertrauten Bischof läßt einen tiefen Blick in die Seele des Kirchenfürsten thun, und man erkennt mit um so größerer Genugthuung in ihm wenigstens einen edlen und honetten Charakter, als die ihn umgebenden Persönlichkeiten so ganz und gar nicht diesen Eindruck hervorrufen.

Ein zweiter Versuch, eine Zusammenkunft der Parteien zu veranlassen, ging gänzlich fehl, da der Primas eine königliche Mission nach Wien zu unternehmen hatte, und Gorka sowie der Bischof von Posen Krankheitshalber verhindert waren. Ebenso zerschlug sich die Idee einer Zusammenkunft bei dem Hetman Tarnowski, für welche namentlich Martin Zborowski eingetreten war. An Zborowski schrieb die Fürstin Beata damals: „Ach, wenn es doch Gott gefiele, das Herz des Primas zu rühren, damit nur die arme, unselige Gefangene, meine Tochter, aus dem Kerker käme. Denn dessen bin ich gewiß und sicher, daß man mit Gottes Hülfe Nichts aus ihr herausquälen wird. Für mich selbst bürge ich Ihnen, daß ich lieber drei Mal sterben würde, als nachgeben. Und das weiß ich auch von meiner geliebten Tochter."

Zborowski erwiderte verzweifelnd, er sähe keine Möglichkeit, die „extremen" Wünsche der beiden Theile zu vereinigen. Herr Lukas von Gorka habe ihm seine Meinung dahin ausgesprochen, daß er auf den Ausspruch gelehrter Leute bestehen wolle. Sprächen diese ihn von der Ehe los, dann wolle er nur Entschädigungsansprüche machen und die Prinzessin gern zurückgeben, da er ja ihre Abneigung gegen ihn kannte. Wenn aber die Ansicht der Sachverständigen sich für die Rechtsgültigkeit der Ehe ausspräche, dann solle sich die Fürstin doch endlich beruhigen. Halszka solle als seine Gattin sich bekennen, und ihre Mutter solle das Vermögen bis an ihr Lebensende verwalten. Aber die Fürstin schiene es ja darauf nicht ankommen lassen zu wollen.

Beata war unermüdlich. Sie wandte sich an alle Welt und mit allen Mitteln. Als der Primas auf der Rückreise von Wien durch Krakau kam, ließ sie ihm, um ihn zu gewinnen, ein Geschenk anbieten, das dieser freilich, und wie es scheint, nicht ohne Zorn zurückwies. Tief bekümmert schrieb darüber die Fürstin an den Wojewoden Tenczynski von Krakau, und wenn diese Schreiben nicht auf den Eindruck berechnete Heucheleien waren, dann muß man bekennen, daß Beata herzzerreißend ihren Mutterschmerz darzustellen wußte. Sie verwünscht den Reichthum ihres Erbes, der ihre Tochter in solch unselige Schicksale gestoßen habe, sie

wolle jedes Opfer bringen, sie wolle dem Grafen Gorka 10,000 Thaler und wenn möglich noch mehr als Entschädigung geben. Im andern Falle müßten sie beide, Mutter und Tochter, in Desperation den Tod erleiden, denn nachgeben würde weder sie noch „die Fürstin von Sluck", wie sie ostentativ jedes Mal ihre Tochter nennt. Sie bittet den Wojewoden, den Primas zu bestimmen, daß er lieber in Polen, nicht in Litauen die Angelegenheit verhandeln möchte, obgleich sie dort auf die Unterstützung Radziwill's rechnen gekonnt hätte.

Vergebens ermahnte der Wojewode sie, doch nur erst den Bescheid des Erzbischofs abzuwarten. Das vermochte sie wenig zu trösten, denn im Grunde mißtraute sie dem Primas. Von ihm, glaubte sie, sei dem Könige der Rath gegeben worden, die Tochter durch Gewalt dem Grafen Lukas zuführen zu lassen, und hinter dem Kirchenfürsten vermuthete sie den Einfluß ihres Schwagers, des Fürsten Wasyl. Am Ende ging ihr Mißtrauen von Einem zum Andern, denn bei Keinem fand sie den Wiederklang ihrer eigenen Gefühle. Unter all den Briefen, die uns aus dieser Zeit und über diese Vorfälle erhalten sind, möchte nicht einer anzuführen sein, der sich an Feuer der Empfindung und an Plastik der Darstellung mit denen Beata's messen kann. Der Schmerz und der leidenschaftliche Eifer verleihen ihr eine Beredtsamkeit, die fast einen tragischen Schwung hat, und dabei versteht sie so geschickt zu manipuliren, daß man ihr ein bedeutendes diplomatisches Talent nicht absprechen kann. —

Aber da trat ein Fall ein, der dem ganzen trüben Verhältniß eine neue Wendung verlieh. Im Jahre 1560 starb der Fürst Simon von Sluck. War Halszka wirklich im Lemberger Kloster mit ihm vermählt, so war sie jetzt wenigstens von dieser Seite her frei.

Um so eifriger wurde der Primas. Er ging selbst auf Befehl des Königs nach Samter, und fand Halszka eben erst von einem Fieber erstanden. Nach späteren Aeußerungen des Grafen Gorka lehnte die Prinzessin alle Unterhandlungen als nutzlos ab, da sie nicht selbst, sondern nur ihre Mutter die Entscheidung fällen könne. Man habe daher nur mit Jener ins Reine zu kommen, in deren Willen sie sich unbedingt füge. Der Graf selbst dankte dem Könige in einem devoten Schreiben für sein fortdauerndes Interesse an seinem Schicksal, dem Fürsten Radziwill drückte er in einem Briefe die Hoffnung aus, daß nunmehr nach dem Tode seines Nebenbuhlers sich eine bessere Auflösung der Schwierigkeiten erwarten ließe.

Eigenthümlich, daß alle Personen dieser „Tragödie", wie der Vorgang in seiner Zeit oft genannt wurde, zu dem Fürsten Radziwill mit Vertrauen sich drängten, während er ganz gewiß ein doppeltes Spiel trieb. Grade aus den Tagen, da Gorka an ihn geschrieben, haben wir einen Brief des Fürsten an Beata, in welchem er ihr ohnehin schon nicht geringes Mißtrauen gegen alle Welt noch steigert, und selbst die Verdächtigung des Primas nicht scheut. „Sicherlich", schrieb er, „wird er seine Bestrebungen nur darauf richten, zu vereinigen, nicht zu trennen. Wäre die Prinzessin Halszka so leichtsinnig, darauf einzugehen, so würde das zu unserem und Ihrem Schaden gereichen. Denn wenn Sie auch Gorka 100,000 Gulden

bewilligen, — damit wird er sich nicht zufrieden geben; er wird noch ältere Rechnungen machen, und wird ein Schloß oder mehrere haben wollen. Auch ein älterer Verwandter wird Etwas haben wollen. Und ob der Erzbischof sich ohne Entgelt in der Sache bemüht, weiß ich auch nicht. Dann kommt noch ein Bischof, und darnach noch irgend ein Anderer. . . . Bedenken Sie wohl, die Summe ist nicht klein u. s. w."

Zu der Fürstin in diesem Sinne reden, hieß nur ihren Trotz noch verstärken. Sie besorgte, der Erzbischof werde, da er eben im Begriff war, nach Wilno zu reisen, dem Fürsten Radziwill verrathen, wie weit sie schon in ihren Zugeständnissen rücksichtlich einer Entschädigung gegangen sei, und bat daher den Wojewoden von Krakau Tenczynski, den Erzbischof um möglichste Verheimlichung ihrer Zusagen zu bitten. Dieser schrieb denn auch in der That dem Primas, es würde der Tod der Fürstin sein, wenn der Prozeß nach Litauen übertragen würde. Sie hielte sich auf seinem Gute Krasnik nur auf, um ihrer Tochter näher zu sein, und sie zu retten. Sie kenne kein Glück auf Erden mehr, als die Freiheit ihrer Tochter. Es sei daher ihr größtes „studium" die Sache hier abzuwickeln, um nicht unter „jene räuberischen Wölfe dort" — wie sie meinte, gehen zu müssen.

Unter allen den Leuten, die sich für die Fürstin interessirten, scheint übrigens Keiner mit aufrichtigerer Theilnahme ihr beigestanden zu haben, als dieser krakauer Wojewode. In seiner weiteren Korrespondenz mit dem Primas spricht er mit Gefühlen der Entrüstung von den unaufhörlichen Kränkungen und Beeinträchtigungen, die sich ihr Schwager, Fürst Wasyl, gegen die allein stehende Frau erlaube. Er klagt, daß das Wohnen in einer Kammer die blühende Frau schon heruntergebracht habe; er suche Mittel und Wege, sie vor so unerhörtem Unrecht zu schützen. Aber am Ende konnte doch auch dieser Herr die Dinge nicht von der Stelle bringen.

Aber so sehr Beata auch diesem Beschützer vertraute, so glaubte sie doch auch mit dem Fürsten Radziwill nicht brechen zu dürfen. Sie schickte an ihn zwei von ihren Geschäftsträgern mit Briefen, die den ganzen Schmerz ihrer Seele athmen: „Dieses jammervolle Elend meiner unglücklichen Tochter hat mich so schwer getroffen, daß ich darüber den Verstand, die Gesundheit und alles Andere verloren. So in unaufhörlichem Weinen und in Kümmerniß hinsiechend, weiß ich Elende nicht mehr, was ich thun soll. Aber so lange ich noch eine Seele im Leibe habe, und so lange ich noch zu denken vermag, werde ich nicht aufhören, Sie anzuflehen, zu bitten und um Hülfe zu betteln. Erbarmen Sie sich, helfen Sie, retten Sie die elende, bedrängte und gemarterte Gefangene, befreien Sie sie aus dem Gefängniß, als ein mitleidiger Herr, als ein christlicher Herr!"

Endlich war der Primas so weit, um eine Zusammenkunft der Parteien ansetzen zu können. Er bestimmte dazu den Ort Petrikau, wo der Reichstag zu tagen pflegte, und als Zeitpunkt, Mariä Lichtmeß 1561. Aber die Fürstin hatte daran gar zu viel auszustellen. Einmal war es ihr noch gar zu lange bis dahin, und dann, meinte sie, in Petrikau kämen um diese Zeit allzu viele Leute hin.

„Wo viele Köpfe, da sind dann viele Sinne, und Jeder will sich zeigen," sagte sie dem Wojewoden Tenczynski, der denn doch schon die Geduld zu verlieren begann. „Ich sitze beinahe wie einer der Märtyrer da," schrieb er dem Erzbischof, „und finde nirgends mehr Ruhe." Noch einmal erwägt er die Chancen eines Ausgleichs, und das Bemerkenswerthe in dem Calcul ist, daß er sich doch für die Annahme einer mildern Auffassung von Seiten der Fürstin berechtigt hält. Unter Anderem glaubt er dem Primas doch zusagen zu dürfen, daß die Fürstin sich zufrieden geben werde, wenn sie einsehen sollte, daß Halszka des Grafen Gorka Gattin sein und bleiben wolle. Es scheint, daß die Hoffnung, ihre Tochter wiederzusehen, sie sanfter stimmte, denn darauf glaubte sie mit Sicherheit rechnen zu dürfen, daß Graf Gorka die umstrittene Gemahlin zu der Zusammenkunft mitbringen würde.

Für die Fürstin war es ein neuer grausamer Schlag des Schicksals, daß der Wojewode Tenczynski im Spätherbst 1560 aus dem Leben schied. Sie hatte in ihm, wie sie dem Primas schrieb, einen „Vater der Waisen" verloren. Sie mußte nun allein ihre Sache führen: „Um Gottes und seines heiligen Namens willen," hieß es in ihrem Briefe an den Erzbischof, „bitte ich Sie unter Thränen, diesen Handel zu Ende zu führen. Das steht fest, daß man mit Gottes Hülfe uns beiden Nichts abquälen wird, was unserem Gewissen und unserer Ehre zuwider ist. Denn dieser Herr von Gorka hat uns das elende Dasein so verbittert, daß nicht nur nicht in der Christenheit und im Heidenthum, sondern selbst in der Hölle soviel Ungerechtigkeit nicht erduldet wird, als ich mit meinen Kindern leide." (Dieser Plural schließt den verstorbenen Fürsten von Sluck mit ein). „Durch dieses verfluchte Vermögen," fährt sie dann fort, „sind wir schuldlos zu Grunde gegangen. Es frißt mir im Gewissen, daß meine Tochter wegen dieses erbärmlichen Vermögens so lange in Knechtschaft an Leib und Seele leiden muß, und nicht nur den Verlust ihrer Habe, sondern auch meines — Gott weiß wohl erworbenen — Besitzes und meiner Gesundheit würde ich verschmerzen, wüßte ich meine geliebte Tochter, die Fürstin von Sluck, nur frei."

So ergeben Beata sich auch gegen den Primas ausdrückte, so sehr mißtraute sie ihm doch. Fast zu derselben Zeit schrieb sie an Radziwill, daß sie Nichts zugesagt, daß sie alle Hoffnung auf ihn setze, daß sie nur wünsche, daß ihre Tochter unter irgend welchem Vorwand zu ihm nach Litauen gebracht würde. Dort könnte man sie auf die eine oder die andere Weise retten.

Für diese Kombination war aber ihr Freund, Martin Zborowski, der seit dem Tode des Wojewoden von Krakau wieder ihr Berather wurde, durchaus nicht eingenommen. Er war der Ansicht, daß Beata eher durch eine Zusammenkunft mit Graf Lukas vor dem Erzbischof zum Ziele kommen würde. Er setzte dem letzteren auseinander, daß Halszka damals in Warschau doch nur „conditionaliter" in die Ehe eingewilligt habe. In diesem „conditionaliter" glaubte Zborowski „das Loch" gefunden zu haben, das der Erzbischof selbst einmal so eifrig gesucht hatte. Da die „Condition" der mütterlichen Zustimmung nicht eingetreten, so wäre die Ehe lösbar. Aber das sei vor Allem festzuhalten, daß die Fürstin auf

alle weiteren Verhandlungen erst dann eingehen werde, wenn ihre Tochter frei ist. — In demselben Sinne schrieb er auch an Lukas Gorka selbst.

Graf Lukas dankte Herrn Zborowski für seine Mühewaltung und erklärte sich bereit zu der Zusammenkunft auf den Sonntag Judica 1561, da der Lichtmeßtag schon mittlerweile verflossen war. Er blieb dabei, jeden Zweifel, daß Halszka seine Frau von Rechtswegen ist, auszuschließen. Nur die Frage, ob er sich von ihr trennen dürfe, wolle er seinen Freunden und Schiedsrichtern unterbreiten. Denn er wollte von Halszka ledig werden, nicht um ihretwillen, sondern wegen der Ungnade der alten Fürstin und wegen der Schwierigkeiten, die sie ihm und ihrer Tochter mit ihren Praktiken bereite.

So schien sich denn der Tag der Vereinbarung zu nähern. Aber je mehr er heranrückte, desto schärfer betonte Beata als nothwendige Vorbedingung die Freigebung Halszka's, und desto schneidiger und haßschnaubender drückte sie sich in ihren Briefen an den Primas aus. Der Primas wird denselben Eindruck gehabt haben wie Graf Lukas, der sich darüber beklagte, daß „die Fürstin Beata immer wieder dasselbe Lied singe," denn nicht nur, daß sie immer wieder dieselben Gedanken wiederholt, sie braucht auch immer dieselben Worte. Nur bemerkt man einen Unterschied zwischen den Briefen an den Kirchenfürsten und denen an die weltlichen Magnaten. In die ersteren wurden Gott und das Gewissen und die Bereitwilligkeit, „sich bis auf das letzte Kleid zu entblößen," häufiger eingemischt.

Inzwischen war allerdings auch der Sonntag Judica herangerückt, ohne daß die Begegnung der Streitenden sicherer gestellt gewesen wäre, und der Primas hatte den ersten Sonntag nach Ostern, den 13. April, jetzt dafür in Aussicht genommen. Aber da er die Opferwilligkeit der Fürstin doch nicht so buchstäblich nahm, fragte er noch zuvor an, wieviel sie wohl als Schadenersatz dem Grafen zu geben gedenke. Zborowski beeilte sich zu erwidern, daß die Fürstin nicht, weil sie sich dazu verpflichtet glaubte, sondern nur, um ihre Tochter zu befreien, 60,000 Gulden zugestanden habe. Aber, äußert er, sie wird auch bis zu 100,000 Gulden gehen, nur müsse man an dem Termin der Zusammenkunft festhalten. Graf Lukas schiene ihm auch in diesem Punkte so sorglos und unpünktlich, wie er sich in allen Dingen zeigte. Der Erzbischof möchte doch lieber einen zeitigeren Termin ansetzen, vielleicht schon den Lätare-Sonntag. Denn es werde ihm schwer, die Fürstin bei ihrer geneigteren Stimmung zu erhalten, zumal sie einen eigenhändigen Brief des Bischofs von Posen zu haben vorgebe, worin dieser die von ihm vollzogene Kopulation nur als „bedingte" anerkennen soll.

Auch ein anonymer Brief, den der Primas empfing, warnt ihn vor der „Unbeständigkeit des weiblichen Geschlechts." Jetzt hätte die Fürstin geäußert, sie wolle, was ihr niemals zuvor in den Sinn gekommen, bis 100,000 Gulden zahlen, aber ob sie dabei beharren werde, wenn Graf Lukas nicht die gebotene Gelegenheit ergriffe, sei doch dem Briefschreiber zweifelhaft. „Mich dünkt", schließt er seinen geheimen Bericht, „der Graf müßte den Verzicht auf eine undankbare Frau doch vorziehen einer Fülle von Schwierigkeiten, von denen die Dame bis zu

ihrem Tode nicht ablassen wird, und noch mehr einem Verkehr mit Menschen, denen Gott und Tugend gleich fremd sind."

Endlich erklärte noch Fürstin Beata selbst dem Primas ausdrücklich, daß sie 100,000 Gulden für die Befreiung der „Fürstin von Sluck" zahlen wolle. Ja noch mehr: wenn Graf Lukas seine Verluste noch höher berechnen, und der Primas die Forderung anerkennen sollte, werde sie noch mehr hergeben. Aber ein Ende müßte jetzt gemacht werden. „Geschieht dies jetzt nicht," schrieb sie weiter, „so kann ich Ew. Gnaden nicht verhehlen, daß dann mein Freund vom Vermögen nichts erhalten wird. Und selbst beim besten Willen würde ich ihm später nichts geben können, denn ich würde nichts haben. Wieso? — Das werde ich Ew. Gnaden demnächst mündlich auseinandersetzen."

Diese nicht ganz verständliche Drohung brachte den Primas in noch größere Verlegenheit. „Die Fürstin will nur ihre Tochter frei wissen, und Sie wollen sie nicht aufgeben," schrieb er an Graf Lukas, „wie soll ich da eine Einigung bewirken?" So willig scheinbar der Graf auch auf den Vorschlag einer Zusammenkunft im Princip eingegangen war, so wenig schien er doch geneigt, sie wirklich zu Stande kommen zu lassen. Alle Termine waren ihm zu früh, zu ungelegen, und von Zborowski fand er es sonderbar, daß er anzunehmen scheine, als wolle er um seine Frau erst schachern. Er theilt dem Erzbischof, auf dessen Frage, wie Halszka selbst darüber denke, mit, wie sie „bescheiden ohne Kummer von der Sache rede, Alles in den Willen der Mutter stelle, sie habe sich's einmal geschworen, ohne ihre Zustimmung Nichts zu thun." Noch einmal erklärte er auf's bestimmteste, daß er seine Frau nicht lassen wolle; um aber vor den Leuten den Beweis zu führen, daß sie seine Frau sei, und daß die alte Fürstin im Unrecht wäre, wolle er zu der Begegnung die Hand bieten, um „mit Gottes und des Erzbischofs Hülfe dieser Tragödie ein Ende zu machen."

Zborowski rieth noch einmal dringend, das Angebot der Fürstin nicht leichtsinnig von der Hand zu weisen, denn es „sei furchtbar zu hören, was sie in dem Falle unternehmen würde. Jedenfalls würde der Graf Gorka nicht viel von dem Vermögen erwarten dürfen, dafür wird sie sorgen — und wenn es ihr Leben kosten sollte." — Von anderer Seite wurde dem Primas gleichfalls berichtet, daß die Fürstin ein weißes Blatt zur Aufzeichnung aller Bedingungen für die Befreiung ihrer Tochter angeboten habe — sie wolle alles anerkennen und unterschreiben: „Aber, so erklärte die Fürstin selbst, will der Graf nicht, und macht er sich etwa Hoffnungen auf meinen Tod, — denn Niemand kann sich das Leben kaufen — so soll er keinen Gewinn davon haben, so wahr ich eine Seele im Leibe habe. Was einer Mutter an Rechten zusteht, werde ich aufsuchen, um meine geliebte Tochter aus der Hand dieses Herrn zu retten. Mag er nur nicht glauben, daß Halszka, durch ihr zunehmendes Alter willfähriger werden würde; lieber wird sie in Elend untergehn, als nachgeben. Wenn es nothwendig ist, werden wir es mit unserem Blut aufschreiben, daß wir nicht anders handeln."

Und Fürstin Beata hat ihren Eid auch gehalten. Natürlich kam die beabsichtigte Zusammenkunft nicht zu Stande. Noch drei Jahre setzte Fürstin

Beata ihre Kämpfe mit Graf Lukas von Gorka fort, der mittlerweile schon trotz seiner ärgerlichen Familienverhältnisse bis zum Wojewoden von Posen emporgestiegen war.

Endlich im Jahre 1564 hatte Beata das Mittel gefunden, ihre Drohungen wahr zu machen, den verhaßten aufgedrungenen Eidam zu enterben und sich an ihm zu rächen. Unter den Begleitern des türkischen Gesandten, der im April 1564 am polnischen Hofe erschienen war, befand sich auch der polnische Wojewode von Siradien, Albrecht Laski, ein Mann von kühnem, aber wildem Gebahren dessen Ruf in der Walachei besonders einen hellen Klang hatte, eine Landsknechtnatur von einem gewissen großen Styl. Zur Einsetzung des walachischen Despoten Jacob Heraklides hat er das Meiste gethan, und dafür die Feste Chocim als Geschenk erhalten. Nach dem Sturz und nach dem gewaltsamen Tode des Heraklides aber verlangte der Sultan für die Unterstützung Polens gegen Rußland die Auslieferung von Chocim. Der König Sigismund appellirte an die patriotischen Gefühle Albrecht Laski's, und obgleich der verwegene Kriegsmann auf seine walachische Expedition an 100,000 Goldgulden, die ganze Mitgift seiner ersten Frau, aus seiner Tasche verwendet hatte und nur Chocim ihm als Entgelt der Unkosten geblieben war, so zögerte er keinen Augenblick, dem königlichen Aufruf zu folgen, und die Feste ohne jede Entschädigung auszuliefern. Also Held, Ritter, Patriot und echter Schlachtschitz!

Albrecht Laski war 31 Jahre alt und seit drei Jahren Wittwer, als er das große patriotische Opfer brachte. Fürstin Beata Ostrogska beschloß ihn dafür zu entschädigen. Obwohl sie bereits das 49. Lebensjahr angetreten hatte, übertrug sie dem jungen Wittwer am 12. April 1564 vor dem Altar Hand und Herz, und nicht lange nach der merkwürdigen Hochzeit verschrieb die Fürstin dem Manne ihrer Wahl alle ihre Besitzungen und Schlösser, sowohl ihres eigenen Erbes, als auch des Ostrogskischen, das durch den Auskauf verpfändeter Güter noch angewachsen war, und machte so den Ritter zu einem der reichsten Herrn des Landes. Der König Sigismund August bestätigte die Verleihung.

Aber Herr Laski erwies der hohen Frau gar schlechten Dank. Er führte seine bejahrte Gemahlin nach seinem väterlichen Schloß Käsmark in der Zips, und schloß sie dort in einen Thurm ein, in welchem sie nun dasselbe Schicksal trug, wie ihre Tochter Halszka in Samter. Die unglückliche Mutter sollte noch viele Jahre leben, und doch die Heimat niemals wieder sehen.

VI.

So hatte ein eigenthümliches Verhängniß den beiden Frauen eine Lage geschaffen, die von einer traurigen Gleichmäßigkeit war. Es ist kaum wahrscheinlich, daß das ebenso rohe als rechtlose Verfahren Albrecht Laski's ohne die Anregung von Seiten solcher Personen erfolgt war, denen die leidenschaftliche Beweglichkeit der Fürstin Beata und ihre unaufhörlichen Klagen unbequem und überlästig geworden waren. Namentlich ist die Rolle des Königs in diesen letzten Verwickelungen ebenso unklar als damals, da er seinen Namen bestätigend unter

die Verschreibungen Beata's zu Gunsten des Fürsten von Sluck gesetzt hatte, obgleich derselbe darin ausdrücklich als Eidam bezeichnet und die von ihm protegirte Ehe Halszka's mit dem Grafen Gorka als gar nicht vorhanden angenommen war. Daß er die Schenkung Beata's an Albrecht Laski im Jahre 1565 wiederum anerkannte und bestätigte, stand wenigstens nicht mit seinen eigenen Verfügungen in Widerspruch, denn mochte er auch immerhin den Entschluß der Fürstin, sich wiederum zu verheirathen, mißbilligen, so stand ihm doch kein Recht zu, ihn zu verhindern, und die daraus folgende Uebertragung des freien Besitzthums der Fürstin nicht rechtskräftig werden zu lassen.

An der Beseitigung der Fürstin jedoch durch Beraubung ihrer Freiheit scheint der König keinen intellektuellen Antheil gehabt zu haben. Es wird nämlich erzählt, daß Albrecht Laski, der im Jahre 1565 einen Kriegszug nach der Walachei auf eigene Faust im Gegensatz zu den Wünschen Sigismund August's vorbereitete, die großen Reichthümer seiner Frau zu diesem Zweck in Angriff genommen habe, und um vor jedem Einspruch von Seiten Beata's und vor ihren Klagen sicher zu sein, hätte er zu dem grausamen Mittel ihrer Einkerkerung seine Zuflucht genommen. Wäre dieser Zusammenhang richtig, so würde der König Sigismund August allerdings an der Wegführung der Fürstin kein Interesse gehabt haben. Nur müssen dann im Verlauf der Jahre Umstände eingetreten sein, die wir zwar nicht kennen, die aber eine Verständigung zwischen Albrecht Laski und dem Könige herbeigeführt haben. Denn zu unserer Ueberraschung ersehen wir aus den in die königlichen Kanzleibücher eingetragenen Urkunden, daß Albrecht Laski die ganze von seiner unglücklichen Gemahlin empfangene Habe im Jahre 1570 dem Könige selbst überläßt, und sich nur den lebenslänglichen Nießbrauch von fünf Schlössern vorbehält. Ohne Zweifel war diese in ihrer Begründung nicht recht verständliche Cession nicht ernst gemeint, aber jedenfalls regt sie doch den Argwohn an, daß der König nicht gerade mit reinem Gewissen an die im Kerker schmachtenden Frauen denken durfte.

Jedenfalls that er, so lange er lebte, keinen Schritt mehr, um ihnen die Freiheit wiederzuschaffen. Auch sein Tod im Jahre 1572 änderte Nichts in dem Elend der Mutter und der Tochter. Erst im Anfang des Jahres 1573 winkte der von Jugend auf gemarterten Halszka die Befreiung. Graf Lukas von Gorka, der mittlerweile schon Wojewode von Posen geworden war, erkrankte plötzlich an einem Karbunkel und starb bald darauf zu Posen. Die Beisetzung der Leiche erfolgte in einer eigens dazu in Kurnik erbauten Kapelle, da der Bischof von Posen den gewesenen Calvinisten nicht in seinem Familiengrabe in der Kathedrale hatte beerdigen lassen wollen.

Halszka war frei; frei, was sie eigentlich noch niemals in ihrem Leben gewesen war. Die „schwarze Fürstin" der Volkssage verließ die dunkele Bastei, in der ein jugendfrisches Weib 12 Jahre ihres fluchbehafteten Daseins vertrauert hatte. Sie stand im 34. Lebensjahre, als sie von Neuem, eigentlich zum dritten Male Wittwe geworden war. Niemals hatte sie sich in den Wunsch des Grafen Gorka gefügt; nie ist sie ihrem Vorsatz, nur der Mutter zu gehorchen, untreu

geworden. Erst nach Gorka's Tode hat sie sich wenigstens in amtlichen Urkunden ihrer legitimen Verheirathung mit demselben erinnert und sie auch anerkannt, indem sie seinen Namen führte, und sich „Gräfin von Gorka" nannte. In Privatbriefen schrieb sie sich „Fürstin von Ostrog."

Unmittelbar nach dem Tode des Grafen Lukas war sie von dessen Bruder, dem Grafen Stanislaw von Gorka, nach Posen geführt worden, wo ihrer bereits ihr Vetter Janusz, ein Sohn des Fürsten Wasyl von Ostrog, mit großem Gefolge wartete, um sie nach Dubno, dem Herrensitz ihres Oheims, ebendesselben Wasyl, der ihr einst so übel mitgespielt hatte, zu geleiten. Einen anderen Zufluchtsort als bei diesen Verwandten von zweideutiger Liebe hatte die reichste Erbin in litauischen Landen nicht mehr. Es ist kaum denkbar, daß es wahr ist, wenn erzählt wird, daß Halszka nunmehr aus freien Stücken ihre Hand einem ihrer Verwandten zugesagt hätte, und daß nur aus unbekannten Gründen Nichts daraus geworden sei. Der Wunsch ihrer Sippe mag ein solches Gerücht erzeugt haben. Einem vorliegenden Briefe zu Folge scheint die Prinzessin vielmehr das Gefühl ihres bis auf den Grund zerstörten Lebensglücks in einer Energie gehabt zu haben, daß ihr wohl kaum wieder Hoffnungen auf Begründung einer Familie aufgestiegen sein mochten. Möglich aber wäre es, daß sie allerdings mit einem ihrer Vettern solch ein Verlöbniß eingegangen ist, um dadurch ihren Familienangehörigen die Legitimation zu einer Rückforderung ihrer Güter zu geben.

Denn während Fürst Wasyl zur Zeit der Gefangenschaft seiner Nichte sich um den Verbleib der Ostrogski'schen Güter gar nicht bekümmert zu haben schien, begann er jetzt eine rege Thätigkeit für die Ordnung der Vermögensverhältnisse Halszka's zu entfalten. Leicht war die Aufgabe nicht, denn einmal waren die öffentlichen Zustände durch den im Jahre 1572 erfolgten Tod des Königs Sigismund August und durch die darauf folgende Wahl Heinrich's von Valois in große Bewegung gerathen, so daß die öffentliche Autorität der Durchführung privatrechtlicher Ansprüche nicht in genügendem Maße Beistand zu leisten vermochte; andererseits hatte sich jener Albrecht Laski, Beata's treuloser Gatte, dem ja in dem Vermögensprozeß eine Hauptrolle zukam, um die Wahl Heinrich's von Valois dermaßen verdient gemacht, daß voraussichtlich die Gunst des neuen Königs ihm die Zurückweisung aller Anklagen erleichtern mußte. Jedenfalls war Albrecht Laski früher in der Lage, den König Heinrich für sich einzunehmen, als die Anwälte Halszka's, denn er gehörte zu der Gesandschaft, welche sich nach Paris begeben hatte, um den Sohn der Katharina von Medici für den polnischen Thron abzuholen. Dieser Aufenthalt des Herrn Laski in Paris sollte, wie wir gleich erzählen werden, für ihn noch weitere verhängnißvolle Folgen haben.

Trotz des Vorsprungs aber, den somit Laski hatte, erlangte die Sache Halszka's dennoch einen großen Triumph. Im Februar 1574, beim Krönungsreichstag, erließ König Heinrich ein Decret, wonach zunächst alle Güter, welche einst Beata dem Laski, und dieser der Krone verschrieben hatte, wiederum in den Besitz der allein berechtigten Prinzessin zurückkehren sollten. Nur das freie Eigen-

thum ihrer Mutter Beata, das sie kraft des Testaments ihres ersten Gatten, des Ilja Ostrogski besaß, jene 33,082 Gulden und eine Hypothek von 15,000 Gulden, wurden ihrem zweiten Gatten zugesprochen. Nachdem auch diese Summen durch Zahlung abgelöst waren, stand das ganze übermäßig reiche Erbe wieder in der Hand der rechtmäßigen Besitzerin, der Prinzessin Halszka. Aus mehreren Verschreibungen aber, die noch erhalten sind, namentlich vom 15. Mai 1576 u. a., in denen Halszka wiederholentlich von dem Elend ihrer Jugendjahre spricht, geht hervor, daß Fürst Wasyl nur zu seinem eigenen Vortheil gearbeitet hatte, denn die Prinzessin gab ihr ganzes Vermögen in seine und seiner Kinder Hände.

Sie selbst aber scheint die wenigen Jahre, in denen sie sich noch mit Bewußtsein ihrer endlich errungenen Freiheit erfreute, nur dem einen Gedanken gelebt zu haben, ihre unglückselige Mutter aus dem Kerker zu befreien, in welchen sie durch eine Treulosigkeit sondergleichen gerathen war. Wenn auch Halszka nicht in derselben Weise persönlich für Beata die Agitation betrieb, wie diese einst für die Tochter, so ist es doch unbezweifelbar, daß sie es gewesen, welche ihren Oheim Wasyl veranlaßte, sich für die Gefangene von Käsmark, seine Schwägerin, zu interessiren. So lange Halszka im Thurm von Samter saß, hatte er wenigstens keinen Schritt unternommen, um auf das Loos Beata's einen Einfluß auszuüben, obwohl er im Uebrigen in Beziehungen zum Kaiser Maximilian II., dem Landesherrn von Ungarn, stand, der die Freilassung der betrogenen Frau hätte anbefehlen können. Saß sie doch auf einer ungarischen Feste.

Allein in der ganzen Zeit von 1565 bis 1573 fiel es dem Fürsten von Ostrog nicht ein, für die Schwägerin das Wort zu nehmen. Erst die Ankunft Halszka's bei ihren Verwandten gab zu einer intervenirenden Bitte beim Kaiser die Veranlassung. Der Zeitpunkt war insofern nicht ungünstig, als Albrecht Laski damals, als Parteigänger Heinrich's von Valois und Gegner der österreichischen Werbungen um den polnischen Thron, beim Kaiser zur Zeit nicht eben in Gnaden stand. Und das Gesuch hatte Erfolg. Kaiser Maximilian befahl dem Generalhauptmann von Ober-Ungarn, Johann Rueber von Pitendorf, ihm über die Gemahlin des Albrecht Laski Bericht zu erstatten.

Rueber gab nun dem ihm unterstehenden Hauptmann von Käsmark, Albrecht von Räutern, der Officier bei den kaiserlichen Arkebusieren war, den Auftrag, sich „unverdächtig“ zu der gefangenen Dame zu begeben, und ihm den Befund der Dinge mitzutheilen.

Räutern that, was ihm aufgetragen. In Begleitung eines gewissen Gothard Sroten, der den Bericht später an den General überbrachte, besuchte er die gefangene Fürstin.

Seine Schilderung liefert einen schauderhaften Einblick. Seit acht Jahren war keine mitleidige Seele zu Beata gekommen. Als sie Räutern sah, brach sie ohnmächtig zusammen, und ihre vier Dienerinnen hatten Mühe, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Unter einem Strom von Thränen bat sie, sich ihrer doch zu erbarmen, da sie nicht einmal mehr für sich und ihre Zofen Gewänder hätte, „um die bloße Haut bedecken zu können.“ Und dabei hatte sie noch unverwerth-

bare Kleinodien, die sie dem Räutern anbot, welcher sie jedoch ausschlug. Wohl aber nahm er von ihr zwei lateinisch geschriebene Briefe mit, einen an den Kaiser und einen an den Generalkapitän Rueber, die sie in Ermangelung von Tinte mit aufgelöstem Ofenruß rasch niedergeschrieben hatte.

Rueber gab dem Kaiser getreulich Bericht, und empfahl seiner Gnade das Schicksal der zu hart gestraften Frau. Auch von dem Fürsten Wasyl von Ostrog war ein Sendbote an den Kaiser wieder mit einer Fürbitte für Beata eingetroffen, und der Kaiser entschied, daß die Gefangene nach den Formen des ungarischen Rechts eine ordentliche Klage gegen ihren Gemahl einreichen, der Generalkapitän aber mittlerweile für ihre Sicherheit gegen irgendwelche Eingriffe Albrecht Laski's Sorge tragen solle.

Auch der kaiserliche Gesandte in Polen, Andreas Duditsch, empfahl seinem Herrn die Befreiung der Dame als einen Akt, der in Polen von dem besten Eindruck sein würde, da das Unglück der beiden Frauen die allgemeinste Theilnahme erwecke. Man müßte, meint der Ambassadeur, die nöthigen Maßregeln ergreifen, bevor Laski aus Paris zurückgekehrt sein würde.

Der Kaiser aber nahm sich doch die Heimsuchung der unglücklichen Beata weniger zu Herzen, als seine Beamten und Bevollmächtigten. Denn obschon Albrecht Laski im Gefolge Heinrich's von Valois dahergezogen kam, so hatte er doch wieder im Geheimen mit dem österreichischen Hofe Verbindungen angeknüpft, und die Erwerbung der polnischen Krone bildete damals ein Hauptinteresse der habsburgischen Politik, der ein Parteigänger von der Verwegenheit und Rücksichtslosigkeit Albrecht Laski's treffliche Dienste leisten konnte. So wurde denn Beata's Klage mit Aufschub behandelt, und der kaiserliche Gesandte wurde mit einigen allgemeinen Redewendungen abgefunden. Von den direkten Beziehungen Laski's zum Kaiser wußte er Nichts. Er meinte daher ganz und gar den Kredit desselben bei Maximilian zu untergraben, als er am 8. April 1574 von diesem Manne einen Skandal berichtete, der die polnische Gesellschaft, wie billig, sehr empört haben sollte.

Herr Albrecht Laski, der Wojewode von Sieradz, hatte sich nämlich während seines Aufenthalts in Frankreich im Geheimen mit einer Italienerin, wie man sagte, einer Tochter der Maitresse des Königs Heinrich, vermählt, und eine Mitgift von 14,000 Gulden nebst vielen Kostbarkeiten in die Tasche gesteckt. Obwohl seine Familienverhältnisse in Polen doch wegen ihrer Auffälligkeit allgemein bekannt und besprochen waren, hatte er dennoch die Dreistigkeit, seine zweite Gattin nebst ihrer Mutter nach seiner Heimath zu bringen. Dort sahen sich alsbald die beiden Frauen mit niederdrückender Verachtung behandelt, und erfuhren zu ihrem Schrecken, daß Laski eine noch lebende Gemahlin im Kerker halte. Umsonst versuchte der in die Enge gebrachte Wojewode die Frauen durch gütige Zureden zum Schweigen zu bestimmen; umsonst drohte er seiner Schwiegermutter, sie des Nachts im Flusse zu ersäufen; die Frauen flüchteten sich vor dem Wütherich in ein Kloster, und schrieben Klagebriefe an den Senat, den sie um Schutz anflehten. Der Rechtsfall wurde in der That vor den König gebracht, die betrogene Dame fiel ihm am 1. Mai im offenen Senat zu Füßen, und reichte ihre förmliche

Klage ein. Wie die Sache endigte, ist nicht bekannt geworden. Mit schweren Geldopfern scheint Herr Laski sich von der Bedrängniß losgekauft zu haben.

Der Gesandte des Kaisers glaubte nun auf seinen Herrn um so mehr mit den Einzelheiten dieser Episode Effekt zu machen, als er im Gegensatz dazu ins Licht setzte, wie man es in Händen habe, durch die Befreiung der Frau Beata die Anhänglichkeit des Fürsten Wasyl von Ostrog an das österreichische Kaiserhaus zu befestigen und zu steigern. Denn der Fürst hätte zu wiederholten Malen dies als die einzige Wohlthat bezeichnet, die er von dem kaiserlichen Hofe erwarte, und um so mehr erwarte, als diese Maßregel zugleich der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit entspräche.

Der Kaiser erwiderte Nichts.

Auch Johann Rueber, der Generalkapitän, wagte auf die Gefahr der Ungnade des Kaisers eine Erinnerung an das Schicksal der hartgeprüften Frau. „Nur um ihre auf 300,000 Gulden sich belaufenden Schätze ohne Einspruch durchbringen zu können," schrieb Rueber dem Kaiser, „hat Laski seine Gemahlin der Freiheit beraubt, aus keinem anderen Grunde. Auf Gott und Ew. Kaiserl. Majestät allein setzt sie ihre Hoffnung, der Tyrannei ihres Gatten entrinnen zu können. Mir erlaubt mein Gewissen nicht, zu schweigen, und ich bitte Ew. Maj. als den von Gott erkorenen obersten Machthaber der Christenheit, der armen gequälten und gepeinigten Frau Gerichtigkeit widerfahren zu lassen."

Der Kaiser aber ließ auch dieses Schreiben ohne Antwort. In jenen Tagen, in welchen sich durch die Flucht Heinrich's von Valois und die erneute Thronerledigung für das Haus Habsburg wieder Aussichten eröffneten, war Maximilian am wenigsten geneigt, einen so werthvollen Partisanen, wie Laski, aufzuopfern. Andererseits wollte er aber auch den Fürsten von Ostrog sich erhalten, und überschüttete ihn mit Beweisen kaiserlicher Gnade, versprach für den Sohn des Fürsten um die Schwester des Markgrafen Albrecht Friedrich von Brandenburg zu freien, auch an Albrecht Laski zu schreiben. Aber mit allem dem zeigte der Kaiser nur, daß ihm die kommende Königswahl in Polen mehr am Herzen liege, als das Schicksal der Frau im Kerker.

Gegen ihre frühere, mehrjährige Lage war sie jetzt insofern besser daran, als sie an jemand ihre erschütternden Klagen schreiben konnte, nämlich an den gutmüthigen Hauptmann Rueber. Vom Ostertage 1575 hat sich ein eigenhändiger Brief Beata's an Rueber erhalten, der die ganze Verzweiflung und die vom Schmerz entzündeten Leidenschaften der armen Frau ausdrückt, zugleich aber wieder die herzrührendsten Bitten enthält, an ihr doch Gerechtigkeit und christliches Erbarmen auszuüben, und ihre rechtlose Haft zu lösen.

Rueber trug in seiner mitleidigen Seele kein Bedenken, dem Kaiser den Brief einzusenden, und sein Befremden über die beim Kaiser doppelt auffällige Rechtsverweigerung auszusprechen. Da Fürst Wasyl wiederum einen Sendboten an den Kaiser schickte, so wiederholte auch Rueber seine herzliche und menschenfreundliche Bitte.

Alles vergebens. Der Kaiser schwieg, denn Albrecht Laski wirkte für seine Wahl in Polen, und da dieselbe durch eine Minorität zwar am 12. December 1575 erfolgt war, und Niemand anders als eben Laski den ersten Bericht davon an den kaiserlichen Hof durch ein Schreiben von eben demselben Tage gelangen ließ, so verstand es sich von selbst, daß die Wehklagen Beata's ebensowohl wie die Fürbitten, welche um dieselbe Zeit wiederum an den Kaiser gelangten, nicht die mindeste Berücksichtigung fanden.

Die Wahl war aber zwiespältig gewesen. Die Mehrzahl des Adels hatte sich für den Hospodar von Siebenbürgen, Stefan Batory, erklärt, und als derselbe nach Polen gekommen war, wurde er unter lautem Jubel zum Könige gekrönt. Gegenüber dieser Thatsache verfiel alsbald das Interesse Maximilians, zumal König Stefan die Gegner durch bereitwilliges Entgegenkommen an sich zu fesseln wußte. Auch dem Albrecht Laski machte er versöhnliche Anerbietungen, aber in der Hoffnung, vom Kaiser Maximilian eine durchgreifende Unterstützung zu erhalten, setzte er den Parteigängerkrieg noch eine Zeit lang fort, mußte aber endlich über die Grenze entweichen. Er suchte und fand Schutz in den Staaten des Kaisers.

Ehe aber Albrecht Laski den Schauplatz seiner politischen Thätigkeit verließ, und sich nach Florenz zurückzog, hatte der aller Orten tief verschuldete Mann noch mit Johann Rueber, dem Generalhauptmann von Oberungarn, über die angewachsenen Hypotheken auf Schloß Käsmark sich zu berechnen. Und diese Gelegenheit ergriff der wahrhaft humane Rueber, um dem hartherzigen Ritter die Erlaubniß abzudringen, daß die seit Weihnachten schon schwer erkrankte Fürstin Beata aus dem Kerker des Schlosses in die Wohnung des Hauptmanns nach Kaschau gebracht werden dürfte.

So verließ denn Beata im Juni 1576 die traurige Stätte, wo sie elf Jahre ihres Lebens in Trauer, Reue, Kummer, Haß und Verzweiflung zugebracht hatte.

Der getreue Rueber sorgte offenbar um die kranke Greisin mit unerschöpflicher Güte. Er schrieb am 24. Juli 1576 noch einmal an den Kaiser: Die arme Frau würde ja doch nicht mehr lange leben. Er möge ihr doch noch den letzten Wunsch gewähren, um den sie mit heißem Flehen ihn anginge, von ihrem Gatten zu erwirken, daß er sie frei ließe, um vor ihrem Tode noch einmal ihre einzige Tochter wiedersehen zu können. Sie wolle jede Bürgschaft und jeden Eid leisten, daß sie alles ihr angethane Unrecht vergeben und vergessen werde. „Um der Nachrede willen," setzt Rueber hinzu, „daß man von Ew. Majestät kein Recht erlangen könne, bitte ich unterthänigst, mit Albrecht Laski deswegen verhandeln zu wollen. Er wird davon den Ruhm haben, endlich Gnade gegen seine Frau geübt zu haben, und für Ew. Majestät wird ein armes gedemüthigtes Weib zu Gott im Himmel beten."

Ob der Kaiser in dieser Sache noch einen Schritt that, wissen wir nicht. Im September desselben Jahres fiel er auf das Krankenlager, von dem ihn erst am 12. Oktober der Tod erlöste. Von den weiteren Schicksalen Albrecht Laski's, der sich erst in Prag und dann in Florenz als Emigrant aufgehalten hatte, sind

uns keine Nachrichten verblieben. Ebenso wissen wir nicht, ob Beata in Kaschau blieb, und dort ihr unglückliches Dasein beschloß, oder ob sie noch in ihre Heimath zurückkehren konnte, um in den Armen ihrer nicht minder unglückseligen Tochter den letzten Seufzer auszuhauchen.

Da wir in den letzten Jahren der Kämpfe und Gefangenschaft Beata's niemals davon vernehmen, daß ihre Tochter Halszka für ihre Freilassung irgend Etwas thäte, so dürfte die Nachricht zeitgenössischer Chronisten wohl gegründet sein, daß die von Unglück sonder Gleichen verfolgte Prinzessin schließlich den Verstand verloren hatte und in Wahnsinn verfallen war. Wer möchte auch nach solchen Schicksalen sich darüber wundern?

Gegen Ende des Jahres 1582 erlöste sie der Tod von ihrem qualvollen Dasein. Ihre Vettern, in deren Hände ihr verhängnißvolles Erbe überging, veranstalteten ihr eine großartige Leichenfeier.

Die Glaubensgerichte in der protestantischen Kirche des Königreichs Preußen.

Von

Professor Holtzmann, Straßburg i/E.

Es ist eine charakteristische Erscheinung, welche das Nachdenken künftiger Kulturhistoriker beschäftigen mag, daß seit nunmehr etwa zwölf Jahren, d. h. just seit dem Zeitpunkte, von welchem wir unsere nationale Größe zu datiren pflegen, innerhalb der evangelischen Landeskirchen Deutschlands Vorgänge sich abspielen und das öffentliche Urtheil herausfordern, welche im schroffsten Gegensatze zu Allem stehen, was wir von früher her unter viel ungünstigeren Auspizien auf diesem Gebiete zu erleben gewohnt gewesen sind. Seitdem der Geist des Infallibilismus in der katholischen Kirche zur Herrschaft und sogar in der offiziellen Lehrweise zum Ausdruck gekommen ist, scheint auch die unfehlbare Orthodoxie der deutsch-evangelischen Landeskirchen, insbesondere der preußischen, auf Kanzeln und Kathedern wieder neues Leben gesogen zu haben — so recht zur Bestätigung des von einem unserer Historiker als Gesetz aller modernen kirchlichen Bewegungen proklamirten Satzes: daß heutzutage nicht mehr beide Kirchen als solche in jenem polarischen Gegensatze stehen, vermöge dessen für frühere Jahrhunderte das Steigen der Wagschale auf der einen Seite gleichbedeutend war mit dem Sinken der entgegengesetzten, sondern daß vielmehr zwei sich entsprechende, in jeder der beiden Kirchen gleichmäßig vorhandene Richtungen es sind, welche gleichzeitig Triumphe und gleichzeitig Niederlagen erleben.

Eine heute auf dem Höhepunkte ihrer Machtentfaltung angelangte Richtung erstrebt bekanntlich vollständige Wiederherstellung der alten Kirchlichkeit in Glaube und Brauch. Sie hat sich als Gegenschlag auf die Revolution seit den Tagen der politischen

Restauration gleichmäßig in beiden Konfessionen entwickelt und bildet das eigentliche Gepräge des neunzehnten Jahrhunderts in religiöser Beziehung. Denn der Fortschritt, welchen der 1814 aus dem Grabe erstehende Jesuitismus und Ultramontanismus, besonders seit 1848, machte, war begleitet von entsprechenden Erfolgen der konfessionellen Reaktion auf dem Boden des Protestantismus, und so ist ein dem innersten Wesen des letzteren ebenso fremder, ja feindlicher, dafür dem katholischen Traditionsprinzip verwandter Geist fast in alle deutschen Landeskirchen eingezogen. Aber erst seit 1870 ist dieser Geist zu Aeußerungen und Manifestationen, um nicht zu sagen Orgien, fortgeschritten, in welchen er auch dem Auge eines weiteren, ja des weitesten Publikums sofort erkennbar werden und mit den übrigen Revivals, die heutzutage am hellen Tage umgehen, unter den richtigen Gesichtspunkt der Beurtheilung fallen konnte. Wir meinen die Glaubensgerichte, von welchen die öffentlichen Blätter von Zeit zu Zeit zu berichten haben. Sind dieselben doch bereits zu einem stehenden, mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehrenden, Artikel unseres öffentlichen Lebens geworden, so daß man sich an die Anfangs auffallende Erscheinung schon bis zu einem gewissen Grade gewöhnt hat. Es lohnt sich vielleicht, einen Rückblick auf die bedeutenderen unter den bis jetzt erlebten Fällen zu werfen, um dieselben alsdann als ein Ganzes aufzufassen und einer sachgemäßen Beurtheilung zu unterziehen. Daß solches gerade jetzt geschieht, mag mit dem Umstande entschuldigt werden, daß dieses und das letzte Jahr keinen neuen Beitrag zu dieser Krankengeschichte unserer modernen Kirchlichkeit geliefert haben. Sollten wir etwa darin ein Anzeichen wiederkehrender Genesung erblicken dürfen? Es geschieht in der Hoffnung, daß wir es mit Vergangenem zu thun haben und zu einem Publikum sprechen, dem, soweit es sich etwa gar selbst von der Krankheit berührt gefühlt haben sollte, längst die Besinnung zurückgekehrt ist, wenn wir nunmehr daran gehen, die angedeuteten Leistungen der Fieberhitze etwas genauer zu besehen.

Es sind unvergeßliche Erinnerungen, in deren helles Bild theologische Befangenheit und übel angebrachter Parteieifer den ersten häßlichen Flecken geworfen haben. Die deutschen Heere lagen noch vor Paris, als man in Stettin und Berlin Zeit und Stimmung dazu fand, den Prototyp für eine Reihe von Glaubensgerichten aufzustellen. Der Lizentiat und Kandidat der Theologie Dr. Hanne, Sohn eines Greifswalder Professors der Theologie, hielt am 7. Januar 1871 in Colberg eine Gastpredigt, in Folge welcher 386 unter 400 Haushaltungsvorständen sich für seine Wahl zum Prediger erklärten. Nun hatte ebenderselbe aber zuvor eine Schrift „Der ideale und der geschichtliche Christus" verfaßt, auf deren Grund acht Gemeindeglieder das Konsistorium aufforderten, sich vor der Bestätigung von der Rechtgläubigkeit des Erwählten zu überzeugen. Schon hier sehen wir denselben Apparat in Thätigkeit gesetzt, mit dessen Hülfe seither zahlreiche Gemeindewahlen, wo sie den Anschauungen und Wünschen der in den Landeskirchen zur Herrschaft gelangten Partei widersprachen, vernichtet und die Gemeinden um ihr gutes Recht von Rechts wegen gebracht worden sind. Dieser Apparat besteht zumeist aus dem Schwungrad „Protest" und aus der Drehscheibe „Colloquium". Man stellt den Erwählten,

nachdem eine beliebige Anzahl, vielleicht ganz dunkler Ehrenmänner, gegen seinen Unglauben protestirt hat, vor eine Versammlung von Theologen und theologischen Juristen, legt die Bekenntnißbücher der lutherischen Kirche auf den grünen Tisch und inquirirt, mit oder ohne Anwendung von Andachtsformen, so lange, bis die Nichtübereinstimmung eines Mannes, an welchem die Geistesarbeit der Zeit, der er angehört, nicht spurlos vorübergegangen ist, mit dem, was vor 300 Jahren sächsische und schwäbische Theologen niedergeschrieben haben, hinlänglich konstatirt ist, um sagen zu können: „Was brauchen wir weiter Zeugniß? Siehe, ihr habt seine Lästerung gehört." Gleich das erste, in diesem Sinne geübte, inquisitorische Verfahren führte zum richtigen Ziele. Das Konsistorium von Stettin examinirte den Dr. Hanne mit gutem Erfolge, d. h. es kam zu dem Resultate, daß der Protest „mehrerer Gemeindeglieder" als wohlbegründet erachtet wurde, sofern der Erwählte weder über die beiden Naturen in Christus, noch über den gerichtlichen Akt Gottes, darin der Sünder gerechtgesprochen wird, das Richtige zu sagen und zu lehren wisse. Gedankengänge, welche in der neueren Theologie seit Schleiermacher's Zeiten da und dort ganz ungehemmt zur Darlegung auf Katheder und Kanzel kamen, wurden hier nach dem Richtmaße strenger Symbolgläubigkeit be- und verurtheilt; der Erwählte somit nicht bestätigt. Ein Rekurs der Wähler von Colberg an den Oberkirchenrath und höher hinauf blieb erfolglos. Im Oberkirchenrath saß damals Professor Dorner, welcher ein berühmtes Buch über die Lehre von Christus geschrieben hat, darin die alten Bestimmungen der byzantinischen Reichskirche mit Hülfe von spekulativen Gedankengängen wundersam zurechtgelegt und aufgeputzt erscheinen. Zu dieser, übrigens nirgends für maßgebend erklärten, supranaturalistischen Metaphysik bildet allerdings die moderne Unterscheidung des historischen und des idealen Christus bei dem Angeklagten einen scharfen Kontrast. Jedenfalls mußten die Enkel der Colberger von 1806, während ihre eigenen Söhne für das Vaterland fochten, es sich gefallen lassen, daß ihrer patriotischen Begeisterung ein kleiner Dämpfer aufgesetzt und sie für unfähig erklärt wurden, sich einen Pfarrer zu wählen. Ein Rekurs von Magistrat und Gemeinde blieb erfolglos.

Es war dies der erste Schritt auf einer verhängnißvollen Bahn, und es hat sich an denen, welche damals ein für allemal hätten den Riegel vorschieben können, schwer gerächt, daß sie Tendenzen Thür und Thor geöffnet haben, vor deren weiterer Machtentfaltung bald noch ganz andere Leute als der Predigtamts-kandidat Hanne ihre Segel einziehen mußten. Denn nunmehr ging es Schlag auf Schlag, und nachdem zuerst in den preußischen Kirchenbehörden der Grundsatz zur Geltung gebracht war, daß die Darlegung wissenschaftlicher Erörterungen auf dem Gebiete evangelischer Theologie, wie sie in namhaften Werken der Wissenschaft vertreten und vorgetragen werden, vom evangelischen Predigtamte ausschließen könne, wollte auch Sachsen nicht zurückbleiben. Als der Dresdener Stadtrath den in Colberg zurückgewiesenen Dr. Hanne für Bekleidung eines, unter dem Patronat des Stadtrathes stehenden, Subdiakonates an der St. Annenkirche in Dresden ins Auge faßte und zu einer Gastpredigt einlud, glaubte die Kreisregierung sofort der Stadtbehörde Vorstellungen machen und ihr die eventuelle Nichtbestätigung des

bereits zum Ketzer Gestempelten in Aussicht stellen zu sollen. Nachdem die Kollaturbehörde am 27. Dezember 1872 denselben dennoch ernannt hatte, wurde er vom Kultusministerium abgelehnt. Bei dem ganzen Vorfall ist noch von besonderem Interesse, daß die Kreisdirektion, deren Entscheidung zuletzt siegreich geblieben ist, sich herausnahm, zu wissen und zu bezeugen, daß Dr. Hanne das Ordinationsgelübde nicht ohne Mentalreservationen zu leisten im Stande sein würde. Als ob das nicht vor Allem seine eigene Sache gewesen wäre!

Aber auch der preußischen Landeskirche, von welcher wir hier ausschließlich handeln, brachte das Jahr 1872 wieder ein Ketzergericht, nur daß es sich dabei nicht um einen jungen, sondern um einen der ältesten und verdientesten Geistlichen, auch nicht sowohl um dessen Bestätigung, als vielmehr direkt um seine Absetzung handelte. Die Prediger Dr. Lisco und Dr. Sydow hatten im Winter in der Reihe der vom Berliner Unionsverein veranstalteten Vorträge Reden über das apostolische Glaubensbekenntniß, auch über die in demselben gelehrte wunderbare Geburt Christi gehalten: in jenem befänden sich neben wirklich religiösen auch „legendenhafte“ Bestandtheile, unter ihnen die vaterlose Entstehung des Heilandes. Sofort zog das Brandenburger Konsistorium, an seiner Spitze der Jurist Hegel, dessen Vater der Philosoph war, beide Prediger zur Verantwortung. Daß es nicht zur Absetzung kam, sondern 1873 die Sache Lisco's glimpflich beigelegt, dem alten Sydow aber ein „geschärfter Verweis“ ertheilt wurde, war diesmal das Verdienst des Oberkirchenrathes, an dessen Spitze mittlerweile Dr. Herrmann getreten war, ein berühmter Jurist, der zwar in theologischen Dingen von Dorner berathen war, aber gleich bei Uebernahme seines Amtes an der richtigen Stelle seine Ansicht dahin kund gegeben hatte, daß die aufkommende Praxis der Glaubensgerichte wenig geeignet sei, der evangelischen Kirche Achtung und Ansehen unter den Zeitgenossen zu verschaffen. Anderer Ansicht war freilich die von den Hofpredigern Kögel, Baur und Stöcker vertretene Partei der sog. positiven Union, welcher es schon nach wenigen Jahren gelingen sollte, ihren Gegner aus dem Sattel zu heben.

Aber selbst während der Jahre, da über der preußischen Landeskirche die einigermaßen erwärmenden Strahlen einer zwar keineswegs liberalen, aber doch, was zweifellos mehr ist, wesentlich unparteiischen, gerechten und verständigen Auffassung und Behandlung der theologischen und kirchlichen Fragen walteten, waren die neuen Provinzen den wohlthätigen Einflüssen, die von Berlin ausgingen, verschlossen. Gerade im Gegensatz dazu gefiel man sich vor Allem in Hannover darin, dem Konfessionalismus die Zügel schießen zu lassen. Im April 1873 wurde der der lutherischen Kirche Sachsen-Altenburgs angehörige Pastor Portig, bekannt durch verschiedene kunst- und religionsgeschichtliche Schriften, an die St. Aegidiengemeinde in Hannover gewählt. Sofort protestirte die welfisch-orthodoxe Partei beim Landeskonsistorium, an dessen Spitze eifrig welfisch gesinnte Männer standen. Ein kunstgerecht veranstaltetes Kolloquium führte dann auch richtig zur Nichtbestätigung, und zwar trotzdem, daß ein anderes schon am 23. April von dem hannoverschen Stadtministerium veranstaltetes Kolloquium das entgegengesetzte Resultat geliefert hatte. So war die preußische Regierung in der Lage, einer

unter Georg V. großgezogenen hochkirchlichen Richtung Liebesdienste thun und ihr den ausführenden Arm zur Unterdrückung einer in politischer, wie kirchlicher Beziehung weitherzigeren Majorität zu leihen. Der Präsident des Landeskonsistoriums erklärte gelegentlich, die Zugehörigkeit zu einer anderen, also z. B. namentlich auch der preußisch-unirten, Landeskirche sei schon an sich als Mangel der Rechtgläubigkeit für die lutherische Kirche Hannovers zu erachten. Und er sollte, trotzdem daß ihm seine Theorie aberkannt wurde, praktisch damit auch in einem anderen Falle durchdringen. Am 24. April des gleichen Jahres wurde der, der lutherischen Kirche Gothas angehörige, Prediger A. Werner an die Kreuzkirche in Hannover gewählt. Jetzt war auch das Stadtministerium besser instruirt; nach einem am 31. Juli abgehaltenen Kolloquium versagte es die Empfehlung zur Genehmigung. Ein gleiches Schicksal der Zurückweisung hatten 1874 der für dieselbe Kirche erwählte Pastor Höpfner und der für die Katharinenkirche in Osnabrück erwählte Pastor Klapp, nur daß diese nicht erst auf ihre Orthodoxie untersucht, sondern schon deshalb zurückgewiesen wurden, weil zugleich mit ihnen ein Vikar Holdermann sich auf der Wahlliste befunden habe, welcher — erschrecklich zu sagen — der unirten badischen Kirche, also nicht einmal einer rein lutherischen Landeskirche angehörte. Dadurch schienen beide Mitbewerber genugsam gekennzeichnet. Diesmal aber hatte man allerdings noch einigen Widerstand zu beseitigen, ehe man an dem erwünschten Ziele angelangt war. Auf eine Appellation der Katharinengemeinde stellte die königliche Kabinetsordre vom 14. Juni 1875 den Grundsatz fest, daß auch ein der unirten Kirche angehöriger Prediger in Hannover wählbar sei. Aber was half dies? Man brauchte ja bloß das bewährte Kolloquium aufzubieten, um sich den Ketzer, der überdies als Mitglied des Protestantenvereins vogelfrei schien, vom Leibe zu halten. Auch hier erwies das Universalmittel seine Kraft. Am 2. Juli fand das Kolloquium zwischen dem Konsistorialrath Düsterdieck und dem Erwählten statt, und schon am 3. folgte das auf Nichtbestätigung wegen Ketzerei lautende Urtheil. Damit ist die Reihe der Kraftthaten der hannoverschen Konsistorien jedoch noch nicht erschöpft Am 28. Januar 1873 wurde der greise Rektor Gittermann zu Esens, ein bewährter Schulmann und Prediger, vom Konsistorium zu Aurich seines Amtes entsetzt, weil er Vorträge im Protestantenverein gehalten und darin über einzelne biblische Erzählungen rationalisirende Ansichten an den Tag gelegt, z. B. die Sagen von Noah und von Deukalion, von Jephtahs Tochter und von Iphigenia mit einander verglichen hatte, was unerhört schien. In Uelzen war im gleichen Jahre Rektor Nordmeier aus Obernkirchen in der Provinz Hessen zum Prediger gewählt; sofort zitirte ihn das Konsistorium von Hannover zum Kolloquium und erklärte ihn für untauglich zum Prediger in der hannoverschen Landeskirche, und zwar diesmal zur Abwechslung wegen „Unwissenschaftlichkeit.“ Man erinnert sich unwillkürlich, daß die theologische Seele dieses Konsistoriums, Dr. Düsterdieck, ein Mann ist, der selbst auf dem wissenschaftlichen Gebiete thätig gewesen ist und Manches geleistet hat, was einer wissenschaftlichen Diskussion fähig ist. Wir halten es für doppelt bedauerlich, wenn auch solche Männer sich nicht bloß selbst in den Regionen blöder und zelotischer Bigoterie

ansiedeln, sondern es auch geschehen lassen können, daß Thaten des exklusivsten Parteifanatismus sich mit dem Schilde ihres Namens decken dürfen. Aber auch das ist zuerst in Hannover vorgekommen und später in Preußen nur nachgeahmt worden, daß auch innerhalb der Landeskirche selbst statthabender Amtswechsel Anlaß zur Bedrohung der Stellung eines mißliebigen Geistlichen darbot. Im April 1873 war der Pfarrer Becker von Goslar zum ersten Pfarrer in Buxtehude erwählt worden. Da fand sich, daß derselbe schon vor Jahren — denn in solchen Fällen kann man nicht vorsichtig genug sein — eine Schrift zu Gunsten des Protestantenvereins geschrieben hatte. Diese Schrift wurde jetzt an's Licht und daraus der Schluß gezogen, daß der Verfasser für Buxtehude zu ungläubig sei, dagegen in Goslar verbleiben möge, falls er auf die neue Stelle freiwillig zu verzichten sich entschlösse. Er seinerseits widerstand dieser Versuchung, und jetzt begann man, seine Entfernung auch aus dem Goslarer Amt auf dem Wege der Disziplinaruntersuchung zu betreiben. Ein Ruf in die Weimarer Landeskirche, dem Becker 1874 Folge leistete, ließ es nicht zur förmlichen Absetzung kommen. Einige Jahre darauf berief die Katharinengemeinde von Osnabrück, der man den Pastor Klapp verweigert hatte, einen der strenggläubigen Kirche des Königreichs Sachsen angehörigen Geistlichen, den Pfarrer Stephan aus Chemnitz. Aber trotz weitläufiger entgegenkommender Erklärungen wurde auch er zum Kolloquium geladen, worauf er, geistliche Tortur scheuend, die Wahl ablehnte. Im selben Jahre 1876 wurde Prediger Bahnsen in Arolsen zum Pfarrer in Northeim gewählt, aber auf dieselbe Weise wie der Vorgenannte beseitigt. Kaum war gleichzeitig die fünfjährige Vakanz an der Katharinenkirche zu Osnabrück beseitigt, da brach in derselben Stadtgemeinde ein neuer Konflikt bei Gelegenheit der Besetzung einer anderen Predigerstelle aus. Am 15. April 1880 wurde der badische Vikar Veesenmeyer mit überwiegender Majorität gewählt. Im Anschlusse hieran unterzeichneten etwa 250 protestantische Bürger eine Petition an das Landeskonsistorium, worin dasselbe ersucht wurde, im Hinblick auf die Erklärung des Gewählten, daß er bei seiner Anstellung in der badischen Landeskirche sein lutherisches Bekenntniß nicht aufgegeben habe, von dem Kolloquium absehen zu wollen. Aber die maßgebenden Persönlichkeiten in dieser Behörde, welche sich nur durch die erwähnte Kabinetsordre daran gehindert sahen, einen unirten Geistlichen von vornherein abzuweisen, hatten ganz andere Gedanken. Am 28. Oktober wurde ein Kolloquium abgehalten, dessen Verlauf bis in alle Einzelheiten von dem damit Heimgesuchten selbst dargestellt worden ist. Das Erstaunen des protestantischen Deutschlands darüber war so groß, daß diesmal jene Behörde selbst glaubte, etwas Uebriges thun und die Darstellung Veesenmeyer's für ein „Zerrbild“ erklären zu sollen. Gleichwohl ist durch diese Erklärung vom 20. November am Wesentlichen des Sachverhaltes nichts geändert worden. Der Gesammteindruck bleibt bestehen, wie ihn schon am 10. Dezember 1880 der Abgeordnete R. von Bennigsen im preußischen Abgeordnetenhause bezeugt und am 9. Juni 1881 der Domprediger Frickhöffer auf dem Berliner Protestantentag dahin zusammengefaßt hat: „Geht man die Einzelheiten dieses Kolloquiums durch und bringt sie in Zusammenhang mit dem Schreiben des Landes-

konsistoriums an den Magistrat in Osnabrück, welches ausführt, daß der Gewählte wegen seiner Stellung in einer unirten Kirche nicht wählbar sei, weil dort das lutherische Bekenntniß sich nicht auswirken könne, insofern es dort nicht bekennen dürfe: secus docentes improbamus, wir verdammen die Andersgläubigen, die Reformirten — so muß man die Ansicht gewinnen, daß Veesenmeyer so lange und zu dem Zwecke inquirirt wurde, um ihn für nicht rechtgläubig erfinden zu können."

Die beiden Theologen, welche in diesem traurigen Handel die Hauptrollen übernahmen, sind der Abt Uhlhorn und der Konsistorialrath Düsterdieck von Hannover. Die Fragen des mit der Erledigung der rechtlichen Seite beauftragten Erstgenannten waren darauf abgelegt, den Befragten zum Bekenntnisse zu bringen, ein Diener der unirten Kirche müsse die Sonderexistenz der lutherischen Kirche nothwendig für eine Sünde halten; die Konsequenz wäre gewesen, daß der unirte Vikar durch seine Verwandelung in einen lutherischen Pastor in seinem eigenen Bewußtsein zum Sündendiener wurde. Der zweite Theologe versuchte die Herzensstellung des Gewählten zum lutherischen Bekenntniß zu ergründen, versicherte, daß er sich dazu mit Gebet ernstlich vorbereitet habe, und zeigte sich dann vorzugsweise interessirt für eine möglichst krasse, materialistische Auffassung der Leiblichkeit des Auferstandenen, sein Bedürfniß nach Speise und Trank u. s. w. Zuletzt hob der Abt Uhlhorn die Augsburgische Konfession in die Höhe, verlas den dritten Artikel derselben und forderte den Befragten auf, sich dazu mit Ja oder Nein zu bekennen. Statt dessen gab dieser eine Umschreibung seiner, einer dermalen in Göttingen und an andern Universitäten üblichen Lehrweise verwandten, Auffassung und bekannte seinen Glauben an eine wesentliche Uebereinstimmung derselben mit dem Sinne des Bekenntnisses, worauf der genannte Theologe mit Emphase das Buch auf den Tisch warf und die Scene schloß. „Dieses Kolloquium — sagt Frickhöffer treffend — trug den Charakter eines Glaubensgerichts in seiner ureigensten Form." Gleichzeitig spielte ein anderer Fall, der am 24. Januar 1881 mit einer ernsten Rüge endete, ertheilt dem Pfarrer Regula dafür, daß er auf der Bezirkssynode zu Osnabrück am 22. September 1880 an der Hand und auf Grund des neuen Testamentes die Lehre von der Dreieinigkeit kritisirt hatte.

Beiläufig sei bemerkt, daß an dem mit Veesenmeyer veranstalteten Kolloquium sich als Vorsitzender des Synodalausschusses auch der durch seine Opposition gegen die preußische Annexion bekannte welfische Abgeordnete Brüel mit Wohlgefallen und Eifer betheiligt hatte, wie denn überhaupt die ganze spezifisch hannoversche Rechtgläubigkeit, die in den Konsistorien vertreten ist, ihre Spitze gegen die preußische Union gekehrt hat. Man sollte demnach vermuthen, es werde in Bezug auf kirchenpolitische Theorie und Praxis ein polarischer Gegensatz zwischen Berlin und Hannover bestehen. Statt dessen nimmt sich Manches, was wir in Berlin seit Sommer 1877 erlebt haben, gerade nur wie eine, zum Theil sogar recht sklavische, Kopie dessen aus, was in Hannover vorexerzirt wurde. Fast scheint es, als ob eine unmännliche Angst vor jedem freieren Luftzug auf theologischem Gebiete oder ein kindischer Haß gegen Alles, was wie „Protestantenverein" lautet oder damit zusammenhängen könnte, selbst die nächstliegenden Erwägungen politischer und kirchenpolitischer Art

zurückzudrängen, als ob eigensinnig eingebildete Gefahren zuweilen gegen offenbare und handgreifliche Bedrohungen blind zu machen vermocht hätten. Sofern wir uns aber kaum entschließen können, an die Wirksamkeit derartiger Motive zumal in den Jahren, da man eben den Kampf mit Rom aufgenommen hatte und nur eben erst anfing seiner etwas müde zu werden, zu glauben, so verzichten wir lieber auf jegliches Verständniß von Vorgängen, wie wir sie uns jetzt zu vergegenwärtigen haben werden.

Der Pfarrer der Andreasgemeinde in Berlin, Lizentiat Theodor Hoßbach, hielt am 13. Mai 1877 in der Jakobikirche eine Gastpredigt, in welcher er Wesen und Charakter der innerhalb der protestantischen Kirchengemeinschaft bestehenden Gegensätze der religiösen Weltanschauung klar und rückhaltslos darlegte, sich selbst als der liberalen Richtung angehörig bekannte, zugleich aber die Hand zum Frieden weit ausstreckte und die Gemeindeglieder zu einträchtigem Zusammenwirken auf dem Gebiete des thätigen Christenthums im Bewußtsein gegenseitiger Ergänzungsbedürftigkeit ermahnte. „Laßt uns ausreißen und niedermähen die böse Saat des Mißtrauens und der Vorurtheile, die zwischen den Christen aufgewuchert ist, laßt uns niederkämpfen die Neigung, immer das Trennende hervorzukehren und das Gemeinsame, das uns verbindet, nicht zu achten"; dann „wird sich an der Stätte, die vordem der Schauplatz wirrer Kämpfe war, des Heilands Verheißung erfüllen: es wird Eine Heerde und ein Hirte werden."

Aber freilich — so weit hörten diejenigen, welchen das zu hören am ersprießlichsten gewesen wäre, die Predigt nicht an. Die Jakobigemeinde war bisher die unbestrittene Domäne der Berliner Orthodoxie gewesen, und man war entschlossen, das Eindringen liberaler Elemente unter Aufgebot aller, nicht bloß der erlaubten, Mittel zu verhindern. Die Predigt Hoßbach's wurde in rohester Weise gestört; tumultuarisch verließen die Heißsporen das Gotteshaus, und der Friedensruf des Predigers wurde thatsächlich zum Signal für den entbrennenden Kampf. Aber alles seit diesem Sonntag, namentlich auch von der Kanzel aus, methodisch betriebene Hetzen, alles entsetzte Feuerrufen derselben Personen, die eben den Brand angesteckt hatten, alle unverfrorenen Hinweise auf den Rückhalt höherer Macht, vermöge welcher sie doch zuletzt zum Siege zu gelangen gedächten, erwiesen sich erfolglos gegenüber dem festen Willen der Wähler. Am 31. Mai fielen von 49 abgegebenen Stimmen 38 auf Hoßbach — ein Resultat, welches die soeben versammelte Pastoralkonferenz so sehr mit Schrecken und Zorn erfüllte, daß sie erst nach Absingung eines stärkenden und ermunternden Liederverses in ihren Berathungen fortzufahren vermochte. Dagegen sprachen Kirchenrath und Gemeindevertretung von St. Andreas am 15. Juni ihrem bisherigen Prediger einstimmig ihr fortdauerndes ungemindertes Vertrauen aus und erschwerten dadurch die Ausführung des im orthodoxen Lager bestehenden Planes, der eventuellen Nichtbestätigung an St. Jakobi eine Amtsentsetzung an St. Andreas auf dem Fuße folgen zu lassen. An der erstgenannten Gemeinde wurde nunmehr mit Aufgebot aller Mittel ein Protest gegen die Wahl in's Werk gesetzt und, obwohl man sich nicht scheute, in der verwerflichsten Weise zu thun, als handle und tumultuire man unter allerhöchster Protektion, aus

einer Gemeinde von über 33,000 Seelen nicht mehr als 937 Unterschriften dafür gewonnen — darunter nur 341 Männer, und unter diesen wieder auch vor Kurzem konfirmirte Jünglinge und „Sekundaner." Es ist für auswärts Stehende schwer zu verstehen, daß ein solcher Protest — aus dem zunächst nichts Anderes herauszulesen war, als die gänzliche Erfolglosigkeit der seit einem Menschenalter unausgesetzt und konkurrenzlos betriebenen orthodoxen Bearbeitung der Jakobigemeinde — nicht bloß auf das Konsistorium von Brandenburg unter Hegel's Leitung, sondern auch auf den Oberkirchenrath einen solchen Eindruck machen konnte, daß der in gesetzlicher Form von den verfassungsmäßigen Organen mit großer Majorität geübte Wahlakt annullirt wurde. Da aber das maßgebende Gesetz vom 2. Dezember 1874 für ein solches Verfahren absolut keine Handhabe bot, rekurrirte das Konsistorium, als es 27. September 1877 mit allen gegen die eine Stimme Techow's die Bestätigung versagte, auf § 325, Tit. 11, Theil 2 des Allgemeinen Landrechts: „Niemals soll ein Subjekt, welches mit der Gemeinde in Streit oder Feindschaft lebt, oder gegen dessen Grundsätze oder moralisches Verhalten die Gemeinde erhebliche Einwendungen hat, derselben zum Pfarrer aufgedrängt werden." Nach dieser Logik ist also eine verschwindende Minorität von Tumultuanten, welche sich gegen die verfassungsmäßigen Organe aufgelehnt, so viel wie „die Gemeinde"; und ein Paragraph, welcher die wirkliche Gemeinde gegen ihre Patrone schützen und vor „aufgedrängten" Pfarrern bewahren will, wird dazu ausgebeutet, ihr vielmehr einen selbsterwählten Pfarrer vorzuenthalten. Solches geschah, um das Wort des Predigers Disselhoff zu erfüllen, welcher schon vor mehreren Wochen aus genauer Kenntniß der hinter den Koulissen spielenden Vorgänge das Orakel gesprochen hatte: „Hoßbach wird nicht zum zweitenmal die Kanzel von St. Jakobi betreten." Und er mußte es wissen, denn er war von der Protestpartei ausdrücklich ersucht worden, sich mit den Hofpredigern in Beziehung zu setzen. Zur selben Zeit hielt leider auch H. von Treitschke im Dezemberheft der „Preußischen Jahrbücher" eine homiletische Vorlesung, in welcher er zu dem Schlusse gelangt, die Hoßbach'sche Predigt sei „eine große theologische Taktlosigkeit, eine Entweihung der Kanzel gewesen," welche „schweren Anstoß keineswegs bloß im orthodoxen Lager erregt habe." Schließlich wird dem Oberkirchenrath der Rath gegeben, die Entscheidung des Konsistoriums zu genehmigen, wofür „manche gute Gründe" sprächen. In so befriedigender Weise von dem unbefangenen Historiker zum voraus gerecht gesprochen erschien am 31. Januar 1878 das oberkirchenräthliche Reskript, welches den Rekurs der Wähler und des Gewählten verwarf, und schon am 1. Februar konnte die Kreuzzeitung melden, daß die berühmte Prophezeiung ihres frommen Freundes Disselhoff auf wunderbare Weise in Erfüllung gegangen sei.

Nachdem Hoßbach auf eine erneute Wahl an St. Jakobi, die ihm angeboten worden war, verzichtet und dadurch auf's Neue gezeigt hatte, daß es ihm nicht darauf ankomme, Eklat zu erregen, wählten die Gemeindevertreter am 11. April den frühern Hofprediger in Arolsen, jetzigen Domprediger in Bremen Dr. Schramm, und zwar mit 42 unter 46 Stimmen. Natürlich, daß auch diese Wahl mit Leichtigkeit vereitelt wurde. Man wußte ja schon, wie solches zu machen war. Diesmal

brachte es die Minorität auf einen Protest mit 1285 Unterschriften. Ueberdies hatte er ein Buch „Unser Glaube" veröffentlicht, womit sich jetzt das Brandenburger Konsistorium befaßte; nachdem es bei dem Verfasser angefragt, ob dies Buch wirklich auch jetzt noch seine Ueberzeugung ausspreche, und darauf die selbstverständliche Antwort erhalten, versagte es am 30. November die Bestätigung der Wahl. Da einstweilen der bisherige Präsident des Oberkirchenraths, der dem Präsidenten des Konsistoriums gegenüber schon lange nicht mehr Herr der Situation war, zurückgetreten war, andererseits der Eintritt der siegreichen Hofprediger in die Behörde mit Sicherheit bevorstand, konnte der Gewählte es sich ersparen, weitere Schritte zu thun. Er verzichtete, und die Gemeinde sah auch ihre zweite Wahl vereitelt.

Es sollte aber noch besser kommen. Nicht bloß der im August 1878 zum Pfarrer an St. Elisabeth in Berlin gewählte Prediger Lau aus Wildungen wurde in Folge eines Protestes vom 14. Februar 1879 vom Konsistorium Hegel's zum Kolloquium geladen und unschädlich gemacht, sondern auch eine dritte Wahl an St. Jakobi verhindert, und dieser Fall ist der bezeichnendste von allen. Nachdem seit Anfang 1879 die Hofprediger auch formell sich bei der Leitung der kirchlichen Angelegenheiten betheiligt und bald darauf der Kultusminister Falk, welcher ihnen die Thür noch hatte öffnen müssen, aus dem Amte geschieden, der Sieg der Orthodoxie aber durch die unter solchen Auspizien vom 9. Oktober bis 3. November gehaltene Generalsynode der altpreußischen Landeskirche und durch Einsetzung eines den Oberkirchenrath an konfessioneller Gesinnungstüchtigkeit überbietenden Generalsynodalausschusses entschieden war, gab es keine Schranken für die Vergewaltigungssucht mehr. Zwar war auch der neue Kandidat für St. Jakobi, ein hervorragender theologischer Schriftsteller, Pfarrer A. Werner von Guben, am 29. März mit 42 unter 47 Stimmen gewählt worden. Aber schon am 3. April wurde die Protestmaschine in Bewegung gesetzt und von 1121 Gemeindegliedern, darunter 590 weiblichen Geschlechts, gegen den Gewählten die Anklage auf Irrlehre erhoben. Und zwar geschah letzteres ausdrücklich auf Grund des vor sechs Jahren in Hannover gegen denselben Geistlichen aufgenommenen Protokolls, gleichsam um vor der Welt zu bezeugen, daß man in Berlin mit dem Wind segle, der von Hannover her weht. Nun aber geschah zunächst etwas Unerwartetes, etwas hoch Erfreuliches. Die kirchlichen Behörden in Berlin fühlten, daß, wenn die Dinge so weiter gehen sollten, sie bald um jedwede selbständige Bedeutung gebracht sein würden. Nimmermehr durften königliche Konsistorien als genau berechenbare, nie versagende Instrumente erscheinen, die unfehlbar eintretende Funktionen leisten, wo man sie nur richtig aufgezogen und in Bewegung gesetzt hat. Es war darum eine dem preußischen Beamtengeist Ehre machende That, als wider alles Erwarten das Konsistorium von Brandenburg mit Stimmenmehrheit am 21. November, und bald darauf am 4. Dezember sogar unter Zuziehung des Synodalausschusses nochmals beschloß, der Protest sei zurückzuweisen, die Wahl zu bestätigen. Aber die kleine Partei wußte zu gut, daß sie nur dreist auf ihrem Willen zu bestehen brauchte, um des letzten Erfolges sicher zu sein. Man rekurrirte an den Oberkirchenrath, und siehe da — dieser annullirt am 6. Mai 1880 den eine Befragung des Pfarrers Werner ab-

lehnenden Beschluß des Konsistoriums und legt demselben dafür das gesammte Protestmaterial und, darauf basirend, vier formulirte Katechismusfragen zur Beantwortung vor, d. h. zieht sich auf den Weg eines schriftlichen Kolloquiums zurück. Nicht zu vergessen ist dabei, daß derselbe Oberkirchenrath das vom Konsistorium von Hannover vor sieben Jahren aufgenommene Protokoll dem Gewählten zur Aeußerung zu übersenden beschloß — abermals fast wie um den Gedanken an eine strikte Observanz heraufzubeschwören, welche man in Berlin der welfischen Orthodoxie schuldig sei. Die Antwort, welche nunmehr der Gewählte einreichte, war ein Meisterstück besonnener und gemäßigter theologischer Bildung. Auch Theologen wie Dorner, unter deren Auspizien vor zehn Jahren die ersten derartigen Ketzergerichte mit glücklichem Erfolg inscenirt worden waren, gaben sich jetzt in anerkennenswerther Weise alle erdenkliche Mühe, die Sache Werner's durchzusetzen. Aber ihre Zeit war abgelaufen. Die Ueberschwemmung, vor der man die ersten Schleußen zur Unzeit aufgethan, fegte die nächsten schwachen Dämme mit Leichtigkeit weg. Der Generalsynodalvorstand brauchte nur dem Oberkirchenrath seine ergänzende Einsicht zu leihen, um am 20. Oktober den Beschluß zu Tage zu fördern, Werner sei einzuberufen zu einem Kolloquium — im Widerspruch zu den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, wonach die Behörde zur Abhaltung solcher Kolloquien nur berechtigt ist, wo es sich um Bestätigung eines von auswärts in die Landeskirche berufenen Geistlichen handelt. Der Gerufene dankte für das Kolloquium und für die Pfarrei zugleich. Der Gemeinde St. Jakobi aber wurde endlich kraft des „Devolutionsrechts" ein Pfarrer von oben her gesetzt. Man weiß jetzt also ganz genau, wie es zu verhindern ist, daß eine an sich leidlich freisinnige Kirchenverfassung ausnahmsweise einmal auch freisinnige Wahlen ermögliche. Das Rezept lautet: man tumultuirt, protestirt und prozessirt ein-, zwei-, dreimal gegen die zweifellos gültige, verfassungsmäßig zu Stande gekommene Wahl, man ruft Weiber, Kinder, Gesinde und sonstigen Anhang in den Kampf, damit einer Gemeinde ja kein von ihr selbst gewählter Pfarrer „aufgedrängt" werde; endlich erscheint der deus ex machina, sei es in Gestalt des Devolutionsrechts, sei es sonst wie. Denn es läßt sich ja z. B. auch folgender Fall denken. Der Magistrat einer Stadt wählt einen Prediger, zu dessen Rechtgläubigkeit man wenig Zuversicht haben kann; neuerdings faßt man aber den Plan, die betreffende Stelle zu einer Superintendentur zu erheben. Letzterer Gesichtspunkt war freilich den Wählern nicht gegenwärtig, folglich ist die Wahl null und nichtig. Die Exemplifikation ist folgende. Diakonus Diekmann in Wesselburen hatte schon früher einen, durch die „Schleswig-Holsteinische Schulzeitung" veröffentlichten Vortrag über den „biblischen Geschichtsunterricht in der Volksschule" gehalten, worin gezeigt war, wie die biblischen Geschichtsbilder dazu benutzt werden können, den religiös-sittlichen Sinn der Jugend zu wecken und zu pflegen, ohne daß man durch beständige Betonung des Wunderbaren Widerspruch weckt oder das Urtheil auf unnatürliche Gesichtspunkte hinzerrt. Sofort wurde er vom Konsistorium zu Kiel in Disziplinaruntersuchung gezogen und am 6. Juni 1878 mit einem ernsten Verweise bedacht. Auf den also Gekennzeichneten fiel nun Jahrs darauf die Wahl des Magistrats zu Eberswalde zum Oberpfarrer. Aber das

Brandenburger Konsistorium versagte die Bestätigung, indem es, von der theologischen Stellung des Gewählten ganz absehend, denselben für ungeeignet zur Uebernahme einer Superintendentur bezeichnen konnte.

Das Jahr 1880 brachte wieder ein Kolloquium! Der Berliner Magistrat präsentirte dem Konsistorium zum Prediger an der Dorotheenstädtischen Kirche den Pfarrer Dr. Hasenclever aus Badenweiler, also aus der in gewissen Kreisen als freisinnig besonders verschrieenen badischen Kirche. Schon so lange Herrmann und Falk noch am Ruder waren, zeigte sich jedesmal, wenn etwa ein Import aus Baden in Frage kam, sofort ein inniges Verständniß zwischen der von Hoffmann und seinem Nachfolger Kögel (der sog. Hofpredigerpartei) und jener von Dorner und Twesten vertretenen Richtung, die sich gern als die „mildere" bezeichnen ließ. Der badische Pfarrer wurde also zum Kolloquium beschieden und am 21. September 1880 im Hause des Generalsuperintendenten Brückner, welcher unter Herrmann Vizepräsident des Oberkirchenraths geworden war, examinirt. Wieder handelte es sich, wie bei dem badischen Vikar Beesenmeyer, um die Leibhaftigkeit des Auferstandenen. Insonderheit aber war der Generalsuperintendent der denkwürdigen Ansicht, daß die Methode der historischen Kritik zwar auf die Bücher des alten Testaments, nicht aber auf diejenigen des neuen anwendbar sei, falls dadurch nämlich neutestamentliche Schriften in Gefahr kämen, in das zweite Jahrhundert herabgerückt zu werden. Es ist dies ungemein bezeichnend für die Stufe theologischer Bildung, auf welcher man stehen muß, um ein preußisches Kolloquium mit heiler Haut bestehen zu können. Am 4. Oktober wurde dem Pfarrer von Badenweiler in einem von Hegel unterzeichneten Schriftstück mitgetheilt, er sei „entscheidenden Heilsthatsachen und Heilswahrheiten des Christenthums gegenüber noch zu keiner festen und sicheren Ueberzeugung gelangt, am wenigsten zu einer solchen, wie sie dem Bekenntnißstand unserer Landeskirche entsprechen würde." Die Anfrage des Abgewiesenen, welches die betreffenden Thatsachen und Wahrheiten seien, war erfolglos.

Endlich kommt noch Schleswig-Holstein an die Reihe. Dort hatte Pastor Kühl von Oldesworth im „Evangelischen Gemeindeboten" zu Ostern 1880 die Frage nach der Leiblichkeit des Auferstandenen als für Glauben und Seelenheil irrelevant bezeichnet, was schon Hunderte und Tausende von Gläubigen aller Art ebenso gethan hatten. Darob großer Lärm in der Pastorenwelt. Am 8. September unterzeichnen in Neumünster 60 Geistliche eine Erklärung gegen Kühl und fordern vom Konsistorium in Kiel Abstellung des Greuels und Aergernisses. Das Konsistorium wies zwar diese und andere Petitionen, weil sie „den Eindruck einer ungehörigen Beeinflussung der Behörde hervorrufen," zurück, ertheilte aber am 22. Februar 1881 dem Beklagten unter Androhung einer Disziplinaruntersuchung auf Amtsentsetzung einen Verweis und legte seine literarische Thätigkeit für die Zukunft lahm. Da gegen die Erklärung von Neumünster der Pastor Lühr in Eckernförde eine Abwehr an die Gemeinden gerichtet hatte, worin er den Standpunkt des angegriffenen Predigers gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigte, erhielt derselbe eine Vorladung zu einem Kolloquium in Kiel, wo er am 16. Februar fünf Stunden lang über die heilige Schrift, die Person Christi, Wunder, Werk Christi und die sog. Heils-

thatsachen examinirt wurde. Es war eine Täuschung, wenn er meinte, hier ohne irgend welche Provokation, vielmehr unter steter Betonung des ihm und seinen Gegnern gemeinsamen Glaubensbesitzes seinen Standpunkt dargelegt und die Herren von der Inquisition, deren glatte Höflichkeit er nicht genug zu rühmen wußte, einigermaßen befriedigt zu haben. Es erfolgte vielmehr die Aufforderung, seine Predigtkonzepte und Entwürfe zum Konfirmationsunterricht einzusenden. Nachdem man in Kiel diese genau in Augenschein genommen, wurde ihm am 19. Mai höflichst eröffnet, daß die Disziplinaruntersuchung wider ihn aufgenommen sei unter der Anschuldigung, daß er sowohl als Schriftsteller, wie als Prediger und Lehrer die Pflichten seines Amtes verletzt habe. Am 9. Juni, demselben Tage, da Frickhöffer vor dem Berliner Protestantentag die lange Reihe der hier berührten Glaubensgerichte Revue passiren ließ und einen lauten Protest gegen das ganze Unwesen erhob, hatte Lühr abermals vor dem Konsistorium zu Kiel Rede zu stehen über seine homiletischen und katechetischen Aufzeichnungen. Im September wurde Lühr von der Gemeindevertretung in Guben zum Diakonus gewählt, aber das Brandenburger Konsistorium versagte die Bestätigung der Wahl. Endlich erfolgte durch Beschluß des Konsistoriums von Kiel vom 9. Dezember, unterschrieben von dem Juristen Mommsen, dem Theologen Godt u. A. die Amtsentsetzung des ehrlichen Mannes, der nichts verbrochen hat, als daß er ebenso offen wie bescheiden gelehrt hatte, was er einst von seinen Lehrern in Jena, die zu den ersten Zierden unserer wissenschaftlichen Theologie gehören, gelernt. Freilich hat sich seither die Bevölkerung in ihren besten Theilen gegen die Maßregel des Konsistoriums erhoben, und die letztere ist zu einer ernstlichen Verlegenheit herangewachsen für das preußische Kultusministerium, welches in letzter Instanz entscheiden soll. Es schließt daher mit einem noch unerledigten Fall vorläufig das Verzeichniß der traurigsten Thaten unserer, von den „Hetzkaplänen" des Konfessionalismus auf den abschüssigen Weg des Glaubenszwanges getriebenen, modernsten Kirchenpolitik.

Zur Beurtheilung der in Kürze charakterisirten Erscheinungen genügt es, auf die trefflichen Ausführungen in dem schon mehrfach erwähnten Vortrage Frickhöffer's zu verweisen (Verhandlungen des XIII. deutschen Protestantentages zu Berlin, 1881, S. 30 f.). Hier sei nur Folgendes bemerkt. Eine Ordnung der Lehre muß selbstverständlich auch in der protestantischen Kirche bestehen. Aber ebenso selbstverständlich ist, daß die Handhabung dieser Ordnung von denjenigen Grundsätzen getragen werde, welche dem Wesen der christlichen Religion, insonderheit des evangelischen Protestantismus, entsprechen. Wie protestantische Kirchenbehörden ihrer Mission im Ganzen, der schwierigen und delikaten Aufgabe, welche die Gegenwart an sie stellt, insonderheit auf diesem Gebiete Genüge zu leisten haben, das hat in mustergültiger Weise der Mann gezeigt, den wir mit Recht als den größten Theologen des Jahrhunderts bezeichnen, wiewohl oder vielmehr weil er in jeder Beziehung noch mehr als bloß Theologe war. Es war ein durchaus zeitgemäßes Unternehmen, wenn in den Tagen des Kieler Ketzerprozesses Professor Weiß in Tübingen „Schleiermacher's Darstellung vom Kirchenregiment" mit einem trefflichen Vorwort veröffentlichte (1881). Ein großer Todter redet hier — und was er

redet ist Wort für Wort Verurtheilung dessen, was einstweilen die Lebenden thun, unter welchen sich Mancher noch, um nur die eigene Theologie einigermaßen vor den Leuten verantworten zu können, gern auf Schleiermacher beruft und mit ihm abgenommenen Fetzen und Lappen der Dürftigkeit und Fadenscheinigkeit des eigenen Prophetenmantels zu Hülfe kommt.

Aber statt mit jener glaubensstarken, die Individualität der Geister und die Bedürfnisse der Gemeinden achtenden, Ruhe und Zuversicht zu verfahren, welche einst ein der Zeichen der Zeit kundiger Meister empfohlen hatte, scheint die „Aufregung", in welche laut dem Zeugenverhör vom 3. Januar 1881 der Abt Uhlhorn im Verlaufe des Falles Regula gerathen ist, sich einer immer größeren Anzahl solcher Köpfe bemächtigt zu haben, die pflichtmäßiger Weise klar und besonnen hätten bleiben müssen. Das tumultuarische Geräusch der Protestmaschine hat auch da Wiederhall gefunden, wo man vor Allem hätte dessen eingedenk bleiben dürfen, wie wenig unser, der Grundfarbe nach konservativ und traditionell gesinntes, kirchliches Volk darum, daß da und dort einmal vereinzelte Stimmen die alten Melodien nach einem modernisirten Satze singen, außer Fassung gebracht zu werden vermag, während andererseits es das erschütterte Ansehen der Kirche im Bewußtsein höherer und wissenschaftlich geschulter Schichten nur noch gründlicher untergräbt, wenn man zusehen muß, wie ordnungsmäßig von den Gemeinden erwählte evangelische Prediger, die in früheren kirchlichen Aemtern gestanden und der Kirche mit Erfolg gedient haben zum Theil auch, wie unter den Genannten mehrere, ihren Inquisitoren an anerkannten schriftstellerischen Leistungen überlegen sind, durch den Spruch der Behörden die Zensur der Unfähigkeit zur Bekleidung des Amtes erdulden müssen, zu welchen das Vertrauen der Gemeinde sie berufen habe. Und fast allenthalben ist dies geschehen nach einem Maßstabe, welcher nicht einmal gesetzlich fixirt vorliegt, sondern in das freie Ermessen der theologischen und juristischen Persönlichkeiten gegeben war, welche in den betreffenden Behörden saßen, so daß eine weitgehende Rechtsunsicherheit als weitere Folge des schwer qualifizirbaren Vorgehens resultirte. Oder wie soll man es anders bezeichnen, wenn je nach Beschaffenheit und Richtung der Strömungen, welche in höheren Luftschichten obwalten, bei der Beurtheilung solcher Fälle bald das Konsistorium vom Oberkirchenrath korrigirt wird, bald der Präsident des letzteren wieder vor dem Präsidenten des ersteren das Feld zu räumen hat? Wie glücklich ist man doch römischer Seits, wo diejenigen, welche das entsprechende Bedürfniß empfinden, für alle Fälle genau wissen, wo ein Unfehlbarer zu suchen und zu finden ist!

Der Seitenblick auf die klareren Verhältnisse in der Schwesterkirche erinnert uns noch an Eines. Ausnahmslos hat die Zensur solche Prediger betroffen, welche das Prinzip des Protestantismus Ernst nehmend weder die eigene Ueberzeugung einer bekenntnißmäßig feststehenden Lehrweise botmäßig machen, noch die Gemeinde in die Hände hierarchischer Macht ausliefern wollte. Die ganze Erscheinung ist somit lediglich als Symptom eines unevangelischen Prinzips zu würdigen, welches durch Zeitströmungen und politische Parteimächte begünstigt in der Leitung der preußischen Landeskirche eine unnatürliche und verhängnißvolle Stärke erlangt hat.

Die nationale Bedeutung der Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten

von

Geh. Rath Prof. Dr. Beneke.

Nach einem Jahre vorbereitender Arbeit wurde im April 1881 in Berlin ein Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten constituirt. Der Verein hat es zu seiner Aufgabe gemacht, an der deutschen Nord- und Ostseeküste je 2—3 Hospize zu errichten, um die große Heilkraft des Aufenthaltes an der Seeküste auch weniger bemittelten oder unbemittelten Kindern zuführen zu können. Indem der Verein diese Aufgabe in die Hand nimmt, folgt er nur den Beispielen der Nachbarstaaten, welche sämmtlich derartige Hospize schon seit längerer oder kürzerer Zeit besitzen und mit reichen Mitteln unterhalten. Italien allein besitzt mehr als 20 solcher Anstalten, und dieselben sind fast ausschließlich durch private und Gemeinde-Mittel erstanden.

Schon im Jahre 1882 war der Verein, wenn auch nur in provisorischen Localen, in voller Thätigkeit. Während der Zeit vom 1. Juni bis 16. October wurden auf Norderney 73, in Wyck auf Föhr 40 und in Gr. Müritz in Mecklenburg 20 Kinder je 4, 6, 8, 10—12 Wochen verpflegt. Die ärztlichen Berichte aus allen drei Hospizen schildern die Erfolge als sehr erfreuliche. Die Berichte sind so eben der Oeffentlichkeit übergeben. —

Auf Norderney verweilte der Verfasser dieser Zeilen im Monat September selbst eine Zeit lang unter den Kindern. Es ist schwer, den freudigen Eindruck zu schildern, welchen die kleine Schaar alltäglich bei ihrem Marsch an den Strand in den Zuschauer erweckte. Zu Zweien gepaart gehen sie den Straßendamm entlang; voran die Knaben, hinterdrein die Mädchen, und zum Schluß eine Diaconissin und eine zweite Aufseherin. Die Knaben tragen Schaufeln und Eimer, die Mädchen die mit Frühstücksbrod gefüllten Körbe. Am Strande — entfernt von dem durch die Badegäste frequentirten Theile — wird Halt gemacht. Und nun werden Spiele gespielt, Festungen aus Sand erbaut und dem Kampfe der heranahenden Fluth-Wellen mit dem Bauwerke zugeschaut, um dasselbe so lange als möglich zu halten. Der weite, ebene und feste Tummelplatz — kein schönerer ist für die Jugend denkbar — fesselt die Kinder bis 12 Uhr. Dann geht es in Reih' und Glied wieder ins Hospiz. Die freundliche Oberdiaconissin aus dem Henriettenstift in Hannover, welche das Mittagsmahl bereitet hat, empfängt die Kinder. Im Eßsaal wird der rege gewordene Appetit derselben mit kräftiger Nahrung nach bestimmter Vorschrift gestillt. Eine Stunde Mittagsruhe — und dann geht es wieder in die Dünen oder an den Strand, um zum zweiten Male 3—4 Stunden in der freien reinen Meeresluft zu verweilen. Wer einen solchen Tag mit den Kindern verlebt hat, dem wird das Gefühl tiefinnerster Mitfreude nicht fern geblieben sein. Frohsinn und Zufriedenheit leuchten aus allen Blicken; züchtig ist die ganze Haltung der kleinen Schaar. Es ist ein Bad für Leib und Seele, welches der Himmel den Kindern schenkt.

Giebt es denn immer noch nicht genug Wohlthätigkeitsanstalten in Deutschland? -- wird man fragen. — Und in der That, wir sind nicht arm daran. Aber einen der größten Schätze sollen wir nicht unerhoben lassen und diesen bietet uns die Seeküste mit ihrer unvergleichlichen stärkenden Luft und ihrem Bade dar.

Wo liegen die Ursachen für das mannigfache Elend, welches wir heutigen Tages in der heranwachsenden Generation in fast allen Ständen um uns her erblicken, ein Elend, welches zu immer neuen Maßnahmen der Abhülfe hintreibt und die Theilnahme immer weiterer Kreise wachruft? Keine Frage, daß dieselben vorzugsweise zu suchen sind in ärmlichen, gesundheitswidrigen Lebensverhältnissen der Eltern, in deren eigenem Gesundheitszustande, in deren laxer Moral, in deren reichlichem Genuß spirituöser Getränke, in deren Vernachlässigung von Ordnung und Reinlichkeit, in deren vielfacher Noth und Erregung im Kampfe um die Existenz, deren Einfluß sich an der körperlichen wie geistigen Leistungsfähigkeit geltend macht. Wir können all diesem Elend und diesen socialen Schäden nicht abhelfen. Die Regeneration der Menschen in sittlicher Beziehung wird um so schwieriger, je schwerer der Kampf um das Dasein sich gestaltet. Aber um so mächtiger drängt sich die Aufgabe an uns heran, zu retten, was zu retten ist und insonderheit der schwächlich geborenen oder im häuslichen Elend verkommenden jungen Generation so weit als möglich diejenige Widerstandskraft zu verschaffen, deren sie für die Lebensarbeit bedarf und die der weiteren Fortpflanzung eines siechen Geschlechtes einigermaßen abzuhelfen im Stande ist.

Die Größe dieser Aufgabe, so wie deren Schwierigkeit kann nicht eindringlich genug hervorgehoben werden. Will man dem Uebel steuern, so muß sich bei Allen, die sich an dem Liebeswerke betheiligen, zunächst die Gewißheit befestigen, daß es eine der schwierigsten Aufgaben ist, einer schwächlichen kindlichen Konstitution Kraft, einem blutarmen Kinde Blut, einer direct zur Schwindsucht oder anderen Todesursachen führenden körperlichen Anlage die Abhülfe zu verschaffen, welche ein sich in gesunden Bahnen bewegendes Leben bedingt. Ist diese Gewißheit erst verbreitet, so wird man schärfer als bisher die Tragweite der vielfach angewandten Hülfsmittel prüfen und darnach im einzelnen Falle die Wahl, und vielleicht eine richtigere Wahl, als es bisher oftmals der Fall war, treffen.

Die Gesundheitspflege sorgt zunächst in Haus und Schule. Reine Luft, Sauberkeit allüberall, einfache, aber richtige Ernährung, einsichtsvoller Wechsel zwischen geistiger Arbeit und körperlicher Bewegung in Spiel und Gymnastik, zwischen Ruhe und Anstrengung überhaupt, bilden die nächsten wesentlichen Gesichtspunkte. Bei dem verständnißvollen Entgegenkommen der maßgebenden Behörden und bei unermüdlicher Belehrung des Volkes selbst lassen sich diese Aufgaben annähernd lösen. Die große Frage, wie eine Familie mit 800, 1100 und 1500 Mark jährlichem Einkommen am billigsten und am besten zu ernähren ist, darf als gelöst betrachtet werden. Die Antwort auf diese Frage ist in der jüngst erschienenen Preisschrift des Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, der Concordia (mit dem Centralsitze in Mainz), gegeben.

Ist diese Grundlage für das Gedeihen der heranwachsenden Generation

erreicht, so handelt es sich nur noch um die Maßnahmen für diejenigen Kinder, deren Gesundheit schon ernsthafter geschädigt ist, bei denen ein bestimmter Krankheitszustand vielleicht schon in Blüthe steht, deren Gedeihen demnach ein eingreifenderes Handeln erfordert. —

Verabreichung besonderer Nahrungs- und Arzneitmitel in den Ambulatorien der häuslichen Gesundheitspflege, Hinausführung von Ferien-Colonieen, Entsendung der Kinder in Soolbad-Hospize und endlich längerer oder kürzerer Aufenthalt derselben am Seegestade bilden eine ansteigende Scala von Hilfsmitteln, auf welche in diesem Falle zu recurriren ist. Ob reich oder arm, die Scala bleibt dieselbe. Es wird sich nur darum handeln, den unbemittelten Kindern unter Aufwendung der möglichst geringsten Mittel dasselbe bieten zu können, was den bemittelten von ihren Eltern mit offener Hand und mit Freuden gewährt wird.

Wir lassen die leichteren der genannten Hilfsmittel, die kräftigenden Nahrungsmittel, die Arzneimittel, die Ferienkolonieen hier außer Betracht. Sie genügen in manchen Fällen, um das Ziel zu erreichen. Von der Bedeutung der Hospize macht man sich heutigen Tages aber kaum noch eine genügende Vorstellung und um dieselben zu dem zu machen, was sie berufen sind zu sein, zu wahrhaft nationalen Heilstätten für die leidende heranwachsende Generation, wird es noch mancher Arbeit und manchen Wortes bedürfen.

Die Erkenntniß von der Wirksamkeit der Soolbäder und Soolquellen gegen das große Heer der scrophulösen Leiden hat sich bereits seit langer Zeit Bahn gebrochen. Auf Grund dieser Erkenntniß sind an verhältnißmäßig schon vielen Soolbadeorten Kinderhospize entstanden. So in Rothenfelde, Jagstfeld, Elmen, Salzuflen, Frankenhausen, Sassendorf, Kreuznach, Nauheim, Oeynhausen, Allendorf a/W., Sülze u. s. w. Alle diese Anstalten stehen unter der Leitung eines Arztes und der Mehrzahl nach von Diaconissen. Vielfach bieten dieselben noch den Mangel dar, daß die Diät der Kinder nicht auf wissenschaftlicher Grundlage, ähnlich wie in den englischen Hospitälern, nach Gewicht und Mischung genau bestimmt und mehr oder weniger in das Belieben der Diaconissinnen gestellt ist. — Viel später hat sich in Deutschland die Erkenntniß von der eminenten Wichtigkeit der Seeluft und Seebadkuren entwickelt. Die laut redenden Erfahrungen in den Seehospizen der englischen, französischen, holländischen, italienischen und dänischen Küsten sind wenig beachtet, und erst in jüngster Zeit richtet sich auch bei uns das Auge auf diese unschätzbaren Quellen für Gesundheit und Leben.

Die Frage, ob Soolbad oder Seeluft, ist nicht immer leicht zu entscheiden Aber wo tiefliegende Schwächezustände zu beseitigen sind, wo Stählung des Organismus gegen die Angriffe des Lebens, wo größere Leistungsfähigkeit und Ausrottung schwerer Krankheitsanlagen zu erzielen sind, da dürfte der Seeluft und dem Seebade unzweifelhaft der erste Rang gebühren. Die außerordentliche Reinheit der Seeluft, ihre lebhafte Strömung, ihr reicher Ozongehalt, ihre gleichmäßige Temperatur, ihr den Respirationsorganen so wohlthätiger Feuchtigkeitsgehalt — dies Alles sind Vorzüge, welche nirgends auf dem Continente zu ersetzen sind. Alle gegen solche Vorzüge etwa erhobenen Bedenken werden niedergeschlagen durch

die eine bestimmte Thatsache, daß auf unsern Nordseeinseln scrophulöse Leiden nahezu unbekannt sind und schwindsüchtige Zustände in einer äußerst geringen Anzahl vorkommen. Auf 10 000 lebende Einwohner der Städte unseres Continents kommen 35—52 an Lungenschwindsucht sterbende, auf Norderney 8—9! —

Unsere zum Theil lieblichen Ostseeküsten sind schon seit längerer Zeit die vielgesuchten Aufenthaltsorte für die Kinder bemittelter Familien in den Sommermonaten geworden. Die kahlen Nordseeinseln dagegen haben wohl manche alte und treue Freunde, aber ihre wenig anziehende landschaftliche Schönheit, ihre schwierige Zugänglichkeit, ihre zum Theil noch sehr primitiven Wohnungen u. s. w. haben ihnen eine allgemeine Werthschätzung noch kaum zu Theil werden lassen. Erst in jüngster Zeit verbreitet sich die Anerkennung des Werthes des Kernes in rauher Schaale, und wenn im Jahre 1882 die Frequenz auf Norderney auf nahezu 9000 Personen gestiegen ist, so ist das nur ein Zeichen, daß diese Anerkennung immer weitere Kreise ergreift und daß man bestrebt ist, den Luxus der belgischen und holländischen Seebäder, insonderheit Ostende's und Scheveningen's nicht mehr als das bestimmende Motiv zu betrachten, wenn es sich um die Wahl eines heilkräftigen Nordseebades handelt. Für die mittleren und südlichen Theile Deutschlands wird die Entfernung der Nordseeküste stets ein nicht leicht zu überwindendes Hinderniß für den Besuch bilden. Aber Ostende, Scheveningen, Blankenberghe liegen nur um wenige Meilen näher und in kurzer Zeit schon wird uns die Eisenbahn bis an den nördlichsten Punkt des westlichen deutschen Continentes, an die Stadt Norden, führen. Die humane und mit größtem Dank anzuerkennende Verfügung des Ministers für öffentliche Arbeiten, Maybach, wonach unbemittelte Kinder gegen Lösung eines Militairbillets auf den Eisenbahnen in die für sie bestimmten Hospize befördert werden, hat dazu beigetragen, dieses Hinderniß als ein minimales erscheinen zu lassen. —

Das Wünschenswerthe, ja die Nothwendigkeit des Vorhandenseins von See-Hospizen für die weniger bemittelte leidende junge Generation beginnt heutigen Tages nun auch bereits ebenso anerkannt zu werden, wie in Betreff der Soolbad-Hospize. Bei Anlage all dieser Anstalten sind die Gesichtspunkte aber höher zu erheben als es bisher geschehen ist. Wir schaffen nicht mehr in lokalem oder partikularem Interesse, sondern in deutsch-nationalem. Mit der Einigung unseres Vaterlandes sind uns größere und neue Aufgaben auch in Betreff unserer dem Allgemeinwohl dienenden Anstalten erstanden. Was wir an den deutschen Seeküsten schaffen, soll nicht einer einzelnen oder bestimmten Provinzen, es soll dem gesammten Vaterlande dienen, so weit die deutsche Zunge reicht. —

Es war eine natürliche Folge unserer früheren Kleinstaaterei, daß nur sehr wenige öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten, und namentlich Hospize an Badeorten, sich über beschränkte Verhältnisse hinausheben konnten. Sowohl in den baulichen Einrichtungen, als in der Größe der Anstalten, als in der gesammten Verwaltung gab sich die Dürftigkeit der Verhältnisse kund. Als einzelnes Beispiel dafür sei nur angeführt, daß manche dieser Anstalten nicht einmal Jahresberichte veröffentlichten, um die geringen Druckkosten derselben zu sparen. — Aber all

diese Anstalten erfüllen erst dann ihre Aufgaben, wenn sie ihre Pfleglinge in luftigen und durchaus gesunden Räumen aufnehmen, wenn sie einer regelmäßigen und sorgfältigen ärztlichen Leitung theilhaftig sind, und wenn sie eine tadellose innere Verwaltung, einschließlich der auf die sittliche Erziehung der Pfleglinge zu richtenden Einwirkung, besitzen. Für solche Aufgaben, deren Erfüllung durch regelmäßige Jahresberichte zu dokumentiren ist, ist die Mithülfe weitester Kreise erforderlich. Und nicht diejenigen, welche die erste Anregung dazu gegeben haben, die ganze Nation wird und muß ihre Freude haben an dem, was sie in gemeinsamer Arbeit schafft und noch schaffen wird. Nicht besondere Vereinszwecke bilden das leitende Motiv der Arbeit, sondern das Wohlergehn unserer Nation. —

In trefflicher Weise hat uns vor Kurzem Freiherr Ludwig von Ompteda in den Preuß. Jahrbüchern (Bd. 50) ein Bild der Londoner Charities vorgeführt. Wer dieselben aus eigener Anschauung kennt, wird sich der äußersten Korrektheit des Bildes erfreuen. Man schätzt die Summe, welche im Jahre 1880 den Wohlthätigkeitsanstalten Londons an freiwilligen Gaben zugeflossen ist, auf etwa 90 Millionen Mark. „Liegt die Größe der Leistungen nur in dem durchschnittlichen großen Reichthum des Landes? Sind es nur die gewaltigen materiellen Mittel, die hier in Frage kommen und den Ausschlag geben?" „Ich meine," antwortet Herr von Ompteda, „die Größe der Leistung liegt wesentlich in dem großen Aufwande s i t t l i c h e r und i n t e l l e k t u e l l e r Kräfte im Dienste der Wohlthätigkeit. Der Kern des gebildeten Mittelstandes bis hinauf zur hohen Aristokratie bethätigt sich durch p e r s ö n l i c h e M i t a r b e i t an diesem Dienste." Diese Worte enthalten eine äußerste Wahrheit und dieselben dürfen im Hinblick auf unsere deutschen Wohlthätigkeitsanstalten mit besonderem Nachdruck hervorgehoben werden.

Unsere deutschen See-Hospize warten jetzt ihrer Vollendung. Sie bieten Gelegenheit für Hunderte zu freudiger Mitarbeit und Hülfe. . . Solche Arbeit bindet die Menschen in freudiger Gemeinsamkeit zusammen, und ein gutes Stück der nationalen Bedeutung der Anstalten liegt in diesem indirekten Gewinne, den sie mit sich bringen. Positive Leistung bedingt die Befriedigung des Einzelnen, wie ganzer Nationen. Möchten wir nicht vergeblich hoffen, daß die nationale Bedeutung der deutschen See-Hospize denselben eine reiche Anzahl thatkräftiger Freunde gewinnt, und daß sich dieselben rasch zu Anstalten entwickeln, welche Deutschland zur Ehre und jedem einzelnen Mitarbeiter zur Freude gereichen. —

Die Gebiete der Arbeit, welche sich hier eröffnen, sind verschiedener Art. Für die Herstellung der erforderlichen Gebäude selbst und für die dauernde Verwaltung derselben wird zunächst ein reichlicher Fond beschafft werden müssen. Wie bei fast allen ähnlichen Anstalten Englands wird als Ziel ins Auge zu fassen sein, daß sich dieser Fond schließlich hoch genug beläuft, um aus ihm auch die Verpflegungskosten für einige Freiplätze in den Hospizen zu bestreiten. Eine zweite Arbeit bringt das Beschicken der Anstalten mit sich. Aus allen Gegenden Deutschlands sollen die Kinder den Hospizen zugeführt werden. Es muß deshalb dafür Sorge getragen werden, daß dieselben an die Bahnhöfe geleitet, an

bestimmten Sammelpunkten zusammengeführt, und von diesen aus unter verständiger Obhut dem Ziele zugeführt werden. Es stellt sich hiermit die Aufgabe, bestimmte Reisestationen auf allen Richtungslinien zu schaffen und zur Einrichtung alles dessen, was dieselben erfordern, wird die Beihülfe zahlreicher Kräfte erforderlich sein. Es handelt sich darum, daß die reisenden Kinder an bestimmten Orten empfangen, erforderlichen Falls daselbst für eine Nacht untergebracht und verpflegt, und daß sie andern Tags weiterbefördert werden. Schon in dem verflossenen Jahre war eine solche Einrichtung getroffen. In Bremen, Bremerhafen, Emden und Norden waren Damen des vaterländischen Frauenvereins in dankbarst anerkannter Weise bemüht, den reisenden kleinen Karavanen ihre hülfreiche Hand zu leisten und sie haben damit der Sache einen sehr wesentlichen Dienst erwiesen. Solcher Stationen bedürfen wir in Deutschland einer großen Anzahl, und außer an den genannten Orten wurden sie besonders in Frankfurt a. Main, Cöln, Münster, Hannover, Magdeburg, Leipzig, Berlin, Hamburg, Stettin, Neubrandenburg, Rostock, Neumünster, Husum wünschenswerth werden. — Zu einer dritten Gruppe von Arbeiten fordern endlich die Hospize selbst auf. Ueber der erziehenden Pflege der Diakonissinnen werden oftmals Hülfen im Haushalt oder zur Begleitung der Kinder nach den Bädern oder bei den Strandspielen erforderlich sein. Junge Mädchen in den zwanziger Jahren, welche geneigt sind, sich der Hausordnung zu fügen und der Oberdiakonissin unterzuordnen, werden zu solcher Hülfe willkommen sein. — Die Erfahrung hat bereits gelehrt, daß die Ausrüstung mancher unbemittelter Kinder in Bezug auf Kleidung oft eine recht ungenügende ist. In der Anfertigung von Kleidungsstücken zur Aushülfe in Nothfällen werden die arbeitsfreudigen Hände der Frauenwelt eine nützliche Aufgabe finden. Hängt aber die Hauptleistung der Hospize von der ärztlichen Pflege der Kinder und der ärztlichen Aufsicht über den Gesammtbetrieb der Anstalten ab und läßt sich bereits voraussehen, daß die Arbeit für die dirigirenden, ansässigen Aerzte oftmals zu umfangreich werden wird, so darf jungen angehenden Aerzten die Bitte ans Herz gelegt werden, den dirigirenden Aerzten für die Dauer je eines Sommers eine freiwillige Assistenz zu leihen und in dieser Weise zur Erlangung der bestmöglichen Resultate behülflich zu sein. —

Den drei bereits bestehenden Anstalten des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten in Norderney, Wyck und Gr. Müritz werden sich, sobald die Mittel genügen, weitere Anstalten auf Sylt-Westerland und in Zoppot anschließen. Eine sehr große, aber auch den segensreichsten Erfolg versprechende Arbeit liegt vor uns! — In Anerkennung ihrer Nützlichkeit hat Sr. Majestät der Kaiser allergnädigst geruht, dem auf Norderney zu errichtenden Hospize eine sehr erhebliche Beihülfe in Aussicht zu stellen. In gleicher Anerkennung haben Ihre k. k. Hoheiten der Kronprinz und die Kronprinzessin des deutschen Reiches das Protektorat des Vereins für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten übernommen. — An uns, den deutschen Landeskindern, liegt es jetzt, zur vollen Vollendung zu führen, was als segensreich für unsere ganze Nation erkannt ist.

Und des sind wir gewiß, der Segen der Hospize wird sich einst noch größer darstellen, als wir ihn gegenwärtig zu schätzen wissen. —

Die organisatorische Arbeit, welche sich gegenwärtig in Deutschland auf dem Gebiete der sozialen Bestrebungen kund giebt, kann in ihrem Werthe kaum hoch genug veranschlagt werden. Ueberall steuert man der Arbeit mit vereinten Kräften zu. Die bewundernswerthe Arbeit der vaterländischen Frauenvereine, die Arbeit der Vereine für Armenpflege und Sparkassenwesen, sie geben uns Beispiele, zu welchen Leistungen diese Vereinigung der Kräfte führt und führen kann. Eine gleiche Vereinigung der Kräfte auf dem Gebiete der Gesundheitspflege ist noch nicht erreicht. Aber sie stellt mit Sicherheit die erheblichsten Leistungen in Aussicht. Es hieße ein allzugroßes Gebiet in Angriff nehmen, wollte man sofort die sämmtlichen hierhergehörigen Bestrebungen zusammenfassen. Zu einer Centralisirung derselben ist die Zeit noch nicht gekommen. Bestimmte Abschnitte des Gebietes können jedoch bereits mit vereinten Kräften und in einheitlichem Sinne bearbeitet und gepflegt werden; so die Ferienkolonien, so die Hospize an Soolbadeanstalten, so die Hospize an den deutschen Seeküsten. Jedem dieser Gebiete wünschen wir die volle Berücksichtigung, so weit sich nur deren Leistungsfähigkeit erstreckt. Für diesmal sind es die Seehospize, auf deren Bedeutung hinzuweisen unsere Aufgabe war. —

Eine Schwierigkeit in der Nutzbarmachung der Hospize, wie sie sich durch die Erfahrung herausgestellt hat, bedarf der besonderen Hervorhebung. — Bei der großen Mehrzahl der Anmeldungen von Kindern sowohl für die Soolbad- als See-Hospize, wird der Wunsch ausgesprochen, die Kinder während der meistens in den Juli und August fallenden Sommer-Schul-Ferien aufzunehmen. Es ist fast selbstverständlich, daß diesen Wünschen nur zum Theil Rechnung getragen werden kann. Bei der bestimmten Anzahl von Betten in jedem Hospize kann auch nur eine bestimmte Anzahl von Kindern für jede Kurperiode untergebracht werden. In Betreff der See-Hospize ist eine Abhülfe dieser Schwierigkeit dadurch geboten, daß die Luftkuren am Seestrande auch in den Spätherbst hinein mit vollem Nutzen fortgesetzt werden, und daß die See-Hospize also auch in den Herbstferien benutzt werden können. Eine volle Beseitigung des Uebelstandes wird sich aber erst mit der Verbreitung der Ueberzeugung erreichen lassen, daß es richtiger ist, dem Kinde seine Gesundheit wiederzuverschaffen und dasselbe zu diesem Zwecke die Schule einige Zeit versäumen zu lassen, als die Schule in solchen Fällen in die erste Linie zu rücken und darüber eine rechtzeitige Gesundheitspflege des Kindes zu versäumen. Das kranke Kind wird schwerlich mit großem Nutzen die Schule besuchen, ja selbst Gefahr laufen, damit in seinem Gesundheitszustande noch weiter bergab zu gehen. Das erstarkte, gesunde Kind wird dagegen nach Vollendung seiner Kur mit Raschheit nachholen, was es versäumt hat, und die zeitweilige Schulversäumniß wird in dieser Weise ihre Früchte tragen. Wissen und Können ohne Gesundheit werden zu keinem erfreulichen Endresultate führen. Nur auf dem Boden des körperlichen Wohlbefindens reifen Wissen und Können zur Frucht. Das ängstliche Bangen um die Schulstunden gleicht der Sorge des beschränkten

Geschäftsmannes, der sich nicht entschließen kann, eine geringe Summe zu opfern, wenn auch das Opfer allen Einsichtsvollen zur Erreichung eines größeren Gewinnes erforderlich erscheint. — So mögen die Schulvorstände der Urlaubsertheilung für Gesundheitszwecke freigebig entgegenkommen, und die Eltern der Kinder daran festhalten, daß die Gesundheit allem Lernen voransteht. —

Werfen wir einen Blick in die Zukunft, wie wir sie erhoffen! An der deutschen Nordsee- und Ostseeküste öffnen je drei Hospize, nach allen Lehren der Gesundheitspflege erbaut, eingerichtet und verwaltet, alljährlich eine Anzahl von etwa tausend Kindern aus allen Theilen Deutschlands ihre Thore. Mit dem 1. Juni beginnt die erste 6wöchentliche Kurperiode, mit dem 15. Juli die zweite, mit dem 1. September die dritte, und wenn es erforderlich ist, so werden schwerer erkrankte Kinder auch den Winter hindurch in den Hospizen Verpflegung und Unterricht finden können. Bei öffentlich bekannt zu machenden Centralstellen erfolgen die Anmeldungen der Kinder unter Beifügung eines vorschriftsmäßigen ärztlichen Attestes. Der Zulassungsschein wird den Eltern der Kinder mit genauer Angabe der Reiseroute übersandt. Zu bestimmter Stunde eines bestimmten Tages kommen dann die Kinder eines bestimmten Distriktes auf der Eisenbahnstation X. zusammen. Eine vorher benachrichtigte Dame des Frauenvereins überwacht deren Expedition und übergiebt sie der Obhut einer Pflegeschwester oder Begleiterin. — Kann die Reise bis zum Hospiz nicht in einem Tage zurückgelegt werden, so wird auf einer Zwischenstation übernachtet, und wieder sind es Damen des Frauenvereins, welche die Kinder hier empfangen, für deren Unterkunft sorgen und dieselben andern Morgens wieder an die Eisenbahn geleiten. Auf den Zwischenstationen schließen sich Kinder aus andern Orten an. Bei der Ankunft am Orte der Heilstätte werden die Kinder von der Oberdiakonissin des Hospizes empfangen und von ihr in das Hospiz geleitet. Je 6 Wochen bleiben sie mindestens dort. — In gleicher Weise erfolgt die Rückreise. — So sehen wir Zug um Zug die Kinderschaaren den Heilplätzen zueilen und was sie an Kraft und Gesundheit mit in die Heimath nehmen ist ihnen ein Kapital für die Zukunft, dargebracht durch die vereinte Arbeit der auf ihr Wohl Bedachten, der Freunde der Aufblüthe der jungen Generation. —

In kleinerem Umfange haben wir dies Bild bereits im verflossenen Jahre vor Augen gehabt. Der Arbeits-Mechanismus hat sich durchweg bewährt. Möchte das Bild sich in immer reicheren Farben entwickeln und was wir hoffen zur vollen Wahrheit werden! Deutschlands See-Hospize werden dann den Vergleich mit den Hospizen der Nachbarländer nicht zu scheuen brauchen, und unsere Nation wird um einen werthvollen Besitz reicher sein! —

Ein Erlebniß im Ocean.

Von

L. v. Henk.

Es war kurz vor Weihnachten 185.., die kleine Korvette „Trepsichore“ wurde von den Wellen des atlantischen Oceans unsanft geschaukelt und tanzte wie eine Nußschale; das Wetter war rauh und unfreundlich, die See ging ziemlich hoch, der Wind wehte aus S. W. mit Böen; doch hofften wir, der grimme Poseidon werde ein Einsehen haben und uns das Weihnachtsfest in Madeira feiern lassen, bedurfte es doch hierzu nur eines Winkes von ihm.

Um 4 Uhr Nachmittags ist Geschützmusterung; der Tambour schlägt Appell —, zwei Wirbel —, die Mannschaft eilt an die Geschütze. Auf Befehl des Kapitäns werden dieselben mit den Brooktauen und doppelten Taljen gegen die Bordwand befestigt, die Mündungsbezüge übergeholt und die Kanonenpforten geschlossen. Der Himmel sieht drohend aus, der fallende Barometer, die in dichten Schaaren über unsern Häuptern fliegenden Sturmvögel sind beredte Zeichen für eine stürmische Nacht, obgleich es noch gar nicht so arg weht. Auch die Mannschaft hat dieses Gefühl, sie bleibt noch nach beendeter Geschützmusterung in Lee (geneigte Seite des Schiffes) der Decksboote und unter der Back stehen, da sie noch ein Segelexerzitium erwartet. Ihre Vermuthung wird bald zur Gewißheit, denn der erste Offizier besteigt die Kommandobank. „Alle Mann klar zum Manöver“! ertönt der Befehl. Welch ein Gewühl und Drängen entsteht plötzlich auf Deck, bis das wilde Durcheinander sich entwirrt und jeder lautlos auf dem ihm durch die Manöverrolle angewiesenen Platze steht. „Segel bergen“! „das zweite und dritte Reff in die Marssegel, entert auf!“ Die Marsraaen fallen rasselnd an den Stängen herunter, die Refftaljen werden ausgeholt, die Marsraagasten entern in den Wanten auf und vertheilen sich auf den Raaen. In wenigen Minuten sind die Marssegel gerefft und wieder gesetzt. Darauf werden Bramraaen und Bramstängen an Deck genommen, ein Reff in die Fock gesteckt, das Großsegel festgemacht und die Sturmsegel untergeschlagen.

Die Manöver sind in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgeführt, und zur Belohnung ertönen die bekannten Rollpfiffe mit den drei Schneppern daran, zum Grog, der in Rücksicht auf die bevorstehende Dezembernacht mit doppelter Freude begrüßt wird.

„Herr Lieutenant,“ apostrophirte mich während des Manövers auf der Back der im holländischen Dienste ergraute, wettergebräunte Bootsmann, indem er nach der untergehenden Sonne zeigte, die den westlichen Himmel in gelblich fahlem Lichte erglühen ließ, „de Sun gaht verdammt schmierig to Nest, wir sollen eine ungemachliche Nacht haben; ick heb von alten Weibern geträumt, de wie besessen auf ihren Gäulen durch die Luft rasten, und dat bedüt immer schlacht Weeder und Havarie.“ „Nun,“ erwiderte ich, „das müssen wir abwarten, Bootsmann; mit einem festen Schiffe unter den Füßen und freiem Wasser in Lee

(Unterwindseite) ist die Gefahr für den Seemann nicht so groß, unsere Segel sind klein genug und leicht zu bewältigen. Man darf übrigens einer so jungen Mannschaft gegenüber nie den Teufel an die Wand malen!" — „Ja well, Meenheer, dat soll well recht sien!" war die Antwort, und zum militärischen Gruß an die Mütze fassend, ging er verstimmt davon.

Um $4\frac{1}{2}$ Uhr ist Mittag in der Offizier-Messe; es ist field day oder dough day*), wie die englischen Kadetten es bezeichnen, einige Seejunker sind eingeladen, das Mahl ist keineswegs lukullisch, Konserven rc. gehörten zu jener Zeit zu den Seltenheiten; nur lebende Hühner und Enten, geräucherter Schinken, Stockfisch, Eidamer Käse rc. wurden, soweit der beschränkte Raum dies gestattete, mitgenommen; drei Quart frisches Wasser war die tägliche Ration pro Mann, selbst in den Tropen.

Der Tisch ist mit sogenannten Schlingerleisten versehen, die auf der Tischplatte befestigt, das Hinuntergleiten der Schüsseln, Teller, Flaschen und Gläser verhindern sollen. Das Schiff liegt nach Steuerbord über — (Steuerbord heißt die rechte Seite des Schiffes, wenn man von hinten nach vorn blickt), — die in Lee sitzenden Tischgenossen haben auf ihre Stühle zu achten, damit sie mit denselben nicht von der Bildfläche verschwinden, oder aber zuzugreifen, wenn der flüssige Inhalt der Schüsseln, Gläser rc. sie zu überschütten droht.

Die sonst so lebhafte Unterhaltung stockt anfangs; der sonst immer kampfbereite Schiffsarzt Doktor „Bonecamp" mit seiner quecksilbernen Beweglichkeit, dem die Seeoffiziere im Wortgefecht nicht gewachsen sind, der redselige, in den Intendantur-Bestimmungen allwissende Zahlmeister „Mehlwurm" sind heute wortkarg; Beide zeigen nur wenig Appetit, versuchen aber die Seekrankheit mit Gewalt niederzudrücken. Hämisch lächelnd empfiehlt ihnen Lieutenant „Fröhlich" fetten Speck als äußerst wirksames Mittel gegen dieses Uebel. Lieutenant von Seefeld blickt trübe lächelnd um sich und wirft einen mitleidigen Blick nach den Badegästen hinüber. Armer Doktor! Mitleid hat man mit den seekranken Badegästen nicht, um so weniger aber mit denen, die im gesunden Zustande sich gern breit machen mögen.

„Fröhlich" schlürft mit besonderem Behagen ein Glas des feurigen Rebensaftes nach dem andern hinunter, sein größter Antogonist, der Doktor, scheint heute ziemlich mundtodt, nun glaubt er vor den vielen Neckereien, denen er sonst ausgesetzt ist, sicher zu sein. Er hat nämlich oft das Malheur, daß seine Uhr kurz vor beendetem Urlaub stehen bleibt und er dadurch, zum Verdruß seiner Kameraden, fast immer zu spät an Bord zurückkehrt, um sie von der Wache abzulösen. Der Zufall wollte, daß Fröhlich nach Rückkehr von seinem letzten Urlaub während der Nacht das Deckglas seiner Kammer geöffnet hatte. Derselbe Zufall fügte es auch, daß am nächsten Morgen beim Deckwaschen ein ungewöhnlich kräftiger Wasserstrahl durch jene Oeffnung in seine Koje fuhr und den Bewohner derselben unsanft aus seinen Träumen rüttelte, so daß er, barfuß bis an den Hals, mit seinem Wimmerholz (Guitarre) und einem Demijean-Genèvre in der Kammer um-

*) Exerziertag, Puddingstag.

herschwamm. Die Erörterung über dieses Ereigniß bildete das gewöhnliche Tischgespräch und endete stets mit einer allgemeinen Heiterkeit der Messemitglieder. Heute schien der erste Offizier die Rolle des Doktor „Bonecamp" übernehmen zu wollen, denn er fragte „Fröhlich", ob beim neulichen Douchebade etwa die Guitarre aus dem Leim gegangen sei, da er das Gewimmer derselben seit jenem Morgen nicht wieder gehört habe. Alles lachte. „Verehrter Herr Doktor," wandte sich „Fröhlich," die Pille hinunterschluckend, an sein vis-à-vis, den Schiffsarzt, „haben Sie in ihrer heutigen Gemüthsstimmung auch schon fleißig in den Traktätchen gelesen, die Ihnen die liebenswürdigen Quäkerinnen in England mitgegeben haben? Wenn Ihr Gewissen so belastet ist, wie Ihre Kammer, dann ist es vielleicht recht zweckmäßig, wenn Sie für Ihr Seelenheil etwas thun; das Schiff liegt ja ordentlich nach Steuerbord über." Der durch seinen Zustand nicht aufs beste gelaunte Doktor erwiderte heftig: „Beunruhigen Sie sich nur um mein Seelenheil nicht zu sehr, Herr Lieutenant, sorgen Sie lieber für das Wohl Ihres eigenen Körpers. Hoffentlich weist Ihre nächste Hôtel-Rechnung in Madeira oder Rio nicht wieder drei Flaschen best old brandy in vierundzwanzig Stunden auf, selbst wenn Ihnen ein gleich durstiger Freund wie jener Amerikaner in Plymouth zur Seite steht, so daß ich Ihnen nach Ihrer Rückkehr an Bord, außer einem unfreiwilligen Sturzbade, noch Würfelsalpeter für ihr leibliches Wohl verordnen muß."

Schon öffnete „Fröhlich" die Lippen zu einer scharfen Entgegnung, als ein Zwischenfall sich ereignete, der mit einem Schlage die Scene änderte, und ihn mit der ganzen Tischgesellschaft auf andere Gedanken brachte.

Der Steward neigte heute gleichfalls zur Seekrankheit, seine Gesichtsfarbe hatte die Frische verloren, seine Nase war weiß, auch schien er, wie der Bootsmann behauptete, seine Seebeine noch nicht eingehakt zu haben. Ein ungewöhnliches Neigen des Schiffes brachte ihn zum Straucheln, wobei sich die holländische Sauçe zum Pudding, die er trug, über den Kopf, Vollbart und Chemisett des unglücklichen Lieutenant Fröhlich ergoß. Der so Getroffene sprang wie ein Blitz vom Stuhle, stieß dabei mit dem Kopfe gegen den Deckbalken der niedrigen Messe, fiel stöhnend auf den Stuhl zurück, brach mit demselben zusammen und fand sich so mit seiner gelb angelaufenen Vorderseite auf dem Fußboden der Messe wieder. Lautes Gelächter folgte ihm, als er schleunigst in seine Kammer eilte, die nur durch eine dünne Bretterwand vom Speisezimmer getrennt war. Sein Unmuth machte sich zunächst seinem Burschen gegenüber Luft, der, an der Seekrankheit leidend, den Wünschen seines Herrn nicht schnell genug nachkommen konnte.

„Ja, ja," bemerkte trocken Seefeld, „Fröhlich ist wirklich ein Pechvogel; seit jener Strandung an der liberischen Küste mit dem Sklavenfahrer, wo er sein Gedächtniß verloren hat," — „und es nie wieder finden wird," warf der erste Offizier ein, —„faßt er überall in den Nessel." Hiermit erhob er sich, um den Offizier der Wache zum Mittagessen abzulösen, und der Zwischenfall fand hierdurch vorläufig seine Erledigung.

„Steward, Mittag!" ertönte gleich darauf die heisere Stimme des von

der Wache kommenden Lieutenant „Flottwell"; „doch wo ist Fröhlich?" Schadenfroh erzählte Doktor „Bonecamp" die soeben erlebte Scene. „Pech für mich," war die Antwort, „wenn ich den Pudding ohne Sauce essen muß; Fröhlich hat sich hoffentlich an dem Deckbalken weiter keinen edlen Theil verletzt?"

„Seefeld" betrat das Deck. Mit kleinen Segeln schoß die Korvette dahin, bald die hohen Wogenköpfe erklimmend, bald hinabstampfend in die Wellenthäler, daß der weiße Gischt über sie dahinspritzte. Zu thun war für den Augenblick nichts, „Seefeld" hatte deshalb Zeit, wie er es so gern that, seinen Gedanken nachzuhängen. Sein Spitzname, „der Träumer", deutete schon darauf hin. Wohl Niemand hat so viel Zeit, wie der Seemann, auf der einsamen Wache seinen Gedanken nachzuhängen; die See mit ihren Schönheiten ist ihm nichts Neues mehr, unbekümmert um dieselbe gehen seine Gedanken ihren eigenen Weg, wenn auch die Stimmung der umgebenden Natur den Grundaccord abzugeben pflegt. Auch „Seefeld's" Gedanken weilen zunächst in der Heimath, bei der trauernden Mutter, die er verlassen, an den Gräbern des Vaters, der Schwester, die er erst kürzlich umstanden, aber die Jugend weilt nicht lange bei so trüben Erinnerungen; ein anderes Gesicht drängt sich bald hinein, er braucht nicht das kleine Daguerreotyp in seiner Kammer anzusehen, aus jeder Welle, jeder Wolke lacht ihm ihr Bild entgegen. Im sonnigen Süden hatte er die blonde Tochter Albions kennen gelernt, als er dort Genesung suchte; der Gedanke an sie hatte die schwarzen Schatten von seiner Seele verscheucht, bis der Machtspruch der Mutter, einer Französin, ihm die Hoffnung, sie zu besitzen, auf immer raubte. Wieder drohten die schwarzen Schatten seine Seele zu umdüstern, bis die angestrengte Thätigkeit des Dienstes ihren wohlthuenden Einfluß ausübte. Arbeit, welch ein Zauber liegt in diesem Worte. Wie sie das Glück würzt, ist sie der wahre Trost des Unglücks und regt die verzweifelnde Seele zu neuer Thätigkeit an. Das hatte auch „Seefeld" empfunden. Allmählich hatte sich sogar Hoffnung eingestellt, ja es schien ihm nicht zu viel, vom Himmel ein Wunder zu erwarten, um die Liebenden zu vereinen. Wie die Corvette so dahinjagt, scheint sie dem Bilde der Geliebten immer näher zu kommen. Da leuchtet sein Auge. „Und ich muß dich doch noch erringen!" lispelt er, als das Schiff eben sich hoch aufbäumend, den Kamm der Woge erreicht hat. Ein schriller Pfiff, — „Backen und Banken!"*) tönt es in das Zwischendeck hinab. Verschwunden ist der Traum und die nüchterne Wirklichkeit behauptet ihr Recht.

„Vier Glas" (6 Uhr); die Bootsmannsmaate repetiren den Befehl: „Freiwache Abendbrot!" Das Wetter ist zu stürmisch, um wie gewöhnlich, mit Ausnahme der Posten und Rudergänger, die ganze Mannschaft zugleich daran Theil nehmen zu lassen. Die Mahlzeit besteht aus gesüßtem Thee und Butterbrod. Manche Plätze an den Backen (Tischen) sind heute leer, die Fehlenden zahlen auf Deck dem Meere ihren Tribut; die Rationen sind daher für die Gesunden reichlicher, die Butter kann etwas fetter aufgestrichen werden.

---

*) Signal zum Aufschlagen der Tische und Bänke zum Abendbrot der Mannschaft.

Ein ungerathener Sohn, der sonst so durchtriebene Schiffsjunge „Sommer“, der die Aufsicht über das Sandloch und das Reinigungsgeschirr des Zwischendecks führt, weint heute Abend bitterlich, als er die Scheuersteine aus demselben zum Reinigen der Decks für den nächsten Morgen herausreicht. Seine Gedanken weilen in der Heimath, dem elterlichen Hause, wo im warmen Zimmer seine Geschwister jetzt vergnügt um den wohlbesetzten Tisch herum sitzen. Wie anders ist es dort im lieben, trauten Stübchen als hier, wo ihn nur ein Paar Planken von dem tobenden Element trennen, wo der hungrige Hay, auf Beute lauernd, dem Schiffe folgt. Selbst der rauhe Bootsmannsmaat, der die Arbeit beaufsichtigt, hat Mitleid mit dem weinenden Jungen und läßt sich die Geschichte seiner vielen, wenn auch nicht bösen Streiche erzählen, um derentwillen man ihn unter die Jünger Poseidons geschickt hat.

In der Offiziermesse hatte man beschlossen, den Geburtstag des ersten Offiziers am folgenden Tage durch einen Kuchen zu feiern, die Vorbereitungen zur Herstellung desselben sollten aber gleich nach dem Thee und zwar in der Messe selbst beim Glase Punsch getroffen werden. Die nöthigen Ingredienzien werden herbeigeschafft, die Apotheke liefert vorschußweise Salmiak statt der Bärme oder des jetzigen Backpulvers, und so ging es frisch an die Arbeit. Der Eine schlug die Eier, der Andere rieb den Zucker, ein Dritter rührt den Teig an, und wer nicht dabei thätig war, besorgte die Bowle oder trieb Dampfwolken vor sich her und erzählte den Badegästen grausliche Geschichten aus dem Seeleben.

Um 7¾ Uhr wird im Zwischendeck das Kommando: „Freiwache, Hängematten!“ repetirt. Schnell eilen die Gerufenen an Deck, empfangen dort ihre Lagerstelle und versuchen mit derselben so eilig als möglich wieder in Schutz zu kommen, um nicht von den überspritzenden Wellen durchnäßt zu werden. Im Zwischendeck werden die einzelnen Hängematten an numerirten Haken aufgehängt. Die Zeit des Zubettgehens wird nicht streng bemessen, aber durch das Auslöschen der Backslampen, das nach 8 Uhr beordert wird, indirekt begrenzt. Es bleiben nur einige große Sicherheitslaternen in den Mannschaftsräumen brennen, die genügend Licht verbreiten, so daß die Leute beim Wachewechsel resp. Aufstehen das an den Hängematten befestigte Zeug sehen können.

„Acht Glas!“ (8 Uhr) „Pfeifen und Lunten aus!“ „Ruhe im Schiff!“ so erschallt es durch die untern Räume. Die neue Wache ist auf Deck gemustert, die Posten und Rudergänger sind vertheilt. Die Rettungsbootmannschaft der Wache wird kompletirt, mit Korkgürteln versehen und über ihre Funktionen instruirt; ein Posten bei der Rettungsboje am Heck aufgestellt und mit seinen Dienstverrichtungen bekannt gemacht 2c. Die Freiwache hat inzwischen ihre Hängematten aufgesucht, mancher der nicht seegewohnten Leute ist von der einen Seite in dieselben hineingestiegen, um, bei den heftigen Bewegungen des Schiffes, zum Vergnügen der Klügern, nach der andern wieder hinauszupurzeln, bis sie endlich alle Ruhe gefunden haben.

Die erste Nachtronde, — der erste Offizier mit den Seekadetten, Deck- und Unteroffizieren, — ist gegangen, das Feuer in der Küche gelöscht, die Ausgucks

sind revidirt, die Niedergänge zum Zwischendeck geschlossen und mit getheerten Segeltuchbezügen überdeckt und Posten bei denselben aufgestellt. „Skindoris", der findigste der Seesoldaten, hält Wache beim Niedergang der Offiziermesse und alle Vorbereitungen für die Nacht sind getroffen.

Der Posten meldet „drei Glas" (9½ Uhr); doch kaum sind die Schläge der Schiffsglocke verhallt, als ein Donner erkrachte, mit so furchtbarer Gewalt, daß das ganze Schiff erzitterte und wir erschrocken zusammenfuhren, während der zürnende Jupiter pluvius seine Schleusen öffnete und wahre Ströme von See- und Regenwasser auf Deck hin und herrauschen, deren Ausläufer sich durch die Fugen des Deckfensters sogar den Weg in die Messe bahnen.

„Alle Mann Segel bergen!" erschallt vom Deck die Stimme des Kapitäns, und, „Alle Mann Segel bergen!" repetirt der Bootsmann mit seinen Maaten das Kommando ins Zwischendeck hinein. Halb bekleidet stürzt die Freiwache nach oben, denn jeder Seemann weiß, wenn dies Kommando erschallt, ist Gefahr im Verzuge.

„Alle Donnerwetter!" schreit Doktor Bonecamp, „auf so hundsgemeine Weise in diesem Gomorrah zu ersaufen, wie eine Ratte, das ist mir zu arg. — da will ich wenigstens in meinem Bett sterben!" — Doch halt, schon ist es zu spät, die Offiziere eilen voran, entledigen sich aber vorher ihrer Backutensilien. Dem Schiffsarzt wird nolens volens der Topf mit dem eingerührten Mehl, dem Zahlmeister die zu Schaum geschlagenen Eier octroyirt. Letzterer, in seiner Angst oder in einem Anfall von Seekrankheit, will den Inhalt seines Gefäßes in das des Doktors schütten, verliert dabei aber das Gleichgewicht, als sich das Schiff heftig zur Seite neigt, und stürzt erbarmungslos auf seinen Leidensgefährten. Beide finden sich zwischen Töpfen, Eierschalen und sonstigen schönen Sachen auf dem Fußboden der Messe wieder und machen ihrem Unbehagen gegenseitig durch Verwünschungen Luft. Doch, ein Unglück kommt nie allein —, sagt ein altes Sprichwort, — und so auch hier, denn mit der letzten heftigen Bewegung des Schiffes ist die Hängelampe gegen den Deckbalken geschleudert, so daß sich neben den Backutensilien das Oel, die Scherben der Lampenglocke und des Cylinders, der Punschbowle und Gläser zu den am Boden Liegenden gesellen.

„Steward, Licht!" schreien sie, — aber vergebens. — Es hört sie Niemand außer dem Steward, der seekrank und geängstigt wie er ist, betend in einem Winkel des Zwischendecks liegt, und dort sein Ende erwartet; selbst die Posaunen von Jerichow wären nicht im Stande, ihn aus seiner Lethargie zu erwecken. Aus Versehen hat außerdem „Fröhlich", welcher zuletzt die Messe verlassen, den Schlüssel umgedreht und muß derselbe wohl herabgefallen sein. Da lagen nun die Ärmsten in der rabenschwarzen Nacht, kaum wollen sie sich erheben, so bringt ein neues Schlingern des Schiffes sie wieder zu Falle. „Verdammt!" schreit der Doktor, als er dabei in den weichen Teig greift; „Alle Wetter!" stößt der Zahlmeister hervor, als er, bei einem derartigen Versuche mit dem Kopfe gegen die Tischplatte stößt. „Zum Teufel, was ist das!" flucht der Doktor, als ihm beim Ueberholen des Schiffes eine Ratte über das Gesicht fährt. „Steward,

Licht!" schreien wieder beide zugleich, aber ebenfalls vergebens. Es war, als ob der böse Feind sein Spiel trieb und die Köpfe der Unglücklichen mit Eierschalen, Glasscherben ꝛc. bombardirte, gleichzeitig aber aus jedem Winkel das höhnisch lächelnde Gesicht des Lieutenant „Fröhlich" scheinbar hervorlugte.

Dazu heulte der Sturm, Kommandorufe und das Getrappel der Mannschaft, das Hin- und Herstürzen des Wassers auf Deck, zeigten an, daß oben Alles in eifrigster Beschäftigung sei. Nur der Schiffsschreiber und Lazarethgehülfe lagen behaglich im Zwischendeck in der Hängematte, und wickelten sich in ihre Decken. Sie vertrauten, als alte Seeleute, ihrem Kapitän, und keine Ruhe ist ja angenehmer, als wenn man Andere daneben sich abmühen sieht.

Der Kapitän hatte selbst das Kommando übernommen. Er steigt auf die Kommandobank und sieht nach der Luvseite. Rabenschwarz ist die Nacht. Grell zucken die Blitze dazwischen, aber nichts beleuchten sie als tobende Wellen, finstere Wolken, und gleich darauf wieder trostlose Nacht. Und doch liegt in dieser weiten Oede ein Trost für den Seemann. Vor dem freien Meere hat er keine Furcht, aber wehe, wenn sich in Lee die weißen Köpfe der gegen die Felsen sich thürmenden Brandung zeigen, ihr dumpfes Brausen das Herz erstarren macht.

Die Wolken schieben sich drohend im Westen zusammen. Der Kapitän weiß, was sie bringen; es ist der Sturm, der im Anzuge ist. Noch ist der Wind nicht da, aber die See bricht bereits mit hohltönendem Rauschen übereinander. Kein Augenblick ist zu verlieren, die Segel alle dicht zu reffen, wenn man nicht die Masten brechen oder das Schiff kentern lassen will.

Die Mannschaft steht fertig auf ihren Plätzen zum Manövrieren. „Gei auf Fock!" „das vierte Reff in die Marssegel!" „Hol auf Luv Brassen!" „Laufen Marssegel!" „Hol aus Refftaljen!" ertönt ruhig die durchdringende Stimme des Kapitäns. Kaum sind die Worte aber verhallt, so bricht der Sturm los. Mit einer Gewalt, als wollte sie das Schiff aus dem Wasser heben, fällt die Boe in die Segel, und kein Zoll ist von den Brassen oder Refftaljen zu bekommen. Die junge Mannschaft, ungewohnt der Strapazen einer Winternacht auf hoher See, sucht in der Dunkelheit Schlupfwinkel gegen die überstürzenden Wellen, gegen den herabströmenden Regen zu finden; man hört die Flüche der Bootsmannsmaate, Püffe werden ausgetheilt, doch vergebens ist es, die Säumigen alle herbeizuholen. Schoot und Hals der Fock, schlecht bedient, befreien sich selbst von ihren Klampen, die Fockgeitaue und Gordinge werden lässig geholt, zwei-, dreimal hört man einen gewaltigen Knall, das Segel ist zu Atomen zerpeitscht und hinausgeführt in das weite Meer.

Schon weicht das Schiff dem furchtbaren Drucke und legt sich derartig auf die Seite, daß die See über die Leehängemattkasten bricht. Die Masten biegen sich, die Raaen geben nach, das ganze Schiff erzittert in seinen Fugen und stöhnt, als müßte es in Atome zerbersten. Da zerreißt der Besanausholer mit gewaltigem Knall, das frei werdende Segel schlägt klatschend gegen die Leenock der Bagienraa, zerbricht diese, und, noch ehe das Kreuzmarssegel geborgen werden kann, sind auch von diesem nur noch die Fetzen übrig.

Von dem Segeldrucke am Kreuzmast aber befreit, sucht sich das Schiff nun seinen eigenen Weg. Wie eine Windsbraut, von Furien gepeitscht, zertheilt es die Wogen und stürmt trotz der angebrassten Raaen wie rasend durch die Nacht. Unheimlich sieht man die schäumenden Köpfe der Wellen sich zu beiden Seiten aufthürmen. „Luv!" ruft der Kapitän den Leuten am Ruder zu. Diese drehen mit aller Kraft am Steuerrade, es gelingt aber nicht, dasselbe zu bewegen. „Das Ruder liegt in Lee!" kommt die Antwort zurück! — „der eiserne Ring der Ruderpinne hat die Ecken des hölzernen Ruderherzes abgedreht, das Schiff ist steuerlos geworden." — Es ist ein Glück, daß der Seeraum groß genug ist, und nur wenig Schiffe in der Nähe sind, denn, ihrer Fessel beraubt, jagt die Corvette unaufhaltsam durch die Dunkelheit weiter, bis es gelingt, die Reserve-Ruderpinne einzusetzen, das Schiff wieder an den Wind zu bringen. Inzwischen sind die Marssegel dicht gerefft worden, nur ist es schwer, in der Finsterniß und dem strömenden Regen die Stücke der zerbrochenen Bagienraa rc. zu bergen. Die Offiziere eilen selbst nach oben und im edlen Wetteifer erringt Menschenkraft wieder den Sieg.

Doch sieh! welch bläuliches Licht auf der Spitze des Blitzableiters im Großtop? Bald hebt es sich einige Fuß, bald senkt es sich wieder und schwebt seitwärts. Einige Sekunden verschwindet es ganz, um im nächsten Augenblick an der Nock der Großmarsraa wieder zu erscheinen und seinen unheimlichen Tanz weiter zu führen. Es ist ein St. Elmsfeuer, das sich bei Gewitterluft auf den eisenbeschlagenen Spitzen der Masten und Raaen zeigt.

Mit dem Zerbrechen der Bagienraa und dem herabstürzenden Tauwerk ist auch das Kompaßhaus nebst Steuerkompaß zertrümmert. Finsterniß herrscht überall, kein Stern bricht durch die schwarze Decke des Himmels, kein Kompaß zeigt uns den Weg, unheimliche Gebilde huschen in Gedanken an uns vorüber, Niemand weiß, welchen Kurs das steuerlose Schiff verfolgt.

Nach weiteren drei Stunden des wüsten Tobens läßt endlich der Sturm nach, doch das Schiff gleicht einer blinden Klippe, von allen Seiten stürzen die Seeen über dasselbe, die Speigatten (Wasserrinnen) und Stürzpforten vermögen nicht das Wasser von Deck abzuführen, Fuß hoch wäscht es auf demselben hin und her. Da plötzlich erscheint am Horizont ein heller Streifen, der nach und nach sich erweitert. Der Kapitän sucht das Schiff so zu dirigiren, daß ein von dort etwa plötzlich herausschießender Wind das Schiff nicht aus Lee packen kann. Er hat richtig geahnt, denn bald bricht der Sturm aus dieser Richtung mit Trommeln und Pfeifen von Neuem los.

Der kalte Regen hatte aufgehört und der Himmel sich theilweise erhellt. Einzelne Sterne blitzen hernieder und durch die unter ihnen in raschem Fluge hinwegziehenden lichten Wolken rang sich die Mondsichel hindurch, bald Helle sendend, dann wieder Schatten über das aufgeregte Meer ausbreitend. Wie groß war aber unsere Freude, als wir durch den inzwischen aufgestellten Reserve-Kompaß belehrt wurden, daß die Boe aus Norden hervorgebrochen war und das Schiff, wenn auch noch langsam gegen die hohe See aus S. W. kämpfend, dennoch dem Süden zu eilen konnte.

„Alle Mann klar zum Manöver!" erscholl wiederum die helle Stimme des Kapitäns, „Braßt vierkant überall!" „Kurs S.S.W.," und mit möglichster Eile suchte man dies Mal das allseitig so froh begrüßte Kommando auszuführen.

Doch welch ein Anblick bot sich uns dar, als der anbrechende Tag all die Zerstörungen, welche das Unwetter angerichtet hatte, erkennen ließ. Nicht allein die zerbrochenen Spieren und zerrissenen Segel, sondern auch andere Verluste wurden bemerkbar. So war die Jolle vom Heck spurlos verschwunden, der Steuerbord-Kutter noch mit genauer Noth gerettet, als eine aufthürmende See ihn mit Wasser füllte. Wüst sah es auf dem Oberdeck, wüst im Zwischendeck aus; eine Menge Leichen fanden wir unter den Decksbooten, nicht von Menschen, wohl aber von Enten und Hühnern, die in ihren Käfigen verendet waren.

Da endlich schlug auch für die armen Badegäste die Stunde der Erlösung, der mit Mühe wiedergefundene Schlüssel zur Messe gewährte uns einen schönen Einblick. In dieser Ecke saß der Doktor, in der der Zahlmeister in stummer Verzweiflung; die verschiedenen Ingredienzen zum Geburtstagskuchen, das durch das Deckfenster in die Messe gedrungene Seewasser, Oel und sonstige Sachen hatten die Farbe ihrer Kleider theilweise unkenntlich gemacht. Selbst der beste Mensch hätte sich das Lachen nicht verkneifen können. Mißmuthig verschwanden sie in ihren Kammern, aber auch uns blieb wenig Zeit zum Frohlocken, denn es galt, die Schäden des Sturmes auszubessern, bis das Schiff wieder in alter Ordnung erschien.

Die Geschichte der Luft.

Von

Felix Auerbach.

Wenn der Verfasser seinen nachfolgenden Betrachtungen den Titel „Die Geschichte der Luft" gegeben hat, so hat er dabei, wie wohl von vornherein einleuchtet, nicht die Geschichte der Luft als solche im Sinne gehabt; das heißt, er hat nicht die Absicht, zu erzählen, was im Laufe der Zeit im Reiche der Luft geschehen ist. Dieses Thema wäre sehr rasch erledigt. Es wäre zu berichten, daß, nach dem ersten Buch Mose, die Luft, die ja den Himmel bildet, von Allem zuerst erschaffen wurde, daß sie, nach der jetzt herrschenden Anschauung der Naturwissenschaft, damals ein nebelartiges Chaos bildete und erst nach langen Zeiträumen — die biblische Geschichte nennt diese Zeiträume Tage — sich soweit „abklärte", daß sie fähig wurde, die Grundbedingung höheren Lebens zu sein. Seitdem ist das Dasein der Luft im Großen und Ganzen ein gleichförmiges; und wenn man heute von einer Geschichte der Luft in diesem Sinne reden wollte, so könnte man höchstens an jene großen und doch kleinen, fortwährend beginnenden und wieder endenden Plänkeleien denken, welche wir von unserem Standpunkte das Wetter nennen.

Aber, wie gesagt, nicht dies hat der Verfasser im Sinne gehabt, als er das Thema dieser Betrachtungen wählte. Unter der Geschichte der Luft versteht er die Geschichte unserer Kenntniß derselben; und dieses Thema ist im Vergleich mit jenem, ohne Zweifel mannigfaltiger und interessanter. Das Interesse nämlich, welches der Gegenstand vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus bietet, wird noch wesentlich erhöht durch zwei Umstände: durch die Unmittelbarkeit, mit welcher die Luft uns nicht nur umgiebt, sondern auch in die meisten Verhältnisse unseres Lebens eingreift; und durch den Umstand, daß die Geschichte der Erkenntniß der Luft, in ähnlicher Weise, wie dies bei manchem andern Gegenstande der Fall ist, ein zwar in kleinem Rahmen eingeschlossenes, aber in den Hauptzügen trotzdem völlig getreues Abbild der Entwicklung menschlicher Erkenntniß überhaupt darstellt.

Halten wir uns, um nicht allzu weit ausholen zu müssen, an die drei Perioden, in welche die Weltgeschichte die Entwicklung menschlicher Dinge einzutheilen pflegt, an die Perioden des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit, — so können wir drei entsprechende Perioden des menschlichen Geistes unterscheiden: die Periode des Idealismus, die Periode der Scholastik und die Periode des Realismus. Der Idealismus findet sich in der höchsten Ausbildung bei den Griechen, jenem Volke, welches bei Allem, was es in Angriff nahm, die Idee in den Vordergrund stellte; und welches darum auf allen denjenigen Gebieten, wo die Idee wirklich maßgebend ist, Vortreffliches, zum großen Theil noch heute nicht wieder Erreichtes leistete, auf denjenigen Gebieten hingegen, wo die Idee dem von außen Gegebenen sich unterordnen soll, auf einer unglaublich niedrigen Stufe stehen blieb. Es ist richtig: man thut gut, außerordentlich vorsichtig zu sein im Aussprechen von Urtheilen über eine Zeit, welche so weit zurückliegt, daß man sich kaum in sie zu versetzen vermag; aber hier kann es nicht anders ausgedrückt werden: die Naturerkenntniß der Griechen ist, selbst bis in ihre späteste Zeit hinein, auf einer unglaublich niedrigen Stufe stehen geblieben; unglaublich in dem Sinne, in welchem man das Wort versteht, wenn man sagt: unglaublich, aber wahr. Wenn man auf eine diesen beiden Prädicate vereinigende Thatsache stößt, so muß man offenbar einen Standpunkt ausfindig zu machen suchen, von dem aus man jene Thatsache verstehen kann; von dem aus man es begreifen kann, daß die Naturlehre des Aristoteles nicht ein Paar Jahrhunderte vor, sondern ein volles Jahrhundert nach der Akropolis und den Propyläen entstand. Dieser Standpunkt ist derjenige der herrschenden Idee, einer Idee, welche unumschränkter herrschte, als der mächtigsten Einer unter den Tyrannen; denn Perianders Herrschaft endete an den Grenzen des korinthischen Staates; der Idee unterthänig aber war das ganze Weltall, und die Gestirne bewegten sich, wie die Weisen es für ideal befanden. So sehr beherrschte die Idee selbst die schärfsten Denker, daß ihnen die Gabe der Beobachtung, der Erfahrung, überhaupt der vorurtheilsfreien Betrachtung der Außenwelt, fast gänzlich abging. Wie könnte man sonst es sich erklären, daß die Griechen, welche tagtäglich Schiffe am Horizonte auftauchen sahen, welche, bei der sprüchwörtlichen Klarheit ihres Himmels,

jede Mondfinsterniß in besonderer Schärfe sahen und bei jeder solchen Gelegenheit den stets kreisrunden Schatten des Erdkörpers wahrnehmen mußten, Jahrhunderte lang nicht darauf kamen, daß ihr Wohnort die Gestalt einer Kugel habe? Und so verhält es sich auch mit dem Gegenstande, der uns hier angeht, mit der die Grundlage der damaligen Naturforschung bildenden Lehre von den Elementen.

Vor der Zeit der alten ionischen Philosophen ist von der Luft um ihrer selbst willen nirgends die Rede. Anaximenes aus Milet, der etwa fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte, war der Erste, welcher sie in den Kreis seiner Betrachtungen zog; und es erging ihm, wie es häufig denen ergeht, welche auf ein bis dahin gänzlich Unbeachtetes zuerst die Aufmerksamkeit richten: sie schießen über das Ziel hinaus und machen das bis dahin Unbeachtete mit einem Schlage zum wichtigsten Dinge der Welt. Es ist das eine sehr erklärliche Erscheinung, für welche man zahlreiche Beispiele aus der Geschichte der Philosophie, der Entdeckungen, der Erfindungen beibringen kann. So auch Anaximenes; nach ihm ist die Luft der Urstoff, aus dem Alles abzuleiten ist und in den Alles sich wiederum auflöst; wie uns die Seele, so beherrscht das Weltall die Luft; die Luft ist die Seele des Weltalls. Die Luft ist also bei Anaximenes das erste und einzige Element; aber indem er weiter angiebt, daß aus der Luft durch Verdünnung das Feuer, durch Verdichtung das Wasser und durch weitere Verdichtung die Erde entstehe, ist er doch als der eigentliche Urheber der Lehre von den vier Elementen zu betrachten. Es würde zu weit führen, auf die im Ganzen bekannte Entwickelung dieser Lehre hier einzugehen. Wenn wir noch des Empedokles (um 450) gedenken, welcher zuerst die Vierzahl der Elemente und ihre durch Zuneigung und Abneigung erzeugte Wechselbeziehung betonte, so können wir uns gleich demjenigen Philosophen zuwenden, welcher, wie in allen Gebieten, so auch in diesem, die Weltanschauung des alten Griechenvolkes in der bestimmtesten und umfassendsten Weise zum Ausdrucke bringt.

Nach Aristoteles haben alle Körper zwei Paare von Eigenschaften, durch welche sie sich von einander unterscheiden: sie sind kalt oder warm, und sie sind feucht oder trocken. Schon diese Eintheilung muß jeden in der modernen Schule der Naturerkenntniß Aufgewachsenen frappiren; denn jene Eigenschaften erfüllen keine der beiden Bedingungen, welche man in erster Linie an sie stellen muß, wenn sie als Eintheilungsprincip sollen dienen können; sie sind nicht scharf von einander getrennt, sondern gehen unmerklich in einander über; und sie sind nicht objectiv, sondern subjectiv; das menschliche Gefühl entscheidet über sie. Wo die Kälte aufhört und die Wärme anfängt, hätte man den Aristoteles nicht fragen dürfen; er hätte nicht einmal die Antwort zur Verfügung gehabt, die wir heute halb scherzend ertheilen würden: bei null Grad Celsius. Aehnlich verhält es sich mit Feuchtigkeit und Trockenheit; und vermuthlich wäre Aristoteles in die größte Verlegenheit gerathen, wenn er das Quecksilber gekannt hätte; denn dieser Stoff ist flüssig — und zweifelsohne hat Aristoteles an die Flüssigkeit nebenbei gedacht, wenn er von Feuchtigkeit sprach — nichts destoweniger aber trocken; der Finger,

den man in das Quecksilber eintaucht, wird nicht im geringsten benetzt, — naß, wie der bezeichnende Ausdruck unserer Sprache lautet.*)

Wodurch erhalten nun aber alle Körper diese zwei Paare von Eigenschaften? Die Antwort lautet: dadurch, daß sie sich sämmtlich aus vier Elementen zusammensetzen, von denen jeder zwei dieser Eigenschaften besitzt, und welche bald gleichmäßig gemischt sind, bald so, daß das eine oder das andere Element, oder zwei, oder drei derselben überwiegen. Dadurch ist offenbar eine große Mannigfaltigkeit von Stoffen gegeben. Diese vier Elemente sind Erde, Wasser, Feuer und Luft. Die Erde ist kalt und trocken, das Wasser ist kalt und feucht, das Feuer ist warm und trocken, die Luft ist warm und feucht. Sehen wir uns diese Elemente an und fragen wir uns, was wir von Elementen zu verlangen haben! Gegenwärtig fordern wir von einem Stoffe, wenn er ein Element sein soll, wenn er zu den Bausteinen der Natur gehören soll, die Unzerlegbarkeit; wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir diese Bedingung für die damalige Zeit nicht stellen; ihr lagen die Begriffe der Zerlegbarkeit und der Unzerlegbarkeit zu fern. Aber selbst vom Standpunkte jener Zeit müssen wir verlangen, daß die Elemente unter einander grundverschieden seien, daß es nicht möglich sei, ein Element in ein anderes zu verwandeln. Und gerade diese Möglichkeit bildet die Hauptpfeiler des Gebäudes, welches Aristoteles auf dem Fundamente der vier Grundstoffe errichtet. Entzieht man, so heißt es in seiner Lehre, der feuchten und warmen Luft ihre Wärme, so verwandelt sie sich in Wasser — ein Vorgang, bei dessen Vorstellung man allenfalls an die Thaubildung in der Kühle der Nacht denken könnte, wenn man nicht wüßte, daß das zum Thau gewordene Wasser die Luft auch vorher schon erfüllte. Hätte Aristoteles den trockenen, glühend heißen Samum der Wüste gekannt, er würde ihn vermuthlich als Beispiel für die Verwandlung des warmen und feuchten Elementes, der Luft, in das warme und trockene Element, das Feuer, aufgefaßt haben; und mit der kalten und doch so trockenen Luft, welche im Hochsommer auf klaren Alpengipfeln ruht, würde er sich überhaupt schwer abgefunden haben. Alles in Allem: wenn dieser, sonst so unvergleichlich tiefe Forscher die Luft als das warme und feuchte Element definirt, so ist hieran nur dreierlei auszusetzen: erstens ist die Luft kein Element, zweitens ist sie an sich nicht warm, und drittens ist sie an sich nicht feucht.

Das Einzige, was man aus der Elementenlehre der alten Griechen herauszuschälen vermag, ist eine unbestimmte Vorstellung von dem, was wir heutzutage die drei Aggregatzustände der Körper nennen. Bekanntlich sind diese Zustände der feste, der flüssige und der gasförmige; und in der That ist es unter den flüssigen Stoffen das Wasser, unter den gasförmigen die Luft, welche auf unserem Weltkörper die größte Verbreitung besitzen; während wir eine sehr verbreitete Klasse fester Körper noch jetzt als „Erden" bezeichnen. Aber wo bleibt das Feuer? Das Feuer, im gewöhnlichen Verstande des Wortes, ist offenbar ein Begriff von gänzlich andrer Natur wie jene drei; während letztere concret sind, ist dieser ein

*) Das Quecksilber wurde erst in der späteren Zeit der römischen Republik aus dem Zinnober, der bis dahin nur für Malzwecke benutzt worden war, ausgeschieden.

Abstractum; er bezeichnet einen Vorgang und darf nicht in einem Athem mit den Bezeichnungen materieller Dinge genannt werden. Will man aber durchaus das Feuer, im Sinne der altgriechischen Elementenlehre, und zugleich im Sinne unserer modernen Lehre von den Aggregatzuständen, zu neuem Leben erwecken, so geräth man keineswegs in Verlegenheit; man hat sogar noch die Freiheit zu wählen, welchem Stoffe man die Ehre erweisen solle, die Erbschaft des klassischen Feuers anzutreten. Einmal könnte man hierzu einen Stoff bestimmen, welcher, so wenig ihn auch bisher ein sterbliches Auge erblickt hat oder jemals erblicken wird, trotzdem eine der ersten Rollen in der gesammten Naturlehre spielt: den sogenannten Lichtäther, dessen Bewegung nach der gegenwärtigen Anschauung die Lichterscheinungen, nach der Ansicht Mancher auch die elektrischen Erscheinungen, verursacht, und der, mit der Luft verglichen, unendlich vielmal feiner ist, als diese, verglichen mit dem Wasser; wenigstens ist es weder der Waage noch einem andern Apparate gelungen, ihm auf die Spur zu kommen. In neuester Zeit hat ein englischer, etwas phantastischer Naturforscher, William Crookes, der auch mit Geistern in lebhaftem Verkehr steht, in stark luftverdünnten Gefäßen einen vierten Aggregatzustand zu sehen geglaubt, — mit seinem geistigen Auge heißt das — den er „strahlende Materie" nannte, von dem jedoch der ruhigere kritischere Sinn seiner Fachgenossen auf dem Continente vor der Hand nichts wissen will*).

Nach dieser Abschweifung in die neueste Zeit müssen wir uns jedoch noch einmal in eine frühere Ideenwelt versetzen, um nun, nachdem wir das klassische Alterthum erledigt haben, uns zweitens darüber zu orientiren, wie das Mittelalter, d. h. die Scholastik, die Luft behandelte. Nun, die Behandlungsweise, welche die Scholastik der Luft angedeihen ließ, würde ein ausgesprochener Optimist als die schlechteste, ein ausgesprochener Pessimist als die beste aller möglichen bezeichnen: die Scholastik behandelte nämlich die Luft gar nicht; sie ignorirte dieselbe völlig; sie benahm sich ihr gegenüber in einer Weise, die sich bis auf unsere Tage in einer in manchen Gegenden Deutschlands sehr geläufigen Redeweise erhalten hat; in dem Ausdrucke „Jemand für Luft ansehen", oder umgekehrt „für Jemand Luft sein." Die damalige Naturforschung hielt sich an das, was sich sehen oder hören, allenfalls noch, was sich riechen oder schmecken ließ; und je mehr etwas Auge oder Ohr blendete, desto mehr blendete es auch den Geist der Forscher, und reizte sie zu Studien: daher die Rolle, welche den Metallen, diesen glänzenden Schätzen der Erde, in der damaligen Wissenschaft zufiel. Die Luft ihrerseits machte sich in keiner Weise bemerklich; sie wurde daher ignorirt; und man nahm zur Erklärung einer Erscheinung lieber die künstlichsten Hypothesen, die abenteuerlichsten Vorstellungen zu Hilfe, als daß man der Luft, der farblosen, geruchlosen und geschmacklosen Luft, eine Rolle hierbei zuerkannt hätte.

---

*) Man vergleiche: „Strahlende Materie oder der vierte Aggregatzustand" von William Crookes, deutsch von Gretschel. Leipzig 1879. Von deutschen Physikern ist namentlich Goldstein den zu weit gehenden Schlüssen und Phantasieen des Engländers entgegengetreten. (Untersuchungen über die elektrische Entladung in Gasen. Berlin 1880.)

Unter den zahlreichen Vorstellungen der Art, zu denen man gezwungen wurde, weil man die Kräfte der Luft und deren Wirkungen nicht kannte oder nicht kennen wollte, ist eine am berühmtesten, oder, richtiger ausgedrückt, am berüchtigtsten geworden: der der Natur angedichtete „Horror vacui.“ Die Natur, so hieß das Dogma, hat einen Abscheu vor dem leeren Raum; sie läßt es nicht zu, daß irgendwo ein solcher sich bilde; und droht er, sich zu bilden, so wird schleunigst Sorge dafür getragen, daß er von Materie erfüllt werde. Die Geschichte dieses für die Entwickelung der Naturforschung so unheilvollen Dogmas beginnt mit den sogenannten Peripathetikern, welche es einst aufgestellt hatten, und schließt erst mit Descartes, genannt Cartesius, ab, der fast zwei Jahrtausende später lebte. Von einem Staatswesen, von einem fruchtbringenden Gedanken, von einer wohlthätigen Einrichtung pflegt man mit Stolz zu sagen: sie hat eine mehr als tausendjährige Geschichte; hier müßte der Stolz der Beschämung weichen. Wurde doch durch Cartesius es zu Wege gebracht, jener Lehre sogar das Gewand philosophischer Wissenschaftlichkeit zu geben! Raum, so meint er, sei nichts andres, als das, worin Materie enthalten sei, ein leerer Raum sei also ein Widerspruch in sich selbst; beispielsweise — es muß, so schwer es auch sein möge, festgehalten werden, daß Descartes, der berühmte Denker, das Wort hat —: zwei Flächen, zwischen welchen keine Materie sich befindet, haben keinen Abstand von einander, sie berühren sich. Derartiges bewegt sich hier offenbar in einem Dickicht von Mißverständnissen; verwechselt er doch von vorn herein den Raum, ein Abstractes, mit der concreten Materie, so daß er den einen läugnet, wo nur die andre fehlt. Es ist nothwendig, die Stellung des Cartesius zu dieser Frage schonungslos zu kennzeichnen, weil französischer Chauvinismus unter dem Deckmantel der Geschichtsforschung es versucht hat, ihn aus dieser unerquicklichen Stellung dadurch hervorzuheben, daß man ihn gerade umgekehrt als denjenigen hinstellte, welcher dem Dogma vom Horror vacui den Garaus machte.*)

Gleichviel, ob durch wissenschaftliche Scheingründe gestützt oder nicht, das Dogma herrschte allenthalben im Reiche der Naturlehre. Sah man zum Beispiel das Wasser in einer Saugpumpe in die Höhe steigen, sobald man den Kolben in die Höhe hob, so gab man die Erklärung: das Emporheben des Kolbens strebe in der Röhre der Pumpe einen leeren Raum hervorzubringen; die Natur aber, vermöge ihres Abscheus vor dem leeren Raume, beeile sich, das Wasser in ihn aufsteigen zu lassen, um ihn schleunigst auszufüllen. Niemand fiel es ein, zu fragen, wie die Natur, die doch nur der Inbegriff der Erscheinungen ist, auf solche Weise personificirt und zu einem der Leidenschaft fähigen Wesen gestaltet werden dürfte.

Eines Tages nun hatten Brunnenbauer in einem Garten zu Florenz

*) In späteren Jahren hat Descartes allerdings sich gegen die sogenannte „Resistenza del Vacuo“ ausgesprochen; daß er aber bei dem Aufsteigen des Wassers in den Pumpen an den Luftdruck gedacht habe, ehe er von Torricellis entscheidendem Versuche hörte, ist historisch durchaus nicht nachweisbar und im Hinblick auf seine philosophischen Ausführungen über diesen Punkt undenkbar. Man beachte hierzu die Jahreszahlen: 1639 Florentiner Brunnen, 1644 Torricelli's Versuch, 1647 Pascals Beobachtung; und erst 1649 starb Descartes.

einen Brunnen von außergewöhnlicher Höhe gebaut, in der Absicht, das Wasser besonders hoch zu heben. Als sie nun den Kolben in die Höhe zogen, stieg das Wasser wie in anderen Fällen mit in die Höhe; es stieg zehn, zwanzig, dreißig Fuß; plötzlich aber, als der Kolben über zweiunddreißig Fuß hinaus gehoben wurde, blieb das Wasser zurück, und es entstand — ein leerer Raum. Großes Erstaunen, ja Entsetzen der Umstehenden. Es scheint, als habe der Horror vacui, das Entsetzen vor dem leeren Raume, in diesem Momente von der Natur auf die Menschen selbst sich übertragen. Nachdem man sich einigermaßen von der Ueberraschung erholt hatte, ließ man die erste Autorität kommen, welche es auf dem Gebiete der Naturlehre damals in Florenz gab — nebenbei gesagt: auf dem weiten Erdenrunde hätte man keinen Hervorragenderen finden können — man fragte Galilei, den damals schon bejahrten Miterfinder des Fernrohrs, den Entdecker der Fallgesetze und der Jupitermonde. Was Galilei äußerte, als er sich von der Existenz des leeren Raumes überzeugt hatte, gehört zu den interessantesten und denkwürdigsten Aussprüchen, welche die Geschichte der Wissenschaften aufzuweisen hat. „Wahrscheinlich, ihr lieben Leute," sprach er, „reicht der Abscheu der Natur vor dem leeren Raume nur zweiunddreißig Fuß hoch!" Aus dem Sinne und der Einkleidung dieser Worte geht unzweifelhaft hervor, daß Galilei innerlich den Aberglauben seiner Zeit nicht theilte, daß der Horror vacui für ihn ein überwundener Standpunkt war, und daß er damit auf dem Wege war, zur richtigen Erkenntniß zu gelangen; vermuthlich hatte er auch schon eine unbestimmte Vorstellung davon, um was es sich bei dieser Naturerscheinung handle; und nur der Tod verhinderte ihn zur vollen Klarheit zu gelangen.*)

Was Galilei ahnte, das hat wenige Jahre nach seinem Tode sein großer Schüler Evangelista Torricelli erkannt, ausgesprochen und bewiesen: die eminent hervorragende Rolle, welche der bis dahin ungekannte oder unbeachtete Druck der Luft bei den meisten Naturerscheinungen spielt. Was die Entdeckung von Amerika für die Erdkunde, das ist die Entdeckung des Luftdrucks für die Naturlehre geworden; die Bedeutung beider Entdeckungen aber reicht weit hinaus über den Rahmen, innerhalb dessen sie gemacht wurden; sie bezeichnen die Befreiung der Wissenschaft von dem Drucke der Scholastik, und den Beginn einer neuen, leichteren Periode derselben; einer Periode, welcher, soweit auch inzwischen die Welt vorgeschritten sein mag, im Wesentlichen noch unsere Zeit angehört.

Das entscheidende Experiment, welches Torricelli im Jahre 1644 anstellte, und welches man zur Veranschaulichung des Luftdrucks noch heute in unveränderter

*) Einige wenige unter den Geschichtschreibern der Naturlehre meinen, Galilei habe seine Worte ernst genommen; zu ihnen gehört z. B. Muncke, der Neubearbeiter des großen und noch heute nach fünfzig Jahren mit Recht geschätzten „Gehler'schen Wörterbuches." Er führt aber seine Sache sehr unglücklich, und giebt schließlich sogar zu, daß Galilei an den Luftdruck gedacht habe. Noch Andere, z. B. der vor einigen Jahren verstorbene Poggendorff, nehmen eine gewisse Mittelstellung ein, indem sie anführen, Galilei habe zwar an den Horror vacui nicht geglaubt, aber ebenso wenig an den Luftdruck gedacht. Nach ihnen erklärte sich Galilei das Aufsteigen des Wassers aus dem Anhaften desselben an den Pumpenkolben. Damit ist aber, wie man einsieht, die Florentiner Erscheinung nicht erklärt.

Form ausführt, war folgendes: er füllte zuerst eine Glasröhre von etwa zwanzig Zoll Länge, indem er sie mit dem geschlossenen Ende nach unten hielt, mit Quecksilber vollständig an, kehrte sie, mit dem Finger das offene Ende verschließend, um, und tauchte sie so in ein Gefäß, welches ebenfalls mit Quecksilber gefüllt war. Als er nun den Finger fortzog, sodaß die Röhre nur noch von oben gehalten wurde, zeigte sich, daß das Quecksilber nicht herabfiel und in dem Gefäße sich ausbreitete, sondern unverrückt in der Röhre verblieb. Ganz anders bei einem zweiten, ganz ähnlichen Versuche, bei welchem jedoch eine doppelt so lange Röhre benutzt wurde. Als Torricelli hier ebenso verfuhr und den Finger fortzog, fiel das Quecksilber herab und blieb erst stehen, als es nur noch 28 Zoll hoch, d. h. 28 Zoll über dem Niveau im Gefäße stand. Diese 28 Zoll hohe Säule Quecksilber, so war Torricelli's Erklärung, und so lautet noch heut die unsrige, wird von der äußeren Luftsäule getragen, im Gleichgewicht gehalten. Man kann sich vorstellen, der Torricelli'sche Apparat sei eine Waage; auf die eine Waagschale, nämlich auf die kleine Kreisfläche, mit welcher die Röhre in das Gefäß taucht, drückt die Quecksilbersäule von 28 Zoll; auf der andern Waagschale, welche jene erste rings umgiebt, nämlich auf der Oberfläche des Quecksilbers im Gefäße, lastet die Atmosphäre; und daß die Waagschalen in Ruhe sich befinden, ist ein Zeichen für das herrschende Gleichgewicht.

Für die Richtigkeit der Erklärung Torricelli's fand sich unmittelbar eine Probe. Wenn es wirklich der Luftdruck ist, welcher hier, bei dem beschriebenen Apparate, die Quecksilbersäule von 28 Zoll, dort aber, bei dem Brunnen in dem Florentiner Garten, eine Wassersäule von 32 Fuß trägt, so muß eine Quecksilbersäule von 28 Zoll einen ebenso starken Druck nach unten ausüben wie eine Wassersäule von 32 Fuß. Nun, der Druck nach unten, erzeugt durch die Anziehungskraft der Erde, ist nichts anderes als das Gewicht; es müssen also zwei Säulen von gleichem Querschnitt, deren eine aus Quecksilber, deren andere, dreizehnmal so lange, aus Wasser gebildet, gleiches Gewicht haben. Das ist nur möglich, wenn die Quecksilbersäule das, was sie der andern an Länge nachgiebt, durch das Gewicht ersetzt, welches ihrem Material an sich zukommt, und welches man das Eigengewicht oder das specifische Gewicht des Stoffes nennt; d. h. wenn das Quecksilber 13 mal so schwer ist, wie eine gleich große Menge Wassers. Das ist aber in der That der Fall; und somit hat Torricelli's Erklärung die Probe bestanden: der Luftdruck ist keine Hypothese mehr; er ist eine positive Naturkraft, soweit man dieses Beiwort einer Kraft überhaupt zuerkennen darf.

Außer einer Wassersäule und einer Quecksilbersäule spielt in den durchgeführten Betrachtungen noch eine dritte Säule, nämlich die Luftsäule, welche über jedem Orte der Erdoberfläche schwebt, eine wesentliche Rolle. Es liegt nahe, den Schluß zu ziehen, daß auch diese Säule, auf denselben Querschnitt bezogen, dasselbe Gewicht haben müsse, wie die beiden andern. Leider muß man darauf verzichten, zu beweisen, daß dem so ist; aus dem Grunde nämlich, weil man nicht, oder wenigstens nicht mit Bestimmtheit weiß, wie hoch die Atmosphäre ist. Man kann aber die Aufgabe umkehren, und mit Hilfe des Schlusses, den man soeben

gezogen hat, die Höhe der Atmosphäre berechnen, wenn man nur das specifische Gewicht der Luft kennt, d. h. weiß, wieviel mal so leicht die Luft ist als eine gleich große Menge Wassers. Diese Frage führt uns auf die Fortentwickelung, welche die Geschichte der Luft nahm, nachdem ihr Druck, ihr Gewicht constatirt worden war.

Nachdem dies nämlich geschehen, strebte man ganz naturgemäß, das Gewicht der Luft zahlenmäßig zu bestimmen, die Luft also zu wägen. Das Gewicht eines Körpers ist eine Eigenschaft, deren Bestimmung, wie es den Anschein hat, durchaus keine Schwierigkeit machen dürfte. Will man z. B. Wasser wägen, so bedarf man, von der Waage abgesehen, nur eines Gefäßes, etwa eines Glases, das man zuerst ohne Wasser, sodann mit Wasser gefüllt, auf die Waagschale stellt. Nun, so gut man im Stande ist, sich ein Glas mit Wasser zu verschaffen, kann man sich auch ein Glas mit Luft verschaffen. Das ist ganz richtig; aber die Schwierigkeit liegt an ganz anderer Stelle, sie liegt nicht in der Beschaffung eines Glases mit Luft, sondern gerade in der Beschaffung eines solchen ohne Luft, und diese Schwierigkeit läßt sich nicht umgehen, sie muß überwunden werden. Das war einer der Gedanken, welche zur Construktion eines der wichtigsten Apparate moderner Naturforschung, der Luftpumpe, führten; von den übrigen genüge es, noch einen anzuführen. Nachdem einmal der leere Raum den erstaunten Blicken der damaligen Welt sich präsentirt hatte, wich, wie leicht erklärlich, der Horror sehr bald der Neugierde, und man wollte wissen, wie sich die Erscheinungen der Natur in solchen leeren Räumen ausnehmen würden. Man brachte daher die Körper, die man hierzu ausersehen hatte, in den leeren Raum, welcher in der Torricelli'schen Röhre über dem Quecksilber entstand — einen andern leeren Raum kannte man ja überhaupt nicht. Und da dieser Raum begreiflicherweise sehr klein war und wenig Beobachtungen gestattete, formte man den obersten Theil der Röhre in die Form einer großen Kugel um. Immerhin waren mit solchen Versuchen große Umständlichkeiten verknüpft — es werde nur darauf aufmerksam gemacht, daß doch vor der Umkehrung und Eintauchung die Röhre, also auch die Kugel vollständig mit Quecksilber, diesem schweren und kostbaren Metall, angefüllt werden mußte; eine Nothwendigkeit, welche in den meisten Fällen ebenso sehr die Kräfte des Glases, als auch diejenigen der Kasse des Experimentirenden überstieg. Genug, es kam auf eine Methode, auf eine Maschine an, mittelst deren es möglich wäre, einen beliebigen Raum luftleer zu machen; und so haben wir einen zweiten der Wege verfolgt, welche zur Erfindung der Luftpumpe führten.

Ueber die Erfindung selbst nur wenige Worte. Der Name Otto's von Guericke, des Magdeburger Bürgermeisters, sein bis auf den heutigen Tag im Prinzip unveränderter Apparat, und die Experimente, welche er mit demselben auf dem Reichstage zu Regensburg vor den versammelten deutschen Fürsten anstellte, sind weit und breit bekannt.*) Das Princip der Luftpumpe ist ein

*) Die Entdeckungen Guericke's sind zusammengefaßt in dessen Werke: Ottonis de Guericke Experimenta nova magdeburgica de vacuo spatio, erschienen zu Amsterdam 1672. Ueber die gleichzeitige Literatur ragt dies Werk geistig bedeutend hervor.

außerordentlich einfaches. In einer einerseits verschlossenen Röhre wird, wie bei den Wasserpumpen, ein dicht schließender Kolben auf- und abbewegt; stößt man ihn auf den Boden herab, und zieht ihn dann wieder heraus, so entsteht ein luftleerer Raum; man braucht nur den Raum, um dessen Entleerung es sich handelt, mit jenem in Verbindung zu setzen, etwa durch einen Schlauch, so wird die Luft aus ersterem theilweise in den schon entleerten überströmen, um aus diesem alsdann durch Oeffnung eines kleinen Ventils in der Röhrenwandung in die freie Luft entlassen zu werden; wiederholt man jetzt den Prozeß, so wird ein weiterer Theil Luft ausgetrieben; und es fällt nicht schwer, einen Raum auf diese Weise so gut wie luftleer zu machen. In so mannigfacher Weise seitdem auch der Apparat verbessert worden ist, all' das läuft nur auf seine bequemere Handhabung und größere Leistungsfähigkeit hinaus: das Princip bleibt unberührt.*)

Mit Hilfe einer derartigen Luftpumpe kann man sich nun in der That ein Glas ohne Luft verschaffen; nur muß man es selbstverständlich mit einem luftdicht schließenden Deckel versehen. Wägt man es dann einmal mit Luft, einmal ohne Luft, zieht die Ergebnisse von einander ab und vergleicht das Resultat mit dem Gewichte einer gleich großen Wassermenge, so findet man, daß die Luft achthundertmal so leicht ist wie Wasser oder 16 000 mal so leicht wie Gold, das bekanntlich einer der schwersten Stoffe ist.**) Wie schwer trotzdem immerhin die Luft noch ist — der großen Menge halber, in der sie sich meist vorfindet — darüber machen sich selbst heutzutage nur wenige eine annähernd richtige Vorstellung. Ich will hier nicht an die bekannte Berechnung des kolossalen Luftdrucks erinnern, welcher auf unserer Körperoberfläche lastet; diese Rechnung hat gar keinen Sinn, weil der auf unsern Körper von außen lastende Druck durch den fast gleichen inneren nahezu aufgehoben wird, und weil er überdies nach allen Richtungen sich vertheilt, so daß wir thatsächlich wenig oder gar nichts spüren. Aber eine andere Rechnung will ich beispielsweise in Kürze ausführen, welche ich jüngst im Kreise von Bekannten zum allgemeinsten Erstaunen anstellte. Wir befanden

---

*) Neben der so vervollkommneten eigentlichen Luftpumpe (die beste Construktion gegenwärtig die von Staudinger in Kassel) benutzt man jetzt zu gewissen Zwecken mit sehr günstigem Erfolge auch Luftpumpen, deren Princip ein anderes ist, die sogenannten Wasserluftpumpen und die Quecksilberluftpumpe. Die letztere gestattet unter allen am besten, einen Raum fast vollständig luftleer zu machen, und wird z. B. bei den oben erwähnten Crookes'schen Experimenten meist benutzt.

**) Den ersten Versuch, die Luft zu wägen, soll schon Aristoteles gemacht haben, indem er einen Schlauch erst aufgeblasen, dann zusammengedrückt auf die Waagschale legte; es ist einleuchtend, daß er auf diesem Wege keinen Unterschied auffinden konnte; wie man denn auch bei dem oben im Texte angegebenen Verfahren darauf Rücksicht nehmen muß, daß die Atmosphäre auf den Waagschalen lastet. Auch Galilei ging daran, das Gewicht der Luft mit dem des Wassers zu vergleichen, indem er eine Flasche einmal mit komprimirter Luft, sodann mit Wasser füllte und beidemal wog. Er fand so, daß die komprimirte Luft noch 400 mal leichter war als Wasser. Da aber Galilei nicht angiebt, wie stark komprimirt die Luft war, so hat das Experiment offenbar keinen Werth. Da wir nunmehr wissen, daß Luft 800 mal leichter ist, als Wasser, so können wir rückwärts schließen, daß die Luft in Galilei's Flasche auf die Hälfte ihres natürlichen Raums zusammengedrückt war.

uns in einem Raume von der Größe, die man durch den Ausdruck „Salon“ kennzeichnet. „Wieviel,“ fragte ich, „wiegt die Luft in diesem Raume?“ Und ich fügte hinzu, daß ich nur um Schätzungen bäte; denn das Exempel in Kürze auszurechnen, macht natürlich keine Schwierigkeit. Während nun einer der Anwesenden die Schätzung auf „ein paar Pfund“ abgab, meinte ein Zweiter, damit sei das Gewicht der Luft unterschätzt, ein Dritter, es sei überschätzt, und einige Lothe würden wohl genügen. Nun schnell die Rechnung! Die Länge des Salons in runder Zahl zehn Meter, die Breite sechs, die Höhe fünf; das giebt 300 Kubikmeter. Nun wiegt ein Liter, d. h. ein Kubikdecimeter Wasser gerade ein Kilogramm; ein Kubikmeter also tausend Kilogramm, oder 2000 Pfund; ein Kubikmeter Luft wiegt, wie wir wissen, achthundertmal so wenig, also nur zwei und ein halb Pfund; im Salon befinden sich aber 300 solcher Kubikmeter — ergo wiegt die Luft, meine Herren, nicht einige Loth, auch nicht einige Pfund, wohl aber sieben und einen halben Centner!

Erinnern wir uns jetzt, daß wir vorhatten, die Quecksilbersäule in Torricelli's Apparate und die Wassersäule in dem Florentiner Brunnen mit der Luftsäule zu vergleichen, welche ihnen das Gleichgewicht hält, d. h. mit unserer Atmosphäre. Jetzt, da wir das Gewicht der Luft kennen, vermögen wir die Höhe der Atmosphäre zu berechnen. Wollten wir indeß ohne Weiteres hierzu schreiten, so würden wir eine Voraussetzung machen, welche weit davon entfernt ist, erfüllt zu sein. Wir würden annehmen, daß die Luft, deren Gewicht hier unmittelbar über der Erdoberfläche wir ermittelt haben, bis in die höchsten Höhen des Luftraumes dasselbe Gewicht besitze; und das ist durchaus nicht der Fall. Das kann gar nicht der Fall sein, eben weil die Luft Gewicht hat, und weil sie außerdem ein gasförmiger Stoff ist. Aus ihrer ersteren Eigenschaft folgt nämlich, daß sie nicht nur auf andere Körper, z. B. auf die Quecksilberoberfläche in dem Gefäße des Torricelli'schen Apparates, einen Druck ausübt, sondern auch auf sich selbst von Schicht zu Schicht, von der höchsten Höhe bis zur Oberfläche der Erde. Weil aber zweitens die Luft ein gasförmiger Stoff ist, so giebt sie jedem auf sie ausgeübten Drucke nach, sie wird zusammengedrückt; und zwar gilt für sie, wie für alle Gase, das einfache Gesetz, daß sie in demselben Verhältnisse dichter, also concentrirter wird, in welchem der Druck ein stärkerer wird; — es sei denn, daß er gar zu stark wird; was dann geschieht, davon wird alsbald die Rede sein. Aus dem Gesagten folgt, daß die Luft nach der Höhe zu immer dünner werden muß, und daß man, um die Dichtigkeit der Luft unter irgend welchen Verhältnissen kennen zu lernen, nur nöthig hat, den Druck zu messen, welcher auf ihr lastet, z. B. den Druck der darüber befindlichen Luft. Das ist ein sehr glücklicher Umstand; denn die direkte Messung der Dichtigkeit, d. h. des Eigengewichtes der Luft in verschiedenen Höhen, würde ersichtlicherweise eine umständliche Aufgabe sein; und man würde die Schwierigkeiten auch dadurch nicht völlig umgehen können, daß man etwa Luftproben aus verschiedenen Höhen mitbrächte, sie hier wöge. Wie gesagt, es ist ein glücklicher Umstand, daß man hiervon Abstand nehmen und sich darauf beschränken darf, den Druck der Luft in verschiedenen Höhen zu messen. Denn hierzu dient

ein Apparat, der heutzutage allenthalben passende und unpassende Verwendung findet und der damals von den Nachfolgern Torricelli's nicht erst erfunden zu werden brauchte, weil er — im Princip — identisch ist mit dem Apparat, mit dessen Hilfe dieser Forscher seinen epochemachenden Versuch anstellte. Dieser Apparat ist das Barometer, Gefäßbarometer in der oben beschriebenen Form; in mancher andern Form, als Heberbarometer, Taschenbarometer u. s. w. gegenwärtig gebräuchlich. Es bringt keine große Unbequemlichkeit mit sich, ein Barometer auf Berggipfel zu schaffen oder in der Gondel eines Luftballons unterzubringen; und man hat auf diese Weise, was man vermuthet hatte, durch die Erfahrung bestätigt gefunden: daß der Druck der Luft, und damit auch ihre Dichtigkeit immer mehr abnehmen, je höher man in der Atmosphäre aufsteigt. Das Verdienst dieser Entdeckung, oder zum mindesten das Verdienst, sie angeregt zu zu haben, gebührt dem auch als Philosoph und Mathematiker berühmten Franzosen Pascal; und der Schauplatz dieses Fortschrittes der Wissenschaft war der Puy de Dome, einer der höchsten Berggipfel der Auvergne. Hier, in 5000 Fuß Höhe, maß die Quecksilbersäule des Barometers nur 26 Zoll, nachdem sie wenige Stunden vorher, unten in der Stadt Clermont, noch die normalen 28 Zoll gemessen hatte, auf die sie sich auch wieder erhob, als der Apparat wieder heruntergeholt worden war. Auf dem Gipfel des Montblanc sind es nur noch 15 Zoll, also fast nicht mehr als die Hälfte, welche die Luft zu tragen im Stande ist; und auf dem höchsten Berge der Erde, dem Gaurisankar im Himalajah, der um mehr als eine deutsche Meile den Meeresspiegel überragt, wird derjenige, der sein bis heute ungebeugtes Haupt besiegt unter seinen Füßen sehen wird, nicht mehr als acht Zoll Quecksilber in seinem Barometer erblicken.

Wer hätte es vordem gedacht, daß die Luft, diese kaum wahrnehmbare Luft, der Erdkunde, die es mit der massiven Oberfläche unseres Planeten zu thun hat, die wichtigsten Dienste werde leisten können? Daß man nur werde nöthig haben, die Höhe einer Quecksilbersäule abzulesen, um mit Bestimmtheit sagen zu dürfen: die schäumenden Wogen der See sind so und so viele Tausende von Metern unter meinen Füßen? Ja, man muß es bewundernd hervorheben, daß man die Kenntniß unserer Erdfläche, ihrer so überaus mannigfachen Plastik, in erster Linie der barometrischen Höhenmessung, also, wenn man der Methode auf den Grund geht, den Kräften der Luft verdankt.*)

Da uns nunmehr die Dichtigkeit, d. h. das Gewicht der Luft in jeder Höhe, bekannt ist, so können wir an die immer noch nicht erledigte Aufgabe herantreten, die Höhe der Atmosphäre zu bestimmen. Aber da zeigt sich, daß nun die Aufgabe, streng genommen, keinen Sinn mehr, oder doch einen ganz anderen Sinn hat, als wir ursprünglich annahmen. Daraus nämlich, daß Druck und Dichtigkeit nach

*) Zur Höhenbestimmung pflegt man nur für besonders wichtige Punkte, sowie unter besonders günstigen Umständen, die optisch-trigonometrische Methode anzuwenden, weil dieselbe ungleich zeitraubender und mühseliger ist. Bei weitem die meisten Höhenmessungen sind mit dem Barometer ausgeführt worden. Natürlich muß man hierbei auf das Wetter, d. h. auf den gleichzeitigen Barometerstand am Meeresspiegel Rücksicht nehmen.

der Höhe zu in gleichem Verhältnisse abnehmen, folgt mit mathematischer Nothwendigkeit, daß die Atmosphäre überhaupt kein Ende hat, es sei denn, daß ganz andere Kräfte ins Spiel kommen. Denken wir uns nämlich aus dem leeren Weltenraume heraus uns der Erde nähernd, so würden wir zunächst auf eine unendlich feine Luftschicht stoßen; nach einiger Zeit träfen wir eine schon doppelt so dichte Schicht an; aber bekanntlich giebt die Verdoppelung von unendlich wenig immer noch unendlich wenig; und wir könnten nie eine Luftschicht erreichen, welche eine beträchtliche Dichtigkeit besitzt. Da dies aber thatsächlich der Fall ist, so folgt, daß es keinen Anfang, oder, von der Erde aus betrachtet, kein Ende der Atmosphäre geben kann, es sei denn — wie schon bemerkt — daß fremde Kräfte in Betracht kommen. Eine solche Kraft ist die Anziehungskraft des Mondes und der Sonne. Ueber eine gewisse Höhe hinaus kann der Luftmantel der Erde sich nicht erstrecken, weil in größerer Höhe die Luftmassen in die Machtsphäre der Sonne oder des Mondes gelangen und von diesen zu sich hingezogen würden. Nun reicht die Domäne unserer Erde ungefähr 40 000 Meilen weit; ebenso weit — so muß man mithin annehmen — erstreckt sich auch, streng genommen, die Atmosphäre, in deren unterster Schicht wir leben.

Neuerdings hat man ein Experiment gemacht, vorläufig allerdings nur vereinzelt, welches berechtigtes Aufsehen verursachte, weil es der Luft den Nimbus raubte, den sie bis dahin mit einigen ähnlichen gasförmigen Stoffen getheilt hatte: man hat sie in eine tropfende Flüssigkeit verwandelt, ähnlich wie tagtäglich Wasserdampf in flüssiges Wasser übergeht. Bis dahin hatte man geglaubt, die Luft sei dieser Umwandlung nicht fähig; und in der That hatten Experimente, bei welchen man ganz kolossale Drucke angewandt hatte, Drucke, stärker, als sie die Kanonenkugel erfährt, zu keinem Erfolge geführt. Wie man jetzt erkannt hat, konnten sie zu keinem Erfolge führen. Um ein Gas dem flüssigen Zustande näher zu bringen, kann man zwei Mittel anwenden: erstens sehr großen Druck, und zweitens sehr große Kälte. Beide Mittel wirken nämlich in der Weise, daß sie das Gas zusammenziehen, auf einen kleiner und kleiner werdenden Raum beschränken. In einer sehr starken, plötzlich auftretenden Zusammenziehung besteht aber auch im Grunde der Uebergang in den flüssigen Zustand. Wasserdampf beispielsweise wird beim Uebergange in flüssiges Wasser auf den siebzehnhundertsten Theil seines Raumes beschränkt. Man hatte nun bis vor wenigen Jahren angenommen, es genüge, von den beiden obigen Mitteln das eine oder das andre für sich, nur in gehörigem Grade anzuwenden. Das ist nicht richtig. Auch Wasserdampf kann man nicht durch Kälte allein oder durch Druck allein in tropfbar-flüssiges Wasser verwandeln. Wenn man z. B. eine gewisse Menge Wasserdampf in einen Raum bringt, in welchem ein so geringer Druck herrscht, daß die Quecksilbersäule des Barometers, statt ihrer gewöhnlichen Länge von 28 Zoll, d. h. 760 Millimeter, nur eine Länge von einem einzigen Millimeter aufweist, so kann man die größte Kälte anwenden, welche man überhaupt mit den Hülfsmitteln der modernen Technik zu erzeugen im Stande ist: der Dampf wird doch nicht flüssig. Und umgekehrt, wenn man Wasserdampf in einen Raum bringt, in welchem etwa Hochofentemperatur

herrscht, so kann man ihn zusammendrücken, so stark wie man vermag: es wird sich kein Tröpfchen Wasser an den Wänden niederschlagen. Das ist der Grund, warum man früher, als man nur entweder Druck oder Kälte anwendete, die Luft nicht verflüssigen konnte. Neuerdings nun hat man sie gleichzeitig starkem Druck und starker Kälte ausgesetzt und auf diese Weise das gewünschte Ziel erreicht; man hat die Luft sogar festgemacht; freilich beides nur für einen Moment; denn sowie man das Gefäß, in welchem die Luft verflüssigt oder gar erstarrt war, öffnete, um sich schnell von dem Gelingen zu überzeugen, stellte sich auch wieder ein geringer Druck und normale Temperatur ein, und der Luftklumpen wurde augenblicklich wieder gasförmig und entwich mit zischendem Geräusch nach allen Himmelsrichtungen. Von allgemeinerem Interesse ist diese Entdeckung nicht nur, weil sie zeigt, daß die Luft, und ebenso daß Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff keine bevorzugte Stellung unter den Gasen einnehmen, sondern auch, weil sie ein Beispiel dafür liefert, wie fruchtbringend theoretische Erkenntniß für den Fortschritt der Erfahrungswissenschaft werden kann. Der historischen Gerechtigkeit halber darf endlich, was dieses Kapitel unserer Betrachtungen betrifft, nicht verschwiegen werden, daß die erste Idee, die Luft fest zu machen, in dem Kopfe eines jedem Deutschen bekannten Mannes entsprang. Es war dies der berühmte Herr von Münchhausen, der — nach seiner eigenen Angabe — sogar mit dem Plane umging, eine Actiengesellschaft zum Bau von Häusern mit verdichteten Luftsteinen, — gewiß ein wohlfeiles Material — zu gründen. So interessant es auch ist, daß die Idee, welche diesem seinem Plane zu Grunde lag, ein halbes Jahrhundert später allen Ernstes verwirklicht wurde, so ist es doch wohl überflüssig, zu bemerken, daß die gedachten Actienhäuser für ewige Zeiten Luftschlösser bleiben werden.

Eines der schwierigsten, aber auch der interessantesten Kapitel in der Kenntniß der Luft ist die Frage nach ihrem Verhalten dem Lichte gegenüber; dieses Verhalten ist ebenso verwickelt, wie ihr Verhalten gegenüber einer sehr nahe verwandten Naturerscheinung, dem Schalle, einfach ist. Für den Schall ist es nämlich Bedingung, daß der Raum, wenn nicht mit anderen Stoffen, so doch mindestens mit Luft erfüllt sei; eine Nothwendigkeit, von der man sich überzeugt, wenn man eine selbstthätige Glocke in einen luftleeren Raum bringt: man hört alsdann keine Spur von einem Tone. Die Luft ist es also, welche den Schall oder wenigstens seine Fortpflanzung erst ermöglicht, und damit ist diese Frage erledigt. Ganz anders, was das Licht betrifft. Daß die Luft nicht erforderlich ist, um uns die Dinge der Außenwelt sichtbar zu machen, beweist der eben in Gedanken ausgeführte Versuch; denn die Glocke im luftleeren Raume wird zwar unhörbar, aber sie bleibt sichtbar, und in derselben Klarheit sichtbar wie zuvor. Die Luft ist also — soviel steht zunächst fest — dem Lichte jedenfalls nicht förderlich. Man hat bis in unsere Zeit hinein vielfach geglaubt, daß hiermit auch diese Frage erledigt, daß nämlich die Luft dem Lichte zwar nicht förderlich, aber auch nicht hinderlich sei. Man hielt also die Luft für einen Stoff von vollkommener Durchsichtigkeit. Man weiß gegenwärtig, daß die Luft, wenigstens in der Beschaffenheit, in welcher sie die Atmosphäre bildet, nicht diese ihr zugeschriebene Eigenschaft

besitzt; und den Beweis hierfür erblickt jeder Sterbliche fast alltäglich über seinem Haupte, wenn er, die Pracht der Schöpfung bewundernd, zum herrlichen Blau des Himmels emporschaut. Woher stammt dieses Blau, das kein Maler in ebenbürtiger Schönheit nachzuahmen im Stande ist? Betrachten wir, um diese Frage zu beantworten, ganz im Allgemeinen die Schicksale, denen ein Lichtstrahl, also beispielsweise ein Sonnenstrahl, auf seinem Wege ausgesetzt ist. Fast in jedem Augenblicke, namentlich aber beim Uebergange aus einem Stoffe in einen andern, stellen sich dem Lichtstrahle Schwierigkeiten entgegen, ähnlich denen, welchen der Reisende unterworfen ist, wenn er, aus einem Staatsverbande in einen andern sich begebend, die Zollgrenze passirt. Was sich hier als mit den Gesetzen des jenseitigen Landes nicht verträglich erweist, muß zurückbleiben. So erleidet ein Lichtstrahl fortwährend eine Zerlegung, und zwar streng genommen eine Dreitheilung. Der erste Theil geht ungehindert vorwärts, der zweite wird zurückgeworfen, gespiegelt, der dritte wird an Ort und Stelle verschluckt oder, wie der Kunstausdruck lautet, absorbirt. Es giebt Stoffe, welche fast sämmtliches Licht hindurchlassen, z. B. gewöhnliches Glas; andere, welche fast alles Licht zurückwerfen, z. B. Metalle; und noch andere, welche den bei weitem größten Theil des auf sie fallenden Lichtes verschlucken, z. B. Kohlenruß. Bei andern Stoffen ist häufig noch ein fernerer, wichtiger Unterschied zu machen. Das weiße Sonnenlicht ist bekanntlich nicht einfacher Natur, es enthält vielmehr sämmtliche, im Regenbogen getrennt auftretenden Farben, vereinigt in sich. Sehr viele Stoffe verhalten sich nun solchem weißen Licht gegenüber derartig, daß sie den einen Bestandtheil, etwa den rothen, durchlassen, andere z. B. den gelben und grünen, spiegeln, die übrigen aber verschlucken. Von diesem Verhalten rührt ja eben die Farbe aller derjenigen gefärbten Körper her, welche ihre Farbe nicht eigenem Lichte verdanken.

Nach diesen Vorbereitungen können wir zur Atmosphäre zurückkehren. Nehmen wir zuerst an, sie sei vollkommen durchsichtig, so würden wir folgenden Anblick des Himmels haben: Eine blendend weiße Sonnenkugel, ein hellglänzendes Sternenmeer, das auch am Tage nicht verschwinden würde, höchstens einen kleinen Umkreis um die Sonne herum ausgenommen, wo der Glanz dieses mächtigen Gestirns unser Auge für die benachbarten Lichteindrücke unempfänglich machen würde; und der Hintergrund, von dem diese blendend weiße Sonne, dieses glänzende Sternenmeer sich abheben würde, wäre ein tiefschwarzer Himmel, ebenso tiefschwarz am Tage wie in der Nacht. Gewiß ein großartiger, erhabener Anblick! Und doch, daß er uns versagt ist, müssen wir als eine weise Wohlthat preisen. Denn der Contrast zwischen absolutem Weiß und absolutem Schwarz würde unser Auge binnen kurzem ruiniren. Daß wir dieser Gefahr nicht ausgesetzt sind, verdanken wir dem optischen Verhalten der Luft; verdanken wir dem Umstande, daß die Atmosphäre nicht völlig durchsichtig ist. Allerdings, einen Bestandtheil des Sonnenlichtes, den rothen, läßt sie ungehindert passiren, den blauen wirft sie zurück; den übrigen läßt sie anfangs, in den ersten Schichten, noch freien Lauf, um sie schließlich mehr und mehr zu verschlucken. Die erste Folge dieses Verhaltens der Atmosphäre ist die, daß uns die Sonne

niemals blendend weiß, sondern am Tage gelb, am Morgen und Abend sogar röthlich oder roth erscheint. Blicken wir nämlich nach der Sonne, so wird unser Auge von den durch die Luft hindurch gelassenen Strahlen getroffen; das sind aber ausschließlich gelbe und rothe Strahlen; und da die gelben viel mehr Lichtstärke besitzen, als die rothen, so sehen wir den Sonnenball gelb; am Morgen und Abend kommt noch hinzu, daß die Strahlen der Sonne, um uns zu erreichen, die Atmosphäre, statt quer hindurchzugehen, auf einem schiefen und darum viel längeren Wege durchschneiden müssen; ein Umstand, der auch das gelbe Licht auslöscht und uns die Sonne roth erscheinen läßt. Und das Blau des Himmels? Es entspringt, so seltsam das auch klingen mag, mit dem Roth des untergehenden Tagesgestirns, mit dem Gelb der Mittagssonne, aus einer und derselben Quelle. Sehen wir nämlich, statt in die Sonne, nach einem beliebigen sonstigen Punkte des Himmelsgewölbes, so sind es nicht durch die Luft hindurchgegangene, sondern von ihr reflectirte, gespiegelte Strahlen — und das sind die blauen —, welche in unser Auge gelangen, und deshalb ist der Himmel blau; es sei denn, daß der Weg der Strahlen durch die Atmosphäre ein sehr weiter ist, z. B. des Abends und des Morgens; dann wird das Auge auch dann, wenn es an der Sonne vorbei, nach dem sie umgebenden Theile des Himmelsgewölbes blickt, noch von einer größeren Anzahl durchgelassener als zurückgeworfener Strahlen getroffen; und deshalb zeigt uns der klare Morgen- und Abendhimmel die herrlichen Erscheinungen der Morgenröthe und der Abendröthe.

Wie man sieht, spielt die Luft eine wichtige Rolle in dem Beleuchtungshaushalte der Natur. Sie raubt einzelnen Stellen des Firmaments, denen, wo Sonne, Mond und Sterne stehen, einen Theil ihres Glanzes und verwendet denselben, um den übrigen Himmelsbogen aus der völligen Dunkelheit, in der er sonst sich befinden würde, hervorzuziehen. Sie mäßigt die Macht der directen Sonnenstrahlen, und breitet dafür ihr Licht in wohlthuend sich abhebender Färbung über den ganzen Himmel aus. So ist der Himmel mit seinem Blau nichts anderes, als ein Contrastbild, mit einem der Photographie entlehnten Kunstausdrucke könnte man sagen —: ein Negativbild der Sonne.

Nur über einen Punkt ist man noch im Zweifel: ob es denn wirklich die eigentliche Luft, die Luft als solche ist, welche das Licht in der angeführten Weise zerlegt und vertheilt, oder ob es nicht vielleicht ein Bestandtheil dieser Luft ist, welchem diese Rolle zukommt. Ein Bestandtheil der Luft? Ist nicht nach der Lehre des Aristoteles die Luft ein Element, ein Urstoff, der keine verschiedenartigen Bestandtheile besitzt? Oder ist diese aristotelische Lehre seitdem widerlegt? Seitdem, ja. Aber es hat zwei Jahrtausende gedauert, bis der Beweis gelang, daß die Luft, in der wir leben, ein zusammengesetzter Stoff ist, gerade wie die Bronce oder das Steinsalz. Es giebt gegenwärtig bekanntlich eine große Anzahl von Elementen, an siebzig; aber die Luft, einst das eine von vier Elementen, findet unter diesen siebzig modernen keinen Platz. Der Erste, welcher durch einen entscheidenden Versuch zeigte, daß die Luft aus zwei ganz verschiedenartigen Gasen zusammengesetzt ist, war der berühmte Lavoisier; und für die Wichtigkeit der

Rolle, welche die Luft in der Geschichte der Naturwissenschaft spielt, ist es bezeichnend, daß von Lavoisier und seinem Luftexperimente eine neue Aera der Chemie datirt wird, gerade wie von Toricelli und *seinem* Luftexperimente eine neue Aera der Physik anhebt.

Lavoisier brachte Quecksilber — man sieht, das Quecksilber kehrt in der Geschichte der Luft immer wieder — in einen abgeschlossenen Luftraum, erhitzte es, wodurch es sich in ein röthliches Pulver verwandelte, während die Luftmenge mehr und mehr abnahm, und zeigte, daß die schließlich noch übrig gebliebene Luft zum Athmen und Brennen völlig ungeeignet sei; Thiere, die man hineinbrachte, starben, und Flammen verloschen. — Am nächsten liegt nun freilich der Gedanke, es sei die sämmtliche Luft in das Quecksilber eingegangen, und daß in einem luftleeren Raume weder Athmung noch Verbrennung möglich sei, hatte schon Otto von Guericke, bald nachdem er seine erste Luftpumpe gebaut hatte, erwiesen. Indessen kann diese Erklärung die richtige nicht sein; erstens weil ein mit dem nunmehr vermeintlich leeren Raume verbundenes Barometer immer noch einen beträchtlichen Druck anzeigt — ein Beweis, daß der Raum thatsächlich nicht leer, sondern von einem Gase erfüllt ist —; und zweitens, weil das in das Quecksilber eingegangene Gas, wie Lavoisier nun weiter zeigte, keineswegs gewöhnliche Luft ist. Trennt man es nämlich wieder von dem Quecksilber — auf welchem Wege dem genialen Chemiker diese Trennung gelang, ist hier gleichgiltig — so erhält man zwar ein Gas, welches, gerade wie die Luft, und gerade wie das zurückgebliebene Gas unsichtbar, unriechbar und unschmeckbar ist, im Uebrigen aber sind seine Eigenschaften ganz eigenthümliche; sie sind denen des zurückgebliebenen Gases gerade entgegengesetzt; während dort Thiere absterben, werden sie hier im Gegentheil besonders lebhaft und benehmen sich, als ob sie sich in einer Art von Rausch befänden; während Flammen dort verlöschen, brennen sie hier mit einem in gewöhnlicher Luft ungekannten Glanze. Diese beiden Bestandtheile der Luft sind der Stickstoff und der Sauerstoff; und wenn es heißt, daß aus der Vereinigung von Gegensätzen Gutes hervorgehe, so liefert die Luft gewiß ein treffendes Beispiel.*)

Außer Stickstoff und Sauerstoff, welche die Luft im engeren Sinne des Wortes bilden, finden sich nun aber in unserer Atmosphäre, freilich in sehr viel geringeren Mengen, einige andere Stoffe vor: Ammoniak, Kohlensäure und Wasser. Von diesen Stoffen interessirt uns hier vorzugsweise der letztgenannte. Daß das Wasser, welches in der Regel nur etwa drei Prozent der Atmosphäre ausmacht, eine so wichtige Rolle spielt, liegt in dem Umstande, daß sein Zustand einem fort-

*) Daß der Sauerstoff auch auf den Menschen berauschend wirkt, ist eine mehrfach erwiesene Thatsache, welche von Jules Verne in seiner Reise nach dem Monde sehr ergötzlich verwerthet wird. — Der Sauerstoff macht 21, der Stickstoff 79 Prozent der reinen Luft aus; und obgleich die Luft keine strenge Verbindung dieser beiden Gase, sondern nur ein, allerdings äußerst feines Gemenge derselben ist, so ist sie doch, wunderbar genug, überall genau in demselben Verhältniß aus ihnen zusammengesetzt. Selbst die Veränderungen, welche Thiere und Pflanzen durch ihr Athmen in diesem Zusammensetzungsverhältniß hervorbringen, gleichen sich sofort wieder aus.

währenden Wechsel unterworfen bleibt. Fortwährend verwandelt sich hier Wasserdampf in tropfbar flüssiges Wasser, dort umgekehrt Wasser in Dampf. Heute ist der Himmel über uns frei von flüssigem Wasser; und morgen vielleicht ist schon der größte Theil desselben in Dampf aufgegangen. Nun hegt man neuerdings die Ansicht, daß es nicht die eigentliche Luft, also nicht der Sauerstoff und Stickstoff, sondern daß es der in der Luft enthaltene Wasserdampf ist, welcher das Sonnenlicht in der Weise theilt, daß uns der Himmel blau, und die Sonne gelb oder roth erscheint. Auf den ersten Blick scheint diese Ansicht widersinnig zu sein. Stellt man sich doch vielfach vor, daß in der Luft desto weniger Wasserdampf vorhanden ist, je schöner das Wetter ist. Wäre diese Vorstellung richtig, so müßte dann ja das Blau des Himmels gerade bei dem schlechtesten Wetter am stärksten, am klarsten sein. Aber jene Vorstellung ist grundverkehrt. Gerade wenn schönes, heiteres, trockenes Wetter herrscht, ist die Luft im Allgemeinen am dampfreichsten. Der Wasserdampf selbst ist nämlich ein Stoff, an sich gerade so trocken wie die Luft; und wo er feucht ist, da ist er es deshalb, weil er mit flüssigem Wasser vermischt ist. Es ist also sehr wohl möglich, daß wir die herrlichen Farbeneindrücke, welche mit heiterem Wetter verbunden sind, gerade dem Wasserdampf verdanken; und es giebt eine Anzahl von Gründen, die auszuführen hier zu umständlich sein würde, welche aus der Möglichkeit eine hohe Wahrscheinlichkeit machen.*)

Die Betrachtung der Lichtwirkungen der Atmosphäre darf man nicht wohl abschließen, ohne einer Erscheinung zu gedenken, welche, schon an sich von höchst wohlthätigem praktischen Einflusse, noch dadurch hier von besonderem Interesse wird, weil sie ein früher erhaltenes Resultat, die Höhe der Atmosphäre betreffend, zu ergänzen gestattet. Diese Erscheinung, die Dämmerung, ist eine Folge der Reflexion der Sonnenstrahlen an den einzelnen Luftschichten, welche sie durchtheilen. Des Morgens, ehe die Sonne unseren Wohnort bescheint, sendet sie doch schon Strahlen in die höheren Luftschichten hinauf; und da diese, vermöge ihres Gehaltes an Wasserdampf, oder auch an sich, die Fähigkeit haben, die Strahlen zum Theil zurückzuwerfen, so wird es bei uns, an der Oberfläche der Erde, schon vor Sonnenaufgang hell — und es bleibt aus demselben Grunde noch hell, nachdem die Sonne unter den Horizont gesunken ist. Je tiefer unter diesem die Sonne noch, oder schon steht, desto höher in die Atmosphäre hinauf müssen ihre Strahlen dringen, um durch Spiegelung nach unserem Wohnorte dirigirt zu werden; und es ist ersichtlich, daß sie bei allzutiefem Stande der Sonne überhaupt keine Luft in der Höhe, in welche sie dringen müssen, mehr vorfinden; oder zum mindesten keine Luft, die dicht genug wäre, um spiegeln zu können. Die Dämmerung ist in Folge dessen nicht von ununterbrochener Dauer; sie beginnt, wenigstens in unseren Gegenden, erst einige Zeit vor Sonnenaufgang — als Morgendämmerung; und endet, als Abenddämmerung, einige Zeit nach Sonnen-

*) Einige Gelehrte meinen, daß nicht der Wasserdampf, sondern die in der Luft schwebenden, zahllosen festen Theilchen, Stäubchen u. s. w. durch ihr Reflexionsvermögen die blaue Farbe des Himmels erzeugen. Die gewichtigen Gründe abzugeben, welche hiergegen sprechen, würde jedoch zu weit führen.

untergang. Kennt man ihre Dauer, d. h. weiß man, bei welcher Tiefe der Sonne unter dem Horizont sie beginnen resp. endigen, so kann man berechnen, wie hoch die Atmosphäre reicht, oder richtiger, bis zu welcher Höhe hinauf sie fähig ist, auf die Sonnenstrahlen zu wirken. Auf diese Weise hat man gefunden, daß die, unsere Erde umgehende Lufthülle, soweit sie optisch sich bemerklich macht, etwa zehn Meilen hoch ist; ein Ergebniß, welches von dem oben abgeleiteten zwar außerordentlich stark abweicht, ihm aber durchaus nicht widerspricht, da es sich dort um die Höhe handelt, in welcher die irdische Lufthülle überhaupt, hier aber um die Höhe handelt, in welcher ihre Lichtwirkung aufhört.*)

Mit dem Voranstehenden ist unsere Kenntniß der Luft bei Weitem noch nicht erschöpft; es muß indeß, was das noch Fehlende betrifft, genügen, die wichtigsten Fragen kurz zu berühren. Hierzu gehört namentlich eine, welche sich auf das große Ganze des Luftkörpers bezieht, der unsere Erde einhüllt, und eine zweite, welche im Gegentheil auf das Kleinste im Kleinen, auf die feinste, innerste Beschaffenheit dieser anscheinend so gleichmäßig den Raum erfüllenden Luft unser Augenmerk richtet. Diese letztere Frage, oder vielmehr ihre Beantwortung ist ganz neuen, und doch ganz alten Datums. Die neueste Zeit hat nämlich hier auf die älteste zurückgegriffen. Die Luft, wie alle Körper, besteht aus äußerst feinen Elementartheilchen, den Molekeln. Das ist die Idee Demokrits, des Philosophen von Abdera gewesen, und das ist die Idee der heutigen Naturforschung. Man sieht: Die Wissenschaft unserer Natur nimmt keinen Anstoß, eine Idee von den alten Griechen zu entlehnen. Aber freilich! Wie ganz anders gestaltet sich diese Idee, wenn sie von der Erfahrung aufgezogen und fortentwickelt wird! Wenn die Natur auf geradestem Wege zur Rede gestellt wird, was sie zu dieser Idee sage. Je mehr sie sich äußert — und die unaufhaltsame Forschung läßt ihr keine Ruhe —, um so mehr nähert sich, was als Idee auftauchte, der Wahrheit. Für diejenige Klasse von Körpern, zu denen die Luft gehört, für die Gase, kann man schon gegenwärtig mit einem hohen Grade von Ueberzeugung sagen: sie bestehen aus, freilich selbst dem stärkst bewaffneten Auge unsichtbaren Theilchen, welche, zu tausenden auf einen winzigen Raum zusammengedrängt, doch, im Vergleich zu ihrer Kleinheit, weit genug von einander entfernt sind, um, wie in einem Schwarme die Mücken, in geraden Linien nach allen Richtungen hin- und herfliegen, an einander anprallen, und mit veränderter Richtung immer wieder weiter fliegen zu können. Man darf sogar noch weiter gehen und sagen: Wenn die Luft wirklich aus solchen hin- und herschwirrenden Theilchen besteht, dann haben diese eine ganz bestimmte Größe, ein ganz genau angebbares Gewicht, und ihre Bahnen,

*) Noch auf manche andere Art hat man die Höhe der Atmosphäre zu bestimmen versucht; aus der Beobachtung der Höhe, in welcher Meteore aufblitzen, weil die Reibung der Luft sie zum Glühen bringt, hat man beispielsweise einige 20 Meilen berechnet. Darüber hinaus ist also die Luft zu dünn, um Meteoriten zu entzünden. Eine fernere Methode, um zu bestimmen, wie hoch die Atmosphäre höchstens sein kann, ist die Berechnung der sogenannten Schwungkraft. Unter gewissen, allerdings nicht sehr sicheren Annahmen, würde hiernach in größerer Höhe als 6000 Meilen überhaupt Luft nicht mehr bestehen können.

welche ganz bestimmte Längen haben, beschreiben sie mit einer ganz bestimmten durchschnittlichen Geschwindigkeit. Denkt man sich eine Luftmolekel als eine kleine Kugel, so findet man, daß der Durchmesser derselben noch nicht ganz den millionten Theil eines Millimeters an Länge erreicht; und unter gewöhnlichen Verhältnissen befinden sich in einem Liter Luft die Kleinigkeit von 21000 Trillionen Luftmolekeln. Daraus folgt weiter, daß etwa 16000 Trillionen Luftmolekeln ein Gramm wiegen. Alles das sind durchaus keine Phantasien, es sind Schlüsse, welche aus einer Reihe zum Theil ganz zweifelloser, zum Theil wenigstens höchst wahrscheinlicher Voraussetzungen streng logisch und im Hinblicke auf die Erfahrung folgen.

Die andere, oben bezeichnete Frage findet ihre Beantwortung in der Lehre von Wind und Wetter. Es ist kein bloßes Allitterationsspiel, welchem die Zusammenstellung dieser Worte ihre Entstehung verdankt. Sie bezeichnet den Kern des Gegenstandes besser, als irgend eine andere Wortverbindung es vermöchte. Der Wind, d. h. die Bewegung der Luft ist es, welche das Wetter zu jenem unbeständigen, launenhaften, unberechenbaren Wesen gestaltet, das wir als Typus auch auf andere Dinge, indem wir sie wetterwendisch nennen, zu übertragen pflegen. Die Wärmestrahlung der Sonne läßt die Atmosphäre kaum je zum Stillstande kommen; fortwährend zieht die warme Luft der Tropenzone in den höheren Schichten nach den Polen hinüber, und räumt den frei gewordenen Platz der am Erdboden von den Polen herziehenden, noch nicht erwärmten Luft ein. Die Folge davon ist, daß an zwei Stellen unseres Weltkörpers, an den Polen und am Aequator, eine Regelmaßigkeit, eine Gleichförmigkeit des Wetters herrscht, welche an die Pünktlichkeit militärischer Verhältnisse erinnert! „Ablösung vor!“ heißt es da einfach, und warme und kalte Luft tauschen den Dienst, die kalte Luft, welche ihre Kräfte verausgabt hat, kehrt zurück, um neue Kräfte zu sammeln, und die warme Luft tritt auf Posten. Ganz anders bei uns, in der mittleren Zone, zwischen Pol und Aequator. Hier herrscht nicht die Gesetzmäßigkeit, die Ruhe des Friedens, hier ist der Krieg in Permanenz, hier wüthet das Schlachtgetümmel mit einer Zügellosigkeit, welche selbst die schlimmste Jahreszeit der Tropenzone, die Regenzeit, als eine Art von Parade, oder wenn man will, als ein Hauptmanöver der vereinigten Truppen erscheinen läßt. Bei uns gerathen der warme, obere und der kalte, untere Luftstrom aneinander, indem jener, allmählich kühler geworden, sich senkt; und da der eine nach dieser, der andere nach der entgegengesetzten Richtung sich bewegt, da der eine dampfförmiges, der andere flüssiges Wasser, jener vielleicht positive, dieser negative Elektrizität enthält, so bleibt eine Katastrophe unmöglich aus.

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt!“

Das sind unsere Stürme, unsere Wirbelwinde, unsere Gußregen, unsere Gewitter. Glückliche Tropenzone, die solchen Wechselfällen nicht ausgesetzt ist. Glücklich? Die Kulturgeschichte hallt dieses Wort nicht wieder; sie zeigt uns ihre schönsten Früchte gerade in der gemäßigten Zone. Im Wechsel gedeiht die Werkthätigkeit, die Einförmigkeit macht sie erlahmen.

Wenden wir uns zum Schlusse noch einmal zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurück! Wir haben es der Mühe werth gehalten, die Geschichte der Luft zu verfolgen, weil sie ein Spiegelbild der Geschichte menschlicher Erkenntniß überhaupt ist, und weil die Luft die Grundbedingung unseres Daseins ist. In der That verdanken wir ihr aber nicht nur die Möglichkeit des Lebens, indem wir sie athmen; auch im Einzelnen hat es der Mensch verstanden, sie zur Sicherung des Lebens und zur Erhöhung seiner Annehmlichkeit zu verwerthen. Schon Galen, der berühmte Arzt der römischen Kaiserzeit, der das ganze Mittelalter hindurch Autorität blieb, benutzte die Luft als ein wichtiges Heilmittel; und noch heutzutage dürfte man nicht mit Unrecht in der Luftkur ein wirksameres Gesundheitsmittel erblicken, als in dem Gebrauche so mancher Quelle, deren einziger Vorzug ihre Unschuld, d. h. der Umstand ist, daß sie fast ausschließlich aus reinem Wasser besteht. Ferner hat man die Eigenschaften der Luft bei zahlreichen Apparaten und Maschinen praktisch verwerthet. Als Beispiel aus alter Zeit sei die sogenannte Windbüchse erwähnt, ein früher häufig gebrauchtes Instrument, bei welchem die Kugel nicht durch die Explosionskraft des Pulvers, sondern durch die Elastizität, durch das Ausdehnungsbestreben zusammengepreßter Luft fortgeschleudert wird. Dieselbe Kraft benutzt man neuerdings an Stelle der Elastizität des Wasserdampfes bei den Heißluftmaschinen, welche für gewisse Zwecke den Dampfmaschinen vorzuziehen sind und schon beginnen, in einigen Gebieten den letzteren erhebliche Konkurrenz zu machen.

Endlich arbeitet man seit einem vollen Jahrhundert daran, sich der Luft als eines Verkehrsweges zu bedienen. Es kann allerdings nicht geleugnet werden, daß die Fortschritte, welche die Luftschiffahrt seit ihrer Kindheit, seit ihrer Erfindung durch die Brüder Montgolfier und durch Professor Charles gemacht hat, in jeder wesentlichen Hinsicht sich kaum über den Nullpunkt erheben. Man ist in Folge dessen vielfach zu der Ansicht gelangt, daß die in Rede stehende Kunst keine Zukunft habe. In der That ist die Frage der Lenkbarkeit der Luftschiffe, mit welcher die ganze Kunst steht und fällt, eine äußerst schwierige. Es verhält sich mit den Fahrzeugen wie mit den Kindern: je leichter geartet dieselben sind, desto schwerer sind sie zu lenken. Es ist also in der That in hohem Grade zweifelhaft, ob es möglich sein wird, jemals ein Luftschiff dem herrschenden Winde zum Trotz in eine vorgeschriebene Bahn zu zwingen. Aber es ist noch eine andere Möglichkeit vorhanden. Man weiß schon gegenwärtig, daß in den verschiedenen Höhenschichten der Atmosphäre die verschiedensten Windrichtungen gleichzeitig herrschen; von zwei derartigen, einander entgegengesetzten Strömungen der Luft war soeben erst die Rede. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die fortschreitende Witterungskunde gestatten wird, zu jeder Zeit anzugeben, welche Windrichtung in den verschiedenen Höhenschichten herrsche; und dann wird man das Luftschiff nicht dem Winde zum Trotz, sondern gerade mit Hilfe des Windes zu lenken vermögen.

Vor der Hand darf man schon mit dem zufrieden sein, was die Luftschiffahrt für spezielle Zwecke geleistet hat, namentlich für den Kriegsdienst und

für Zwecke der Wissenschaft. In ersterer Hinsicht ist es bekannt, wie großen, wenn auch schließlich vergeblichen Nutzen die belagerten Pariser im Jahre 1871 aus der Aeronautik zogen. Die wissenschaftlichen Ballonfahrten andererseits haben nicht nur dazu gedient, die über die Beschaffenheit der Luft bereits auf anderem Wege gewonnenen Kenntnisse zu bestätigen; sie haben dieselben auch in mancher Hinsicht bereichert.*) So haben die Luftschiffer die Abnahme des Druckes und der Dichtigkeit der Luft bestimmt, zum Theil freilich auch persönlich in nicht angenehmer Weise empfinden müssen. Die Luftschiffer haben ferner Gelegenheit gehabt, den Himmel fast in den Farben zu sehen, wie sie oben unter der Annahme geschildert wurden, daß die Luft vollkommen durchsichtig sei. Ganz natürlich: Je dünner die Luft wird, desto heller müssen die Gestirne erglänzen, und desto tiefer muß das Schwarz des Himmels werden, welches an die Stelle unseres heiteren Blau tritt. Zu den Unannehmlichkeiten des Aufenthaltes in jenen Höhen gehört ferner die sibirische Kälte, welche dort herrscht; und endlich eine Erscheinung, welche erst ganz neuerdings bekannt geworden ist, die aber ein eigenthümliches Licht auf die Natur unseres Organismus wirft. Man hat in jenen Höhen beobachtet, daß der menschliche Körper da in hohem Grade elektrisch wird, so sehr, daß er Funken sprüht; ja nach der Aussage einiger Gewährsmänner kann die Spannung der Elektrizität einen fast unerträglichen Druck erzeugen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß so manche der Katastrophen, mit welchen die Luftfahrten noch in jüngster Zeit leider so häufig geendet haben, zum Theil auf dieses elektrische Phänomen zurückzuführen sind. Wenn wir hier unten, auf der Oberfläche der Erde, vor solchen Gefahren bewahrt sind, so verdanken wir das wiederum der Luft, welche die an unserer Körperoberfläche sich ansammelnde Elektrizität, ehe sie beträchtlich wird, fortführt und zerstreut.**)

So sehen wir, daß wir der Luft nicht nur die Möglichkeit des Lebens, sondern auch so manche Annehmlichkeit desselben schulden. Wir verdanken ihr, um eine bekannte Ausdrucksweise zu gebrauchen: Alles, und noch Einiges dazu.

Die charakteristischen Züge des neuesten Verbrecherthums und der Schutz der Gesellschaft.

Von
L. v. Bar, Geh. Justizrath u. Professor.

Daß in neuester Zeit die Begehung schwerer Verbrechen wieder erheblich

*) Unter den zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Luftfahrten sind die bedeutendsten die beiden von Biot und Gay-Lussac im Auftrage der Pariser Akademie im Jahre 1804 unternommenen, und aus neuerer Zeit diejenigen des englischen Naturforschers Glaisher, welcher sich rühmen darf, unter allen Sterblichen bisher am weitesten sich von der Erde entfernt zu haben. Die von ihm erreichte Höhe von 9500 Meter übersteigt nämlich die des höchsten Berges der Erde noch um 1000 Meter.

**) Auch in der Literatur der Alpenbesteigungen finden sich einige hierauf bezügliche Mittheilungen.

stärkere Zahlen aufweist und die Gemüther fast täglich erregt, ist wohl eine nicht zu bestreitende Thatsache. Natürlich, daß das Publikum und hier insbesondere auch das schreibende Publikum, mit dem Vorschlage von Heilmitteln nicht zurück hält. Während der Eine die Milde des neuen Strafgesetzes als schuldige Ursache jener bedenklichen socialen Erscheinung anklagt und demgemäß in der häufigen Androhung und Ausführung der Todesstrafe (sans phrase!), in der Prügelstrafe, in einer mehr oder weniger peinigenden Behandlung der Sträflinge die Heilung des Übels findet, sind Andre geneigt, die ihrer Ansicht nach immer größer werdende Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Vertheilung der Glücksgüter, den Mangel auf der einen und den schlemmenden Überfluß auf der anderen Seite, als Hauptreizmittel des Verbrechens zu bezeichnen; noch Andere halten sich an das Schwinden des religiösen Sinnes, und endlich combiniren Viele mehrere dieser verschiedenen Ursachen. Die Therapie, welche von jeder dieser letztgenannten verschiedenen Ansichten empfohlen wird, kann man sich hiernach leicht construiren.

Weniger, als die Heilmittel, pflegt man indeß die charakteristischen Züge derjenigen Verbrechen ins Auge zu fassen, welche die Welt in Erregung versetzen, und doch dürften sich gerade aus diesen Zügen, wie die Ursachen, so möglicher Weise auch die Heilmittel oder wenigstens diejenigen Mittel ergeben, welche geeignet sind, die Zahl jener wahrhaft schrecklichen Verbrechen in etwas zu reduciren.

Zunächst fällt nun gerade bei dem modernen Verbrechen die äußerst kaltblütige Ausführung und damit zusammenhängend die sorgfältige Vorbereitung desselben, selbst die vorherige Besorgung eines Gegenbeweises, das Bedachtnehmen auf ein Irreführen der Justiz in die Augen. Das Verbrechen erscheint weniger als das Produkt augenblicklicher Erregung, denn als der Abschluß einer langen und sicheren Berechnung. Der unter dem Namen T h o m a s bekannte Dynamitverbrecher berechnete lange Zeit im voraus die Wirkung der Höllenuhr, mit welcher er, um betrüglicher Weise eine Versicherungsprämie zu erlangen, ein Schiff mit Hunderten von Menschenleben einem spurlosen Verderben auf offenem Meere preisgeben wollte. Andere planen wochenlang die Beraubung und Ermordung eines armen und pflichtgetreuen Geldbriefträgers. Sie miethen sich vorher unter falschem Namen Zimmer in Städten oder Quartieren, in denen sie unbekannt sind, in einem Hause nahe dem Postgebäude, von wo sie die ausgehenden und dann voraussichtlich noch mit namhaften Summen versehenen Beamten besonders gut controliren können, schreiben sich selbst vorher von anderen Orten Postanweisungen — natürlich wiederum unter falschem Namen — täuschen Hausgenossen oder Nachbarn, mit welchen sie verkehren, durch Kennzeichen, die auf andere Personen passen, und tödten, nachdem sie endlich das arme, ihnen persönlich ganz gleichgültige Opfer in die Falle gelockt haben, in der ruhigsten Weise, fast lautlos, so daß Tage verstreichen, ehe die Sicherheitsbehörde nur den Ort des Verbrechens festzustellen vermag. Das raffinirteste Kunststück dieser Art stellt das im vorigen Jahre zu Brüssel an dem zu Antwerpen wohnhaften Notar und Advokaten B e r n a y s begangene Verbrechen dar. Der Mörder Léon P e l t z e r, einer an-

gesehenen und gebildeten Antwerpner Kaufmannsfamilie angehörend, aber von zweifelhafter und abenteuernder Vergangenheit, wird zur Ausführung des Verbrechens eigens aus Amerika verschrieben, von dem als Anstifter und Gehülfen von den Geschworenen auch mitverurtheilten Bruder Armand Peltzer; er setzt sich — unter falschem Namen — als angeblicher Begründer einer künftigen großen transatlantischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit Bernays brieflich in Verbindung, bereist als solcher gar eine Anzahl von Seestädten in Europa und hält mit dortigen geschäftsrenommirten Rechtsanwälten (nichtssagende und bedeutungslose) Conferenzen, schickt Bernays in sicherer Berechnung auf bekannte Charaktereigenschaften unter schmeichelhaften Ausdrücken im Voraus ein kaum zu beanspruchendes Honorar, läßt inzwischen in Paris in der kunstvollsten Weise eine ihn unkenntlich machende Perrücke anfertigen und probirt sie in ihrem Eindruck auf den überraschten Perrückenkünstler selbst, ebenso wie die Waffen (Revolver und Patronen), die er schließlich in London als solche auswählt, die bei dem wenigsten Geräusch die durchschlagendste Wirkung ausüben. Dann wird eine elegante Wohnung in der mit Ministerhotels besetzten Rue de la Loi in Brüssel gemiethet, möblirt und drapirt, auch mit Rücksicht auf die Unterdrückung des von der Schußwaffe herrührenden Knalles, und nun das Opfer (angeblich zum Zwecke einer juristischen Consultation) bestellt. So genau ist Alles berechnet, daß der tödtliche Schuß der Präcisionswaffe den Unglücklichen gerade in dem Augenblicke in das verlängerte Mark (das Genick), die empfindlichste Stelle des Körpers trifft, als er, um in das Zimmer einzutreten, sich ein wenig unter der schweren, vom Mörder kunstvoll arrangirten Portière bückt. Nun wird das Zimmer, in welchem das Gas ruhig weiter brennt, verschlossen, und erst nach Verlauf einer Woche wird die Leiche des spurlos Verschwundenen von der Justizbehörde gefunden, nachdem inzwischen von unbekannter Hand — vielleicht von seiten des mitverurtheilten Armand Peltzer — wie die Sachverständigen feststellen, mit der Lage der Leiche Veränderungen vorgenommen sind, die seinen Tod besser in Übereinstimmung erscheinen lassen sollen mit den nachher vorgebrachten Fabeln eines Unglücksfalles durch unvorsichtiges Spielen mit Schußwaffen, eines plötzlichen Streites, einer Nothwehr des weit stärkeren Mörders gegen den kleinen, friedfertigen und persönlich nicht sehr zu fürchtenden Bernays. Und mitleidlos und kalt wie das Verbrechen ausgeführt wurde, so zeigt auch später das Benehmen derartiger Verbrecher kaum eine Spur von Erregung, selbst dann nicht, wenn der Verbrecher, wie in einem neulich in Berlin verhandelten Falle, seine ganze Familie, Frau und Kinder nacheinander getödtet (erdrosselt) hat. Er nimmt die gelassene Miene eines Gentleman an, wenn es irgend geht, und sein ganzes Benehmen scheint auszusprechen: „es ging nun einmal nicht anders; es war so bestimmt; es war ein Kampf ums Dasein; mein Opfer mußte unterliegen, und ich ergab mich schließlich darin, wenn andere Atome der Schöpfung wieder gegen mich kämpfen, und ich ihnen unterliege. Das ist nicht zu ändern und nicht zu bereuen; es ist nur zu begreifen und zu erklären."

Eine andere Eigenthümlichkeit des heutigen Verbrechens ist die häufige Verbindung desselben mit dem Selbstmorde. Immerhin ist das noch eine, wie

man auch sonst über die Verwerflichkeit des Selbstmordes denken möge, etwas edlere Form des Verbrechens, nicht ganz so enge verknüpft wie die vorhin geschilderten mit der kältesten Berechnung oder oft dem gemeinsten Eigennutze. Der Verbrecher glaubt zu sehen, daß er und sein Opfer nicht miteinander existiren können; aber er fühlt doch auch die Disharmonie, welche sein Verbrechen wieder hervorbringen muß; so tödtet er sein Opfer und dann sich selbst. Die Motive können dabei in einzelnen Fällen die verschiedenartigsten sein. Möglicher Weise kommt hier ein Liebesverhältniß, das Verhältniß von Eltern und Kindern*) ebenso in Betracht, wie Haß und getäuschter Ehrgeiz eines Stellenjägers.**) Der Grundzug ist aber auch hier wieder in der Seele des Handelnden: der Kampf um ein begehrenswerthes Dasein. Kann dieser Kampf nicht anders beendet werden, so wird er dadurch beendet, daß das vermeintliche Hinderniß des Glückes und mit ihm zugleich der Kämpfende selbst hinweggeräumt wird, oder dadurch, daß der Kämpfende sich selbst und vorher das Objekt seiner Liebe, seiner Zuneigung dem Kampfe des Daseins und der Leiden entrückt. Die letztere Form des Verbrechens nähert sich in mancher Beziehung, obschon immer noch durch eine weite Kluft geschieden, dem einfachen Selbstmorde, dessen Statistik ja, namentlich in Deutschland, immer steigende Ziffern aufweist.

Jene nicht oder doch nur dann, wenn dem Thäter unmittelbare Entdeckung droht, mit dem Selbstmorde verbundenen Verbrechen lassen nun aber einen entschiedenen Zug der Verwandtschaft mit dem politischen Verbrecherthum, dem Nihilismus, dem agrarischen Verbrechen in Irland, den Verbrechen der internationalen Socialistengruppe, der neuerdings zu Tage getretenen spanischen Liga (der schwarzen Hand, Mano negra), erkennen. Dieselbe Idee, nur in einer anderen Verzweigung, herrscht bei diesen das Verbrechen systematisch und massenweis betreibenden Fanatikern wie bei jenen Individualverbrechern. Es herrscht genau dieselbe kaltblütige Berechnung von langer Hand, derselbe Mangel an augenblicklicher Erregung, dieselbe Abwesenheit von nutzlosen Quälereien der ausersehenen Opfer, durch welche das Verbrechen und die Verfolgungssucht früherer Jahrhunderte oft einen scheußlichen Eindruck machte, aber ebenso auch derselbe Mangel an jeglichem Mitgefühl. Es ist der Kampf um das Dasein, es muß sein, und mit derselben eisernen Resignation, welche den Individualverbrecher heut zu Tage nicht selten auszeichnet, besteigen auch jene Mordgesellen des internationalen und politischen Verbrecherthums, wenn sie der Justiz in die Hände gefallen sind, meist das Schaffot. Sie glauben für das Glück ganzer Klassen der menschlichen Gesellschaft

*) In einem vor etwa einem Jahre vorgekommenen Falle tödtete ein herabgekommener Banquier anscheinend im Einverständniß mit der von ihm beredeten Frau kaltblütig seine beiden im Alter von 8 bezw. 6 Jahren befindlichen Kinder; dann ertränkte sich das Ehepaar. Das Motiv für die Ermordung war, daß die Kinder, wenn der Vater als Bankerotteur verurtheilt wäre, ein begehrenswerthes Dasein nach Ansicht des Vaters nicht mehr hätten erlangen können. — Ein Officier, gedrängt zu einer Ehe von einer Frau, die er standesgemäß nicht heirathen durfte, erschoß mit dem Revolver erst die Frau, mit der er lange gelebt, und darauf sich selbst. Das nichtstandesgemäße Leben ist nicht mehr des Daseins werth.

**) Der neuliche Fall der Ermordung des Staatsraths v. Wangenheim in Gotha.

zu kämpfen; jene kämpfen allerdings für ihr individuelles Glück und Behagen. Aber dieselbe Logik gilt bei beiden. Wie schon Alexander Herzen auf dem Zusammenbruche der gegenwärtigen Cultur, die er unheilbar krank wähnte, auf den Schrecken eine neue, schöne Cultur gründen wollte, so denkt auch der Individualverbrecher, z. B. derjenige, der einen Greis, eine alte Frau kalten Blutes umbringt, um in den Besitz ihrer Ersparnisse zu gelangen, nicht selten, daß die Summe vom Lebensglück seines Opfers nicht in Betracht kommen könne, gegen Dasjenige, was damit für ihn, den Verbrecher, möglicher Weise für seine Nachkommenschaft vielleicht in einem anderen Erdtheile zu gewinnen sei.

Und je genauer wir forschen, um so ähnlicher werden die Züge.

Turgeniew hat in dem berühmten Romane „Väter und Söhne" zuerst dem Nihilismus*) diesen Namen gegeben und zugleich diese Geistesrichtung in meisterhafter Weise analysirt. Ein Nihilist, sagt der junge Mediciner Bazaroff — denn allerdings geht diese Richtung von einer einseitig naturwissenschaftlichen Grundlage aus — ist ein Mensch, der sich vor keiner Autorität beugt. Bazaroff construirt sich die gesammte Welt, das geistige Leben nicht ausgeschlossen, nach dem einfachen in der Natur beobachteten Causalgesetze ungefähr (wenn auch ein wenig abweichend) wie es Ludwig Feuerbach und Andere gethan haben. „Es giebt keine Principien," sagt er, „es giebt nur Sensationen. Wenn ich einen negativen widersprechenden Geist habe, so kommt das von meinen Sensationen. Es mir angenehm zu verneinen; mein Gehirn ist so construirt; damit ist Alles gesagt."

Und ferner: „Wenn einmal die Gesellschaft richtig organisirt sein wird, wird es vollkommen gleichgültig sein, ob der Einzelne dumm oder intelligent, schlecht oder gut ist." Dagegen: „Aristokratie, Liberalismus, Parlamentarismus, Principien, Fortschritt! Das sind nur unnütze Worte. Und die Logik der Geschichte ist vollkommen nutzlos." Wir handeln mit Rücksicht auf Das, was wir für nützlich erkennen; heute erscheint es uns nützlich zu verneinen und so verneinen wir."

Tschernischewski hat Turgeniew's Zeichnung weiter ausgeführt. Auf die Frage Vera Paulowna's, ob die praktischen und kalten Charaktere Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Mensch allein durch das Interesse geleitet werde, antwortet in dem Romane: „Was thun?" Lopukoff (der die Medicin theoretisch studirt, sie aber praktisch verachtet): „Allerdings haben sie Recht. Alles, was man höhere Gefühle, ideale Bestrebungen nennt, ist im Allgemeinen durchaus null und verschwindet vor dem besonderen Interesse. Wenn man genauer zusieht, so erkennt man, daß jene Gefühle auch nichts Anderes sind, als ein richtig verstandenes Interesse." Vera Paulowna wendet Lopukoff ein, seine Theorie sei kalt, prosaisch und ohne Mitleid. Lopukoff gesteht das zu. „Meine Theorie", sagt er, „kennt freilich kein Mitleid; wenn aber die Menschen ihr folgen, so werden sie nicht mehr das elende Object des Mitleids einiger Müßiggänger sein."

*) Vgl. I. B. Arnaudo, Le nihilisme et les nihilistes, ouvrage traduit de l'Italien par H. Bellenger.

Also kaltes, mitleidloses Handeln nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit, ohne Respect vor irgend welcher Autorität, irgend welchen überlieferten Rücksichten und Idealen, mit Vernichtung, wenn es sein muß, aller entgegenstehenden Hindernisse! Ist das aber nicht auch das Recept, nach welchem die Fenier in Irland und England, die Communards und Anarchisten in Frankreich und Spanien handeln?

In der That sind die Ursachen dieselben, und so müssen es auch die Wirkungen sein, wenngleich die Differenz der begleitenden Umstände, der Umgebung, in welcher jene Doctrinen in Handlungen umgesetzt werden, einige Modificationen zu Tage bringen.

Es ist eine geschichtlich nicht zu leugnende Thatsache, daß überall, wo unvermittelt und ohne langsame Übergänge eine höhere Cultur, mit ihren kritischen, nicht mehr naiven Anschauungen, aber auch mit ihren vervielfachten und raffinirten materiellen Genußmitteln mit einer weit zurückgebliebenen Cultur in Contact kommt, sich krankhafte und bösartige Zustände entwickeln, welche ja bei den nicht-civilisirten Stämmen der neuen Welt oft die gänzliche Zerstörung der letzteren bewirkt haben. Eine völlige Veränderung der geistigen Einflüsse, nicht minder des materiellen Lebens, haben auf den Menschen, den Einzelnen sowohl, wie auf ganze Stämme, nicht minder aber auf Volksklassen denselben Einfluß, welchen die Versetzung einer Pflanze in durchaus andere Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnisse zu äußern pflegt. Es wird nicht nöthig sein, das noch weiter zu analysiren. Im Kleinen kann Jeder leicht die Beobachtung an solchen Personen machen, die durch unerwartete Glücksfälle reich geworden oder sonst in eine ganz andere Lebenssphäre versetzt worden sind. Selbstverständlich trifft die Regel nicht bei allen Individuen zu. Es giebt Individuen, die stark genug sind, auch in solchen Veränderungen ihre Haltung zu bewahren.

Der moderne Verkehr, die modernen Erfindungen und selbst die moderne Art der Verbreitung wissenschaftlicher Ideen haben nun das Eigenthümliche, daß sie ganz anders, wie in früheren Zeiten, und ganz anders selbst, als etwa vor vier oder fünf Jahrzehnten noch, wie auf Länder von im Übrigen zurückgebliebener Cultur, so auch auf Individuen und Volksklassen wirken, die auf Solches nicht vorbereitet sind, deren Lebensweise, Beschäftigung, übrige Bildung und Tradition — hierauf müssen wir, wie unten sich ergeben wird, besonderes Gewicht legen — dem nicht entspricht, was ihnen sporadisch geboten wird. Wenn früher das schnelle Reisen ein Privilegium der Reichen und Vornehmen war, so fährt jetzt auch der Unbemittelte, selbst der Arme auf der Eisenbahn, und auf weite Strecken, wenn möglich, auch mit dem Schnellzuge; der Unterschied besteht nur in einigen Bequemlichkeiten, in den besseren Sitzen der ersten Wagenklassen. Genau dasselbe läßt sich von zahllosen anderen Dingen behaupten. Selbst ein gewisser Firniß der Bildung legt sich mehr und mehr gleichmäßig über die verschiedenen Volksklassen. Hier aber haben wir es häufig nur mit dem Firniß, nicht mit der Bildung selbst zu thun; denn man kann zwar sporadisch genießen und auch sonst sich den gebildeten Klassen gleichstellen, z. B. an der Wahlurne erscheinen, nicht aber sporadisch wirklich an größerer Bildung und Intelligenz Theil nehmen.

So entstehen nothwendiger Weise in einer größeren Anzahl von Individuen Dissonanzen,*) so können aber auch Dissonanzen in ganzen Volksklassen, ja im Volke überhaupt entstehen. Letzteres ist der Fall in Rußland, theilweise auch in Irland. Es ist ja bekannt, daß in Rußland eine ungeheure, durchaus ungebildete und bis vor Kurzem noch leibeigene Masse, einer verhältnißmäßig wenig zahlreichen Klasse gegenübersteht, die zum Theil durch die moderne Bildung verdorben ist, zum Theil eifrig und mit Ernst sich selbst und die übrige Bevölkerung geistig und materiell zu heben bestrebt ist, aber zum bei weitem größten Theile, wiederum nur die Bildung des Westens sich als fertige aneignet und nicht selbst sie erarbeitet. So gelten gewisse Sätze, die anderwärts nur einen schnell vorübergehenden Eindruck machen, in Rußland leicht als unerschütterliches Evangelium und werden zur Maxime des Handelns für zahlreiche Individuen, gerade der gebildeteren oder halbgebildeten Klassen, und indem diese nun in dem fehlerhaften, zum Theil selbst depravirten Regierungsmechanismus das gerade Gegentheil ihrer Ideale finden, entsteht die Ansicht, daß erst durch einen völligen Bruch mit der Vergangenheit und auf den Trümmern der Gegenwart, auf dem reinen Nichts, der Tabula rasa in socialer Hinsicht die befriedigende Gesellschaft der Zukunft aufzubauen sei. Das sind auch die Träume des äußersten Socialismus in den westlichen Ländern, das sind mutatis mutandis, wenn auch zunächst mit Hervorkehrung der Spitze gegen England, die Ideen der Fenier in Irland.

Im deutschen Reiche ist es zu solchen massenweisen Handlungen nicht gekommen. Die Uebelstände, welche der Doktrin des Nihilismus, des Feniertkums einen breiten und ergiebigen Boden gewähren, existiren eben nicht bei uns. Aber man darf nicht verkennen, daß das Einzelverbrechen immer mehr wuchernde Aehnlichkeiten mit jenen Massen-Verbrechen annimmt, und daß hin und wieder in den Theorien der äußersten deutschen Sozialdemokraten wie durch einen Schleier die Züge des russischen Nihilismus hindurchschimmern, und wenn bei uns bis zu Versuchen, wie sie die Kommunards in Frankreich gemacht haben, auch recht weite Wege sind, so ist doch nicht zu vergessen, daß bei uns die Staatsgewalt in Folge unerhörter äußerer Erfolge und Siege sich in einer exceptionell günstigen Lage befand und noch befindet. Eine nach Außen weniger glückliche Periode könnte das, was jetzt in Einzelverbrechen zu Tage tritt, zu gefahrdrohenden Agglomerationen vereinigen.

So ist denn allerdings die Frage keine müßige, wie jenen eigenthümlich, gleichsam epidemisch auftretenden, und wie man auch gesagt hat, ansteckend wirkenden Formen der Verbrechen entgegenzuwirken sei.

Die für einen oberflächlichen Verstand und auch sonst vielleicht billigste Art der Gegenwirkung scheint eine Verschärfung der Strafen, und in der That

---

*) Wenn auch die im Texte bezeichneten Verhältnisse ganz besonders der Moralität der unteren Volksklassen gefährlich werden müssen, so greifen ihre Wirkungen doch begreiflicher Weise auch auf Individuen anderer Volksklassen über. Auch hier geht die Genußsucht oft über die vorhandenen Mittel, und soll äußere Eleganz und ein gewisser „Schliff" den Mangel an wahrer Bildung, die oft wenig geschätzt wird, ersetzen.

müßte man sich erklären gegen eine Strafjustiz, welche den nöthigen Ernst vermissen ließe und ohne Rücksicht auf Erfahrung und Tradition es unternehmen würde, unbestimmte Humanitätsideale sprungweise zu verwirklichen. Es ist auch zuzugeben, daß im deutschen Strafgesetzbuche Bestimmungen sich finden, die selbst vom rein juristischen Standpunkte aus sehr anfechtbar erscheinen und in vielen Fällen eine unverhältnißmäßig milde Strafe zur Folge haben. Dies gilt z. B. von den sogenannten mildernden (dem schrankenlosen Gutbefinden der Geschworenen überlassenen) Umständen, der wenig haltbaren Unterscheidung von Todtschlag und (vorsätzlicher) Körperverletzung mit tödtlichem Erfolge. Aber einer Rückkehr zu einem mit vielfachen Todesstrafen oder zur Prügelstrafe oder nutzlosen Quälereien der Strafgefangenen operirenden Strafsysteme steht die geschichtliche Erfahrung entgegen. Dergleichen nützt gar nichts; es heißt im Gegentheil den Teufel durch den Beelzebub austreiben. Allerdings haben sinkende Völker und Kulturen nach grausamen Strafgesetzen gegriffen, wie der Ertrinkende wohl nach dem Strohhalm greift; aber sie haben damit ihren Untergang nur noch mehr beschleunigt, und es ist ganz klar, daß, wenn man den Verbrecher mitleidlos zertritt, ihn einfach wie eine Bestie tödtet, oder wie einen Giftpilz behandelt, gerade diese Behandlung des Verbrechers als Mißgeburt der Natur oder der Gesellschaft in denjenigen Gemüthern, welche dem Verbrechen zuneigen, die Vorstellung hervorruft, daß ja nicht die Mißgeburt als solche ihre eigene Existenz verschulden könne, daß es Mißgeschick, aber nicht Schuld sei, ein Verbrechen zu begehen. Da nun aber die Mißgeburt sich nicht selbst das Recht auf das Dasein absprechen wird — selbstverständlich mit allen, auch den verbrecherischen Eigenschaften dieses Daseins — so sind wir dann wieder angelangt bei dem Kampfe um das Dasein, dem Kampfe um die Interessen, bei welchem es keine Schuld und keine moralische Verantwortlichkeit, sondern nur Unglück und Unterliegen giebt. Der erfahrungsmäßige Beweis liegt darin, daß das Zusehen bei Hinrichtungen und selbst die Beschäftigung der Phantasie mit solchen Scenen ein wirksamer Anlaß zur Begehung von Blutthaten werden kann.

Der Unkundige überschätzt überhaupt den Einfluß der Strafjustiz oder doch den Einfluß, welchen eine nach beliebigen Zweckmäßigkeitsgründen vorgenommene Modifikation der Strafjustiz auszuüben im Stande ist. Die Strafjustiz ist keine Panacee gegen soziale Uebel, die, in beliebigen Dosen verschrieben, gegen alles und Jedes helfen könnte. Eher möchten wir sie vergleichen mit einem Medikamente, welches nur in bestimmten, den geschichtlichen Kulturständen sorgsam anzupassenden Quantitäten zuträglich ist, oder mit einem Stoffe, der, über ein gewisses Quantum vermehrt, den Organismus zerstört, zu dessen Erhaltung er sonst dient. So ist denn ein Verlassen der geschichtlichen Basis in der Strafjustiz nie ohne schwere Schädigung des sozialen Organismus möglich; nur allmählig und mit Schonung kann man verbessern und stets muß man Rücksicht nehmen auf die im Uebrigen sich vollziehenden Aenderungen des sozialen Organismus.

Das Charakteristische unserer Zeit ist nun, daß das Verbrechen jene eigenthümlich — man möchte sagen — pseudo-naturwissenschaftliche Färbung und

durch diese zugleich einen scheinbaren Rechtfertigungsgrund und eine größere Insität erhält.

Es würde indeß unrichtig sein, in dieser Richtung die Wissenschaft als Ursache anzuklagen. Wissenschaftliche Untersuchungen werden der Moral und der Gesellschaft nur durch Zusätze gefährlich, welche gerade das Gegentheil wahrer Wissenschaft sind. Möglicher Weise können solche Zusätze selbst von einzelnen Forschern in der Wissenschaft ausgehen, wenn diese sich verleiten lassen, von demjenigen Gebiete aus, welches von ihnen beherrscht wird, Hypothesen aufzustellen über Dinge, die einem ganz anderen, ihnen wesentlich fremden Wissensgebiete angehören, z. B. wenn Jemand sich verleiten läßt, aus Gründen der exakten Naturwissenschaft die völlige Unfreiheit des menschlichen Willens zu behaupten. Indeß diese Fehler und Mißgriffe der Wissenschaft finden sehr bald in der wissenschaftlichen Kritik die erforderliche Remedur. Wer sich auf gewagte Hypothesen einläßt, braucht, wenn auch möglicher Weise für eine kurze Zeit, die Augen der Fachgenossen geblendet sein können, doch für Widerlegung und selbst für vernichtenden Spott keine Sorge zu tragen. Die von Seiten der Wissenschaft selbst unmittelbar ausgehende Gefahr ist also nicht groß; der Speer, der hier Wunden schlägt, besitzt auch die Kraft der Heilung.

Eine wirkliche Gefahr für die Gesellschaft kann aber einerseits darin liegen, daß die Halbbildung sich der wissenschaftlichen Sätze bemächtigt und daraus unbegründete, den Ungebildeten und Halbgebildeten blendende und falsche Schlüsse zieht und andererseits darin, daß Theologie und reaktionäre polizeiliche Richtungen die Wissenschaft als gefährlich darstellen und gegen letztere die Hülfe des Staats anrufen.

Beide nämlich, die Halbbildung und die reaktionäre Theologie und der dieser etwa folgende Polizeistaat, besorgen eigenthümlicher Weise, wenn auch mit verschiedenen Empfindungen und unter verschiedenen Motiven, genau dasselbe Geschäft. Während die Halbbildung allerdings einen gewissen vergnüglichen Kitzel empfindet, die Grundlagen der Ordnung der menschlichen Gesellschaft als morsch und hinfällig darzustellen, entwerfen Theologie und politische Reaktion voll Entsetzen das gleiche grausige Gemälde des allgemeinen Umsturzes, welches aus der freien wissenschaftlichen Forschung sich ergeben soll. Die Wirkung des g l e i c h e n, wenn auch von verschiedenen Malern unter verschiedenen Empfindungen entworfenen Gemäldes auf das Publikum muß aber die gleiche sein. Die Theologie und der ängstliche Polizeistaat, indem sie gegen die wissenschaftliche Forschung Front machen oder einschreiten, thun ja eben nichts Anderes, als daß sie die Richtigkeit einer ganzen Reihe von Schlüssen anerkennen, welche bis Dato noch immer als voreilig und falsch sich erwiesen haben, derjenigen Schlußfolgerungen nämlich, durch welche dargethan werden soll, daß die Grundlagen unserer ethischen, sozialen und rechtlichen Ordnung von der Annahme der Wahrheit oder Unwahrheit gewisser naturwissenschaftlicher Sätze oder Hypothesen abhängen, Schlußfolgerungen, die bis jetzt doch immer nur die Halbbildung oder allenfalls die wissenschaftliche Ueber-

treibung gezogen hat.*) Wenn man gegen die freie wissenschaftliche Forschung also aus moralischen Gründen zu Felde zieht, so stellt man mit anderen Worten die moralische Ordnung als abhängig dar von gewissen naturwissenschaftlichen Annahmen oder Hypothesen, und wenn diese fallen, als eine künstlich gemachte Einrichtung, die vermuthlich auf dem Eigennutz einzelner Klassen beruht, und nur so lange ihre Existenz sichern kann, als die Mehrzahl der Menschen über gewisse naturwissenschaftliche Wahrheiten in Unkenntniß erhalten wird.

Eher ließe es sich begründen, von Staatswegen gegen gewisse in die Massen hinaus geschleuderte Elaborate der Halb- und Viertelsbildung einzuschreiten. Diese sind wirklich unter Umständen verderblich für die Moral, um so mehr, als hier die Hypothese oft nicht von der Gewißheit unterschieden wird, und der heilsame Ernst und die Bescheidenheit fehlen, welche die wirklich wissenschaftliche Forschung zu begleiten pflegen. Indeß muß man doch von allen besonderen Präventiv- und Regressivmaßregeln hier deshalb Abstand nehmen, weil die Grenze zwischen nützlicher populärer Belehrung und selbst wissenschaftlicher Darstellung einer- und frivolen und gemeinschädlichen Vorträgen und Schriften andererseits im konkreten Falle zu schwer zu ziehen ist.

Dagegen lassen die Gefahren, welche allerdings aus unseren modernen Zuständen, aus den Fortschritten der Wissenschaft selbst für die Gesellschaft erwachsen können, mit Hülfe der Wissenschaft und mit Hülfe eines auf wissenschaftliche Erkenntniß sich gründenden Handelns in folgender Weise, wenn auch selbstverständlich nicht völlig beseitigen, so doch erheblich sich verringern.

Indem wir nämlich die Erfahrung, diese Lehrmeisterin der Naturwissenschaft selbst, zu Hülfe rufen, erkennen wir, daß unsere gesammte Sittlichkeit auf der langen Arbeit der Jahrtausende, auf der Tradition beruht. Immer mehr einzelne Handlungsmaximen werden zu bewährten, unverbrüchlichen Axiomen, an welchen offen zu rütteln nur Derjenige wagt, der gleichsam von der Gesellschaft sich lossagt. Wenn man längere Zeitperioden mit einander vergleicht, so sind die Fortschritte im Ganzen doch unverkennbar. Um das zu bewahrheiten, braucht man sich z. B. doch nur daran zu erinnern, daß noch nicht Jahrhunderte verflossen sind seit der Zeit, als gemeine Betrügereien, z. B. Münzfälschungen selbst für Regierungen im Herzen des gebildeten Europa noch keinen allgemein gebrandmarkten Schandfleck bildeten. Man vergleiche doch auch z. B. die Begehung gemeiner Verbrechen in dem so oft gepriesenen Mittelalter selbst in den Reihen der vornehmsten und ersten Stände und das, was man damals über dergleichen Vorkommnisse dachte und sagte, mit der Moralität der höheren Stände zu unserer

*) So z. B. beruht es auf einem Trugschlusse, wenn viele sich heut zu Tage über den übrigens noch nicht erwiesenen Satz entsetzen, daß der Mensch vom Affen abstamme (richtiger im Sinne des Darwinismus, daß der Mensch mit dem Affen einen gemeinsamen Stammvater habe). Man sieht doch wahrlich nicht ein, wie durch solche Vorstellung dem heutigen Menschen ein niedrigerer, seinen geistigen Werth herabsetzender Rang angewiesen werden könnte, da doch jener angebliche Stammvater von uns durch eine unübersehbar lange Entwicklungsperiode getrennt ist. Am Ende ist es doch der Erdkloß der Bibel, von welchem auch dem Darwinismus zufolge der Mensch gemacht ist; der Darwinismus schiebt nur eine Zwischenstufe ein.

Zeit! Ist aber jener Erfahrungssatz richtig, so beweist er auch, daß einzelne wissenschaftliche Entdeckungen und selbst Hypothesen die Grundlagen der Moral zu erschüttern gar nicht im Stande sind; daß letztere vielmehr im Großen und Ganzen nur insofern von der Wissenschaft abhängig sind, als wirkliche Wissenschaft und die auf ihr ruhende Kultur nur noch mehr die Grundlagen der Moral gefestigt hat.

Gelegentlich kommen allerdings, wie in der Kultur überhaupt, Rückschritte vor, welche zwar nicht für die gesammte Menschheit, wohl aber für einzelne Staaten und Völker selbst vernichtend wirken können, und da die Grundsätze der Moral ein Ergebniß, ein Niederschlag der Tradition sind, so treten solche Rückschritte regelmäßig dann ein, wenn die ruhige Entwickelung der Kultur erheblich gestört, oder in einzelnen Beziehungen sprungweise vorwärts geht. Zu solchen Störungen reichen selbst politische Umwälzungen aus; noch mehr werden erstere gefördert durch ökonomische Verschiebungen, plötzliches Entstehen von Reichthum, wirkliche oder auch nur vermeintliche*) Verarmung, plötzlich einreißender Luxus. Der Einzelne wird dann leicht irre an den Grundsätzen der Moral. Er glaubt zu entdecken, daß im Großen nur Gewalt oder List herrschen; warum sollen sie nicht auch im Leben der Einzelnen gelten? Die praktische Seite dieser Auffassung ist das Verbrechen.

Dem gegenüber gilt es dann, den Massen den Satz einzuschärfen, daß die Grundlagen der Moral wie von naturwissenschaftlichen Entdeckungen, so auch von staatlichen und ökonomischen Umwälzungen unabhängig erhalten bleiben, und wie man Grundsätze der Moral und des Rechts in den weiteren Kreisen der Bevölkerung nicht sowohl durch theoretische Belehrung, als durch praktisches Handeln bethätigt oder dadurch festigt, daß man diese Grundsätze überall als stillschweigend voraussetzt, so sollte man wenigstens gewissermaßen ein negatives Verhalten dahin beobachten, daß man nicht leichtfertig die Grundlagen der bestehenden Ordnung einer unrichtigen und rücksichtslosen Kritik unterwirft.

Dagegen ist allerdings in neuester Zeit nicht selten gefehlt worden, und gerade im deutschen Reiche ließe sich ein artiges Sündenregister zusammenstellen. Rücksichtslose Verdammungsurtheile über ganze Perioden der Gesetzgebung, ganze und zahlreiche Klassen der Bevölkerung, nothwendige Berufsstände, verbunden mit der Ausführung, daß die Verbesserung der Lage vieler Volksgenossen nur an dem widerstrebenden Willen besser gestellter Klassen oder an dem Eigennutze ein Hinderniß finden, bildeten ja den nicht mißzuverstehenden Grundton zahlreicher Parteiaufrufe in den Wahlkämpfen der letzten Jahre. Kaum aber bedarf es wohl eines Beweises, daß solche Lehren auf günstigem Boden als Samenkörner des Individualverbrechens wirken können. Warum — so kann leicht ein Ungebildeter sich fragen — sollte der Einzelne, um seine Lebenslage zu verbessern, immer darauf warten, bis der Gesetzgebung, die, wie man phrasenreich deklamirt, zu einem so großen Theile doch nur materielles Unrecht darstellt und sanktionirt, es endlich belieben mag, eine Gesammtverbesserung durchzuführen?

*) d. h. im Vergleich zu den gesteigerten Ansprüchen.

Allerdings hat eine früher wissenschaftliche Richtung wohl die Aufgaben des Staates zu enge gefaßt, Dasjenige als unabänderlich dargestellt, was immerhin gewissen historischen Modifikationen unterliegt*). Aber zwischen diesem richtigen wissenschaftlichen Satze und zwischen den modernen Theorien der sozialistischen Richtung liegt eine tiefe Kluft, und wie man auch über Einzelnes denken möge, der neueste Staatssozialismus ist für die Moral und das Pflichtbewußtsein des Einzelnen nicht unbedenklich. So sehr auch die frühere Theorie der möglichst freien Entwicklung der Kräfte der Einzelnen, der möglichsten Fernhaltung staatlicher Einmischung in die Volkswirthschaft der Korrektur bedürftig und fähig sein mochte, das Gute hatte sie doch, daß sie jedem Einzelnen ein starkes Verantwortlichkeitsgefühl einschärfen konnte, während die neuere Theorie, indem sie die Machtlosigkeit der Einzelbestrebung und den glänzenden Erfolg der Staatsfürsorge predigt, unseres Erachtens in ihren Konsequenzen auch den Begriff der verbrecherischen Schuld abschwächen dürfte. Sie selbst zieht natürlich diese Konsequenzen nicht; aber sie werden von Manchem, vielleicht schließlich von Vielen gezogen werden.

Freilich ist das schwere Verbrechen ein Giftpilz, der auf sehr verschiedenartigem Boden gedeihen kann.**) Die charakteristischen Züge des modernsten Verbrecherthums, welches uns so besonders erschreckend entgegentritt, weisen aber besonders hin auf die vielfachen und tiefgreifenden Veränderungen des sozialen und politischen Lebens während der letzten Jahrzehnte. Dringendes Bedürfniß dem gegenüber ist nicht eine drakonische oder reaktionäre Strafjustiz, wohl aber eine stärkere Festigung des Bewußtseins, daß die Grundlagen unserer sittlichen, sozialen und rechtlichen Ordnung nicht beliebig veränderlich, vielmehr nur einer stetigen Entwickelung zum Bessern fähig sind. Darum beherzige man, ohne selbstverständlich andere Gegenmittel gegen das Verbrechen, als da sind Wohlthätigkeit, richtige und in richtigen Schranken gehaltene Bildung der unteren Volksklassen u. s. w. zu vernachlässigen, die Mahnung:

> Verbessert das Bestehende und stellt es als verbesserungsfähig dar; aber rüttelt nicht zu sehr an den **Grundlagen** des Bestehenden!

Das Einzelverbrechen tönt uns nicht selten entgegen als das schaurige Echo dieses Rüttelns. Es könnte sich schließlich entwickeln zum betäubenden Donner der Brandung einer sozialen Revolution, aus welcher freilich — jedoch nur nach langen und traurigen Leiden — wiederum die Grundlagen der bisherigen moralischen und sozialen Ordnung wie unbewegliche Felsen emporragen würden.

*) Die neueste nationalökonomische Schule rühmt sich zwar einer historischen Richtung. Allein sie benutzt die historischen Daten wesentlich nur zu dem Zwecke, möglichst zu zeigen, daß man sehr Vieles nach dem Willen der Staatsgewalt ändern könne. Das aber wollte die so historische Rechtsschule gerade nicht zugeben.

**) Eine gewisse Mitschuld an dem modernen Verbrecherthum tragen allerdings auch die so sehr ausgebildeten, jetzt immer mehr in weiteren Kreisen benutzten Zerstörungs- und Lebensvernichtungsmittel, Revolver, Dynamit, Gifte u. s. w. Darauf hat schon v. Holtzendorff gelegentlich mit Recht hingewiesen.

Die Frauen des Hauses Savoyen.

Von
Angelo de Gubernatis
in Florenz.

In einem im Namen des Senates von Nizza von einem nizzardischen Edelmann gefertigten Beileidsschreiben, welches im Staatsarchiv von Turin*) aufbewahrt wird, wurde im Jahre 1669 die Herzogin Johanna Battista von Savoyen, Regentin für den minorennen Sohn Victor Amadeus, den zweiten dieses Namens, als Vorbedeutung einer glücklichen Herrschaft mit folgenden Worten gepriesen: „Bei einer so seltenen durch den Zeitraum von sieben Jahrhunderten, während einer nie unterbrochenen Reihe von fünfunddreißig Herrschern andauernden Wohlfahrt müssen wir um so eher auf seine königliche Hoheit, unsren durchlauchtigsten Victor Amadeus, unsren einzigen und erhabenen Herrn hoffen, als er das Glück hat erzogen zu werden unter der gottesfürchtigen Vormundschaft und wachsamen Regentschaft Ew. königlichen Hoheit, in deren erhabenem Geiste wir bereits erprobten und bewunderten die Frömmigkeit Cäciliens, die Milde und Güte Bona's, die Klugheit Bianca's, die mehr als heroische Stärke Yolanthe's, die mehr als hehre Großmuth Christinens."

Jedwedes Lob, das den Fürsten gezollt wird, steht immer in dem Verdacht der Schmeichelei, und in einer Apologie des siebzehnten Jahrhunderts könnte auch die Vermuthung auftauchen, daß ein gut Theil spanischer Gesuchtheit mit untergelaufen wäre. Zum Glück aber haben wir Mittel und Wege, um uns über die Wahrheit des Gesagten Aufklärung zu verschaffen und es dürfte nicht allzu schwer sein — denn der Apologist nennt uns verschiedene berühmte Namen savoyischer Frauen — um uns zu überzeugen, ob dem Glanze des Namens auch ein Leben würdig der Rückerinnerung entsprochen habe.

Wenn die Lobeserhebung eines und desselben Herrscherhauses sich durch gut neun Jahrhunderte hinzieht, dann muß der Argwohn jeder Schmeichelei schwinden, das Lob wird ein einfacher Zoll der Geschichte, die ruhigen Geistes die wunderbare Aufeinanderfolge von Menschen und Dingen verzeichnet, durch welche der Ruhm und die Macht eines zur Herrschaft bestimmten Hauses vom ersten Jahrtausend an bis zu unseren Tagen nicht allein sich behaupteten, sondern mehr und mehr zunahmen.

Wir erinnerten an die Worte eines Schreibens, in dem die Namen einiger savoyischer Fürstinnen gepriesen werden. Die Lektüre jenes Briefabschnittes ließ uns nun in Erwägung ziehen, daß es vielleicht nicht uninteressant wäre, nachzuforschen, welchen Antheil die Frauen an der Größe des Hauses Savoyen gehabt haben.

In den Genealogien pflegt der sogenannten weiblichen Linie nur geringe Rechnung getragen zu werden; wir alle wissen jedoch wie groß, wie einflußreich die Rolle der Frauen in unserem Leben ist, daß, wenn sie uns auch den Namen

*) Brief des Grafen Hieronymus Marcellus de Gubernatis, ersten Senatspräsidenten von Nizza, darauf Gesandten zu Rom und Großkanzler des Hauses Savoyen.

nicht übertragen, in jedem Hause, sei nun das Haus ein königliches oder sei es eine Hütte, das heilige Feuer lebendig erhalten. Die Frauen repräsentiren in jedem Hause das konservative Element und die Frauen des Hauses Savoyen haben nicht allein ihr Haus wohl konservirt — sie machten es angesehen und groß. Nicht wenig trug dazu vielleicht der Ruf ausgezeichneter Staatswirthinnen bei, den sie sich seit den ersten Jahrhunderten erwarben, in welchen der savoyische Name begann ruhmvoll zu erklingen — Motiv, weßhalb ihre Verwandtschaft von den mächtigeren Souveränen Europas bald und immer mehr begehrt wurde.

Das älteste Dokument, welches den Namen eines der Herren von Savoyen ins Gedächtniß zurückruft, ist ein Akt frommer Schenkung seitens der Königin von Burgund, Irmengard, deren erster Rath, oder wie es damals hieß, Advocatus der Graf Humbert Biancamano gewesen zu sein scheint, da er als der Erste jenes Schriftstück unterzeichnet hat. Der erste Vertrauensbeweis, den die Geschichte kennt, wurde also dem Hause Savoyen von einer hervorragenden Frau zu Theil. Der zweite zögerte nicht zu folgen. Er kam von einer andern Frau, einer der ersten und edelsten Gestalten ihrer Zeit, nämlich von der Marquise Adelheid von Susa, welche, als ob sie eine Ahnung gehabt hätte, daß das Haus Savoyen zur Herrschaft über Italien bestimmt war, die Grafen von Savoyen an sich über die Alpen zog, indem sie sich Otto, den Sohn des Grafen Humbert Biancamano, zum Gemahl erkor.

Die alten, im fünfzehnten Jahrhundert niedergeschriebenen und sehr wichtigen Chroniken des Hauses Savoyen*), da sie beweisen, wie von da an Haus Savoyen nicht nur sich seines alten und edeln Ursprungs rühmte, sondern auch schon das Bewusstsein von der Größe hatte, zu der es einst berufen werden würde, verwechselten den Vater mit dem Sohn, Humbert mit Otto; doch wenn auch die Dinge sich nicht genau so zutrugen, wie der Chronist sie im guten Glauben berichtet, der Sinn des Berichtes, wie ihn der Chronist des fünfzehnten Jahrhunderts aus der Familientradition der savoyischen Grafen schöpfte, genügt, um uns zwei Hauptpunkte erkennen zu lassen: die Bedeutung, welche die Marquise Adelheid ihrem mächtigen Nachbar beilegte und den politischen, wie strategischen Gedanken, welcher sie wahrscheinlich zu jener Heirath bestimmte. Das Marchesat Susa erhielt dadurch eine Schutzmauer, eine unüberwindliche Festung an den Bergen Savoyens und dem deutschen Kaiser, dessen Bündniß die Marquise sicherlich erstrebte, wurde ein guter Paß nach Italien gesichert. Dieser ihr Ehrgeiz trat bald klar an den Tag, als es Adelheid glückte, ihre eigene und Otto's Tochter dem Kaiser Heinrich IV. zur Gemahlin zu geben. Ihm bereitete sie auch, nachdem sie die ersten mit dem Schwiegersohne gehabten Mißhelligkeiten überwunden hatte, darauf, als er ihre eigenen Staaten passirte, den ehrenvollsten und herzlichsten Empfang und schlug sich zu seinen Gunsten auch bei dem Papst Gregor VII. ins Mittel; doch herrschte zwischen ihr und der bekannten Gräfin Mathilde irgendwelche Rivalität, deren Geheimniß bisher die Geschichte nicht gelüftet hat.

*) Die Chroniken Savoyens wurden neuerdings im Jahre 1870 von Casanova in sehr eleganter von Baron Emanuel Bollatiaruta sorgfältig durchgesehener Ausgabe veröffentlicht.

Die italienische Politik des elften Jahrhunderts befand sich in den Händen der Marquise Adelheid von Susa, Gemahlin und Mutter savoyischer Grafen, und der Gräfin Mathilde, und beide Frauen, welche miteinander in frommen Werken rivalisirten, wetteiferten auch um Einfluß in Staatsangelegenheiten — die Eine hauptsächlich durch ihr Wirken beim Kaiser, die Andre besonders durch ihr Wirken beim Papst. Wer kann heute sagen, ob nicht in der Erniedrigung, welche die Gräfin Mathilde Heinrich IV. in Canossa erleiden ließ, auch die geheime Absicht enthalten war, ein wenig die Eigenliebe der mächtigen und ruhmvollen Schwiegermutter des Kaisers zu verwunden? Jedenfalls will die Marquise Adelheid von den Geschichtsschreibern als die eigentliche Begründerin der savoyischen Dynastie in Italien gehalten werden. Die Legende verknüpft ihren Namen mit dem Humberts und die Legende zeigt sich nicht blind: sie vereint so die Namen der beiden wirklichen und sichern Begründer des savoyischen Ruhmes. Dies vorausgeschickt können wir mit Nutzen und Interesse die Worte des alten Chronisten lesen, der uns erzählt, wie die Gesandten des Marquis von Susa zum ersten Grafen Moriano kamen, um ihm die Heirath mit der Marquise Adelheid vorzuschlagen.

„Tres honore et tres doubte Signieur! notre signieur et Prime le signieur de Suze se recommande bien a Vous. Si vulliez savoir que lon ly a desmandee damoiselle Adlis de pluseurs pars et de maints grans signieurs; sy est a tant venus qu'il a voullu avoir conseil et deliberaison avequez eulx pour logier et marier sa fillie; car il se sent deja vieux et ancien et agrenes, sy desire fort de pouvoir pourueir en sa terre doucung qui bien la regisse et governe devant et apres ly; pour quoi toux les nobles de son pays et nous avequez eulx avons avisé que par pluseurs causes et raisons il na nulluy a qui demoysele Adlys fust mieulx avenant qua vous, car prumierement elle est bien nee et de tres noble lignee, ellest sage avenant et adroitte et sy disiree de pluseurs gran signieurs et ultre plus la terre de son père est cognant et meshe a la vostre; et ultre pour redrecier le pay et pour fayre de deux mortels guerres une bonne paix nous sumes cy venus pour vous prier et requerir que adce vous vulliez acorder. Sy plaise a votre signieurie de savoir mieulx entendu que je ne lay dit.“

Graf Humbert wollte nach der Chronik keine Antwort geben, bevor er sich nicht mit seiner Mutter, Katharine von Sachsen, berathen hatte. Da die Geschichte uns betreffs der Mutter und der Gemahlin Humberts nichts Bestimmtes meldet, können wir, bis der Beweis des Gegentheils gebracht ist, der Legende folgen, welche die erste Gräfin von Savoyen mit einer sächsischen Fürstin in Verbindung bringt und das Spiel des Zufalls bewundern, welcher neuerdings in unsrem Jahrhundert nach neun Jahrhunderten in demselben Hause eine Adelheid, eine sächsische Fürstin und einen Humbert verband. In diesem Falle kann man wenigstens die savoyischen Chronisten des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nicht beschuldigen, mit ihren Genealogien dem gegenwärtigen Herrscherpaar Italiens haben schmeicheln zu wollen. Die Fürstin-Mutter hatte nach der Tradition des savoyischen Hauses oft das Ansehen einer Herrscherin und deßhalb wird uns auch in der

Legende die Mutter Humberts als dessen beste Rathgeberin dargestellt, derem Beschlusse der Sohn sich fügt. Aber die savoyische Legende zeigt uns unsre Fürsten noch von einer andren Seite — ihnen mehr als andern gebührt der Ruhm von vollkommenen Kavalieren. Emanuel Philibert pflegte nicht zu schwören, er sagte allein: Auf Kavalierparole.

Humbert Biancamano sagte nun wohl die ehrenvolle vorgeschlagene Parthie zu und er würde sich gern zur Reise nach Susa angeschickt haben, aber in der Voraussicht, daß den Damen der Schmuck der Perlen und Gewänder nicht mißfallen würde, will er sich der Braut nicht vorstellen, ohne vorher die Schätze gesammelt zu haben, mit welchen er derselben huldigen wollte. Die Gesandten des Marquis von Susa drängen zur Eile und die Abreise steht bevor; da hilft die sächsische Fürstin Katharina dem Sohn aus der Verlegenheit und überläßt ihm für die erwünschte Schwiegertochter die eignen Perlen und reichen Gewänder. „Et dame Katelline“, erzählt der Chronist, „sen yssist de sa chambre et alla vers son filz et defait elle ly dest tant de raisons quil fust contant a y aller; sy ne plenoit siens ce nous fait apareil de yoyeaulx et de vecteuces; mais madame sa mere sen conforta, car elle ly en donna des siens dont elle en avait accer et de bons.“

Die Chronik berichtet uns noch einen andern Höflichkeitsakt des ersten Grafen von Moriana. Die Geschichte mag daran zweifeln, aber in der Legende selbst hat er einen historischen Sinn; denn wenn er uns nicht zeigt, daß der Bericht davon eine Humbert dargebrachte Huldigung ist, überzeugt er uns im Voraus, daß alle savoyischen Humberts, mehr noch, daß alle Fürsten des Hauses Savoyen ähnlicher Handlungen fähig gewesen sein würden, welche den Charakter des ganzen Hauses in das wahre Licht setzen. In dem Ehekontrakt hatte der Legende nach der alte Marquis von Susa einen Punkt wollen aufnehmen lassen, wonach der Graf von der Herrschaft Susa sofort würde haben Besitz nehmen können. Aber der ritterliche Humbert antwortete, er könne nicht zugeben, daß der alte Herr der eignen Herrschaft beraubt werde, ihm genüge indessen der Besitz der „belle dame“. Man sagt, daß der Marquis von Susa, als er diese edelmüthigen Worte des Grafen von Moriana hörte, vor Freude geweint und den höflichen Schwiegersohn zärtlich umarmt habe. Der harmlose Chronist fügt hinzu: „Et sackiez que l'amour fut cy tres grande entre le conte et dame Adlis que ce serait fort chose à raconter“. Humbert kehrte, wie man sagt, mit der Gemahlin nach Aigues Belles in Savoyen zurück „ou sa mere les receust honorablement et fut mouelt contente de sa belle fille car, aveques la beaulte elle estait sage et de doulcas manyeres et bien advenant et sy sentramerent moult l'une et l'autre“. Als der alte Herr von Susa gestorben war, kam nach der Chronik Humbert wieder über die Alpen. „Le conte Umbert ala par tout le pays et print possession de toute la signorii et puis retorna a Suze vers la contesse Adlis et ils demoraient par aucungs jours et par aincy sucidist a la signorie de Suze le dit conte Humbert aulx blanches mains, a cause de dame Adlis sa femme“.

Adelheid von Susa, in der Zeitfolge die erste der savoyischen Fürstinnen, war also Italienerin dem Blute und dem Geiste nach, sie rief und gründete das Haus Savoyen in Italien, indem sie es nach Piemont hinabsteigen ließ. St. Peter Damiano zollte ihr hohe Achtung und die Päpste selbst lobten an ihr die große Frömmigkeit und begrüßten sie mit dem Namen „Tochter des heiligen Petrus!“ In den eignen Staatsangelegenheiten duldete sie als würdige savoyische Fürstin indeß keine Einmischung der Päpste, man sagt sogar, daß, als der Papst den bei ihr wohlgelittenen Bischof von Asti vertrieben wissen wollte, sie denselben nicht ohne Uebereilung mit den Waffen in sein Bisthum wieder einsetzte. Die Geschichtsschreiber zollen ihr deßhalb in Wahrheit kein großes Lob, da jener Bischof Handel mit geistlichen Aemtern trieb und beim Volke übel angesehen war. Wenn aber auch Adelheid vielleicht in dieser Sache des Bischofs von Asti übergroßen Eifer zeigte, so bewies sie doch in ihrer langen Herrschaft über die Grafschaft und das Marquisat große Kühnheit und politischen Scharfsinn. In der Geschichte des savoyischen Hauses eröffnete sie sodann den ruhmvollen Reigen der Herrscherinnen, denn wenn auch nach dem salischen Gesetz die savoyische Dynastie seine Fürstinnen nicht allein und für eigene Rechnung herrschen lassen konnte, so übergab sie den fähigsten doch oft die Regentschaft. Einige Historiker messen die Schuld an Unglücksfällen, welche das Haus Savoyen zuweilen betrafen, dem Umstande bei, daß die Herrschaft während zu langer Zeit in den Händen der Frauen gewesen sei; doch verdient diese sonderbare Ansicht eine sorgfältigere Untersuchung und es wäre nicht unmöglich, daß aus derselben klar hervorginge, daß diese Unglücksfälle noch schwerer gewesen wären, wenn anstatt der Frauen, eifersüchtig darauf bedacht die Herrschaft ihren Söhnen zu bewahren, die Regentschaft Oheime oder Schwäger erhalten hätten, bestrebt die Macht für sich und die eigne Nachkommenschaft zu behalten. Im Uebrigen haben wir im Hause Savoyen selbst Beispiele von Fürsten, welche vortrefflich regierten, so lange sie an ihrer Seite eine tüchtige und kluge Gemahlin als treue Rathgeberin hatten, nach derem Tode aber nicht mehr zu regieren verstanden. Karl III. verlor, als der Tod ihm seine Gattin Beatrix entrissen hatte, das eigne Reich; Victor Amadeus II. entsagte, kaum daß er Anna von Orleans, seine treffliche und liebliche Gefährtin verloren hatte, vor der Zeit der Herrschaft.

Noch zwei andere Fürstinnen mit Namen Adelheid zählt die savoyische Familie zu den ihrigen. Die Eine, Schwester Karl Emanuels II. und Gemahlin des Herzogs von Bayern, lebte im siebzehnten Jahrhundert und war, wie die Chronik meldet, eine angesehene Dichterin. Sie veröffentlichte zu München einen Band Gedichte und eine Sammlung von Gebeten, auch soll sie Komödien geschrieben haben. Die andere Adelheid, österreichischen Ursprungs, war eine Frau von sanftem Charakter und großer Frömmigkeit, sie war Gemahlin des ersten und Mutter des zweiten Königs von Italien.

Da wir an eine savoyische Fürstin erinnert haben, welche zugleich Schriftstellerin war, dürfte es nicht unangemessen sein, noch einige andere zu erwähnen, welche sich einen Ruf, sei es eben als Schriftstellerin, sei es als hohe Beschützerin

der Wissenschaften erworben haben. Man feiert in der Geschichte der provençalischen Poesie den Namen der Beatrix von Savoyen, Tochter Thomas I., Grafen von Savoyen, und Gemahlin Raimund Berengario IV., Grafen von Provence; sie war Mutter dreier Königinnen und einer Kaiserin, dichtete provençalische Lieder und war Beschützerin der Troubadours. Ferner ist bekannt Ludovika von Savoyen, die Tochter Philipp's ohne Land und Mutter Franz I., Königs von Frankreich, welche ebenfalls Gedichte schrieb, die vor nicht langer Zeit in Frankreich veröffentlicht wurden. Gebildet und gelehrt waren besonders die Margarethen, welche in das Haus Savoyen eintraten oder demselben entsprossten. Margarethe von Oesterreich, Gemahlin Philibert's des Schönen (Erstgebornen Philipp's ohne Land und Bruder Karl III.), später Statthalterin der Niederlande für Maximilian, ihren Vater und Karl V., war eine schöne und geistreiche Frau, lebhaften Charakters, hohen Sinnes und von nicht geringer politischer Umsicht. Sie schrieb viel in Prosa und in Poesie und unter anderen Sachen auch eine Beschreibung ihres eigenen Lebens und der sie betroffenen Unfälle, über die sie nach Bedürfniß auch zu lachen wusste. Johann Lemaire verfertigte ihr zu Ehren einen Margarethenthaler und lautete die Inschrift der zu ihrem Andenken geprägten Medaille: Constantiae, castitatis, religionis et prudentiae merito vere augusto.

Margarethe von Valois, Schwester Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin Emanuel Philiberts, sah ihren Namen nicht verdunkelt durch den Ruhm des Siegers von St. Quintin, sie war Beschützerin der Künstler und Literaten und deßhalb trägt die ihr zu Ehren geprägte Medaille das Motto: Musarum parens et attrix. Bettay, Ronsard, Desportes, Amyot und andre französischen Schriftsteller feierten ihren Namen.

Von einer dritten Margarethe, den Musen und Dichtern Italiens hold, flüstert man, daß sie nicht allein süße Lieder liest, sondern selbst dichtet — aber dieses vage Geflüster rührt von leichten und zarten Zephyrs her und Genienherolden, welche mit leisem Lächeln im Fluge das große Geheimniß ausplaudern und uns Allen dabei mit der Hand zuwinken, daß es Niemand wissen und Niemand wiedererzählen soll.

Wir haben einer Dichterin Beatrix, der Tochter Thomas', Erwähnung gethan und wir möchten glauben, daß dieselbe bei ihrer Geburt von den Musen aufgenommen worden ist, in froher Stimmung über die poetische, ja noch mehr über die hochromantische Weise, mit welcher ihre Mutter Beatrix von Genf die Gemahlin des Grafen Thomas wurde. Derselbe hatte nämlich um die junge und schöne Beatrix in gebührender Weise beim Grafen von Genf angehalten, aber wegen des Haders, der zwischen den Grafen von Genf und denen von Savoyen herrschte, war sein Begehren nicht willkommen geheißen worden, zum großen Schmerze der beiden jungen Leute, welche sich bei einem Feste begegnet hatten und sich gegenseitig wohlwollten. Als Graf Thomas die Weigerung vernommen hatte und bald darauf erfuhr, daß die Geliebte in Folge französischer Werbung nach Frankreich geführt werden sollte, lauerte er dem Brautzuge auf, behandelte nach römischer Art den Grafen von Genf als Sabiner, raubte die Braut und

feierte zu Hause die Hochzeit. Auch damals musste der vollendeten Thatsache Rechnung getragen und diese anerkannt werden — die so eroberte Gemahlin erschien dem jungen savoyischen Helden aber um so theurer. Die alten savoyischen Chroniken sprechen noch von der außergewöhnlichen Heirath eines anderen savoyischen Grafen, eines Amadeus, welcher statt in der Ferne und Fremde sich eine Gemahlin zu suchen, dieselbe sich aus der Nachbarschaft wählte und zwar aus vielen und guten Gründen, die auch für einen andern erhabenen savoyischen Fürsten maßgebend waren, welcher, als alle Länder nach der besten der Bräute durchsucht waren, einsah, daß die beste Partie jene war, die Fürstin zur Gemahlin zu erkiesen, welche der Himmel ganz in seiner Nähe hatte aufwachsen lassen — die Nachbarin des Grafen Amadeus V. aber war Sibylle von Baugé.

Die Chronik verwechselt Namen, Orte und Zeiten, einen Amadeus mit dem andern, einen Kaiser mit dem andern und einen Papst mit dem andern Papst — schwere historische Irrthümer und doch ruht die geschichtliche Wahrheit auf dem Grunde der Legende. Thatsache ist es indessen, daß Amadeus V. als seine Gemahlin ein ausgezeichnetes, durch seine Verdienste bekanntes und nächste Interessen habendes Weib einer unbekannten Fremden vorzog, von der er voraussehen konnte, daß sie gegen die savoyischen Geschicke sich gleichgültig verhalten hätte.

Aber die Wahrheit kann und darf nicht verschwiegen werden. Mit Ausnahme zweier Ausländerinnen, zweier sogenannten Königinnen von Cypern, Anna und Charlotte, welche im fünfzehnten Jahrhundert dem Hause Savoyen außer dem unnützen Gepränge der Schönheit und verhängnißvollen Aufwandes nichts weiter als Unruhe, Noth und Bedrängniß brachten, vermählten sich alle andern Fremden, die in das Haus Savoyen eintraten, damit auch seinem Glücke, und hielten auch bei vielen Gegensätzen und ungeachtet ihrer eignen natürlichen Sympathien, die Interessen und die Größe der Dynastie, in die sie eintraten, aufrecht und wurden alle vorzügliche savoyische Fürstinnen. Verhängnißvoll wurden dagegen dem Hause Savoyen viele Frauen, die, wenngleich Italienerinnen, zumeist unbekannt und niederen Standes als erklärte Geliebte der Fürsten Macht und Ansehen erlangten — verhängnißvoller noch die Söhne dieser Favoritinnen, gewöhnlich kühn und verwegen. Renatus von Savoyen unter andern, in der Geschichte bekannt unter dem Namen des Bastard von Savoyen, war hauptsächlich die Ursache des Ruines von Piemont und des Hauses Savoyen in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Da Margarethe von Oesterreich nicht dulden wollte, daß Renatus am savoyischen Hofe den Herrn spielte und ihm entgegen trat, eilte derselbe voll Verdruß nach Frankreich und redete so lange und zettelte so viele Intriguen an, bis er schließlich den französischen Sire zu einem neuen Einfall in Italien bewog zum Schaden besonders der savoyischen Herrschaft. Venus auf dem Throne hat niemals gut gethan und wenn die Medaille Anna's von Cypern diese mit der Göttin der Liebe vergleicht und sie „Venus altera coniugii decus, cypriis ab oris“ nennt, so sagt doch die Geschichte nicht, daß das Reich dieser Venus von den Päpstlichen gesegnet worden sei.

Von der Abdankung des Herzogs Amadeus VIII. bis zum Einzuge Ema-

nuels Philiberts in Turin sehen wir in der Geschichte des Hauses Savoyen, mit Ausnahme Philipps ohne Land, eines Mannes von starkem Charakter und fähig vielleicht großer Dinge, der achtzehn Monate, und Karls I., des Kriegers, der noch kürzere Zeit herrschte — eine lange Reihe von schwachen Fürsten. In jenem Jahrhundert der Ungewißheit, des Schwankens und der Thorheiten, ging auch für das Haus Savoyen eine doppelte, sehr günstige Gelegenheit verloren: jene, die Herrschaft der Lombardei an sich zu bringen, was nach dem Tode Philipps Maria Visconti, des Gemahles Marias, Tochter Amadeus' VIII., hätte geschehen können, wenn es dem Handstreich Franz Sforza's zuvorkam — sodann jene, in die Erbfolge Montferrat's einzutreten, auf welches es schon seit der Heirath des savoyischen Grafen Aimon des Friedfertigen mit Violanthe von Montferrat Ansprüche erhob.

Aus der Ehe Anna's von Cypern mit Ludwig II. von Savoyen sind zwei Frauen bekannt geworden, in gleichem Maaße verhängnisvoll, nämlich Bona, Gemahlin des Herzogs von Mailand, Galeazzo Maria Sforza, und die Ursache des Todes Franz Simonetta's, welche anfänglich Ludwig den Mohren willkommen hieß und später den eigenen Neffen Karl VIII. von Frankreich den Sohn einer älteren Schwester Bonas, nämlich Charlottens, Gemahlin Ludwig XI., gegen ihn nach Italien rief. Mit Karl VIII nahmen die Franzosen die seit den Zeiten Karls von Anjou und Karls von Valois aufgegebene Gewohnheit, Einfälle in Italien zu machen, wieder auf, ein sehr schwer empfundener Schaden, welcher der Beginn war von allen Uebeln, die in der Folge zwei Jahrhundert hindurch Italien beunruhigten, welches das Feld freier Plünderung bald für die Heere Frankreichs, bald für die österreichisch-spanischen geworden war. Die vergangene Geschichte aber läßt sich nicht repariren, man muß sie nehmen wie sie ist. Ihre Dramen können uns wohl erschüttern, aber es steht nicht bei uns, deren Personen zu ändern. Nothgedrungen müssen wir vielmehr beim Nachdenken über die Vergangenheit Bossuet Recht geben, und in der Geschichte wie im Leben gewisse von der Vorsehung festgestellte Gesetze erkennen. Wir sind auf der Welt nur unter der Voraussetzung, daß Andere dieselbe verlassen und so werden in der Geschichte zuweilen glückliche Ereignisse vorbereitet durch ganz fern liegende Veranlassungen, welche den Anschein haben von beklagenswerthen und nicht wieder gut zu machenden Fehlern. Wenn wir die Geschichte verstehen wollen, müssen wir uns daher gewöhnen, sie weit zu umfassen.

Anna von Cypern, welche, obgleich von großer Schönheit und Klugheit, und mit Rücksicht auf ihre Zeit betrachtet, sicher nicht als die beste der savoyischen Herzoginnen erscheint, vielmehr geschaffen zum Nachtheil der Dynastie und Piemonts, wurde doch die Mutter Philipp's ohne Land, des Großvaters jenes Emanuel Philibert, welcher vielleicht nicht so groß geworden wäre, wenn nicht besonders die Schule des Unglücks ihn erzogen hätte. Aus der nämlichen Familie, von welcher ein großer, unmittelbarer Verlust ausging, sollte auch die künftige Abhülfe dieses Verlustes geboren werden. Das Ehebett der aus Cypern stammenden savoyischen Fürstinnen war sechszehn Mal gesegnet und wer weiß, ob nicht nach physiologischen Gesetzen jene savoyische Verbindung mit dem lebhaften edeln griechischen

Blut nothwendig gewesen war, um dem bereits seit länger als vier Jahrhunderte existirenden Geschlechte nicht nur neues Leben, sondern auch eine neue Art von Unsterblichkeit zuzuführen. Von diesen alten in den Bergen Savoyens erzogenen und in Griechenland neu gestärkten Familiengeschlechte sollten darauf noch Männer ausgehen von dem Schlage eines Emanuel Philibert, eines Karl Emanuel, eines Prinzen Thomas, eines Victor Amadeus II., eines Prinzen Eugen, eines Victor Emanuel II. — sämmtlich große historische Figuren, würdig des Plutarch. Respectiren wir daher das Geheimnißvolle, welches sich doch immer in den endlosen Schlangenwindungen der Geschichte verbirgt; bei dieser Art religiösen Verhaltens dem Unbekannten gegenüber wird zum Ersatz unserem Geiste das Bekannte in um so klarerem Lichte entgegen treten.

Um aber, wie ein Novellist sagen würde, zur Sibylle von Baugé zurückzukehren, welche wir auf dem Punkte, sich dem savoyischen Grafen zu vermählen, verlassen haben, so hören wir, wie der alte Chronist des savoyischen Hauses uns ihre Ehe mit einem der Amadeus erzählt, sowie ihre Thaten, während der Gemahl den Kaiser nach Rom zur Krönung begleitete. Sibylle erscheint uns darin als wahre Heroin. Wenn sie auch eine solche nicht war, uns genügt es, daß die savoyischen Fürsten Amadeus VI., VII. und VIII. ihre Gemahlinnen dessen auch fähig hielten, was ihre Großmutter Sibylle gethan und selbst ihren Chronisten den Ton angaben, dem zufolge die savoyischen Fürstinnen als fähig jedes Heroismus dargestellt wurden; für uns wird diese Erzählung vollständig glaubhaft und gewinnt von dem Gesichtspunkt aus an Wirklichkeit.

Die alten savoyischen Chroniken wurden im Auftrage der letzten ruhmreichen savoyischen Grafen nach deren eigenen Ueberlieferungen geschrieben, wenn sie dieselben nicht diktirten, so gaben sie ihnen das Kolorit. Daher hat diese intime alte Chronik des ältesten Herrscherhauses Europas für uns einen ganz besonderen Reiz — keine andere Dynastie hat eine ähnliche aufzuweisen. Hören wir nun mit Respekt, was der alte Chronist uns berichtet, bezüglich des Entschlusses, welchen Amadeus faßte, sich zur Gemahlin eher eine achtungswerthe Nachbarin als eine unbekannte Fremde zu erwählen: „La damme Subille contesse de Bougie cognoys ie bien mieulx que nulle aultres lointagnei que ie ne say quelles sont ne que ie ne cognoys. Sy seraye plus contant dectre maryer a une myenne voisinne que a une lointagne que ie ne cognoistroye, car la bonne renomee et les bonnec condicions soit plus de sa prochayne que ne cont les richesses des loingtayenes et estrangierei“. Darauf antworteten die Herren des savoyischen Hofes damals, was man im Jahre 1868 in allen Theilen Italiens in italienischer Sprache wiederholte: „Moncignieur, vous aves esleu la bonne e millieur partye car elle a renomee bonne et noble, et ca personne est sage et de beau maintient“. Der Chronist und seine edeln Eingeber stellen uns diese Sibylle als eine tapfere Kriegerin dar, als eine Frau von kluger Besonnenheit, männlichen Geistes, schnell und kühn in ihren Entschlüssen. Sie bestimmte den Grafen, dem Kaiser von Deutschland — Heinrich VII. von Luxemburg — zur Krönung nach Rom zu folgen und als der benachbarte händelsüchtige

Herr des Delphinates in das Gebiet des savoyischen Grafen einfiel, traf die Gräfin sofort ihre Vorkehrungen. „La nouvelle“ schreibt der Chronist: „vint a la contesse Subille comment le dauphin avait acsiegee le chastel de Quyrieu, sy ne fist pas comme femme, maiz comme uny bong gentdarme, et monta elle méme a chival et subbitement manda tous les signieurs circonvoicins et fit cryer son mandement general sur la payne de fiez et riere fier“. Kurz die Gräfin handelte so umsichtig „qu il fallust le dauphin soy retrayre et partir du sieye“. Aber Sybille ist nicht allein auf die Gegenwart bedacht, sie trifft auch ihre Vorkehrungen für die Zukunft. „Ly fuct ordonne que l'armee de Savoye ne se rompist point, ainsy se mistrent en garnysons aulx frontieres sanc mouoire aultre guerre inques a la venue au mandement de leurs signieurs. Et aincy se logiarent aulx frontieres pour la deffance du pays, eulx y cuydant desmorer longument, veu que leur signieur le conte estait loings, mais la contesse Sybille avait fait aultre chose, car la prumyer chose quelle fist, elle print con secrettaire et fit escryre et rescrinst a son signieur le conte a Romme, e afin quelle ne facillist, elle y envoya deux messagez afin que ce lung fallist que lautre ne fallist pas, e sy ly envoya aussauoris tout laffaire et comment le dauphin le guerroyait“.

Wenn wir diesen Abschnitt alter savoyischer Chronik lesen, drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß bei ähnlicher Gelegenheit alle heutigen Sibyllen Savoyens die Heldenthaten der alten tapferen, von der Chronik gefeierten Sibylle erneuern würden, mit dem Unterschied, daß die heutigen, da sie selbst zu schreiben verstehen, nicht mehr nöthig haben würden, einem Secretair die ihrem Herrn vorbehaltenen Geheimnisse anvertrauen zu müssen. Die romantische Erzählung der Thaten Sibylle's endigt mit der Rückkehr des Grafen nach Chambery, „on il trouva la contesse Sybille sa femme, laquelle ly fist grande et bonne chiere, et la loa moult par le grant sens qui er elle eitait“. — Die Lektüre jener zur Unterhaltung und Belehrung der Fürsten und Fürstinnen Savoyens bestimmten Chroniken soll — mag auch die kritische Geschichte manchen Theil derselben in Zweifel ziehen — auf den Geist jener hervorragenden Leser und Leserinnen einwirken, die darin große und herrliche Muster ihres Hauses wiederfinden, welche sie von edlem Ehrgeiz getrieben, nachzuahmen nicht zögern werden.

Wir treten nunmehr der wichtigen savoyischen Geschichte nahe mit der Succession dreier bedeutender geschichtlicher Figuren, des Amadeus VI., VII. und VIII. mit Gemahlinnen zur Seite, die ihrer und der glorreichen Sibylle würdig waren. Aus Yolanthe oder Violante von Montferrat, Gemahlin Aimon des Friedfertigen und Mutter Amadeus VI., macht die Chronik eine Gemahlin eines Amadeus und nicht ohne Verwunderung finden wir in derselben keine Erinnerung an Aimon. Wenn sich auch der Name des Gemahls Yolanthe's in der Chronik verliert, so können wir doch merken, daß derselbe ein friedliebender Mann und kein kriegerisch gesinnter Amadeus war, wenn wir nachstehende Worte lesen, welche uns überzeugen, daß der wahre Herrscher Savoyens damals Yolanthe von Montferrat war. „Et la comtesse Yollant sygnoria e governa sy sagement

quelle fuet moult amee de con seigneur et de tout le pays, et tout le peuple la prisoit, agmoit et doubtait et sur tout les paures, car elle les vestait chauseait et habillait et leur faicait au plus quelle ponait leurs nececsites et les trattait doulcement et piteusement, dont le conte estait moult contant et joyeux et le vevit voullantiers, non nauc tant que iamaiz ne ly dist au contrayre de rien quelle vaulcist fayre. Ainsy ils vivoyent commae deux angels en amour, empaix et en tranquillite". Diesem friedlichen Idyll entsproß Bianca, Gemahlin des Grafen Galeazzo Visconti und Mutter des Grafen von Virtú, von dem sie die Herrschaft Monza als Geschenk erhielt. Im Jahre 1375 nahm sie Besitz von jener Gegend, wo noch jetzt in den Sommermonaten das alte häusliche Idyll des Hauses Savoyen andauert.

Von der Montferrinischen Yolanthe stammte auch das starke Geschlecht der Amadeus, welches auf das Haupt der alten Grafen von Savoyen die Herzogskrone setzte. Noch eine andere Bianca stammt aus dem Montferrat, die Gemahlin Karl I. des Kriegers. Sie führte rühmlich die Regentschaft, zeigte einen starken Geist, legte viele Streitigkeiten friedlich bei und wandte durch ihre Geschicklichkeit mancherlei Gefahren vom Staate ab. Unter ihren Cavalieren zählte sie den berühmten Ritter Bayard. Nicht von ihr gerufen war Karl VIII. nach Italien gekommen und da sie ihm die Passage nicht streitig machen konnte, gestand sie ihm dieselbe freiwillig zu und empfing den jungen König von Frankreich mit großer Höflichkeit. Man erinnert sich auch, daß demselben von ihrem jugendlichen Sohne das Roß „Savoyen" dargeboten wurde — dasselbe auf welchem Karl VIII. bei Fornovo besiegt, entfliehen konnte, als er sich umzingelt und in Gefahr sah, zum Gefangenen gemacht zu werden. Eine Tochter Biancas, zum Andenken an die erste Yolanthe von Montferrat und vielleicht auch an Yolanthe von Frankreich, Gemahlin Amadeus IX. und Schwester Ludwig XI., auch Yolanthe genannt, war die erste Gemahlin Philibert des Schönen, dessen zweite Margarethe von Oesterreich wurde. Durch die in Montferrat geschlossenen Ehebündnisse consolidirte Haus Savoyen seine Herrschaft in Piemont, während es durch die Vermählung mit den beiden Bona's und mit Yolanthe von Frankreich häufig den französischen Herrschern Vorwand gab, Piemont für einen Vasallenstaat anzusehen. Margarethe von Oesterreich, wie schon bemerkt die Gemahlin Philibert des Schönen und später Statthalterin in den Niederlanden, sowie Beatrix von Portugal, Schwägerin Karl V. und Gemahlin Herzog Karl III., genannt der Gute, waren wohl eine schätzbare Hilfe für die savoyischen Fürsten bei ihrem Widerstande gegen die französische Invasion, aber in der Stunde als die Gefahr wuchs, verschwanden sie zusammen von dem savoyischen Schauplatz, welcher sich bald vollständig in der Gewalt der beiden fremden Streitenden befand und besonders in der des benachbartsten, der auch der tollkühnste und unternehmendste war.

Die französischen Herrscherinnen offenbarten, wie es unter Anderen Bona von Bourbon, Yolanthe und Marie Christine bewiesen, ohne Zweifel auf dem Throne hervorragende Eigenschaften und waren sämmtlich gottesfürchtig und fromm — die Eine derselben sogar, Yolanthe, welche die Abgaben erleichterte und

Decrete erließ, welche die Processe verringern und sie minder kostspielig machen sollten, wird nicht allein bewundert, sondern was viel verdienstvoller ist, auch von ihren Unterthanen gesegnet. Nichtsdestoweniger war keine Verbindung mit französischen Fürstinnen ohne schwere Gefahr für das Haus Savoyen, welches wider seinen Willen sich durch ein immer schädliches und lästig ausfallendes französisches Protectorat bedrückt fühlte. Als Deutschland seine Fürstinnen der Ehre unserer Fürsten anvertraute, fühlte es sich dem Hause Savoyen verbündet und, auch als Letzteres wegen seiner Lage sich genöthigt sah, die Waffen gegen fürstliche Anverwandte Deutschlands zu ergreifen, sah es stets ein, daß es mit einer ritterlichen Dynastie zu thun hatte und achtete sie immer. Ludwig XI., Karl VIII., Ludwig XIII., Franz I., Heinrich II. und IV., Ludwig XIV. zeigten sich sicher niemals als wohlwollende Verwandte der savoyischen Fürsten und wenn sie auch zugeben mussten, daß die savoyischen Staaten schließlich ihren natürlichen Herren verblieben, können sie doch nicht im Ernste sagen, daß dies in ihrer Absicht gelegen habe. Wie sehr auch die französischen Herrscherinnen von ihren Sympathien mehr nach Frankreich als nach Italien gezogen wurden, so standen sie doch, sobald sie in das Haus Savoyen eingetreten waren, für die Größe dieses Hauses ein, aber wenn sie gegen innere und äußere Feinde — und sie thaten es öfter als nothwendig war — die Hülfe Frankreichs herbeiriefen, so ließ diese Hülfe zuerst meist sehr auf sich warten und wenn sie kam, verwandelte sie sich in einer Eroberung ähnlich sehendes Protectorat. Unter allen Verträgen ist der beste, sich nicht in die Lage zu bringen, Jemandes nöthig zu haben, tritt dieser Fall aber ein, muß man die Bundesgenossen zu wählen wissen und sich sichern, daß die heutigen Bundesgenossen nicht morgen die Herren werden.

Die Geschichte des Hauses Savoyen würde auch den heutigen Politikern, wenn sie dieselbe studiren, manch kostbaren Fingerzeig geben können, und bei diesem Studium würden die besten, klügsten und praktischsten Rathschläge von zwei Frauen ausgehen und diese sind Margarethe von Oesterreich und Beatrix von Portugal, die erste Schwägerin und die zweite Gemahlin Karls III., des Guten. Die Frauen sind, wenn es irgend angeht, versöhnlicher Natur, sie rathen zum Frieden, wenn er gemacht werden kann und wollen nicht die Intriguen unnützer Gegner. Man könnte freilich sagen, daß alle Gegner unnütz seien, aber da die Welt sich in einem immerwährenden Kriegszustande befindet, ist es leider auch nöthig, die eigenen Feinde zu wählen zu wissen, um sich nur einen einzigen starken, gefürchteten und achtungswerthen Feind gegenüber zu haben, und nicht von jeder Seite umgeben zu sein von einer Wolke kleiner Feinde, die uns jeden ehrenvollen Kampf verhindern würden. Wir müssen die Feinde wie die Freunde zu wählen wissen, jeder kann nicht unser Freund sein, und wir dürfen nicht zugeben, daß Jeder unser Feind werden kann. Nichts flösst dem Gegner mehr Respekt ein als eine entschlossene Haltung — wehe den Staaten, wehe den Fürsten, welche in der Stunde der Gefahr noch keinen Entschluß gefasst haben, noch nicht wissen, auf welche Seite sie sich hinwenden sollen.

Das Haus Savoyen war in den ersten vierzig Jahren des sechszehnten

Jahrhunderts unter der Hut eines guten, aber schwachen und unentschlossenen Fürsten, der zu seinem Glücke durch zwei Frauen von Bedeutung, die einige Autorität über ihn besaßen, übrigens oft gut berathen war und so lange es denen durch ihre Gegenwart und durch ihre Briefe gelang, einen Theil seiner Unentschlossenheit zu besiegen, konnte Karl III. sein eigenes von zwei Frauen gleich sehr begehrtes Land fast intact erhalten. Das Streben der Frauen ging dahin, die Gefahr zu verringern, indem man sich mit den kleinen, näher gelegenen Feinden, wie den Protestanten Genfs versöhnte, den Staat durch die entschlossene Besetzung Montferrats zu vergrößern und ein Bündniß mit dem Kaiser von Deutschland und dem König von Spanien zu schließen, eine reine und klare Politik.

Als Margarethe von Oesterreich Margarethe von Savoyen geworden war, schrieb sie deshalb aus den Niederlanden an den Schwager: „Me sembe que devez tascher a vuider l'affaire par doucur, par rigueur il aurait trop grand hasard pour vous et vostre ectat“. Und die Gemahlin Beatrix, würdige Mutter Emanuel Philiberts, welche, wie ein Geschichtsschreiber berichtet, im Rufe stand, das schönste Weib unter den Christen zu sein und die außerdem durch Verstand hervorragte, schrieb dem Gemahl, daß jeder Versuch, mit den Schweizern Krieg zu führen, Thorheit wäre, „sanc le principal point qu'il est l'argent.“ Als sie darauf in der Abwesenheit des Gemahles die drei Länder zusammenberufen, und ihn von dem, was beschlossen war, unterrichten musste, setzte sie bezüglich der Angelegenheit des Montferrat's die Meinung der Länder so auseinander, daß daraus' erhellt, wie dieselben nur der eigenen Meinung der Herzogin zugestimmt haben. „L'advis dec dite du Conceil est qui il sera bon que vous envoyez quelqu'un pour demander votie droit plus tost que plus tard, ayant premièrement fait veoir ce que justement pouver demander“. Darauf schrieb sie dem Gemahl noch in ihrem eigenen Namen von Nizza, in welchen Schriften sie den Entschluß, die Hauptgegenden des Montferrat's zu besetzen, billigte: „Car c'est le vrai expédient et moyen de vostie affere et ne ayez respect ni regard a personne nia chose du monde“. Doch der schwache und furchtsame Herzog wagte hernach keinen Act souveränen Willens zu thun, wie er konnte und vielleicht musste, und zog es statt dessen vor zu zögern, indem er sich dabei auf den Kaiser verließ, welcher seinerseits wieder so lange zauberte, seinem Begehr zu entsprechen, bis für damals wenigstens jede Hoffnung, das Montferrat zu erwerben, entschwand. Und wenn Karl III. doch von Karl V. etwas erlangte, so verdankte er es der lebhaften Hartnäckigkeit, mit welcher Beatrix ihn überredete, sich nach Bologna zur Krönung Karls V. zu begeben, wohin sie selbst ihn begleitete, was dem Kaiser so gefiel, daß bei dieser Gelegenheit die savoyische Oberherrschaft über Asti, Leva und Cherasko von ihm formell anerkannt wurde.

Jedes politische Interesse des Hauses Savoyen zieht es zu Oesterreich und nicht zu Frankreich — auf jeden Fall aber nur nach einer Seite allein. Karl V. selbst rieth Beatrix, den Gemahl besonders davon zu überzeugen zu suchen. „Que l'empereur“ schrieb sie Karl III., indem sie ihm Bericht erstattete, wie sie

es anfing, ihm die kaiserliche Protection zu sichern, „vous tenait pour affectionné envers luy, mais que si vous aviez délibéré vous entretenir envere France comme aviez faict jusqu'ici, que ce vous serait chose bien difficile pour vivre avec touts deux sans mescontenter l'un ou l'autre ou touts deux, néanmoins j'espère selon vostre accoutumée prudence vous y sçaurez bien conduise“. Die Politik wird heute nicht von den Fürsten sondern von den Ministern gemacht, für sie also sollte diese alte und doch immer zutreffende Lehre einer des größten Ruhmes würdigen Fürstin aufbewahrt werden.

Kaum bis zum sechzehnten Jahrhundert sind wir in der Aufzählung der hervorleuchtendsten Perlen gekommen, welche am savoyischen Himmel erglänzten. Weit mehr würde uns noch zu sagen übrig bleiben, wenn wir in der Erzählung der Thaten der beiden großen Regentinnen, Marie Christine von Frankreich und Johanna Battista von Savoyen fortfahren sollten. Sie ließen sich zuerst mit dem Titel „Madama Reale“ ehren und ihren Gemahlen den „Königliche Hoheit“ zuerkennen und bereiteten so für das Haupt Victor Amadeus II., Sohnes von Johanna Battista, und für seine Nachfolger die Königskrone vor, nachdem sie sich selbst auf dem Throne trotz ihrer Mängel als wahre und große Königinnen gezeigt hatten. Fast allen savoyischen Fürstinnen erkannte die Geschichte drei hervorragende Eigenschaften zu, nämlich große Frömmigkeit, einen starken Geist und ungewöhnlichen politischen Verstand. Diese Eigenschaften, bald verborgen, bald offen an's Licht tretend, trugen ohne Zweifel nicht zum kleinsten Theil dazu bei, die Größe des Hauses Savoyen zu schaffen und zu bewahren und deßhalb kommt vom Ruhme der savoyischen Dynastie billigerweise ein Theil seinen Frauen zu.

In einem der Todtengespräche Fontenelle's ist die geistreiche Margot oder Margarethe von Oesterreich, später Margarethe von Savoyen im Gespräch mit dem Kaiser Hadrian über berühmte Todte eingeführt. Da es der heitern Phantasie eines französischen Dichters einmal gefiel, sich die Rede einer savoyischen Fürstin in den elysischen Gefilden vorzustellen, wollen auch wir für einen Augenblick die Wohnungen der Seligen betreten, die Gesellschaft betrachten, welche sich dort bewegt und die Reden hören, die sie führt. Sämmtliche savoyische Fürstinnen sind in einem herrlichen Garten versammelt und in verschiedene lebhafte Gruppen vertheilt, sie plaudern über das was sich Neues und Interessantes zugetragen hat und was ihnen, wenn sie in einen Wunderspiegel blicken, aus der Welt der Lebenden wiedergespiegelt wird. Aber siehe, plötzlich verweilt Eine von ihnen voll Bewunderung vor einer neuen lieblichen Gestalt, welche ihr im Spiegel erscheint. Es ist Adelheid von Susa, Marquise in Italien, wie sie es liebte, genannt zu werden. Sie schaut und lächelt und um sie herum drängen sich neugierig die übrigen königlichen Frauen. „Wir wollen auch schauen,“ rufen die Ungeduldigsten, „oder du solltest, Schwester, uns wenigstens schnell sagen, was du im Lebensspiegel gesehen hast!“ Doch die Marquise von Susa kann sich nicht trennen von der lieblichen, ihr zulächelnden Gestalt, neugierig fährt sie fort zu schauen und spricht: „Sonderbar! Vor meinen Augen scheint sich ein Bild von mir selbst zu beleben, starke Sympathie zieht uns gegenseitig an; aber die Sprache, die ich höre, klingt

zierlicher als die meinige. Ich sehe eine Dame mit neuen liebenswürdigen, mir unbekannten Manieren, sie dünkt mir in Wirklichkeit nicht stärker als ich zu sein und doch scheint mir aus ihrer Anmuth selbst eine höhere Macht zu entspringen, die mich überwindet — wer in aller Welt kann sie sein?" — „Laßt auch mich sehen!" nimmt Beatrix von Genf das Wort und schiebt ungeduldig, doch sanft, die Marquise von Susa bei Seite. „O köstlicher Anblick! In ihren Augen lebt und regt sich, wie einst in den meinen, als Graf Thomas um meine Hand anhielt, der Geist der Liebe; doch ich war nur geboren für die wohlthuende Ruhe des Hauses — sie dünkt mich statt dessen geschaffen zum Befehlen und erleuchtet zu sein vom Glanze des Thrones." Als Beatrix von Savoyen, einst Gemahlin des Grafen von Provence, die ihr wohlbekannte und geliebte Stimme der Mutter hört, nähert sie sich dem Spiegel und nachdem sie einen Blick in denselben geworfen hat, ruft sie aus: „O was thut sie? Sie liest die Lieder unsrer Troubadours, dann recitirt sie dieselben und schließlich, berührt von meinem guten alten Genius der Poesie, scheint sie sich zu vergessen und in die Verse Anderer, die sie recitirt und singt, andere, welche die ihrigen sind, zu verflechten, sie ist also meine Schwester in den Musen, sie gleicht mir — doch nein! Sie hat sich plötzlich verwandelt und schon scheint sie mir eine Andere zu sein." — „Ich will sie sehen," spricht herbeikommend Sibylle von Baugé mit entschlossener Miene. „O über die herrliche Kriegerin! Sie trägt das Kreuz von Savoyen auf der Brust und bewegt die Lippen als wollte sie rufen: Vorwärts Savoyen! . . . Jetzt legt sie das Panzerhemd ab und Lanze und Schild zur Seite, sie ergreift das Scepter, besteigt den Thron und versammelt um ihn kluge Minister und Räthe, um mit Ernst wichtige Staatsgeschäfte zu verhandeln." Kaum hat Sibylle diese Worte gesprochen, als von lebhafter Neugier getrieben die beiden Bonas, die beiden Violanthes, die beiden Biancas, Beatrix von Portugal, Margarethe von Oesterreich, Maria Christine, Johanna Battista und andere, viele andere mehr sich herandrängen, um im Spiegel die wunderbare königliche Erscheinung zu betrachten. „O ja, sie ist wohl unsrer würdig, sie ist sogar ein Theil von uns, oder vielmehr wir Alle leben in ihr in unserem bessern Theile wieder auf. O du Glückliche, Glorreiche, die du unter den Lebenden weilst in bessrer Zeit, als die unsrige war, während geringeren Haders als jener, welcher unser Leben und unser Land beunruhigte — das Licht einer bessern Zeit leuchtet auf Deinem Antlitz, — o welche Anmuth!" Bei diesem magischen Worte kommen Anna, die schöne Griechin, und Charlotte von Cypern eilig herbei, um zu sehen, in welcher Weise die Anmuth bei einer königlichen Frau aus savoyischem Geschlecht zum Ausdruck gelangt. Verwirrt aber schlugen sie das Licht ihrer Augen nieder, als sie die milde und liebliche Erscheinung der jungen Fürstin Italiens gewahrten, ihre zierliche Tracht, die Sanftmuth und Frömmigkeit, die sich in jedem ihrer Blicke, in jeder ihrer Bewegung offenbart . . . „O wie viele Arme und Elende hat sie um sich versammelt und wie vielen kommt sie zu Hülfe!" Bei diesem Rufe fährt der ganze liebliche savoyische Hof zusammen wie beim ambrosischen Apell und strömt wieder herbei um zu schauen und auch die frömmsten, die bescheidensten und die furcht-

samsten, wie Christine von Savoyen, Neapels heilige Königin, und die Oesterreicherinnen Marie Therese und Marie Adelheid, einst Königinnen von Sardinien, welche sich abseits bisher gehalten hatten, thaten ihrer großen Bescheidenheit länger keinen Zwang an und drängten sich vor; als die letzte kam die sanfte und schwermüthige Marie Adelheid an. Bei jenem unerwarteten Anblick füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie, deren Stimme, seitdem sie ins Elysium eingegangen war, noch nicht gehört wurde, hielt einen Schrei nicht zurück und zu großer Verwunderung und Rührung der ganzen savoyischen Versammlung brach sie das lange schmerzliche Schweigen mit den Worten, welche in jüngster Nacht uns der Traumgott in's Ohr geflüstert hat: „Ich erkenne dich, ich erkenne dich! Du bist meine süße Enkelin Margarethe, die geliebte Tochter Ferdinand's von Savoyen — aber jene Krone, ist sie denn die deine? Ist das nicht die Krone Italiens? Als ich lebte, wagte kein König, keine Königin eine solche Krone auf dem Haupte zu tragen. Wer hat sie denn für unsere Margarethe erobert? O, es ist mein Gemahl, den du andeutest, mein tapferer Victor! Jetzt begreife ich Alles. Aber wo ist er? Viele Jahre sind schon vergangen, seit ich hier klage aus Sehnsucht nach ihm; wenn er nicht mehr unter den Lebenden weilt, weßhalb eilt er nicht zu der, welche er als Lebender beweint hat? Und du, wie wurdest du Königin? Welches ist denn der Name des Königs? Du machst geheimnißvoll ein Namenszeichen und lächelst? Sollte es wahr sein — Humbert, mein Humbert! Dein Gemahl stammt also von meinem Blute, es ist mein eigenes Blut und vor euch spielt ein kluges Kind — Ihr seid die Aeltern eines neuen Königs von Italien geworden? O, er lebe, lebe, lebe! Wir alle sind fremder Abstammung und vermischten uns mit dem edlen, savoyischen Blute, oder savoyischem Blute entsprossen, ward uns ein ferner und fremder Gemahl zu Theil; Du fast einzig unter uns hast den ritterlichsten Gemahl, den Du suchtest und welcher Deinem edlen Geschlechte gebührte, im Hause Savoyen gefunden, von Savoyen ausgegangen zum Ruhme und Heile Italiens, hast Du auch in Savoyen bleiben wollen und die Freude, welche aus Deinem heiteren Antlitz leuchtet, läßt mich annehmen, daß Du über ein glückliches Volk herrschest ... Sei gesegnet denn Du Margarethe unter den savoyischen Margarethen, sei gesegnet denn, o meine Tochter, unter den Königinnen der Welt, denn Gott, gnädig gesinnt unsrem Geschlechte und unsrem Lande, hat Dir die Obergewalt über das Gute gegeben in einem schönen, glänzenden und ruhmvollen Reiche der Welt!"

Englands politischer Einfluß auf den Kontinent.

Von
Anton Graf Széczen.

Die Macht des Beispiels und die Neigung zur Nachahmung sind große Faktoren in menschlichen Dingen. Der Einfluß Englands auf die politische Entwicklung des Kontinents ist ein unverkennbares Zeugniß für die Macht dieser Faktoren.

Es vergingen zwar Jahrhunderte und England wurde mächtig, blühend und reich, ohne daß sein geistiger Einfluß auf den Kontinent über den Rahmen positiver Handels- und internationaler Thätigkeit und Einwirkung hinaus wahrnehmbar gewesen wäre. Aber seit dem zweiten Viertel des vergangenen Jahrhunderts kömmt den englischen Ideen, Einrichtungen und Gewohnheiten eine führende Rolle in dem geistigen Leben der kontinentalen Staaten und Nationen zu. Die englische Magna Charta und die ungarische goldene Bulle sind beinahe gleichzeitigen Ursprunges; es wäre eine interessante Aufgabe, deren äußere Verbindung und die Details ihrer Entstehung des Nähern zu untersuchen und zu analysiren; aber so auffallend auch die innere Aehnlichkeit und Gleichzeitigkeit zweier solcher Fundamentalgesetze sein möge, so ist dieselbe doch viel weniger der idealen Einwirkung eines gegebenen Beispiels, als der Gleichartigkeit der sozialen und politischen Zustände zuzuschreiben. Sowohl in England, als in Ungarn waren die Grundlage und der Ausgangspunkt der staatlichen Organisation des dreizehnten Jahrhunderts: die siegreiche Eroberung und Besitzergreifung eines ganzen Landes durch eine fremde Kriegerschaar. Macht und Ansehen des Königs waren in beiden Ländern durch den Einfluß der gleichberechtigten Ansprüche der Waffengefährten, durch die traditionelle Auffassung ihrer an Bedingungen geknüpften Huldigung beschränkt. Diesen Einfluß waren die Nachkommen stets bereit, geltend zu machen, wenn die Schwäche oder die Fehler des Herrschers dazu Gelegenheit boten. Und obzwar die Besitzergreifung der Ungarn fast um zwei Jahrhunderte der Eroberung Englands durch die Normannen vorherging, so lebte doch der ursprüngliche Geist der kriegsgenossenschaftlichen Organisation und der Verträge ebenso in den ersteren, wie in den letzteren, und die ungarischen Stände fühlten sich dem schwankenden Andreas gegenüber zur Begründung ebensolcher Einrichtungen berufen, als es diejenigen waren, welche die englischen Barone dem schwachen und unschlüssigen, bald tyrannisch grausamen, bald kleinmüthigen Johann entwanden. Während im dreizehnten Jahrhundert die wirkliche innere Natur der Zustände und politischen Faktoren gleichgeartete Schritte und Einrichtungen in zwei einander fern liegenden Ländern hervorrief, sind dagegen seit dem achtzehnten Jahrhundert — unter dem Einflusse der oft mißverstandenen englischen Ideen und Beispiele, sowie vermöge der generalisirenden philosophischen Neigung der Zeit — die englischen Institutionen in vielen Fällen selbst dort als mustergültig angenommen worden, wo gerade die positiven Faktoren in ihrem Ursprunge und in ihrer Entwicklung einen ganz andern Charakter trugen, als jene, welche die Grundlage der englischen Zustände bildeten.

Die Königin Elisabeth vermehrte unter ihrer langen Regierung die internationale Bedeutung, den Einfluß und die Macht Englands, nicht aber dessen geistige Einwirkung auf das Festland, trotzdem der herrliche Morgen der englischen literarischen Glanzepoche angebrochen war. Erst nach anderthalb Jahrhunderten richtete das Festland seine Aufmerksamkeit auf das Genie Shakespeare's, und selbst dann: wie lückenhaft und oberflächlich war die Kenntniß seiner Schöpfungen, wie viel der Mißverständnisse und falschen Auffassungen! Die kaiserlichen, französischen

und spanischen Gesandten hoben in ihren damaligen Berichten regelmäßig die scheinbaren oder angeblichen Nachtheile der englischen Staatsorganisation hervor, und die Regierungen zogen dieselben in ihren Plänen auch in Betracht, aber nur Wenige erkannten darin die, wenn auch langsam keimenden Vortheile, welche sie darböten. Hie und da werden die englischen Vorgänge im Zeitalter der Fronde, von irgend einem Führer der Bewegung in Frankreich als Beispiel aufgestellt, eine tiefere Auffassung des Charakters und der Entwicklung englischer Einrichtungen außerhalb der Grenzen Englands kaum aufzufinden. Die Politik Mazarin's gegenüber Cromwell zeigt ebenso die praktische Bedeutung der Stellung des Letzteren und die Macht Englands, wie die geringe prinzipielle Wichtigkeit, welche die damaligen französischen Staatsmänner der geistigen Macht der von Cromwell zum vorläufigen Sieg geführten Ideen zuschreiben. Die englische Revolution, wie der betreffende Abschnitt der englischen Geschichte gegenwärtig genannt wird, trägt in den Augen der englischen Zeitgenossen, je nach dem Parteistandpunkte, vorzugsweise den Charakter eines „Aufruhrs" oder eines „Bürgerkrieges", während sie auf dem Kontinent nicht so sehr als Sieg eines neuen Staatsgedankens, wie als vorläufiges Ergebniß eines ausschließlich englischen Parteikampfes erschien. Die religiöse Seite der Bewegung begegnete kaum jener Aufmerksamkeit, welche ihre Wichtigkeit beanspruchen zu dürfen schien, so lebhaft auch in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts das Echo der kaum beigelegten festländischen Religionskämpfe noch sein mochte. Alles was in England geschah, war so sehr von dem englischen Nationalgeist und dessen eigenthümlichem Charakter durchdrungen, daß sein unmittelbarer Einfluß auf das übrige Europa kaum erheblich wahrzunehmen ist. Die Bewegung hatte mit abweichenden Ansichten über faktische staatsrechtliche Zustände und Forderungen begonnen; in demselben Rahmen bewegten sich Jahre hindurch die entgegengesetzten politischen Gesinnungen und Tendenzen und der strenge Zusammenhang derselben mit der geschichtlichen Entwicklung Englands schwächte beinahe in demselben Grade ihre Wirkungskraft nach außen, in welchem er ihr Gewicht nach innen vergrößerte. Das siebzehnte Jahrhundert kannte außerdem nur in verhältnißmäßig bescheidenem Maße jene elektrische Verbreitung der Ideen, welche zwar, namentlich in bewegten Zeiten, ihre Wirkung immer fühlen ließ, die aber, vornehmlich auf dem Gebiete der Staatsorganisations- und der politischen Fragen, erst im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts ihre vollständige geistige Entwicklung gewann, während es unserm Zeitalter vorbehalten blieb, dieser geistigen Entwicklung die großartigsten und in ihren Konsequenzen kaum noch recht übersehbaren, materiellen Mittel zur Verfügung zu stellen.

Nach der Rückkehr der Stuarts machte sich auch in England jene Führerrolle geltend, welche Ludwig XIV. Frankreich und dem französischen Geiste im internationalen Verkehr ebenso zu sichern wußte, wie in der Literatur, im Geschmack und im geselligen Leben. Diese Herrschaft des französischen Geistes konnte in England selbst die richtige Auffassung und Würdigung der dortigen inneren Verhältnisse wenig fördern; noch weniger konnte eine solche sich über die Grenzen Englands hinaus Geltung verschaffen. Den Sturz und die Verbannung Jakobs II.

betrachtete man in der damaligen politischen Welt und im Kreise der leitenden Staatsmänner hauptsächlich, ja fast ausschließlich aus dem Gesichtspunkte der internationalen Interessen und des europäischen Gleichgewichtes. Papst Innocenz XIV. that das nicht weniger als Kaiser Leopold, wie sehr sich auch der König von Frankreich bemühte, gegen Wilhelm von Oranien das kirchliche Element in den Vordergrund zu schieben. Er betonte die Solidarität der monarchischen Prinzipien und Interessen, welche auch von Seite der Verbündeten respektvoll hervorgehoben wurde; allein der eventuelle Einfluß der englischen Ereignisse und Entwicklungen auf den politischen Ideengang des Kontinents blieb dennoch in zweiter Linie, und die Verdammung der „Thron-Usurpation" nahm in dem erhabenen rhetorischen Walten Bossuet's einen hervorragenderen Platz ein, als in der Politik Ludwigs XIV. — was ja der Friede von Ryswik und die spanischen Theilungsverträge zur Genüge bewiesen. Das achtzehnte Jahrhundert war zuerst Zeuge jener Ideenrichtung, welche in England nicht so sehr einen mächtigen internationalen Faktor der europäischen Staatenfamilie, als vielmehr eine eigenthümliche Form der staatlichen Organismen erblickte. Die englischen Institutionen und das politische Leben in England begannen immer mehr und mehr zum Gegenstande des Studiums der politischen und wissenschaftlichen Welt zu werden.

Dem Studium folgte in der Regel die Lobpreisung und Vorliebe, sowie die Geneigtheit: die politische Organisation Englands als Maaßstab für die Richtigkeit der staatlichen Institutionen zu betrachten. Zwar waren schon in früheren Jahrhunderten auch auf dem Kontinent die Elemente und Keime jener Zustände vorhanden, welche den Ruhm Englands bildeten; doch hatte der stets zunehmende autokratische Charakter der Staatsgewalt solche Ideen sehr gehemmt und in den meisten Fällen das politische Leben auf ganz andere Bahnen gelenkt.

Die politischen und Regierungssysteme sind den Regeln der Entwicklung, des Wachsthums, des Verfalls und der Umgestaltung geradeso unterworfen, wie alle anderen menschlichen Dinge. Nicht, als ob durch die Erkenntniß dieses historischen Gesetzes der in unseren Zeiten so häufige Indifferentismus derjenigen gerechtfereigt wäre, die angesichts der Eventualitäten und angesichts der Gefahren des Untergangs von Völkern und Staaten sich mit dem Troste begnügen, daß — was immer auch geschehen möge — ein geographisches Vakuum dennoch nirgends und nimmer entstehen könne. Wer vermöge seiner Stellung oder seiner Neigungen berufen ist, an den öffentlichen Angelegenheiten theilzunehmen, der muß der Sache Glauben entgegenbringen, auf deren Schicksal er unternommen hat, Einfluß zu nehmen. Ist dieser Glaube in seiner Seele für die Dauer schwankend geworden, dann möge er entweder zurücktreten, oder durch selbstlose Opferwilligkeit jene selbstbewußte Kraft ersetzen, welche durch die Erschütterung seines politischen Glaubens in seiner Seele gelähmt wurde. Allein, die Stabilität der politischen und staatlichen Verhältnisse ist nicht identisch mit der Unveränderlichkeit derselben. In der materiellen, wie in der geistigen Welt ist dasjenige das Dauerhafteste, was sich ohne Einbuße seiner Existensbedingnisse und seiner Existenzberechtigung umzugestalten vermag.

Die autokratische Macht Ludwigs XIV. zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hatte alle die Resultate erzielt, die auf diesem Wege nur irgend erzielt werden konnten. Ihren Höhepunkt hatten diese Erfolge eigentlich schon zur Zeit des Friedens von Nimwegen erreicht; das Zeitalter des Friedens von Ryswik und des diesem vorhergegangenen Krieges ahnte bereits die heranbrechende Periode des staatlichen Rückfalls. Die Kräfte, welche die Erfolge der Autokratie geschaffen hatten, suchten nach dem Tode des glänzenden und inmitten harter Schicksalsschläge würdevollen Vertreters des autokratischen Systems sich außerhalb des Rahmens desselben Geltung zu verschaffen.

Die französische Literatur hatte zu jener Zeit an den kontinentalen Höfen und in gebildeteren Kreisen die Führerrolle inne; sie war es, welche die herrschenden Ideen und Auffassungen im großen Maaßstabe vermittelte, und als sie sich den englischen Institutionen, Tendenzen und Beispielen zuwendete, da förderte sie, langsam zwar, jedoch in weiten Kreisen deren Einfluß und Verbreitung. Indessen gerade diese Vermittlung durch die französische Literatur ist sorgsam ins Auge zu fassen, wenn vom politischen Einflusse Englands auf den Kontinent die Rede ist. Die Verfassung und die politischen Zustände Englands beruhen oder beruhten wenigstens bis zum zweiten Viertel des gegenwärtigen Jahrhundertes, nicht so sehr auf allgemeinen Theorien als vielmehr auf thatsächlichen Grundlagen; die Definition und die Garantien des individuellen Rechtes bildeten einen ihrer hauptsächlichsten Ausgangspunkte. Die Geschichte entwickelte dasjenige, was durch geschichtliche Ereignisse hervorgerufen worden war, und die Elastizität der scheinbaren Anomalien diente als sicheres Mittel zur Versöhnung der veränderten oder gegensätzlichen Elemente und Interessen. Die leitenden Männer der französischen Literatur sind im Geiste der Logik und der philosophischen Spekulation an solche Institutionen herangetreten, welche in ihrer Wesenheit Produkte der Geschichte, des Lebens und der Praxis waren; sie suchten in den Rahmen eines gewissen Systems gesetzliche Zustände einzuzwängen, deren innere Harmonie zwar nicht zu verkennen ist, welche jedoch Resultate des Zusammenwirkens der verschiedenartigsten und divergirendsten Faktoren waren. So entstand die Theorie von der Trennung der Gewalten, während thatsächlich die intime Verbindung derselben die Aufgabe und den Inhalt der englischen konstitutionellen Entwikelungen bildete. Schutz der individuellen Rechte und der Rechtsauffassung war der Ausgangspunkt der großen englischen Revolution. Nur in ihrer späteren Entwickelung versuchte sie den bestehenden Tendenzen systematischen und gesetzlichen Ausdruck zu geben. Und wenn dieser elementare Versuch, wie Macaulay richtig bemerkt, sehr praktische Motive hatte, zeigte das Resultat dennoch, daß die Führer der republikanischen Partei nicht ungestraft von dem Grundprinzip des englischen Staatslebens abwichen, das dahin lautete, nicht durch unmittelbare Maßregeln und theoretisch genau formuläre Bestimmungen, sondern durch die natürliche Wirksamkeit und durch die indirekte Wirkung der Faktoren die angestrebten Ziele zu erreichen. Oft hat eine gewisse historische Schule den Mangel an Aufrichtigkeit betont, der angeblich Karl I. charakterisirte und sie bedachte nicht zu Genüge, daß eine revolutionäre Richtung,

welche zeitweise unter dem Scheine der Gesetzlichkeit auftritt und deren Formen entlehnt hat, nur die größte Entschlossenheit und Energie, wie die vollste konsequente Aufrichtigkeit von Seite der angegriffenen früheren Gewalten, die Gefahren beseitigen und die Verhältnisse klären kann. Aber wo diese geistigen Eigenschaften in den herrschenden Gewalten zu finden sind, dort können eben solche Verhältnisse nicht entstehen, welche den revolutionären Tendenzen die Stütze und die Hülle der gesetzlichen Formen leihen. — Die innere Geschichte Englands im XVIII. Jahrhundert weist eine ganz andere Form der inneren Verhältnisse auf, als jene, welche die Theorie ihnen zu leihen pflegt. Während die letztere im Leben und Wirken der Parteien genau umschriebene Rechtsverhältnisse und in denselben den Kampf politischer Prinzipien und Ueberzeugungen erblickt und in ihnen das Ideal eines systemisirten freien Staatslebens findet, weil die äußeren Formen sorgfältig bewahrt werden, in denen es sich bewegt: sieht die historische Forschung kleinliche Motive, persönliche Interessen und Intriguen vorherrschen. Großentheils füllen oligarchische Parteikämpfe die Parlamentsgeschichte des dritten Viertels des XVIII. Jahrhunderts aus. Aber der bewegte Charakter desselben und die Macht der Redner, welche die Vertheidigung der erhabenen Prinzipien übernahmen, auf welche sie sich beriefen, zeigten den Koryphäen der politischen Literatur auf dem Kontinente blos das Bild eines geordneten, freien Staatslebens und erst die neuere Zeit, welche aus der reichen Quelle der Memoiren, persönlichen Aufzeichnungen und Korrespondenzen schöpfen konnte, überzeugte sich, daß die innere Natur der Ereignisse häufig nicht der äußeren Form derselben entsprach. Nicht als ob die Rivalitäten der Bute-Stelham-Granville- und der „Blooms-Burg, London“ den wirklichen Inhalt des damaligen englischen Staatslebens erschöpft hätten. Höhere Interessen und Prinzipien waren unter der Hülle derselben verborgen. Allein, hätten sich die englischen Staats-Institutionen, wie die des Kontinents auf einen zentralisirten Verwaltungs-Organismus, auf ein stehendes Heer und auf eine mächtige Bureaukratie gestützt, hätte das Selfgovernment und die Elastizität der Gesellschaft den rein parlamentarischen Faktoren kein Gegengewicht geboten, so wäre auch dort das konstitutionelle Leben in vielen Fällen weniger der Ausdruck des freien Kampfes politischer Kräfte, als jener der zeitweiligen Richtung der Staatsgewalt geworden. Eine Partei-Organisation, welche den Offenbarungen des staatlichen Lebens eine sichere Grundlage bietet, ist nur dort möglich, wo einerseits die verschiedenen Parteien, insgesammt auf einer gemeinsam anerkannten und ohne Hintergedanken angenommenen staatsrechtlichen Basis stehen, während anderseits innerhalb dieses Rahmens ernste prinzipielle Gegensätze oder entschiedene Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Handhabung der Regierungsgewalt und bezüglich der Lösung ihrer Aufgaben ihnen die raison d'être verliehen. Der amerikanische Krieg und die französische Revolution lieferten in einer gewissen Zeit dem englischen Parteileben diese Grundlage, später wurzelte die ernste, aufrichtige Parteigestaltung mit ihren ausgesprochenen Richtungen in dem Boden gegensätzlicher Auffassungen der religiösen Fragen, der Reformfragen und volkswirthschaftlichen Probleme. Aber wo — wie z. B. in Frankreich in der Zeit der Restauration

und unter Ludwig Philipp — die gemeinsame politische Basis fehlte und dennoch der Parteikampf das vitale Element des parlamentarischen Lebens ist, wird sich stets eher eine Karrikatur, als eine Kopie des englischen Parteilebens entwickeln. —

Die Majoritätsregierung ist in England ein alle Verhältnisse durchdringendes Prinzip, doch war dasselbe niemals geschriebenes Gesetz. Die Verantwortlichkeit heftete sich nicht ausschließlich an die Stellung der Leiter der Regierungsgewalt, das Prinzip der Verantwortlichkeit erstreckte sich in gleicher Weise auf Jedermann, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte. Bei der auffälligen Starrheit der Formen erleichterte die Elastizität der politischen Elemente die Erfüllung der Anforderungen des Lebens. Die Macht des Parlaments war und ist eben der Ausfluß wirklich vorhandener parlamentarischer Macht-Faktoren, während sich bei der historischen Entwicklung des Kontinents ein überwiegender Theil der entscheidenden Macht stets in den Händen derjenigen befand und befindet, welche die Regierungsgewalt in Händen hatten.

Die politische Literatur studirte die Gestalt und die äußeren Formen der englischen Verhältnisse, die politischen Parteien des Kontinents nahmen dieselben auch als Muster an, aber den inneren Gehalt, die treibende Kraft und die wahre Natur derselben würdigten sie kaum des Studiums, geschweige denn der praktischen Beachtung. Und eben deshalb entsprachen bei den Nachahmern die Resultate selten den Vorbildern.

Der Satz ist bekannt, daß das englische Parlament zu Allem berechtigt ist, daß seiner Macht alles möglich ist, es sei denn, daß es aus einem Manne ein Weib machen wollte. Doch ist diese Macht vorzugsweise eine theoretische. Ein Gegengewicht bieten ihr die in der englischen Natur und Geschichte fest eingewurzelte Ueberzeugung, daß selbst die unbeschränkteste Gewalt nur insofern berechtigt und von Dauer ist, als sie von selbst die moralischen Grenzen ihrer Bethätigung anerkennt und wahrt. Und diese Ueberzeugungen erklären vornehmlich jene scheinbare Geduld, welche das englische Volk und die englischen Parteien mit Bezug auf zahlreiche lebhaft begehrte Reformen bekundeten. Mehr als ein Menschenalter hindurch blieb die Frage der Katholiken-Emanzipation in Schwebe. Die Wahlreform-Bestrebungen wurden im Jahre 1783 zum ersten Male laut und erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts wurden sie befriedigt. Und wenn in der letzten Periode der Lösung die Whig-Partei unter dem Einfluß der europäischen Bewegungen nach Mitteln griff, oder wenigstens deren Gebrauch litt, welche in Folge des äußeren Druckes auf die gesetzgebenden Faktoren dem Vorgehen der Revolution nahestanden, blieb diese gefährliche Bewegung dennoch während eines Zeitraumes von dritthalb Jahren trotz einzelner Ausbrüche innerhalb solcher Grenzen, zu deren Wahrung sich kontinentale Reformen weder fähig, noch auch berufen gehalten hätten. Deshalb beruft man sich auch so gern auf das Beispiel Englands, so oft von der Inangriffnahme eines freien konstitutionellen Lebens die Rede ist, ein Beispiel, daß man für überwunden und veraltet hält, wenn die Resultate der Ungeduld des Beginnes nicht entsprechen.

Selten begegnen wir auf dem Kontinent der Auffassung, daß die Zeit einer

der wirksamsten Faktoren erfolgreichen politischen Wirkens und dauerhafter Resultate sei, einer Auffassung, welche so sehr Eigenthum der angelsächsischen Rasse geworden ist, daß wir Belege hiervon selbst in der jugendlichen amerikanischen Republik vorfinden, welche letztere übrigens die Regeln und Bestimmungen monarchischer Majoritäts-Verfassungen auf die ihrer innern Natur nach von denselben vollkommen abweichende, republikanische Organisation niemals einfach angewendet hat.

Aus all diesen Gründen läßt sich die englische Einwirkung auf die politische Entwicklung des Kontinents in folgenden Sätzen zusammenfassen: England bot ein Beispiel der Vereinigung politischer Freiheit mit allen Anforderungen der Ordnung und der Rechtsachtung, und mit der Geltendmachung einer wirksamen gouvernementalen Kraft. Es lieferte die Form zur Lösung dieser schon nach dem Ausspruche des römischen Historikers schwer vereinbarten Aufgabe. Es rief die politischen Empfindungen des individuellen Rechtsgefühls und des männlichen Selbstbewußtseins wach. Es zeigte die glänzendsten Beispiele des freien Wortes zu einer Zeit, als — etwa mit Ausnahme Ungarns — die politische Thätigkeit sich überall ausschließlich blos in den Kreisen der Kabinette und Regierungssitze bewegte.

Den übrigen stand ein mächtiges Volk gegenüber, das die Basis seiner Macht eben darin fand, daß die Nation und deren einzelne Mitglieder sich durchdrungen fühlen konnten von jener Solidarität, welche das Interesse und das Wirken des einzelnen Bürgers an das Geschick und die Aufgabe des Staates knüpft.

Und von diesem Gesichtspunkte aus waren die Einwirkungen ebenso wohlthätig, wie nachhaltig. Andererseits haben die äußeren Formen des öffentlichen Lebens in England, die großentheils weder genügend studirt, noch tiefer erfaßt wurden, vielen verkehrten und oberflächlichen Experimenten zum Ausgangspunkte gedient. Und so traten oft Täuschungen an Stelle der Erfüllung hehrer Hoffnungen ein. In neuerer Zeit entstand eine ansehnliche Schule, die sich darin gefällt, die englischen Institutionen anzugreifen, nicht nur, weil sie dieselben vollkommen und in ihrem eigentlichen Wesen nicht erfaßt hat, sondern weil sie im Namen jener Grundprinzipien, welche die Hauptursachen der englischen Einwirkungen auf den Kontinent bildeten, etwas anderes will, als was man in England im Namen derselben verwirklichen wollte und während zweier Jahrhunderte auch verwirklicht hat. Die Vereinigung der persönlichen Freiheit mit den Ansprüchen der Staatsgewalt auf Grundlage der Rechtsachtung bildet den wahren Inhalt der Glanzepoche englischer Geschichte. Die ausschließlichen Verfechter der Staatsgewalt, welche im Namen des öffentlichen Interesses die Achtung des Rechtes und der Freiheit des Individuums für eine untergeordnete Aufgabe halten, können die Anhänger vieler Ideen, die Nachahmer vieler Bestimmungen sein, welche die Theorie in dem englischen Verfassungs-Organismus zu finden meinte, aber sie sind keine Anhänger dessen, was stets den wahren Geist und den bleibenden Ruhm der englischen Institutionen ausgemacht hat.

Richtig bemerkt Taine, er habe in Folge eingehender politischer und historischer Studien ein Prinzip erkannt, welches so einfach ist, daß er dasselbe

kaum zu betonen wage und das sich in dem Satze ausdrücke: die menschliche Gesellschaft und besonders die moderne Gesellschaft, sei ein großangelegtes und komplizirtes Ding, in Folge dessen es schwer falle, dessen Bedürfnisse nach Gebühr zu erkennen und noch schwerer, die Mittel zur Geltendmachung derselben zu handhaben.

Die englische Einwirkung auf die politischen Gestaltungen des Kontinents bildete sich von Anfang an auf Grundlage von Tendenzen, welche im Interesse der scheinbaren Einfachheit das abwechslungsreiche uud komplizirte Staatsleben auf starre Formen, die Thatsachen auf Ideen, die historischen Resultate auf abstrakte Theorien zurückführen und in solchen zusammenfassen wollten. In mancher Beziehung war dieser Einfluß erweckend, belebend und zur Entwicklung anregend, aber trotz der glänzenden literarischen Fähigkeiten seiner ursprünglichen Vermittler wird derselbe nur dann von Dauer und wahrhaft heilsam sein, wenn Völker und Politiker nie jener einfachen Wahrheit vergessen, daß auf dem Gebiete der Praxis die allgemeinen Prinzipien ebenfalls nur dann heilsame Folgen erzeugen, wenn die Anwendung derselben mit der gewissenhaften Erforschung und Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse, wie mit der Betrachtung der inneren Natur und Wesenheit der Dinge Hand in Hand geht.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Anatomie.

Drüsen, welche Blausäure produziren.

In verschiedenen Treibhäusern Hollands fand sich ein, früher nicht beobachtetes kleines, nur 2 cm langes Thierchen, welches zur Klasse der sogenannten Tausendfüßler (Myriopoda) gehört. Wenn man dasselbe anfaßt, oder drückt, ohne es zu verletzen, so nimmt man sofort einen deutlichen Geruch nach Bittermandelöl und Blausäure wahr. Die chemische Untersuchung hat auch nachgewiesen, daß wirklich Blausäure in der Flüssigkeit enthalten ist, welche von dem Thiere entleert wird. Soviel ich weiß, ist bis jetzt eine Absonderung dieser Art von einem Thiere nicht beobachtet worden. Bekanntlich kann man hingegen aus manchen Pflanzentheilen Bittermandelöl und Blausäure gewinnen, so aus den Fruchtkernen der Kirschen, Pflaumen, besonders der bitteren Mandeln, aus den Blättern des Kirschlorbeers ꝛc. Jedoch ist ohne Weiteres in diesen Pflanzentheilen Blausäure oder Bittermandelöl nicht nachzuweisen. Die Blausäure müßte beispielsweise in dem fetten, durch Auspressen zu erhaltendem Oele der bittern Mandeln sich auflösen, und durch den Geschmack erkenntlich werden, aber dieses ist mild und geschmacklos. Auch Reagentien auf Blausäure wendet man vergebens an. Hingegen erhält man eine in glänzenden Blättchen krystallisirende Substanz, das Amygdalin,

aus jenen Pflanzentheilen, wenn man sie mit Alkohol behandelt und letzteres, in dem das Amygdalin sich löst, verdunsten läßt. Dieses enthält aber die Elemente, aus welchen sich, wenn sie mit Wasser und einem gewissen Fermente, nämlich dem in den süßen Mandeln vorkommenden Emulsin in Berührung gebracht werden, z. B. durch Reiben, 3 Körper bilden, welche in ihren Eigenschaften ganz verschieden vom Amygdalin sind, nämlich: Bittermandelöl, Blausäure und Zucker. — Nach der Untersuchung des Chemikers Gulden-Steeden-Egeling, welcher die Blausäure in dem oben erwähnten Tausendfüßler entdeckt hat, ist dieselbe in dem Thiere gleichfalls nicht vorgebildet, sondern entsteht erst, vielleicht auch durch ein Ferment. Die Organe, in denen sie produzirt wird, sind nach den Untersuchungen von Max Weber 11 kleine, je 5 mm lange Drüschen, welche zur Seite des Körpers unter der Haut liegen. Die Ausführungsgänge derselben münden in einer entsprechenden Anzahl von Oeffnungen. Durch Muskelringe, welche die Ausführungsgänge umschließen, kann der Inhalt der Drüsen willkürlich oder durch Druck entleert werden. — Ganz ähnliche Drüsen mit Ausführungsgängen finden sich auch bei andern Tausendfüßlern, auch sie entleeren eine Flüssigkeit, welche scharf, ätzend und übelriechend ist, und als Waffe zum Schutze der Thiere betrachtet wird. Den Oeffnungen haben daher die Zoologen den Namen „Vertheidigungslöcher, foramina repugnatoria" gegeben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Blausäure haltende Flüssigkeit des oben erwähnten Tausendfüßlers einer gleichen Funktion dient.

Es giebt im Thierreiche zahlreiche Beispiele von Einrichtungen, welche theils zur Vertheidigung, theils zum Angriffe, wenigstens zum Schutze, bestimmt scheinen und welche an den verschiedensten Körperorganen angebracht sind. Sehr oft sind es Absonderungen von Drüsen, wie in den oben angeführten Beispielen. Aus den Entdeckungen der neuern Zeit möchte ich eine, die freilich schon wieder 2 Jahrzehnte alt, aber doch, wie ich glaube, weniger allgemein bekannt ist, als sie verdient, hier hervorheben. —

In der Tiefe des Mittelmeeres lebt eine der größesten Schnecken, die man kennt. Man nennt sie das Faß; ihr zoologischer Name ist: Dolium Galea, die neapolitanischen Fischer heißen sie Tofa. Von derselben war schon seit lange bekannt, daß sie ganz außerordentlich große Speicheldrüsen habe, von denen jede ungefähr 70 Gramm wiegt. Sie ist außer mit Fühlern auch mit einem Rüssel versehen, welcher aus der Mundöffnung hervorgestülpt und auch wieder zurückgezogen werden kann. Derselbe kann sich bis zu einer Länge von einem halben rheinischen Fuß (über 16 cm) vorstrecken und ist dann noch 1 Zoll (= 27 mm) dick. An dem vordern Ende desselben münden die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen.

Im Jahre 1853 machten der im vorigen Jahre verstorbene Professor der Zoologie H. Troschel aus Bonn und der berühmte Physiologe Johannes Müller aus Berlin eine wissenschaftliche Reise nach Sizilien. Im Hafen von Messina hatte Troschel Gelegenheit, mehrere Exemplare von Dolium Galea, welche frisch gefangen waren, zu kaufen, in der Absicht, den Körper des Thieres

anatomisch zu untersuchen. Als er in seine Wohnung zurückgekehrt war, zerschlug er alsbald an einem Exemplar das dünne Schneckenhaus. Rasch streckte sich das Thier aus der Schale und schob den Rüssel, soweit es konnte, hervor. Als Troschel letzteren mit zwei Fingern faßte, um ihn näher zu betrachten, spritzte das Thier eine helle Flüssigkeit in einem dicken Strahl mehrere Fuß weit auf den Fußboden, welcher, wie es in dortigen Häusern gewöhnlich ist, getäfelt, d. h. mit Platten von kohlensaurem Kalk belegt war. Sofort entstand ein Aufbrausen, die ganze helle Flüssigkeit wurde zur schaumigen Masse. — Schon hieraus konnte mit Sicherheit geschlossen werden, daß in derselben eine Säure enthalten war. Dieses bestätigte nun auch die chemische Untersuchung, von Boedecker in Göttingen angestellt. In 100 Theilen fanden sich nämlich 2,2 wasserfreie Schwefelsäure, außer derjenigen Menge von Schwefelsäure, welche mit Basen zu einem neutralen Salze verbunden war, als schwefelsaures Magnesium, Natrium, Kalium. — Das Ausspritzen wird dadurch zu Wege gebracht, daß um die Speicheldrüse und deren Ausführungsgänge Muskeln verlaufen, durch deren Kontraktion die Entleerung möglich wird. Diese können eine verhältnißmäßig bedeutende Kraft entwickeln, da, wie gesagt, der Speichel in einem ziemlich großen Strahl ausgespritzt werden kann. Dies deutet allerdings darauf hin, daß die saure Flüssigkeit als Waffe gebraucht wird. Bewiesen ist dies freilich nicht, da man das Leben des Thieres noch zu wenig kennt; noch weniger weiß man, ob durch den sauren Speichel andere Körperfunktionen ausgeführt werden.

Bemerkenswerth bleibt es, daß solche schädliche Stoffe, welche im Körper erzeugt werden, diesen selbst nicht angreifen. Die Salzsäure, welche sich im Magen bildet, hilft das Fleisch lösen, aber bedroht die Muskeln des Magens während des Lebens nicht; die Giftschlange vergiftet sich nicht selbst; die Blausäure des Tausendfüßlers bringt ihm keine Gefahr und so ist es in zahlreichen Fällen. Ueberall wirkt neben dem Rüstzeug zum Angriff oder zur Vertheidigung oder zur Assimilation der Segen der Selbsterhaltung.

Greifswald. Julius Budge.

Mikroskopie.

Eine neue Beobachtungsmethode der mikroskopischen Technik.

Seitdem man das Mikroskop zu eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten zu verwenden begann, war man auch darauf bedacht, zur Unterstützung der Beobachtung in mehr oder minder weitem Umfange chemische und physikalische Hilfsmittel in Anwendung zu bringen. Unter diesen letzteren spielt in der Gegenwart namentlich auch die Untersuchung organischer Gebilde in polarisirtem und prismatisch zerlegtem Lichte eine nicht unbedeutende Rolle.

Schon in dem ersten Viertel unseres Jahrhunderts hat der durch seine hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Lichtlehre bekannte englische

Physiker Brewster die Beobachtung organischer Objekte in polarisirtem Lichte empfohlen und seitdem dessen Landsmann Talbot im Jahre 1835 einen polarisirenden Apparat mit dem zusammengesetzten Mikroskope in Verbindung brachte, ist diese Beobachtungsweise mehr und mehr in Aufnahme gekommen, wie dies durch eine Reihe in den letzten Jahrzehnten ausgeführten, — namentlich an die Namen von Hugo v. Mohl, Nägeli, Valentin, Brücke u. s. w. geknüften Arbeiten der vegetabilischen und thierischen Zellen- und Gewebelehre bekunden.

Auch das prismatisch zerlegte Licht wurde zuerst von Brewster zur Anwendung bei der mikroskopischen Beobachtung empfohlen, wenn auch mehr mit Rücksicht auf die Unschädlichmachung der chromatischen Abweichungsfehler, denn als eigentliches Hilfsmittel der mikroskopischen Technik. Als solches gewann die Verwendung des von einem Prismensystem entworfenen Spektrums erst nach den großartigen Erfolgen der von Bunsen und Kirchhof entdeckten und in die Chemie eingeführten Spektralanalyse an Bedeutung und zwar zum Zwecke der sogenannten „Absorptionsanalyse“, bei der die Daten dadurch geliefert werden, daß bestimmte in den Gang der Lichtstralen eingeschaltete Substanzen (namentlich Flüssigkeiten) bestimmte Spektralfarben in mehr oder minder bemerkbarem Grade auslöschen. Diese Art der Analyse wurde zunächst an der Hand von noch ziemlich unvollkommenen, unter Zuhilfenahme des größeren Bunsen-Kirchhoff'schen Spektralapparates ausgeführten Veranstaltungen von England aus bei der Untersuchung von Farbstoffen in die Mikroskopie eingeführt, dann bei uns zuerst von Valentin, Preyer, Stricker und Askenasy angewendet und in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Einen ausgedehnteren Gebrauch begann man von der Absorptionsanalyse auf dem Gebiete der Gewebelehre erst nach der Mitte der sechziger Jahre zu machen, nachdem Sorby und Browning das Spektral-Okular ersonnen und in mehr und mehr vervollkommneter, namentlich auch mit Meßapparat versehener Form mit dem Mikroskop in Verbindung gebracht und die Arbeiten des erstgenannten Forschers die Anwendbarkeit der fraglichen Untersuchungsmethode für pflanzliche und thierische Farbstoffe dargethan hatten. Im Laufe des verflossenen und seit Beginn des laufenden Jahrzehnts sind daraufhin auch in Deutschland von Valentin und G. Kraus eröffneten Arbeiten über die Absorptionsspektren von Thier- und Pflanzenfarbstoffe erschienen, denen sich in neuester Zeit die Engelmann'schen Untersuchungen über die Assimilationsvorgänge in den verschiedenen Farbenbezirken des durch einen sinnreichen Apparat in die Objektebene projizirten (objektiven) Spektrums würdig anschließen und so das Mikrospektrum auch in das Gebiet der Physiologie einführen.

Einen bedeutungsvollen Schritt in der Ausbildung der mikroskopischen Untersuchungsmethoden nach dieser Seite hin bildet die in allerneuester Zeit von Prof. Rolett in die Wissenschaft eingeführte Spektro-Polarisation d. h. die Anwendung des prismatisch zerlegten polarisirten Lichtes. Schon Valentin (Max Schultze's Archiv für mikroskopische Anatomie Bd. VII 1871) hatte darauf hingewiesen, daß die von Joh. Müller zuerst (Poggendorfs Annalen Bd. 69 1846) beobachteten und unter dem Namen der Müller'schen Streifen bekannten dunklen In-

terferenzstreifen, welche in dem einfachen Polarisationsapparate glatte farbengebende Gyps- oder Glimmerplättchen zeigen, wenn man diese Farben in prismatisch zerlegtem Lichte beobachtet, dazu dienen können, um die doppelt brechenden Eigenschaften mikroskopischer Objekte nachzuweisen. Er benutzte bei seinen betreffenden Beobachtungen das über dem Analysator des Polarisationsmikroskopes aufgestellte Spektralokular, welches auch später von Rolett angewendet wurde, um die aufeinanderfolgenden Farben der Newton'schen Ringsysteme genauer zu bestimmen. Für histologische Untersuchungen war diese Art der Zusammenstellung des Apparates nur in geringem Maaße geeignet, und es konnte die hier in Frage kommende Untersuchungsmethode nur dann Aussicht auf Erfolg bieten, wenn ihr vollständig geeignete Apparate zur Verfügung gestellt wurden. Einen solchen Apparat hat nun Rolett in dem unterhalb des Objekttisches einzufügenden Spektro-Polarisator ersonnen (Zeitschrift für Instrumentenkunde 1881 Seite 366) und in der optischen Werkstätte von Schmidt und Halesch in Berlin ausführen lassen. Eine vervollkommnete, allen Anforderungen entsprechende, für Messungszwecke mit der Angström'schen Skale versehene Form wurde auf meine Anregung hin und unter zuvorkommendem Eingehen auf meine Wünsche bezüglich des Umfanges der Leistungen von Professor Abbe erdacht, bereits in der Dr. Zeiß'schen Werkstätte in vorzüglicher Ausführung hergestellt und von mir beschrieben. (Botanisches Centralblatt 1882 W. 47 und Handbuch der allgemeinen Mikroskopie. Braunschweig 1882.)

Der Spektro-Polarisator besteht im Wesentlichen aus der Verbindung eines kleinen Spektralapparates mit einem als Polarisator dienenden Prazmowski-Hartnack'schen Prisma. Ersterer hat die Aufgabe mittelst eines Projektionsobjektives, als welches bei der Abbe'schen Form gewöhnliche Mikroskopobjektive von 30 bis 6 Millimeter Brennweite dienen können (bei dem Rolett'schen Apparate ist nur eine achromatische Doppellinse vorhanden), ein dem Beobachtungssystem an Ausdehnung entsprechendes, farbenreines und möglichst lichtstarkes Spektrum in der Einstellebene des Mikroskopes zu entwerfen und verlangt zu diesem Ende ein aus entsprechender Glassorte vorzüglich ausgeführtes, zur Einstellung der Frauenhoferschen Linien auf die betreffenden Skalentheile um eine zur Richtung des Stralenverlaufes senkrecht stehende Achse in gewissem (geringem) Umfange drehbares Prismensystem und eine vollkommene Spaltvorrichtung. Der Polarisator zum Abnehmen oder zum Zurückschlagen eingerichtet (um das Spektrum für manche Untersuchungszwecke auch für sich allein benutzen zu können), kömmt vor das Spaltrohr zu stehen und wird zwischen Spalt und polarisirendes Prisma ein Gypsplättchen von Roth erster oder zweiter Ordnung eingeschaltet. Weiter gehört dann zu dem Spektro-Polarisator, um das „Spektro-Polarisations-Mikroskop" zu vervollständigen, noch ein Analysator, welcher in der bekannten Weise, d. h. wie bei den Arbeiten in einfach polarisirtem Lichte angebracht wird.

Zur Fertigstellung für die Beobachtung werden die einzelnen Theile des Instrumentes, von denen der Spektro-Polarisator mittelst Schrauben einmal zur Einstellung des Spektrums in die Objektebene auf- und abwärts und dann zur Centrirung, wie zur Durchführung des Spektrums unter dem Präparate in zwei

aufeinander senkrechten Richtungen in der Horizontalebene beweglich ist, so orientirt, daß die Spaltrichtung die rechtwinklig gekreuzten Polarisationsebenen von Polarisator und Analysator unter einem Winkel von 45° schneidet und die eine Elastizitätsachse — in der Regel die größere — des Gypsplättchens mit der ersteren (Spaltrichtung) parallel geht. Bringt man hierauf irgend ein histologisches Präparat — in der sonst gebräuchlichen Weise eingedeckt — auf den Objekttisch, stellt dasselbe mittelst eines zu seiner Beobachtung geeigneten Objektivsystemes ein, wirft das von einem der Stärke des Beobachtungssystemes angepaßtes Projektionsobjektiv projizirte Spektrum durch Hebung oder Senkung des Spektro-Polarisators in die Einstellebene und rückt dann das Objekt über den Müller'schen Streifen, welcher bei den beiden genannten Gypsplättchen etwa zwischen die Frauenhofer'schen Linien E und F fällt, so lassen sich je nach der Beschaffenheit des Beobachtungsgegenstandes folgende Erscheinungen beobachten. Ist das Präparat einfach brechend und man dreht es um eine auf der Objektebene senkrechte Achse, so bleibt es in jeder Drehungsrichtung dunkel auf dem dunkeln Grunde; besitzt dasselbe dagegen doppelt brechende Eigenschaft, so erscheint es in einer bestimmten Lage, in welcher seine wirksam werdenden Elastizitätsachsen mit denen des eingeschalteten Gypsplättchens parallel gehen, auf dem dunklen Grunde in der ausgelöschten Spektralfarbe leuchtend, indem es in der Art der „einfachen, oder gekreuzten Verdoppelung" d. h. gleich einer Verdickung oder Verdünnung des Gypsplättchens wirkt. In Folge dieser Wirkungsweise wird sonach, da der dunkle Interferenzstreifen je nach der zu- oder abnehmenden Dicke der Gypsplättchen (welche natürlich auch deren Farbe in dem einfachen Polarisationsapparat ändert) nach dem rothen oder violetten Ende des Spektrums hin wandert, eine Verschiebung des Müller'schen Streifens über dem Objekte herbeigeführt, welche mittelst der Durchführung des Spektrums unter dem letzteren nachgewiesen werden kann. Hat man nämlich das Objekt in eine solche Lage gebracht, daß seine Elastizitätsachen mit den gleichnamigen (größere mit größerer, kleinere mit kleinerer) des Gypsplättchens zusammenfallen, dann wirkt es gleich einer Verdickung und es tritt eine Verdunkelung desselben ein, wenn es über einen nach dem Roth hin gelegenen Farbenbezirk des Spektrums zu stehen kommt, während im umgekehrten Falle, also wenn sich die gleichnamigen Elastizitätsachsen kreuzen, diese Verdunkelung über einem nach dem violetten Ende gewendeten Farbenbereiche zu beobachten ist.

Man kann also, wie aus dem Dargestellten ersichtlich wird, einmal erkennen, ob ein histologisches Objekt einfach oder doppelt brechend ist, ferner läßt sich die Lage der in der jedesmaligen Einstellebene zur Wirksamkeit kommenden und damit der Elastizitätsachsen der ein- und zweiachsigen Objekte überhaupt ermitteln und aus der Verschiebungsgröße, welche mittelst der Skala gemessen werden kann, sind dann auch noch unter Umständen höhere oder geringere Grade der Doppelbrechung zu erschließen. Was aber dieser Beobachtungsweise für die Zwecke des Mikroskopikers der einfachen Polarisation gegenüber eine ganz besondere Bedeutung verleiht, ist die große Empfindlichkeit desselben, vermöge der an organischen Elementarorganen und deren Inhaltsbestandtheilen noch sehr geringe Grade

der Doppelbrechung, sowie die Lage der Elastizitätsachse mit Sicherheit festgestellt werden können. Von dem Erfinder des Spektro-Polarisators (a. a. O.), wie von dem Referenten sind bereits eine Reihe einschlägiger Arbeiten in Angriff genommen und hoffen wir in nicht zu ferner Zeit über deren Resultate berichten zu können.

Prof. Dr. Leopold Dippel.

Kulturgeschichte.

Kulturhistorisches über das Verbot des Schweinefleisches.

Jules Soury behauptet in seinen études historiques sur les religions, daß auf den Mythus des Adonis oder Tammuz, den einst ein Eber in den Wäldern des Libanon tödtete, sehr wahrscheinlich das bei den Juden noch heute bestehende, Verbot des Genusses von Schweinefleisch zurück zu führen sei, nicht aber, wie man gewöhnlich annimmt, auf eine hygieinische Rücksicht, und giebt als Grund an, daß das nämliche Gebot bei allen Völkern, wo der Adoniskult einst Wurzel faßte, sich vorfinde, bei Syrern, Arabern, Sabiern und auf Cypern.

So geistreich diese Hypothese auch anfänglich erscheint, so wenig Wahrscheinlichkeit bietet sie nach reiflicher Ueberlegung. Nur zu häufig liegt der Mythenbildung, den verschiedenen religiösen Gebräuchen auch der Naturvölker eine recht reale Thatsache zu Grunde. Um nicht abzuschweifen, bleiben wir bei diesem Thiere. In Turnas auf St. Miguel war früher wie noch jetzt in manchen Theilen Deutschlands die Sitte, beim Schweineschlachten sich gegenseitig Geschenke zu machen. Das mochte einst einem sparsamen einflußreichen Manne lästig sein und mit Hilfe der Priester richtete er es ein, daß am Festtage eines bestimmten Heiligen alle Schweine des Orts auf einmal geschlachtet wurden. Jetzt nach mehr als hundert Jahren ist der Glaube an die Zweckdienlichkeit gerade dieses Festtages so groß, daß jeder Unglück befürchten würde, wollte er wagen an einem andern Tage seine Schweine zu schlachten. Nur ein alter Bauer, den Jedina einst wegen dieses sonderbaren Brauches befragte, plauderte verschmitzt und mit den Augen blinzelnd die eigentliche Veranlassung leise aus. Und wie hier, so sind oft wohl aus spezieller egoistischer Veranlassung hervorgerufene Aenderungen später als geheiligte Satzungen festgehalten worden. Mögen auch bei den alten Aegyptern, den Juden und Muhamedanern exoterisch der großen Menge die uns allen bekannten Gründe für das Verbot des Schweinefleisches angegeben worden sein, esoterisch resultirte bei den Schöpfern dieser Kulte das Verdikt aus der langsam erworbenen Erfahrung, daß das Fleisch dieses Thieres, zumal des gemästeten, in jenen südlichen Ländern Haut- und andere Krankheiten hervorbringt; und ähnlich wurde bei den Hottentotten und vielen Indianerstämmen Guianas, die doch gewiß nur der Empirie folgten, ihr begründetes Vorurtheil gegen das Fleisch z. B. des Pekari

zur endlichen Satzung. Wie das Schwein, so sind dem stolzen Somali Nordostafrikas die Spirituosen, dem weißbindigen Drusen auch das Tabakrauchen und der Wein, dem Dscheraba auch die Katze ein Greuel. Das wilde Waldvolk der Sa in Tonkin rührt nie dies Fleisch an, die christlichen Kopten Abessiniens finden es schier unbegreiflich, daß Franken Schweine essen können.

Wie nie zwei Naturkörper einer Art in allen Theilen einander gleichen können, wie nie zwei Blätter eines Baumes, zwei Thiere einer Art, zwei Menschen selbst einer Familie einander völlig gleich sind, wie könnte da bei den letztern was aus dem körperlichen resultirt, was man Geist oder Seele nennt, in zwei Individuen völlig gleich sein, wie können je zwei Menschen auf die gleiche Art fühlen, meinen, glauben. Und wären die einzelnen Glaubenssatzungen noch so einfach und klar, jeder Mensch wird sie stets seiner Individualität gemäß auffassen und auslegen.

Es ist schwer, den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgen Gift,
Und von der Arznei ist's kaum zu unterscheiden.

In allen Religionen muß es mehr oder minder orthodoxe, mehr oder minder weniger Strenggläubige geben. So finden wir, wenn wir in unserm bestimmten Fall von den orthodoxen und freisinnigen Juden Europas absehen, dieselben Abstufungen auch bei den Muhamedanern, bei den Völkern der alten Welt und bei denen, welche jetzt die Kollektivbezeichnung Heiden umfaßt. Dem gläubigen alten Aegypter war das Schwein ein Thier größten Abscheus, es war als Thier der Hölle so unrein wie sein Kompagnon das Nilpferd. Aber doch durfte Nun-ni, der erste aller Propheten der Neben, welche Herodot Selene nennt, diese Thiere in Zucht halten, weil sie seiner Göttin zum Opfer fielen. Daher sagt auch Klunzinger, dem wir so viel Aufklärung über Nordostafrika verdanken, daß das Schwein für manche Priester des alten Aegyptens nicht ein verbotenes Thier war. In der Gegenwart freilich findet es sich höchstens im Stall eines römisch-katholischen Missionars oder in dem eines griechischen Schankwirthes.

Zu den orthodoxen Muhamedanern gehören jetzt auch die Bewohner Zanzibars und die Somali. Bei den ersteren wird Schweinefleisch nie, in welcher Gestalt es auch sein möge, auf den Tisch kommen, und die Somali, sie berühren das Wildschwein nicht einmal mit der Lanzenspitze. Die Furcht, von ihm verunreinigt und so für den Himmel untauglich gemacht zu werden, ist so groß, daß ein aufgescheuchtes Wildschwein einen ganzen Trupp Männer in die verworrenste Flucht zu jagen vermag. Von den in dieser Beziehung nicht am Wort klaubenden Fung, Baqara-Selimi, Nobah und anderen Stämmen des zentralen und westlichen Sudan dagegen wird das Sennarschwein bisweilen domestizirt und trotz der muhamedanischen Vorschrift gelegentlich auch verzehrt, ebenso bei den Mandingo; und dieser Gebrauch schreibt sich nach Aussage der Fung min-zaman (d. h. von alters) her.

Im Kaukasus zieht sich zwischen S'amurs'akan und Abchasien die künstliche Verbreitungslinie dieses Thieres hin, und es ist muhamedanischer Fanatismus, der diese Grenze bestimmt. Er läßt auch in Zentralasien, im Ili-Thale, die in

der Erfüllung der äußern Vorschriften des Koran besonders strengen Tarantschi, welche Gebete und Fasten mit der größten Pünktlichkeit inne halten, nur reine Speise, halal asch, genießen. Es giebt, so lautet die Erklärung einer Tarantschi, sieben unreine Speisen: Schweinefleisch, den Waisen entwendete, aus anvertrautem Gut erhaltene, gestohlene u. s. w. Speise; aber alle sechs zuletzt genannten kommen der ersten an Strafbarkeit nicht gleich. Wer Schweinefleisch genossen hat, hat die größte aller Sünden begangen. Dem Islam allein haben die Ili-Tataren es zu danken, daß sie so wenig dem Einfluß der Chinesen, deren Lieblingsspeise das Schwein ist, und der übrigen Umwohner erlegen sind.

Mit ähnlicher Gewissenhaftigkeit vermeiden die Javanesen dem Koran gemäß alle Arten geistiger Getränke und das Schweinefleisch. Wenn aufgeklärte Häuptlinge bei festlichen Gelagen der Europäer ein Glas Wein nicht verschmähen, so glauben sie doch bei ihren Dienern sich entschuldigen zu müssen wie die Türken beim Champagnertrinken. Und mit dem Schweinefleisch machen sie es ähnlich. So oft nämlich, so erzählt ein Deutscher, der viele Jahre dort als Offizier in niederländischen Diensten stand, bei einem gemeinschaftlichen Gastmal ein Schinken auf den Tisch kam, verabsäumte der Regent von Pagal, ein freidenkender Mann, es nie, auf den Schinken zeigend, zu seinen Dienern zu sagen itu bukan babi, te tapi ham, das ist kein Schwein, das ist Schinken. Bator auf der Insel Bali soll einst ein von den Göttern inspirirter Mann (Besessener) den Priestern als eine besonders glückliche und gesegnete Gegend angewiesen haben. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Priester von dort aus, wo häufig ein Feuerstrom dem nahen Berge gefahrdrohend entquillt, eine besondere Macht auf das in Furcht gesetzte menschliche Gemüth ausüben zu können meinten. Schweinefleisch ist auch hier im höchsten Grade verpönt, und doch bewies dem bekannten Reisenden Zollinger der Bramane, als Dewa Hokka der Shatria, als er mit ihm von heimlich gekauftem Spanferkel aß, wie wenig Reste von jenem Kastenunsinn Indiens bei ihm sogar geblieben waren.

Wie einst die alten Aegypter in bestimmten Tempeln Schweine opferten, so thun es jetzt noch die Munda Kolhs in Chota Nagpore und Bodo in Indien, die Mischmis weissagen Unfehlbares aus der Leber dieser Thiere, die nicht zum Christenthum bekehrten Karehn in Burmah beten sogar zu den Geistern der Thiere und müssen deshalb von den Burmesen den Vorwurf hinnehmen, sie beteten das Schwein als göttlich an. Cabuniang, der Gott der Ygorrotes auf Luzon, verlangt Schweine als Opfer, und deshalb kaufen sie diese Thiere gern den Christen in der Ebene ab und lassen sie von den Priestern, die natürlich ihren Zehnten und noch mehr dafür erhalten, weihen und segnen. Nicht verehrt aber hochgeschätzt als kostbare Speise wird das Schweinefleisch bei den Garos in Bengalen, bei denen eine Sitte herrscht, die auch hier bei uns vielleicht Nachahmung finden könnte. Dort nämlich wählen die jungen Mädchen ihren Ehemann. Sollte aber ein Jüngling es sich einfallen lassen, einem Mädchen seine Liebe zu erklären, so ist das eine Beleidigung für die ganze Familie, und nur durch eine Menge Schweine-blut und große Quantitäten Reisbier ist sie zu tilgen.

Wie verschiedenartig fluktuiren also in den Ländern um den Gleicher die Ansichten über Schädlichkeit und Nützlichkeit dieses Fleisches, wie stark variiren in den einzelnen Glaubenssatzungen die Meinungen über Verbot und Gebot! Und sollte der Aberglauben, der so viele Thiere in seinen Bereich gezogen, des Schweines entrathen haben? Noch weit verbreitet auch in Deutschland ist der Glaube, daß Nervenfieberkranke vom Teufel besessen, daß man ihn vertreiben könne, wenn man die Exkremente dieses Thieres dem Kranken in das Bett lege. Vor diesem hege der Teufel große Furcht. Seit der Tatmitenzeit begann man in Aegypten Schweine in die Pferdeställe zu stellen um so das Gedeihen der Pferde zu sichern, respektive den bösen Blick von ihnen abzuwenden. In Ailet hängt man aus ähnlichem Grunde den Pferden Zähne der Wildschweines um den Hals. Die Engländer schenkten dem Sultan von Zanzibar einige Schweine, damit er sie in seinen Marstall brächte. Der Teufel würde dann zunächst in die Schweine, nicht aber in die Vollblutpferde fahren. Schweinefleisch und auch neuen Wein halten die Spanier für ein gutes Beförderungsmittel auf den Kirchhof: puerco fresco, y vino nuevo, Christianillo el cimenterio. Die meisten Völker des Orients, die das Fleisch des Schweines meiden, meiden, mit alleiniger Ausnahme der Araber, auch das des Hasen.

Die Aufstellung der Speiseverbote bei Juden, Muhamedanern und Christen geht auf mehr oder minder deutliche Bestimmungen in der Bibel zurück, repräsentirt sich jedoch in ihrer Gesammtheit als das Werk des Talmud; das Verbot des Schweinefleisches ist nicht „eine Kokarde des jüdischen Volkes.“

Dr. B. Langkavel.

Staats- und Rechtswissenschaft.

Das rothe Kreuz in Deutschland.

Der am 22. August 1864 zu Genf abgeschlossene Vertrag, um das Schicksal der Verwundeten im Kriege zu verbessern, darf, wie allgemein anerkannt wird, als eine der wichtigsten Errungenschaften der neueren Zeit auf dem Gebiete der fortschreitenden Humanität angesehen werden. Die Nachtrags-Konvention vom 20. Oktober 1868 hat die Bestimmungen des Genfer Vertrages ergänzt und denselben auch auf den Seekrieg ausgedehnt. Bluntschli bemerkt in seinem Völkerrecht, daß durch die eingeführten humanitären Reformen das Schicksal der verwundeten und erkrankten Krieger, zumal des feindlichen Heeres unzweifelhaft besser geworden sei, als früher. In den Lazarethen, wie auch auf den Schlachtfeldern habe die Menschenliebe und die ärztliche Sorge wieder viele Wunden geheilt, welche der feindliche Streit geschlagen hatte. Aber einzelne Mängel seien in dem letzten, dem deutsch-französischen Kriege doch auch offenbar geworden. Vor Allem habe es in der französischen Armee an Kenntniß des Vertrages gefehlt. Es sei nöthig, daß die Offiziere und Soldaten namentlich auch durch die militärische Instruktion über die neuen völkerrechtlichen Grundsätze

unterrichtet würden. Um diesem nicht bloß in den Reihen der Armeen, sondern auch in den Kreisen der Träger des rothen Kreuzes fühlbar gewordenem Bedürfniß einer gründlichen Kenntniß der durch die Genfer Konvention eingeführten humanitären Bestimmungen gerecht zu werden, wurde vor einiger Zeit auf Veranlassung der deutschen Kaiserin eine Preisbewerbung für die Ausarbeitung eines Handbuches ausgeschrieben, welches diese Kenntniß in den betheiligten Kreisen in geeigneter Weise fördern sollte. Das Handbuch sollte besonders für die deutschen Vereine der freiwilligen Krankenpflege bestimmt sein, und neben der praktischen auch eine systematische Anleitung geben, sowohl für die vorbereitende Thätigkeit der Vereine des rothen Kreuzes im Frieden, als insbesondere für deren Wirken im Kriege. Das Thema bestimmt weiter, daß auf Grundlage der Kriegs-Sanitäts-Ordnung vom 10. Januar 1878 und unter Verwerthung der gemachten Erfahrungen für sämmtliche Organe der freiwilligen Krankenpflege ein lebendiges Bild ihrer Funktionen und Zuständigkeiten, sowie deren Beziehungen sowohl zu einander, als zu den Militärbehörden, dem kaiserlichen Kommissare und sonstigen Staatsbehörden gegeben werden solle.

Unter den auf diese Veranlassung eingegangenen Schriften ist der Preis einer Schrift von Friedrich von Criegern seitens der eingesetzten Kommission zuerkannt worden. Diese ist unter dem Titel „Das rothe Kreuz in Deutschland" jetzt im Verlage von Veit u. Comp. in Leipzig veröffentlicht worden. Der Verfasser behandelt den Gegenstand in den beiden Abschnitten über das Wirken im Kriege und über die Friedensthätigkeit. Der erstere Abschnitt beschäftigt sich mit der amtlichen Fürsorge für die Verwundeten und Kranken im Kriege, sowie mit dem Wirken der freiwilligen Krankenpflege. Dahin gehören die ausnahmsweise Verwendung derselben bei der Feldarmee, sowie die regelmäßige Mitwirkung der freiwilligen Hülfe, ferner gehören dahin die Depots der freiwilligen Krankenpflege und die Nachrichtenvermittlung. Ein dritter Abschnitt beschäftigt sich mit der Leitung der freiwilligen Krankenpflege durch die militärischen und militärärztlichen Vorgesetzten, durch den kaiserlichen Kommissar und Militärinspektor, sowie durch dessen Delegirte. Ein vierter Abschnitt handelt endlich von der Kriegssanitätsordnung in ihrem Verhältniß zur Sanitätsinstruktion und zu den Erfahrungen im Kriege von 1870.

Der zweite Theil über die Friedensthätigkeit beschäftigt sich nach allgemeineren Bemerkungen mit der Organisation und den theoretischen und sachlichen lichen Vorarbeiten für die Kriegsthätigkeit. Dahin gehören die Ausbildung des Krankenpflegepersonals, die Bereitstellung von Sanitäts- und Kranken-Kolonnen, die Ausrüstung von Sanitäts- und Krankenzügen, die Fürsorge für den Landtransport zur Eisenbahn, die Gründung von Vereinslazarethen und die Fürsorge für die Depots.

Dem Handbuche ist ein günstiges und ehrenvolles Zeugniß dadurch ausgestellt worden, daß dem Verfasser der von der Kaiserin Augusta ausgesetzte Ehrenpreis zuerkannt worden ist. Der Verfasser hat die ihm gestellte Aufgabe unverkennbar in sehr gründlicher und praktischer Weise ausgeführt, und sein Hand-

buch wird wesentlich dazu beitragen, die wichtigen Aufgaben und Arbeiten des rothen Kreuzes zu fördern und zu unterstützen. Dasselbe verdient von Allen, welche mit diesen humanitären Aufgaben sich beschäftigen wollen, sorgfältig gelesen und studirt zu werden. L. Geßner.

Kleine Revuen.

Politische Revue.*)

Summa sequar fastigia rerum.

Noch hatte, nach dem Gottesfrieden der Pfingstzeit, der Kampf auf den parlamentarischen Arenen nicht wieder begonnen, als ein Leitartikel der „Nordd. Allg. Zeitung“ erschien, in welchem jedermann die Anschauungen, Absichten und Pläne des Reichskanzlers, viele auch die mächtigen Züge, in denen er zu schreiben pflegt, zu erkennen glaubten. Mögen aber auch die letzteren vestigia leonis! ausrufen, das Urtheil über die Sache, welche jener Artikel verficht, wird auch unter denen, welche hier die unmittelbare Offenbarung eines mächtigen Geistes zu finden glauben, ein sehr verschiedenes sein. Wir könnten es nur aufs tiefste beklagen, wenn Fürst Bismarck hier sprechen, und zwar sein letztes Wort sprechen sollte. Er bestätigte dann die schlimmsten Befürchtungen, welche bei der Berathung der Holzzollvorlage laut geworden sind. Es wäre dann eingestanden, ja als etwas Verdienstliches hingestellt worden, daß die Erhöhung der Holzzölle die Vorläuferin der Erhöhung der Getreidezölle und der, unseres Wissens, von der Mehrzahl der Interessenten gar nicht einmal geforderten Erhöhung der Eisenzölle sein sollte. Und, was das Schlimmste wäre, der Plan wäre nicht aufgegeben.

„Sind auch die höheren Holzzölle gefallen, so werden sie doch von neuem auf der Tagesordnung erscheinen und mehr: wir werden eben eingedenk sein, das nicht diese oder jene Kategorie einen besonderen Vorzug verdient, sondern werden daran denken, daß die Größe des Vaterlandes geschaffen wird durch: Brot und Eisen!“ So heißt es am Schlusse des Artikels.

Das wäre eine schroffe Kriegserklärung an die öffentliche Meinung und ihre verfassungsmäßige Vertretung. Ist sie echt, nun wohlan! so werden wir sehen, ob das deutsche Volk so heruntergekommen ist, um sich entmündigen zu lassen.

Zum Glück giebt es noch Gebiete, auf welchen zwischen den Anschauungen der Mehrheit des deutschen Volkes und derjenigen der Reichsregierung keine unüberbrückbare Kluft befestigt ist. Vor allem ist ein solches das socialpolitische. Wenn hier auch noch nichts sicher erreicht ist, so ist doch die Möglichkeit vorhanden, daß mindestens das eine der beiden zunächst in betracht kommenden Gesetze im Laufe dieses Jahres zu stande kommt. Das Krankenkassengesetz ist vom 19. bis zum 30. April von dem deutschen Reichstage auf das eingehendste und gründlichste berathen worden und die staatsmännische Mäßigung und patriotische Entsagung der Mehrzahl der Volksvertreter hat auf der treu bewahrten Grundlage des durch das Verdienst der Kommission geschaffenen Kompromisses ein zwar nicht fehlerloses, aber doch brauchbares Werk hergestellt. Die Fortschrittspartei zeigte, wie gewöhnlich, den falschen Eifer, der da will, „daß das vollkommene sei.“ Der Gesetz-

*) Abgeschlossen am 21. Mai.

entwurf, wie er aus der zweiten Lesung hervorgegangen ist, hält durchaus den richtigen Gedanken der Vorlage fest, den Versicherungs z w a n g mit möglichst großer F r e i h e i t in der Wahl der Versicherungs a r t zu verbinden. Als Nothbehelf, mit dem man sich vielfach wird begnügen müssen, bietet er die Gemeinde-Krankenversicherung; dem Ideale näher kommen die Ortskrankenkassen, die Betriebskrankenkassen, die Bau- und Innungskrankenkassen. Auch die freien Hülfskassen sind, obwohl auf einem andern Principe beruhend, zum großen Kummer des Abgeordneten Lohren mit recht beibehalten worden und ebenso jene ältesten, aber doch wohl nicht durchaus altbewährten Gattungen der Betriebskrankenkassen und der Knappschaftskassen. Leider ist, wie schon angedeutet wurde, das Gesetz noch nicht im Hafen. Der Bundeskommissar, oder, um uns die neueste Belehrung zu nutze zu machen, ein preußischer Kommissar beim Bundesrathe, warnte vor Annahme des Paragraphen 1a, welcher den Versicherungszwang, aus den triftigsten Gründen, schalten wir ein, auf die Landwirthschafts- und Forstarbeiter ausdehnt. Er erklärte es für mindestens zweifelhaft, ob die verbündeten Regierungen die Verantwortung für die Ausführung dieser Bestimmung würden übernehmen wollen. Der Fürst Bismarck ist also ein Gegner derselben und nach der merkwürdigen vom preußischen Finanzminister Scholz entwickelten und auch den Ausführungen des im Eingang erwähnten Artikels zu grunde liegenden Theorie, welche sich freilich zuletzt als die Rochow'sche vom beschränkten Unterthanenverstande entpuppt, ist es immerhin möglich, daß der Bundesrath auch diesmal die Sache wieder besser zu verstehen meint, als die Interessenten — die konservativen Landwirthe unter den Abgeordneten und die vom Centrum stimmen in dieser Frage ja größtentheils mit den Liberalen überein — und das Gesetz, welches der Reichstag, wenn er nicht einen Selbstmord begehen will, in diesem Punkte in dritter Lesung nicht ändern kann, wegen des Paragraphen 1a verwirft. Er allein würde dann die Verantwortung tragen.

Der in jenem Faktor der Gesetzgebung thatsächlich entscheidende Wille trägt schon jetzt die Verantwortung dafür, daß das bedeutendere der beiden zu einem Paare verbundenen Gesetze, das U n f a l l v e r s i c h e r u n g s g e s e t z auch in seiner zweiten Gestalt nicht zur Annahme gelangen kann. Nachdem sich alle Parteien des Reichstages in der Verwerfung oder doch Mißbilligung des Reichszuschusses einig gezeigt hatte, war derselbe dennoch vom Bundesrathe wiedergebracht worden und am 5. Mai lehnte der preußische Bundesrathskommissar es in der Kommission ab, über die Stellung der verbündeten Regierungen zu dieser Frage schon jetzt Auskunft zu geben. Da blieb der Kommission nichts anderes zu thun übrig, als was sie gethan hat. Sie hat in der Abendsitzung desselben Tages den Paragraphen 7 des Entwurfes und mit ihm den Reichszuschuß definitiv abgelehnt.

Darauf brachte am 8. Mai der Abgeordnete von Hertling in der Kommission den Antrag ein, die Berathung der Vorlage abzubrechen, dem Plenum die Ablehnung des Regierungsentwurfes zu empfehlen und den Reichskanzler um Vorlegung eines neuen Entwurfes zu ersuchen, in welchem vom Reichszuschuß abgesehen werde. Auf diesen Antrag kann die Kommission, wie uns scheint, kaum eingehen, wohl aber dürfte derselbe für die Reichsregierung ein Anstoß werden, sobald die Berathung der grundlegenden Paragraphen, eben der in dem bekannten Rickertschen Antrage bezeichneten, zu ende ist, zu erklären, ob der Bundesrath auf den Zuschuß verzichtet oder seine Vorlage ganz zurückzieht, um sie durch eine neue zu ersetzen, oder ob er die Kraft und Zeit der Reichsboten wochenlang durch die Berathung eines in dieser Gestalt aussichtslosen Gesetzentwurfes in anspruch nehmen lassen und damit die Sache nur noch mehr verschleppen will.

Dem Rathe der kaiserlichen Botschaft, der Reichstag möge schon während der Sommersitzung in die Berathung des Etats für 1884/85 eintreten, hat die deutsche Volksvertretung folge geleistet. Freilich stellte sich alsbald die Unmöglichkeit heraus, die Etatsberathung rasch abzumachen. Streng sachliche Gründe, welche mit der Parteistellung nichts zu thun haben, bewogen die nationalliberale Partei am 7. Mai für den Antrag Richter zu stimmen, durch welchen der ganze Etat der Budgetkommission überwiesen wurde. Nur unverständigeBöswilligkeit kann in diesem politischen Akte eine Billigung der durchaus verwerflichen Kampfweise des Führers der Fortschrittspartei sehen. In der Debatte entwickelte der Minister Scholz jene schon oben angedeutete Ansicht und legte eine Auffassung der durch die Reichsverfassung geschaffenen Beziehung zwischen Kaiser, König von Preußen, Reichskanzler, Bundesrath und Reichstag dar, welche, wenn sie begründet wäre, diesen Theil der Reichsverfassung als die organisirte Desorganisation erscheinen lassen würde.

Kaum weniger wichtig war die Abstimmung des folgenden Tages, in welcher die Holzzollvorlage in zweiter Lesung mit 177 gegen 150 Stimmen mit dem entscheidenden Paragraphen 1 fiel. Da alle Bestimmungen des Gesetzes verworfen sind, so ist eine dritte Lesung ausgeschlossen. Leider ist, wie wir gesehen haben, die Sache damit noch nicht abgethan.

Am 2. Mai wurde nach langer Unterbrechung die zweite Berathung der Novelle zur Gewerbeordnung wieder aufgenommen. Vor den Straf- und Uebergangsbestimmungen kam der bekannte Antrag Eugen Richters zur Berathung, welcher dahin ging, die Militärverwaltung solle aufgefordert werden, den in Militärwerkstätten für Privatrechnung geübten Geschäftsbetrieb und verwandte das Civilgeschäft beeinträchtigende Ausdehnungen der den Bedürfnissen des Militärs dienenden gewerblichen Thätigkeiten zu untersagen. Dieser Antrag war unnütz, nachdem der Kriegsminister in der Kommission im Auftrage des Kaisers eine Abhülfe der etwa bestehenden Uebelstände versprochen hatte, und er war politisch so unweise, als möglich, weil er die herrschende konfliktschwangere Spannung noch vermehrte. Doch nicht sowohl gegen den Inhalt des Antrages, als gegen die Adresse desselben protestirte der Reichskanzler in einem Schreiben an den Präsidenten des Reichstages. Der Antrag, so erklärte er, sei an seine Adresse zu richten gewesen. Das ist ebenso richtig, als es merkwürdig ist, daß von 1873 bis zum Mai 1883 weder die Militär-, noch die Marine-, noch die Postverwaltung, noch der Reichskanzler, noch endlich die Konservativen die Unrichtigkeit einer solchen Adresse bemerkt haben. Wohl nur auf ein Mißverständniß des Bismarckschen Schreibens ist die nicht nur von konservativen Zeitungen, sondern auch vom Kriegsminister ausgesprochene Ansicht zurückzuführen, als ob der Richtersche Antrag in die Rechte des Kaisers, als des Oberbefehlshabers des gesammten Reichsheeres, eingriffe. Jedenfalls wäre es verwegen, die Haltung des Kriegsministers mit einer nicht dem Wortlaute nach bekannt gewordenen Aeußerung eines königlichen Schreibens in Verbindung zu bringen, welches, nach der Kölnischen Zeitung, nach dem Rücktritte der Minister von Kamecke und von Stosch an das preußische Staatsministerium erlassen worden ist. Das Schicksal der Gewerbenovelle wird vermuthlich noch im Sommer in dritter Lesung entschieden werden. Hoffentlich sind dann die Liberalen zahlreich genug zur Stelle, um einige unerträgliche Härten und Unbilligkeiten, mit welchen das Gesetz jetzt behaftet ist, zu beseitigen. Die Rücksicht auf die Zustimmung der Reichsregierung kann dabei unmöglich in betracht kommen.

Einen schweren Verlust hat der Reichstag und mit ihm das ganze deutsche Volk durch den Tod des hochverdienten Schulze-Delitzsch erlitten, welcher am 29. April

zu Potsdam erfolgte. Ueber den ausgezeichneten Mann ist kaum etwas Schöneres gesagt worden, als der Präsident von Levetzow ihm in epigrammatischer Kürze und Gedrungenheit nachgerühmt hat: „Wie er sein ganzes Leben der öffentlichen Wohlfahrt gewidmet hat, auf genossenschaftlichem Gebiete unter Aufstellung neuer Gesichtspunkte der Schöpfer war hochbedeutungsvoller, weit über die Grenzen Deutschlands hinausragender Institutionen und Organisationen, deren Berather und Förderer, deren Seele mit voller Hingebung und Frische er blieb bis an seinen Tod — so gilt er auch im Reichstage als ein Muster treuer Pflichterfüllung, auf allen Seiten hochgeschätzt, bei allem Eifer stets sachlich und bereit, auch mit den Gegnern seiner Ansichten sich zu verständigen". Diese Worte aus dem Munde eines politischen Gegners ehren den Unvergeßlichen mehr, als tendenziös einseitige Lobpreisungen allzu heißblütiger Freunde.

Die herzerhebende Vorstellung menschenfreundlichen Strebens, welche durch das bloße Aussprechen des gefeierten Namens hervorgerufen wird, führt uns von Schulze-Delitzsch unwillkürlich auf das herrlich gelungene Werk der hygienischen Ausstellung. Fast gerade ein Jahr, nachdem die unhemmbare Wuth eines Brandes die nahezu fertige Ausstellung in weniger als einer Stunde in Asche verwandelt hatte, wurde am 12. Mai die wiedererstandene Schöpfung des edelsten gemeinnützigen Strebens von dem Kronprinzen des deutschen Reiches feierlich eröffnet. An diesem Triumphe humaner Wissenschaft und Technik hat neben Deutschland auch das befreundete Oesterreich-Ungarn theil, was als ein erfreuliches Vorzeichen künftigen größeren Einklanges auch anderer Interessen gelten mag.

Werfen wir nun einen Blick auf die jüngste Thätigkeit des preußischen Landtages, mit welchem der Reichstag zu Zeiten einen wahren Kampf ums Dasein zu führen gehabt hat. Als die bedeutendste, aber noch nicht ganz gereifte Frucht seiner Berathungen müssen die Verwaltungsgesetze gelten, welche im Abgeordnetenhause zur Annahme gelangt sind, aber vom Herrenhause wohl kaum unverändert angenommen werden dürften. Diese drei Gesetze sind bekanntlich: das Gesetz zur Abänderung des Organisationsgesetzes vom 26. Juli 1880, das Gesetz zur Abänderung des Verwaltungsgerichtsgesetzes vom 3. Juli 1875, und das Zuständigkeitsgesetz. Als die Tendenz der v. Puttkamer'schen Entwürfe haben wir „Vereinfachung auf Kosten von Rechts- und Freiheitsbürgschaften" bezeichnet (Deutsche Revue, Heft 2, S. 278). Wir gestehen zu, daß es nur einzelne Punkte der Gesetzentwürfe sind, in welchen eine Verminderung der Rechtsbürgschaften zu finden ist, und erkennen es gerne an, daß die Kommission, welche die Gesetze in 21 Sitzungen berathen hat, zum Theil bemüht gewesen ist, der Gefahr verminderter Rechtssicherheit vorzubeugen. Die Berathungen im Hause begannen am 23. April. Gleich in der ersten Sitzung wurde der Hauptpunkt der gesammten Vorlage, die Vereinigung von Bezirksrath und Bezirksverwaltungsgericht zum Bezirksausschusse berathen. Gneist genügten die Bestimmungen nicht, durch welche die Kommission die durch den Regierungsentwurf beseitigte Unabhängigkeit des Bezirksverwaltungsgerichtes im Bezirksausschusse wieder herstellen wollte, die betreffenden Paragraphen gelangten aber nach den Kommissionsbeschlüssen zur Annahme. Ebenso war es im ganzen mit den anderen Bestimmungen dieses Entwurfes und mit den beiden anderen Vorlagen. Am 3. Mai hatte das Abgeordnetenhaus ein Werk vollendet, von dem der Vater des Entwurfs die stolze Bezeichnung eines monumentum aere perennius gebraucht hat, von dem man aber auf liberaler Seite nur wünschen kann, daß es, wenn auf dieser Basis die Verwaltungsreform auf die westlichen Provinzen übertragen ist, in nicht zu ferner Zeit unter Mit-

wirkung oder auf Anregung einer liberalen Regierung von einer liberalen Landtagsmehrheit aufs neue revidirt werden möge. Als ehern wird es sich wahrlich nicht erweisen.

Am 25. April hatte das Abgeordnetenhaus die übliche Kulturkampfdebatte. Dieselbe gab Veranlassung, daß vieler Herzen Gedanken offenbar wurden. Nicht um das Materielle des Windthorst'schen Antrages, die Straflosigkeit der Sakramentspende und des Messelesens, handelte es sich, sondern um die Stellung der Parteien gegenüber der durchaus entgegenkommenden Haltung der Regierung. Dieser zum trotz stimmten nicht nur Centrum und Polen und fast sämmtliche Altkonservative, sondern auch eine Anzahl Mitglieder der Fortschrittspartei und zwei Secessionisten für den Windthorst'schen Antrag, und als dieser gefallen war, hielten die Konservativen gegen den Wunsch der Regierung, welche eine Durchkreuzung ihrer Verhandlungen mit Rom fürchtete, ihren Antrag, welcher auf die Forderung einer von Koncessionen der Kurie unabhängigen organischen Revision der Maigesetze herauskam, aufrecht, welcher mit 209 gegen 154 Stimmen angenommen wurde.

Diese Haltung der Konservativen ist in vatikanischen Kreisen sehr wohl bemerkt worden und hat, wenn nicht alles täuscht, dort das Selbstgefühl und den Trotz gesteigert. Die Note Schlözers, welche am 5. Mai überreicht war, ist am 21. beantwortet worden.

Eine Debatte des preußischen Landtages, welche sich auf dem Grenzgebiete des Kulturkampfes bewegte, war die vom 4. Mai. Die Krefelder Petitionen, welche die Wiederherstellung der von der Provincialregierung aufgehobenen Simultanschulen forderten, wurden, wie bei der Zusammensetzung des Hauses vorauszusehen war, abgelehnt; doch stellte sich weder der Unterrichtsminister, noch die die Rauchhaupt'sche Tagesordnung votirende Mehrheit auf einen der Simultanschule principiell feindlichen Standpunkt. Dennoch besteht ein wesentlicher Gegensatz zwischen dem Standpunkte des Ministers und dem der Liberalen. Letztere halten die Simultanschule überall, wo sie überhaupt möglich ist, für das Bessere; Herr v. Goßler zieht aus pädagogischen Gründen im Allgemeinen die konfessionelle Schule vor, er ist aber viel zu einsichtig, um in Gegenden wo sich, wie in Posen, mit den Konfessionen zugleich Nationalitäten feindlich gegenüberstehen, die Simultanschule antasten zu lassen.

Der preußische evangelische Oberkirchenrath hat sich im vorigen Monat endlich zu einer kräftigeren Haltung gegenüber dem im vorigen Jahre von katholischer Seite aufs neue angeregten Mischehenstreit aufgerafft. Er ermahnt in einer Ansprache die evangelischen Geistlichen, Gemeindemitgliedern, welche das Versprechen katholischer Kindererziehung gegeben haben, die evangelische Trauung zu versagen und auch sonst gegen diejenigen, welche durch eine solche Handlungsweise sich als Verächter ihrer Kirche zeigen, mit den gestatteten kirchlichen Zuchtmitteln vorzugehen.

In Baiern ist die Nothstandsvorlage zuletzt doch noch in einer leiblichen Gestalt durchgegangen. Die Kammer der Abgeordneten nahm am 27. April den Beschluß der Reichsräthe an, durch welchen die von ihr auf 850000 Mk. herabgesetzte Summe auf 1075000 M. erhöht wurde.

In den liberalen Kreisen Sachsens scheinen die Verständigen zuletzt dennoch die Oberhand zu behalten. Ein von Männern aller liberalen Schattirungen an die freisinnigen Wähler Sachsens gerichteter Aufruf empfiehlt zunächst für die Landtagswahlen ein Zusammengehen unter Achtung des Besitzstandes, beziehungsweise unter freundlicher Einigung über die aufzustellenden Kandidaten.

Von äußeren Angelegenheiten des deutschen Reiches erwähnen wir hier nur den Abschluß günstiger Handelsverträge mit Mexiko und mit Italien, welches uns durch

die Gotthardbahn merkantilisch wesentlich näher gerückt ist, und den höchst bedenklichen, fast aussichtslosen Stand der mit Spanien geführten Verhandlungen.

Das **Ausland** werden wir auch diesmal sehr kurz behandeln. Die Enge des zugemessenen Raumes nöthigt dazu, und die Fülle der einheimischen Ereignisse und ihre überwiegende Bedeutung läßt ein solches Verfahren in einer **deutschen** Revue innerlich begründet erscheinen. Wir können Gott danken, daß die Zeit vorüber ist, wo die äußere und innere Ruhe unseres Vaterlandes von den Zuständen an der Seine abhing und sein Schicksal durch Vorgänge an der Newa oder an der mittleren Donau bestimmt zu werden schien. Jetzt sind wir stark und selbstbewußt genug, um uns zuerst und vor allem für **unsere** Tagesgeschichte zu interessiren.

Am nächsten steht uns, wie schon einmal gesagt, in jedem Sinne **Oesterreich-Ungarn**. In der Lage der Gesammtmonarchie hat sich nicht das mindeste geändert. Das Gerede von einer engeren Anlehnung an Rußland, durch welche sich Kalnoki für die angebliche Verstärkung entschädigen wolle, welche Deutschlands Stellung auf Kosten der Oesterreichs durch den Anschluß Italiens gewonnen habe, ist allmählich verstummt. Es war eine Ausgeburt gewisser kindisch eifersüchtiger oder auch aus Temperament deutschfeindlicher Stimmungen, welche nicht nur in slavischen, sondern hie und da auch in deutsch-militärischen Kreisen des alten Kaiserstaates im Verborgenen fortdauern. Die Freundschaft Italiens mag ja für Oesterreich eine überwiegend negative Bedeutung haben, aber wahrlich keine geringe.

Oesterreichs innere Verhältnisse sind trostlos. Am 28. April wurde das Schulgesetz in dritter Lesung angenommen, aber erst nachdem eine Resolution, welche die staatsrechtliche Grundlage dieses Gesetzes verneint, indem sie einen Theil der durch dasselbe geordneten Gegenstände für die Kompetenz der Einzellandtage in Anspruch nimmt, vorher zur Annahme gelangt war. Nur um diesen Preis hatten die Tschechen für das Gesetz stimmen wollen. Auch so ging dasselbe nur mit 170 gegen 167 Stimmen durch, d. h., wenn nicht die fünf Minister, welche Abgeordnete sind, mitgestimmt hätten, wäre es gefallen. Ob die Annahme mit einfacher Majorität bei einem die Verfassung jedenfalls berührenden Gesetze verfassungsmäßig war, das bleibt eine offene Frage. Das Gesetz hat mit befremdlicher Eile die Sanktion der Krone erhalten. Jedenfalls ist damit gezeigt, daß Graf Taaffe einen starken Rückhalt hatte, als er die Frage der Linken, ob es so weiter gehen könne, zuversichtlich dahin beantwortete, es werde allerdings so weiter gehen. „Das Ziel der Verständigung der Völker Oesterreichs wird", meinte er, „mit Gottes Hülfe" erreicht werden. Es ist also gar kein Zweifel, daß die Deutschösterreicher noch weiter unter die Füße getreten werden sollen. Unsern Stammesgenossen bleibt mithin nichts übrig, als fest und einig zu bleiben und, wenn sie sehen, wie ihr Erbgut verthan wird, ihr Recht, ihre Freiheit, ihre Stellung im großen Völkerhause Oesterreich, zu ihrem empörten Herzen zu sprechen:

> Trag' es, o du mein Herz! Schon ärgeres hast du ertragen.

Wenn der Umschwung, der ja doch einmal eintreten muß, die Verfassungspartei praktischer, realpolitischer, reifer findet, als sie in jener Zeit war, wo sie die Zerbröckelung und den Fall des Ministeriums Auersperg herbeiführte, so wird die Prüfung zu verschmerzen sein.

Rußland feiert, nachdem es sich in friedlicher Stille gesammelt hat, in diesen Tagen das Fest der Kaiserkrönung. Vielleicht nirgends in Europa wird dieser feierliche Akt mit uneigennützigeren Wünschen begrüßt als in Deutschland, welches nichts von dem mächtigen Nachbarreiche begehrt, nichts von ihm fürchtet. Seit Peters des Großen Zeiten

haben hier die Kulturfortschritte Rußlands die aufrichtigste Sympathie gefunden; und hier knüpft sich jetzt an die bedeutungsvolle Handlung, deren Schauplatz die alte Czarenstadt ist, der herzliche Wunsch, daß es dem besonnenen und wohlwollenden Sohne des Bauernbefreiers gelingen möge, seinem Volke die aussichtsvolle Bahn einer ihm gemäßen Entwickelung zu erschließen.

In Italien werden die Wirkungen des engeren Verhältnisses zu Deutschland und Oesterreich immer mehr in der Haltung der Regierung sichtbar. Sie hat unzweifelhaft an Festigkeit gewonnen und sich dem Ideale einer starken Regierung genähert. Schon Mancinis Rede am 13. März zeigte sie auf dem Wege dazu. Jetzt ist in der großen Interpellationsdebatte, welche am 9. Mai begonnen hat und erst am 19. zu ende gegangen ist, vor allem Depretis hochbedeutend hervorgetreten. Er hat es den berufenen Faktionsführern vom Schlage Crispi's auf das Bestimmteste gesagt, wie er und sein ganzes Ministerium nicht an Faktionsinteressen, sondern an Principien gebunden sei, und er hat nachzuweisen vermocht, daß er die völkerrechtliche Pflicht einer jeden Regierung innerhalb der Schranken der Landesgesetze erfüllt. Von der Rechten haben ihm Minghetti und Bonghi mit glänzender Wirkung sekundirt. Der Erfolg, welchen schließlich das Bündniß der Realpolitiker davon getragen hat, ist unzweifelhaft ein wohlverdienter und ein verheißungsvoller.

Frankreich hat gegenwärtig mit Italien das gemein, daß es gleichfalls eine starke Regierung besitzt. Eine andere hätte auch Gesetze, wie das über die Rückfälligen, das einer politischen Spitze keineswegs völlig entbehrt, und das über die Straßenkundgebungen, nicht einmal einzubringen gewagt. Das Vorgehen gegen die Bischöfe, welche ungesetzlicher Weise Schulbücher geächtet haben, und der Protest, welchen der Papst gegen dieses Vorgehen erlassen hat, können die ohnehin feste Stellung des Ministeriums Ferry nur noch mehr befestigen. Waldeck-Rousseau's stark autoritäre Festrede wird sein Bestehen mindestens nicht gefährden. Die Franzosen sind ja schließlich Autoritätsmenschen. Die Expedition nach Tongking wird mit großer Energie betrieben. Die faktische Annexion dieses Landes, sowie die Anmaßung des Protektorats über ganz Anam ist beschlossene Sache.

In England hat das Ministerium in der Angelobungsfrage eine Niederlage erlitten, welche von seinen einheimischen Gegnern, wie von gewissen deutschen fortschrittlichen Blättern über Gebühr hervorgehoben wird. In Irland hat die strafende Gerechtigkeit einen der Phönixparkmörder nach dem andern erreicht und der Schrecken beginnt zu wirken. Auch das entschiedene Einschreiten des Papstes gegen den Bischof von Cashel, sowie das die Ligaagitation unbedingt verdammende päpstliche Schreiben an die irischen Bischöfe werden, trotz alles Ungehorsams und aller Proteste, nicht ganz unwirksam bleiben

---

Kunst- und Theaterrevue.

Nach langen Irrfahrten und nachdem sie im vergangenen Herbst keine Stätte gefunden, wo sie ihr Haupt bergen konnte, da das Barackengebäude am Kantianplatz, von seiner Feuergefährlichkeit abgesehen, in Bezug auf die Beleuchtung der Bilder vieles, in Bezug auf äußere Eleganz und Behaglichkeit alles zu wünschen übrig ließ, ist endlich die sechsundfünfzigste Ausstellung der Kgl. Akademie der Künste in Berlin am 3. Mai in den ausgedehnten Prachträumen des Polytechnikums zu Charlottenburg eröffnet worden.

Der Leiter dieses stattlichen, von Lucae begonnenen Baues, G. H. F. Hitzig, ist am 11. Oktober 1881 gestorben und das Polytechnikum ist sein letztes monumentales Gebäude, wie ihm deren die Reichshauptstadt unter ihren besten so viele verdankt, u. a. die Börse, die Reichsbank, den Umbau des Zeughauses.

Zu untersuchen, wie ihm dies letzte große Werk im Hinblick auf seine Bestimmung gelungen, ist hier nicht am Orte. Daß sich die Räume, von dem architektonisch überaus reich ausgestatteten Lichthofe abgesehen, in ihrer bei einem für Unterrichtszwecke bestimmten Bau selbstverständlichen Nüchternheit zu Kunstausstellungszwecken nicht sonderlich empfehlen liegt auf der Hand; dazu kommt die Unbequemlichkeit der weiten Entfernung von der Stadt, die Vertheilung über zwei Stockwerke, die Nothwendigkeit des Durchwanderns endloser Korridore und nicht in letzter Linie eine vielfach ebenfalls ungenügende oder geradezu die Bilderwirkung schädigende Beleuchtung. Sobald die Bilder auf der Südseite direkt von der Sonne getroffen werden, sind sie so gut wie unsichtbar, und auch auf der Ost- und Nordseite sind nur die seitlich an den Scheerwänden aufgehängten Gemälde in wirklich gute Beleuchtung gerückt, die an den Längswänden placirten erliegen dem Spiel der Reflexe.

Sonach charakterisirt sich auch dieses Auskunftsmittel als Provisorium und als einzig dankenswerthe und für die Zukunft hoffentlich festzuhaltende Neuerung begrüßen wir dabei die Verlegung der Ausstellung in die Frühjahrsmonate Mai und Juni. Die Suche nach passenden Räumlichkeiten wird demnächst von neuem beginnen, und eine definitive Lösung der Frage sich nur durch die Herrichtung eines eigenen Gebäudes herbeiführen lassen. Daß ein solches nach zweckmäßigsten Grundsätzen eingerichtet werden wird, dafür bürgen neben anderen Umständen die außerordentlichen Fortschritte, welche bei dem Umbau der Gemäldegallerie des alten Museums bisher gemacht worden sind. Wenn auch die im Ostflügel jetzt durchgeführte Anlage, wonach derselbe in eine Anzahl kleiner trapezförmiger Kabinette, deren kürzere Parallelseite der Fensterwand gegenüber liegt, getheilt und dadurch die denkbar beste Beleuchtung erzielt ist, vermöge ihrer räumlichen Opulenz sich bei der Beschränktheit unsrer Mittel für Kunstzwecke nicht überall wird durchführen lassen und namentlich die sparsame Vertheilung der Bilder über den Raum, wie sie hier in einzelnen Kabinetten festgehalten ist, ein frommer Wunsch bleiben muß, so wird doch dieses Beleuchtungssystem in Verbindung mit zweckmäßig eingerichteten Oberlichtsälen maßgebend bleiben müssen. Wir wollen an dieser Stelle gleichzeitig bemerken, daß die Museumsverwaltung, deren Achtsamkeit und Energie nicht genug anerkannt werden können, eine schmerzliche Lücke unserer Sammlungen durch den Ankauf des voraussichtlich letzten in absehbarer Zeit auf dem Markte zu erwerbenden Dürer'schen Bildes, eines mit stupender Lebenswahrheit und minutiösester Sorgfalt gemalten Portraits angeblich des Nürnberger Rathsherrn Jakob Muffel aus dem Jahre 1526, in dankenswerthester Weise ausgefüllt hat. Daran schließt sich die Erwerbung zweier Rembrandt's ersten Ranges: „die Vision des Propheten Daniel" und „Susanna im Bade", so daß nunmehr der niederländische Meister nach jeder Richtung seines reichen Schaffens in unserer Sammlung aufs Würdigste vertreten ist.

Bei einem allgemeinen Ueberblick über die Leistungen unsrer Kunst, wie sie nun auf dieser Ausstellung ans Licht treten, läßt sich von vornherein feststellen, daß eine irgendwie neue Richtung in der Entwicklung derselben nicht nachweisbar ist. Ein gewisser Rückzug des Naturalismus, den wir schon seit geraumer Zeit konstatiren können, macht sich auch hier bemerklich; im Uebrigen treten in der Malerei die altbekannten künstlerischen Individualitäten mit ihrer gewohnten Physiognomie, mit mehr oder minder-

werthigen Proben ihrer Begabung vor uns hin, und es läßt sich nur im Allgemeinen sagen, daß einerseits das unbestrittene Verdienst der naturalistischen Schule, die sorgfältigste Ausbildung der Technik, gute Früchte zu tragen fortfährt, andrerseits in den speziellen Zweigen der Malerei Portrait und Landschaft vorwiegen, daß im ersteren die realistische Auffassungsweise der idealisirenden mehr und mehr an Boden abgewinnt, in letzterer das Stimmungsbild die komponirte resp. historische Landschaft und die Vedoutenmalerei fast ganz verdrängt hat. Die religiöse Malerei ist so gut wie gar nicht, die historische nur schwach vertreten und im Genre gewinnt ein solider, vor allen Exzentrizitäten absehender Realismus gleichfalls mehr und mehr die Oberhand.

In der Plastik, die im Verhältnis zur Malerei vortrefflich vertreten ist, machen sich gleichfalls zwei grundlegende Richtungen bemerklich, wie dies seit dem Auftreten der modernen in der Formengebung fast malerischen Berliner Schule, die in Reinhold Begas ihr Haupt und ihr erstes künstlerisches Genie verehrt, stets der Fall war. Unter den Meistern der formenstrengen Rauch'ischen Richtung steht nach unserem Ermessen Rudolf Siemering nach wie vor in erster Reihe; wir halten ihn überhaupt für einen der bedeutendsten Bildhauer, die Deutschland je hervorgebracht und in der Portraitstatue wenigstens, wo es sich um die Wiedergabe der charakteristischen Wesenheit, der geistigen Individualität vorragender Geister handelt, wissen wir keinen Rivalen des Künstlers zu nennen. Halten wir in dieser Beziehung seinen bisher leider noch nicht zur Ausführung gekommenen Entwurf des Goethe-Denkmals für die Krone aller seiner Schöpfungen, und für die Krone moderner Portraitplastik überhaupt, so müssen wir auch, entgegengesetzt anderer Auffassung, in seinem Luther ein Werk von außerordentlicher Bedeutung anerkennen. Das Doppelwesen des echten Luther, des Luther der zwanziger Jahre, der fromme, gläubige Sinn des Predigers und die streitbare, furchtlose Energie des Reformators, kommen hier, zu einer höhern Einheit verschmolzen, zum glücklichsten Ausdruck. Mit der Linken drückt er die Bibel, auf deren Grunde sein Glaube ruht, mit ruhiger Sicherheit ans Herz, die Rechte dagegen zerknittert in thatkräftigem Zorn die päpstliche Bulle, bereit, sie den vernichtenden Flammen zu überliefern. Wie man dieser fast kriegerischen Haltung, diesem energischen, kampfsprühenden Gesichtsausdruck gegenüber behaupten kann, der Künstler habe einseitig die rein priesterliche Thätigkeit Luthers betont, bleibt uns unverständlich. Wenn von einer Einseitigkeit die Rede sein könnte, würde sie weit mehr nach der anderen Seite hin zu suchen sein. — Die Seiten des Sockels schmücken vier sehr lebendig charakterisirte Reliefs. Jenes der Vorderseite wiederholt in allgemein verständlicher, und daher für ein öffentliches Denkmal außerordentlich glücklicher Allegorie den Gedanken, welchen der Künstler in anderer Form auch in der Statue zum Ausdruck brachte: ein Engel schmettert mit dem Wappen Luthers den Satan zu Boden. Die beiden folgenden Reliefs zeigen wichtige Momente aus der Entwickelung des Reformators: die Disputation mit Eck und die Bibelübersetzung, und auf dem vierten wird er uns musizierend als Familienvater im Kreise der Seinen vorgeführt, eine Seite seines Wesens, die in der Statue selbst füglich nicht zum Ausdruck kommen konnte. So entspricht das Werk den Anforderungen, die man in erster Linie an ein öffentliches Denkmal zu stellen hat, in vollstem Maße; die Darstellung der Persönlichkeit deckt sich mit dem Bilde derselben, wie es im Volke lebt, und die streng künstlerisch komponirten und in eben so beredter als allgemein verständlicher Formensprache durchgeführten Reliefs ergänzen und stützen die Statue aufs Beste.

Auch die Siemering'sche Büste Langenbeck's giebt uns ein ebenso treues, wie lebendiges Bild der dargestellten Persönlichkeit, und wir bedauern nur, daß der Künstler

nicht auch seine Wilmsbüste, einen Imperatorenkopf von unvergleichlicher Großartigkeit der Auffassung, zur Ausstellung gebracht hat. Einer ähnlichen Richtung huldigt im Allgemeinen Julius Hähnel in Dresden. Doch findet in dessen Statue Michel Angelo's der gewaltige Genius des großen Florentiners nur einen flachen und konventionellen Ausdruck. Direkt an die Traditionen Buonarotti's knüpft Max Klein an, der namentlich mit kolossalen Gliedermaßen zu arbeiten liebt. Sein „besiegter Germane“ ist nicht minder wie sein „Löwenkämpfer“ ein Werk von außerordentlicher Kraft des Ausdrucks und energischer Formenbehandlung.

Zu der modernen Berliner Schule ist wohl auch Max Kruse zu zählen, dessen trefflicher Marathonläufer in seiner lebendigen Durchführung und sicheren Formenbeherrschung, zu den hervorragendsten Leistungen der Ausstellung von 1881 gehörte und jetzt für die Nationalgallerie in Bronze gegossen worden ist. Reinhold Begas selbst stellt eine wohl etwas idealisirte Büste der Kronprinzessin aus, die in der technischen Behandlung und in der geistvollen Auffassung und lebensprühenden Wiedergabe der Persönlichkeit die Hand ihres Meisters nirgend verleugnet, als besonders charakteristisch aber für seine Stellung in der Plastik die beiden Entwürfe zu den Denkmälern für die Humboldts. Sein Bruder, Carl Begas, ist mit einer ausgezeichneten Büste Reinholds vertreten. Durchaus selbständig, wenn auch durch Begas angeregt, arbeitet Gustav Eberlein, der Schöpfer des bedeutenden, leider wegen seiner Höhe und zu flacher Modellirung nicht genügend in die Augen springenden Frieses am Neubau des Kultusministeriums. Sein taubenopferndes Mädchen ist ein Werk voll liebenswürdigster, reizvollster Anmuth.

Da es an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein kann, eine Nomenclatur zu geben, so müssen wir uns mit der Erwähnung dieser in ihrer Art charakteristischen und hervorstechenden Arbeiten begnügen. Was nun die Malerei anbetrifft, so ist, wie schon erwähnt, die religiöse Kunst fast gar nicht, die Geschichtsmalerei ernsthaft nur durch zwei Bilder vertreten: Brozik's „Huß vor dem Konzil in Konstanz“ und Hellquvist: „Luthers Ankunft auf der Wartburg,“ beide, wie man sieht, von Ausländern gemalt. Brozik's Bild ist zweifellos ungleich bedeutender, als sein unserer Nationalgallerie einverleibter „Verlobungsantrag.“ Die malerischen Vorzüge, welche jenes Werk auszeichneten, sind auch diesmal vorhanden, nur ist der dem Bilde zu Grunde liegende Vorgang ungleich bedeutender und interessanter und die Komposition durchdachter und reicher. Geistig wie räumlich bildet Huß, dem eben das Todesurtheil aus dem Munde eines greisen Fanatikers entgegengeschleudert wird, den Mittelpunkt des Bildes, und so sorgfältig und liebevoll die prächtigen Gruppen der czechischen Edlen zur Rechten und der kirchlichen Würdenträger zur Linken behandelt sind, wird das Interesse doch in keinem Augenblicke zersplittert. Die Durchführung des malerischen Details ist ausgezeichnet. Anspruchsloser tritt das sehr tüchtig gemalte Hellquvist'sche Bild auf, welches sich an Tiefe und Nachhaltigkeit des Eindruckes mit desselben Künstlers Tod Sten Stures nicht zu messen vermag.

Die Porträtmalerei, der dankbarste Zweig der modernen Kunst, ist ungewöhnlich reich und theilweis vortrefflich vertreten. In erster Reihe glänzen Knaus, Gussow und Gustav Richter, deren Ruhm zu singen und deren Eigenart zu schildern überflüssig ist. Ihnen ebenbürtig reiht sich an der Franzose Bertier, dessen sehr realistisches, aber bis in alle Einzelheiten aufs Sauberste durchgeführtes und lebendigst charakterisirtes Porträt eines alten Landpastors zu den Perlen der Ausstellung zählt. Dagegen ist der Belgier Wauters unzweifelhaft ebenso manirirt wie raffinirt, und nicht minder raffinirt und manirirt, wenn auch mit höchst unzulänglichen Ausdrucksmitteln, ist der vielgepriesene

Modemaler Eckwall, dessen Bilder in ihrer trostlosen Flachheit thatsächlich an die Kupfer der Modejournale erinnern.

Das Genre ist nur sehr spärlich vertreten; Defreggers „Salontiroler", Dahls „Mädchenpensionat auf dem Eise", Vautiers „Schwarzer Peter" und Conrads „Zechende Landsknechte" (ein meisterhaftes Interieur) bestehen neben andern mit Ehren, ohne uns etwas Neues zu erzählen. An Feinheit der Technik ist Fritz Werner ihnen allen überlegen. Was wir in der Landschaft verloren haben, zeigt das köstliche Bild Adolf Liers, „Treisinger Moor bei Dachau." Die Leistungen dieses Meisters, eines der poesievollsten unserer Stimmungsmaler, gehören der Kunstgeschichte an. In der Nationalgallerie ist noch jetzt eine Separatausstellung seiner Werke veranstaltet, an welche sich eine Ausstellung der Werke Adolf Dreßlers, C. Neureuters und A. Eybels anschließt. Wie wir beiläufig erwähnen, hatte auch der Berliner Kunstverein im März eine Gesammtausstellung von Julius Huebners Arbeiten gebracht, welche die Vielseitigkeit dieses Meisters, der vorwiegend noch auf dem Boden der Düsseldorfer Schule stand, ins glänzendste Licht setzte. Natürlich ist mit Liers Tode sein Gebiet keineswegs verwaist: Bennewitz von Loesen und Scherres, Douzette und Deiters, J. von Klever und Kroener, Ockel und Oeder kultiviren die Stimmungslandschaft mit ebensoviel Liebe, wie Erfolg.

Ein schwer zu klassifizirender Künstler, der sich jeglicher Schablone entzieht, ist Arnold Boecklin. Der Gurlitt'sche Salon hatte in diesem Frühjahr drei Bilder von ihm ausgestellt, deren eines, „Das Spiel der Wellen" auch im Salon aufgenommen ist. Der Kampf zwischen Bewunderern und Zweiflern tobt auch vor diesem Bilde: wir stellen uns in die Mitte und bewundern die unvergleichliche Beherrschung der Farbe, die poetische Auffassung der Natur, die überaus reiche und bewegliche Phantasie des Künstlers, während wir seinem mythologischen Fabelwesen nicht die geringste Sympathie entgegenbringen und ihren geistigen Gehalt resp. ihre symbolische Bedeutung theils stark in Frage stellen, theils an den Haaren herbeigezogen finden. Technisch haben alle diese Gestalten keinen andern Zweck, als die Effekte in der Beleuchtung und in Kolorit zu vermannigfaltigen und zu steigern, und von seinen Schrullen abgesehen bleibt Boecklin jedenfalls immer ein großer Künstler und ein echter Poet, der der Natur mit feinem Ohre lauscht und in beredter Sprache wiederzugeben versteht, was er im Rauschen der Wellen und im Flüstern des Laubes vernommen.

Die Bekanntschaft eines andern hochbegabten Malers, Peter Janssen in Düsseldorf, hat Berlin auch erst in diesem Frühjahr durch Meiers Kunstsalon gemacht, obwohl ein Theil der Ausmalung der Nationalgallerie — die Prometheussage — von der Hand des Künstlers stammte. Derselbe hat sich inzwischen durch seine Historienbilder im Erfurter Rathhaus, und ausgezeichnete Porträts weithintragenden Ruhm geschaffen; sein hier ausgestelltes Bild: „Die Kindheit des Bacchus" zeigt ihn von einer neuen Seite und beweist, daß nicht nur die Musen, sondern auch die Grazien an seiner Wiege gestanden. Es wird uns wohl bald Gelegenheit geboten sein, auf die Gesammterscheinung dieses Künstlers zurückzukommen; für jetzt brechen wir ab, um noch eine kurze Rückschau auf theatralischem Gebiet zu halten.

An hervorragenden Ereignissen ist in dieser Richtung, soweit es sich um die literarischen Gesichtspunkte handelt, das letztverflossene Vierteljahr nicht besonders reich gewesen. Theatergeschichtlich und in gewissem Sinne auch kulturgeschichtlich am bedeutsamsten war jedenfalls die 100jährige Jubelfeier der ersten Aufführung von Lessings epochemachendem Toleranzdrama: „Nathan der Weise" in Berlin. Am 14. April 1783 war das Stück

im damaligen Nationaltheater zuerst auf die Bretter geschritten, jetzt nach Verlauf eines Jahrhunderts durfte es auf die stattliche Anzahl von 204 Aufführungen auf der königlichen Hofbühne zurückblicken. Das bestgebildete Publikum Berlins wohnte der von der Generalintendanz pietätvoll inszenirten Jubelvorstellung bei, und das Andenken an einen unserer größten Toten und seine unvergänglichen Siege auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft und der Kultur bannte die trüben Dünste, welche eine unschöne Gährung unserer Tage am Horizonte emporsteigen ließ. Mehr als vieles andere wirkt eine solche erhebende Feier ermuthigend, mahnend, anfeuernd für das lebende Geschlecht, sich der großen Genien der Vergangenheit würdig zu erweisen in That und Gesinnung, und in diesem Sinne ist es der Generalintendanz doppelt zu danken, daß sie unbeirrt durch schnell vorüberrauschende Tagesströmungen ihre ästhetische und moralische Pflicht so treu erfüllt hat.

Auf dem Gebiete der Tragödie und des ernsten Schauspiels ist von hervorragenden Novitäten — soweit wenigstens ein nachhaltiger Bühnenerfolg in Betracht kommt — nichts zu berichten. Hie und da versucht es eine Direktion, irgend ein älteres Werk, von dem sie sich Erfolge versprechen zu dürfen glaubt, auszugraben und neu aufgeputzt in Szene zu setzen, doch zumeist kommen alle diese Stücke über die üblichen drei Anstandsaufführungen nicht hinaus, und so ist es auch mit Eduard Tempeltey's altem (1859) historischen Trauerspiel: „Hie Welf, hie Waiblingen" gegangen, welches in Leipzig mit freundlichem Erfolge zur Aufführung kam, alsbald aber wieder hinter die Coulissen verschwand. Ein neues Volksstück von Ernst Wichert: „Peter Munk" vermochte sich auf derselben Bühne gleichfalls nicht lange zu behaupten, wie auch Heinrich Kruse's Tragödie: „Otto Voge, der Bürgermeister von Stralsund" — das Stück behandelt im wesentlichen die bekannten Schicksale Raven Barnekows — an dem Publikum Stuttgarts schnell vorüberrauschte, ohne nachhaltige Spuren seines Daseins zu hinterlassen. Daß es Richard Voß' gequältes Schauspiel: „Der Mohr des Czaren" zu keinem entscheidenden Bühnenerfolge bringen würde, war unschwer vorauszusehen und ist durch die Aufführung in Hannover bestätigt worden. Der augenblickliche verhätschelte Liebling des Publikums, der sich in dieser, der eines poeta laureatus ähnlichen Stellung mühelos von Sieg zu Sieg getragen fühlt, Ernst von Wildenbruch, hat bei seinem Debüt an der Wiener Hofburg eine Enttäuschung erfahren müssen; sein vaterländisches Schauspiel „Väter und Söhne" ist von dem Publikum mit Zurückhaltung aufgenommen und von der Kritik mit ziemlich unbarmherziger Schärfe zerpflückt worden. Für das erstere mag die spezifisch preußische Grundlage und Tendenz des Stückes maßgebend gewesen sein, der Kritik dagegen kann man nicht vorwerfen, daß sie sich von solch einseitiger Voreingenommenheit hätte leiten lassen, sie hat vielmehr die Schattenseiten der Wildenbruchschen Produktionsweise: gegenüber einem Ueberschuß an Handlung eine auffallende Schwäche der individualisirenden Charakteristik und völligen Mangel logisch folgerichtiger Entwicklung klar erkannt und allerdings mit größerer Schärfe ausgesprochen, als es bei uns zu Lande üblich ist. Es wäre zu bedauern, wenn sich der Dichter die ihm hier gewordenen Lehren nicht zu Herzen nehmen wollte; mit der bloßen Beherrschung des äußerlichen Apparates und mit der in seinem Falle allerdings eminenten und für den Dramatiker in vorderster Linie wesentlichen Fähigkeit, packende Szenen zu erfinden, läßt sich eine schnell errungene glänzende Stellung im Reich der Melpomene auf die Dauer allein nicht behaupten.

Zu den Schauspielen müssen wir wohl, zumal der Dichter selbst es so bezeichnet, auch Friedrich von Bodenstedt's: „Alexander in Korinth" rechnen, welches am

12. Mai im Berliner Schauspielhause als letzte Novität zur Aufführung kam. In anderer Gestalt, d. h. als Dreiakter, ist das Stück schon vor acht Jahren auf verschiedenen Provinztheatern erschienen. Es war ursprünglich in Prosa geschrieben; jetzt hat es der vielgewandte Dichter des Mirza Schaffy in Verse umgegossen, und als Exposition, die ursprünglich erzählend eingefügt gewesen, einen ersten Akt neugedichtet. In der Buchausgabe bezeichnet Bodenstedt sein Werk als althellenisches Kulturbild, und diese Benennung ist jedenfalls ungleich zutreffender und würde den Autor gegen die Einwürfe der Kritik im Vorhinein sicherer gestellt haben, als die Charakterisirung als Schauspiel, welche nothwendig, auch auf die Gefahr hin, des Doktrinarismus geziehen zu werden, zu der Untersuchung herausfordert, wie weit das Stück nunmehr den unveräußerlichen Ansprüchen des ästhetischen Kanons gerecht wird. Und da muß es offen gesagt werden, daß ihm zu einem Schauspiel nicht weniger fehlt, als Alles — ein Konflikt und eine Handlung. Ersterer ist zwar in der Exposition angedeutet und vorbereitet, fällt aber in den drei letzten Akten vollständig unter den Tisch und die letztere entwickelt einen so lahmen Flügelschlag, daß es ihr ganz unmöglich ist, sich durch vier volle Akte hindurch über dem Wasser zu halten. Wir wollen die Fabel des Stückes, die einer Komödie des englischen Dichters Lilly*), eines Vorläufers Shakespeares, entnommen ist, hier nicht des breiteren entwickeln; Timoklea, die edle Korintherin und ihre Tochter Kampaspe fallen bei der Eroberung Korinths durch die Macedonier in die Hände der Sieger, und Erstere vertheidigt heroisch sich und die Ehre ihrer Tochter. Da sie einen feindlichen Hauptmann ersticht, wird sie vor Alexander geführt; von irgend einer Gegenüberstellung der Charaktere ist nun aber nicht mehr die Rede: Alexander findet an der Kampaspe Wohlgefallen und beauftragt den Apelles dieselbe zu malen, verzichtet aber, als er entdeckt, daß sich dieser beiden Herzen gefunden haben, großmüthig auf seine Prärogative als Herrscher und Held und zieht von neuem in den Krieg. Für eine poetische Erzählung wäre der Stoff ausreichend, dramatisch fehlen ihm Hände und Füße, so daß er auf dem Theater nicht gehen und stehen kann. Um die Dürftigkeit der Handlung zu verdecken, hat nun der Dichter um dies magere Gerüst eine Fülle dekorativen Beiwerks geschlungen, welches die Augen der Zuschauer blendet und ergötzt, aber über die Kernlosigkeit des Ganzen auf die Dauer nicht hinwegzutäuschen vermag. Als Gegengewicht gegen die ernsten Figuren des Stückes ist die humoristische Trias des Diogenes mit seinem Schüler Kleanthes und des Spießbürgers Gorgias eingefügt, und allerlei Schaugepränge, wie Aufzüge und Tänze, zum Theil komischen Charakters, musikalische Beigaben, das Alexanderlied und die prächtig einherfluthenden Strophen des Chorführers, thun das Uebrige. Daß die Sprache des Stückes graziös und schwungvoll ist, daß es nicht an weisen Sprüchen und schönen Gedanken fehlt, versteht sich bei einem Dichter von der Formbeherrschung und der sententiösen Lehrhaftigkeit Bodenstedts von selbst. Das Gesammturtheil geht dahin, daß das Werk zwar eine anmuthige Dichtung, aber nimmermehr ein Drama ist. Da es von den ausgezeichneten Kräften der königlichen Bühne vortrefflich dargestellt wurde, und lyrischer Schwung und anmuthiger Reigentanz ihre Wirkung nicht verfehlten, so wurde auch mit dem Beifalle nicht gekargt; wieviel davon auf Rechnung des Mirza Schaffy zu setzen ist, wagen wir freilich nicht zu entscheiden. Daß sich das Werk auf der Bühne hält, ist in keinem Falle zu erwarten.

Von modernen Gesellschaftsstücken ist Paul Lindau's Schauspiel: „Mariannens Mutter“ in Weimar zur Aufführung gekommen und wird die Hauptprobe in der

*) The most excellent comedie of Alexander, Campaspe and Diogenes. London 1584.

nächsten Session am „deutschen Theater“ zu bestehen haben. Otto Franz Gensichens „Frau Aspasia“ hat am Berliner Schauspielhaus einen freundlichen Erfolg erzielt, ohne dadurch den Charakter einer Ephemeride zu verlieren, und dasselbe gilt von Albin Rheinisch's Lustspiel: „Die Freunde der Frau“ und von Emanuel Geibels Sprüchwort: „Echtes Gold wird klar im Feuer“; im letzteren muß gleichfalls die Poesie der Sprache über die Dürftigkeit der Handlung hinwegtäuschen. Hugo Lubliner's (weiland Bürger's) Schauspiel: „Aus der Großstadt“ wird seinen Weg zwar über alle deutschen Bühnen nehmen, aber die dramatischen Muskeln dieses Stückes sind nicht stark genug, um die Wanderung über diesen steinigen Pfad länger als vielleicht durch zwei Saisons ertragen zu können. Bekanntlich ist es bisher noch Niemand gelungen, ein Lublinersches Stück nachzuerzählen; er pflegt seine Fabeln so komplizirt und vielverschlungen zu gestalten, pflegt so viele Fäden anzuknüpfen, die er achtlos fallen läßt, pflegt uns mit seinen Charakteren, namentlich den meist recht harmlosen Intriguanten, hinter deren wahres Wesen wir in der Regel erst im letzten Augenblick kommen, so zu mystifiziren, kurz und gut, er häuft Stoffe und Motive so kraus durch- und übereinander, daß es unmöglich ist, dies Chaos in schlichter Prosa zu entwirren, falls man nicht eine Abhandlung schreiben will, welche das Stück selbst etwa um das Doppelte an Länge übertrifft. Wir betonen deshalb hier nur, daß er wie immer grellen Effekten aus dem Wege gegangen ist, eine Reihe wirksamer und ansprechender Szenen erfunden hat und seine Fähigkeit, einen geschmackvollen und gescheidten Dialog zu schreiben, auch hier nicht verläugnet. Der Titel verlockt auf Irrwege; trotz einiger nebenherlaufenden Anspielungen könnte das Stück ebensowohl in Kassel wie in Berlin spielen, nothwendig und entscheidend für den Gang seiner Entwicklung ist es keineswegs, daß die Personen Großstädter sind. Verschwiegen soll nicht werden, daß die Rettung, welche der Graf Arenburg der Heldin des Dramas, Ruth, angedeihen läßt, mehr als erlaubt auf Schrauben gestellt ist.

Von neueren Lustspielen ist Rudolf Gottschall's: „Spion von Rheinsberg“, der nach einer Episode in des Verfassers Roman: „Im Bann des schwarzen Adlers“ bearbeitet ist, an verschiedenen Bühnen mit gutem Erfolge zur Aufführung gekommen. Die Kritik beurtheilt das Stück, welches uns im Drucke noch nicht vorliegt, im Allgemeinen günstig, lobt den effektvollen Aufbau, die geistvolle Charakteristik und die vornehme Sprache, scheint aber in der Majorität einem Zusammenziehen von 5 auf 3 Akte das Wort zu reden. Dahn's Lustspiel: „Der Kourier nach Paris“ ist in Königsberg sehr beifällig aufgenommen worden, dagegen scheint L'Arronge's: „Die Sorglosen“ sowohl in Leipzig wie in Frankfurt a. M. auf eine Opposition gestoßen zu sein, an welche der fruchtbare und in seinem Genre sehr verdienstvolle Autor nicht gewöhnt ist. Ein noch stärkerer Mangel an Handlung, als ihn die bisherigen Stücke L'Arronge's aufwiesen, scheint in diesem Falle durch die hübschen, stets gut erfundenen Stimmungsbilder, in denen er Meister ist, nicht zur Genüge aufgewogen worden zu sein. Ein Lustspiel von Girndt: „Marionetten“, ist am Wallner-Theater, dessen künstlerische Leistungen mit seinem alten Ruhme überhaupt mehr und mehr in Gegensatz gerathen, durchgefallen, und auch G. v. Mosers in Verein mit Heyden verfaßte neue Posse: „Köpnickerstraße 120“ entging ebendaselbst nur mit Mühe dem gleichen Schicksal.

Mit der Aufführung der tollen und sehr gewagten Posse: „Unsere Sonnabende“ von Labiche und Duru, hat das Residenztheater auch diesmal wieder einen glücklichen Griff gethan; zwar sind die episodischen Rollen des Stückes zu breit ausgearbeitet, aber das Durcheinander ist so belustigend, die Situationen sind so geschickt und wirksam zugespitzt, die Personen so ergötzlich charakterisirt und der Grundgedanke trotz aller Frivo-

lität so witzig, daß nur ein griesgrämiger Hypochonder die Stirn in Falten ziehen kann. Nicht das Wenigste trägt das ausgezeichnete Spiel Kadelburgs zum Erfolge des Stückes bei. Das Wallnertheater hat mit ihm und Engels zwei Schauspieler verloren, für die es auf lange Zeit hinaus keinen Ersatz finden dürfte.

Literarische Berichte.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. W. Koner. Redaction der Karten von Heinrich und Richard Kiepert. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer. No. 100. 103.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Ders. Verlag. Bd. IX. No. 8. 10. Bd. X. No. 1 (1883). No. 2.

Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk von L. Rütimeyer. Basel, Genf und Lyon. Georg's Verlag. 1883.

Peru. Reise- und Forschungserlebnisse aus dem Lande der Inkas. Von E. George Squier. Ins Deutsche übertragen von Prof. Dr. J. Heinrich Schmidt. Autorisirte Ausgabe. Mit 260 Illustrationen. Leipzig, 1883. Alwin Georgi. Das Werk ist auf 20 Lieferungen zu 80 Pf. berechnet. Ladenpreis nach Vollendung desselben 20 Mark.

Man hat jenes Zeitalter, in welches man die Grenzscheide des Mittelalters und der neueren Geschichte setzt, als das Zeitalter der Entdeckungen und Erfindungen bezeichnet. Die Gegenwart verdient diesen stolzen Namen nicht minder auf dem einen wie auf dem andern Gebiete. Unter den Entdeckungen stehen die geographischen in vorderster Reihe. Die gewaltige Anregung, welche vor allem A. v. Humboldt und Heinrich Ritter gegeben haben, sie haben in den jüngsten Jahrzehnten eine auf das Ueberraschendste gesteigerte Wirkung hervorgerufen durch die Anwendung der modernen Prinzipien der Vergesellschaftung und der Arbeitstheilung auf die geographische Forschung. Solche Gedanken und eine große Reihe verwandter, welche wir hier kurz abbrechen, sind es, die sich uns jedesmal aufdrängen, wenn wir in die allumfassenden und überreichen Veröffentlichungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen Blick werfen.

Berühren können wir hier von vielem nur weniges, des Hervorhebens uns besonders würdig Erscheinendes. In den beiden vorletzten Heften des siebzehnten Bandes (1882) sind die Aufzeichnungen über die Stadt Chât in der Sahara sehr merkwürdig, welche G. Adolf Krause in Tripolis der Freundschaft eines vornehmen Chataners, des Hâdsch (Pilgers) Otmân ben Omar verdankt. Nur in chronologischen Dingen scheinen sie unzuverlässig zu sein. Die Sprache, in welcher die Mittheilungen verfaßt sind, welche Krause uns theils durch Inhaltswiedergabe, theils durch Uebersetzung zugänglich macht, ist die Sprache der Haussa.

Willkommene Aufklärung über einen der jüngsten Zweige der geographischen Wissenschaft bietet der Aufsatz des Dr. W. Götz: Die Aufgabe der „wirthschaftlichen Geographie" („Handelsgeographie"). Den nach einer portugiesischen Arbeit mitgetheilten neuen Angaben über eine Anzahl Nebenflüsse des Amazonas ist eine Karte beigefügt. Sehr wichtig, wie uns scheint, für einen noch wenig bekannten Theil von Ostturkestan sind die Mittheilungen, welche K. Himly, eine Publikation in Bd. XV fortsetzend, im sechsten Hefte des Bds. XVII unter der Ueberschrift „Einiges über das Si Yü Shui Tao Ki" giebt. Im ersten Hefte des folgenden Bandes bieten die beiden Kiepert eine Karte der Ruinenfelder von Babylon mit einer Einleitung, welche, ebenso wie die Karte selbst, die Ergebnisse aller gründlichen Forschungen über dies so lange der Erkenntniß der Kulturwelt verschlossen gewesene Gebiet, vor allem von den epochemachenden Chesney'schen Expeditionen an, mit bekannter Klarheit und Uebersichtlichkeit giebt.

Aus den „Verhandlungen" heben wir folgende Berichte und Vorträge besonders hervor: Den Bericht über den Schiffbruch der Eira und die Rettung der Expeditionsmitglieder (IX, 8), den Audebert'schen Vortrag über Madagaskar, der manches neue enthält, das gegenwärtig von besonderem Interesse ist (IX, 9), den ethnographisch bedeutsamen Vortrag des Dr. Aurel Krause über die Thinkithen des südöstlichen Alaska, dem sich mit ähnlichem Inhaltreichthum Dr. O. Finsch Mittheilungen über seine Südseereisen anschließen (IX, 10). Noch größere Resultate sind es, welche der russische Reisende Miklucho Maklay der klugen und umsichtigen Ausnutzung seines mehrfachen längeren Aufent-

haltes auf Neuguinea verdankt (X, 2). Außerhalb der Reihe aber wollen wir Major v Mechow's Bericht über seine Kuanzaexpedition erwähnen, welcher durch eine vortreffliche Karte dem allgemeinen Verständniß näher gebracht wird. Von S. Paulo de Luanda fuhr Mechow im Nov. 1878 den Kuanzastrom (Kuango ist hier natürlich Druckf.) bis Dondo aufwärts, und erreichte durch eine interessante Landreise den Kuango, den letzten großen linken Nebenfluß des Congo, durch dessen Thal er nun aufwärts zog. An der Stembare Kingungi nöthigte die Furcht seiner Leute den kühnen Reisenden zur Umkehr, nur 8 bis 10 Tagereisen von Congo, welche freilich durch das Gebiet dreier Kanibalenstämme gegangen wären. In Tembo Alumba und Muota Jamoo lernte er Negerfürsten von hoher Einsicht und trefflicher Gesinnung kennen, welche sich ihm in jeder Weise förderlich erwiesen. Glücklicher sind bekanntlich, in anderer Route, Pogge und Wißman gewesen, welche er auf seinem Rückwege traf.

Ein interessantes Buch von mehr populärem Charakter sind Squier's „Reise- und Forschungserlebnisse in dem Lande der Inkas.“ Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen die Beschreibungen der so merkwürdigen architektonischen Denkmäler der von den Spaniern brutal zerstörten hochbedeutenden altperuanischen Kultur. Aus den, gleichfalls meist abgebildeten, den Todten mitgegebenen Geräthschaften stellt Squier mit Scharfsinn und feiner Verknüpfungsgabe die Umrisse eines jetzt verschollenen für uns prähistorischen Lebens wieder her. Die Erlebnisse des Reisenden bringen, überall das Leben der Gegenwart beleuchtend, farbige Mannigfaltigkeit in das Buch. Bis jetzt liegen 5 Lieferungen von demselben vor.

Das Rütimeyer'sche Buch über die Bretagne erschließt unserer Erkenntniß und Vorstellung eines der merkwürdigsten Länder Europas. Ganz im Geiste nicht nur Ritters, sondern auch Riehls bringt der Verfasser den Zusammenhang zwischen Land und Leuten überall zur Geltung, wenn auch in dem ersten Kapitel „Die Bretagne“ das geologische Element überwiegt. Zweifel gegen die Gletschertheorie Rütimeyers auszusprechen, ist hier nicht der Ort. Interessant dürfte es unsern Lesern und dem Verfasser selbst sein, daß dies Durch- und Ineinander von Land und Meer, welches für ihn den Hauptcharakterzug eines großen Theils der Bretagne ausmacht, von einem antiken Schriftsteller in ganz ähnlicher Weise dem geologisch und geographisch nahe verwandten Britannien beigelegt wird. Tacitus behauptet im Leben des Agricola: nusquam latius dominari mare, multum fluminum huc illuc ferre nec littore tenus accrescere aut resorberi, sed influere penitus atque ambire et iugis etiam ac montibus inseri velut in suo. B.

Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. Von Johannes Jansen. Freiburg im Breisgau (Herder) 1883.

Es mag zugegeben werden, daß Jansen tendenziös schreibt, aber, Hand aufs Herz! schreiben die evangelischen Biographen Luthers ohne Tendenz? Es scheint in dieser Persönlichkeit und ihrer weltgeschichtlichen Stellung zu liegen, daß, wer ihr volles Bild herausarbeiten will, sich der ira nach der einen, dem studium nach der andern Seite nicht ganz entziehen kann. Die sehr häßlichen, mit dem üblichen Hinweis auf die Derbheit der Zeit denn doch nicht abgethanen Aeußerungen, welche Luther über Papst und Papstthum gethan hat, und manche andere das heiligste Gefühl des Katholiken schwer verwundende Aussprüche lassen diese Persönlichkeit dem katholischen Historiker von vornherein in Umrissen erscheinen, in welche sich die für den evangelischen Geschichtschreiber weit überwiegenden großen Züge des Mannes nicht einfügen wollen, während sich alles Kleine, Unreine und Unedle von selbst hineinzeichnet. Wenn Jansen Luther für den Antichrist erklärte, was er nicht thut, so könnten doch diejenigen Apologeten Luthers ihm das nicht zum Verbrechen machen, für welche das Papstthum das Antichristenthum ist. Jansens protestantische Gegner haben ihm nachweislicher und nachgewiesener Maßen mit einer ganzen Reihe von Beschuldigungen Unrecht gethan. Selbst der milde Köstlin — von Ebrard gar nicht zu reden — hat sich von einem ja an und für sich edlen Eifer zu Wendungen hinreißen lassen, welche, nachdem Lessing sie einmal verdammt hat, vor allem der theologischen Polemik fern bleiben sollten. Wir rathen allen denjenigen, welche Jansens Geschichtswerk und die Schrift „An meine Kritiker“ kennen, an, nun auch die zweite Streitschrift zu lesen, schon um der Gerechtigkeit willen. Dem unbefangenen Protestanten wird Luther mit allen seinen Fehlern, mit den zum Theil recht tiefen Schatten, welche an seiner naturgewaltigen Persönlichkeit haften, doch gerade so wie er ist, der Mann der Vorsehung bleiben, und würdig der dankbaren Feier, mit welcher das evangelische Deutschland das vierhundertjährige Fest seiner Geburt zu begehen denkt. Wozu die Schwächen Luthers dem Bewunderer dienen sollen, das hat ja schon Lessing gesagt. B.

Kinder des Reiches. Romancyclus von Wolfgang Kirchbach. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 2 Bde.

Verfasser bezeichnet in der Vorrede seinen Romancyclus als eine Art von „göttlicher Komödie in Prosa“, nur daß nicht allein die Geister des Erhabenen, Gewaltigen, sondern auch die der Anmut, des ungebrochenen Humors, im Laufe der Erzählungen auch die der einfachen Schönheit zur Geltung kommen sollen. Die Idee des Reichs soll sich in dem Cyclus als eine immanente manifestiren. Nach Form

und Kunst, nicht minder aber nach seinem geistigen Gehalte, wünscht Verfasser ihn als eine bescheidene, aber ernste Frage an das deutsche Vaterland, an das „Reich" betrachtet zu wissen. Diesem stolzen Programm gegenüber nimmt sich das Werk selbst etwas dürftig aus. Der Cyclus wird eingeleitet von einer Art von Vision, die auf dem Wetterstein spielt; die Novellen spielen alle in der neuesten Zeit in Berlin, in Leipzig, in München, an der Wartburg u. s. w. und schildern mit greller Realistik den Boden des neuen deutschen Reiches, seine Bewohner und die sie beherrschenden Ideen. Dazwischen kommt eine Satire „Allvater Wodans abenteuerliche Reise." Die Idee des Reiches spukt im ganzen Buche; sie offenbart sich in allerhand patriotischen, begeisterten, verzückten, oft aber unbedeutenden Reden aller auftretenden Personen. Wir wollen nicht verhehlen, daß auch sehr erhabene, von großem Talent zeugende Scenen in dem Roman vorkommen, aber sie sind vereinzelt und können nicht entschädigen für manche große Fehler des Romans. Die Frage an das Reich wäre in der That besser ungethan geblieben.

Eduard Engel, Geschichte der englischen Literatur. Leipzig, 1883. W. Friedrich.

Der geistvolle Verfasser der jetzt vollständig vorliegenden „Geschichte der französischen Literatur" läßt jetzt eine solche der englischen nachfolgen. Das Werk erscheint bis zum Herbste in 8 — 9 Marklieferungen und soll eine Darstellung der gesammten englischen Nationalliteratur von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage enthalten. Der bisher wenig systematisch behandelten Literatur des 19. Jahrhunderts wird ein volles Drittel des Werkes gewidmet sein. Zahlreiche Proben in Prosa und Poesie, größtentheils in deutscher Uebersetzung, verleihen dem Buche einen besonderen Wert. Die Darstellung ist anziehend, frisch und klar, und soweit das erste vorliegende Heft erkennen läßt, auf umfassender Sachkenntniß basirt. Das erste Heft enthält die Kapitel: Die englische Sprache. Die älteste englische Literatur 7. — 14. Jahrhundert. Altenglische und altschottische Volkspoesie. Geoffroy Chaucer.

Palästina von G. Ebers. Lieferung 29—32. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Dieses vorzügliche Werk, über welches wir schon einzelne Berichte früher in dieser Zeitschrift veröffentlicht hatten, eröffnet mit der 29. Lieferung einen neuen Band. Die weitere Ausführung des Werkes in wissenschaftlicher wie in künstlerischer Beziehung gestaltet dasselbe zu einem sehr lehrreichen, höchst interessanten, mit meisterhaften Illustrationen versehenen Buche über das gelobte Land. Die Schilderungen des Libanon, von Beirut, Sidon, Tyrus u. s. w. sind für den Gelehrten, Künstler und Laien in gleicher Weise anziehend. Ebers greift tief in die Geschichte, in das Volksleben, in die Kunst des Landes ein und führt mit großer Lebendigkeit die Naturschönheiten desselben dem Leser vor. Ueber Tripolis schreibt der Autor, daß die dortigen Bewohner stolz auf die großen Schönheiten ihrer Heimat sind, sie dürfen aber auch stolz sein auf die griechisch-syrischen Frauen, welche hier in besonderer Schönheit erblühen und die in christlichen Schulen zum Theil erzogen werden. — Auch über die Phönizier und über andere Völkerstämme, sowie über die Alterthümer, welche sich dort vorfinden, enthalten die neuen Lieferungen sehr werthvolle Mittheilungen und Abbildungen.

E. Gerland, Licht und Wärme. Leipzig 1883. G. Freytag.

Der durch seine Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Physik rühmlichst bekannte Kasseler Gelehrte giebt hier eine kurze, aber in den wichtigsten Gebieten vollständige Darstellung der Lehre von Licht und Wärme. Auch die schwierigsten Kapitel, wie beispielsweise die Erläuterung des Lichtes als Wellenbewegung, oder die Darstellung des Wesens der Absorption, sind ohne Anwendung von außerordentlichen Hilfsmitteln in klarer und allgemein faßlicher Weise ausgeführt. Die Illustrationen sind aus den besten Werken über den Gegenstand mit Sorgfalt ausgewählt, und in den biographischen Notizen über eine große Anzahl von Männern, welche sich um das in Rede stehende Wissen verdient gemacht haben, verleugnet sich der Historiker nicht. Wenn neben allen diesen Vorzügen etwas an dem Buche auszusetzen ist, so ist es dies, daß der Verfasser sich nicht auf die Lehre vom Licht einerseits oder die von der Wärme andrerseits beschränkt, sondern beide zusammengefaßt hat. Licht und Wärme, das ist eine sehr populäre, aber durchaus keine wissenschaftliche Zusammenstellung; nicht nur die Methoden, auch das Wesen der Erscheinungen und Gesetze, und die Mannigfaltigkeit ihrer Aeußerungen ist in beiden Gebieten eine gänzlich verschiedene. Das Buch selbst liefert hierfür den besten Beweis; es zerfällt eben in zwei gänzlich für sich bestehende Hälften. Für sich genommen leidet jedoch keine dieser Hälften hierunter, und das Buch kann der bildungsbedürftigen Laienwelt mit bestem Gewissen empfohlen werden.

A.

Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau. Druck von **C. H. Schulze & Co.** in Gräfenhainichen.
Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Trewendt** in Breslau.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.